

B O H E M I A

J A H R B U C H des C O L L E G I U M C A R O L I N U M

BAND 8

Verlag Robert Lerche München, vormal's Calve'sche Universitätsbuchhandlung Prag
München 1967

Die Jahrbücher des Collegium Carolinum / Forschungsstelle für die böhmischen Länder / erscheinen in zwangloser Reihenfolge in Fortsetzung der vom ehemaligen Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegebenen Jahrbücher. Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Herausgegeben im Auftrag des Collegium Carolinum von
Univ.-Prof. Dr. Karl Bosl, München

Schriftleitung: Dr. Gerhard Hanke, 8 München 22, Thierschstraße 11—17/IV

Auslieferung Juni 1968

Satz, Druck und Einband:
Buchdruckerei Michael Laßleben, 8411 Kallmünz

INHALT

ABHANDLUNGEN	Seite
Bosl, Karl: Wandel und Tradition im Geschichtsbild der Deutschen und Tschechen	9
Schwarz, Ernst: Das Ende der Völkerwanderungszeit in Böhmen und die Herkunftsfrage der Baiern. Ein kritischer Überblick des derzeitigen Forschungsstandes	23
Bauer, Christine: Johannes von Iglau. Eine Auslegung der zehn Gebote . .	59
Klier, Richard: Der Konkurrenzkampf zwischen dem böhmischen und dem idrianischen Quecksilber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts	82
Schieche, Emil: Umfang und Schicksal der von den Schweden 1645 in Nikolsburg und 1648 in Prag erbeuteten Archivalien	111
Merten, Klaus: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Kralowitz (Kralovice bei Pláň)	134
Merten, Klaus: St. Salvator im Clementinum — ehemals böhmische Jesuitenkirche — und die Wälsche Kapelle in der Altstadt Prag	144
Bachmann, Erich: Zwei Bildnisse von Johannes Kupežky	163
Fischer, Karl: Die mathematischen, physikalischen und astronomischen Handschriften in den Bibliotheken der Slowakei	176
Habsburg, Otto v.: Die Schlacht bei Königgrätz als geschichtlicher Wendepunkt	190
Habsburg, Otto v.: Die politische Entwicklung Europas seit 1866	204
Wolfe, James H.: Woodrow Wilson und das Selbstbestimmungsrecht. Das Problem der böhmischen Grenze	217
Boldt, Frank: Karel Čapeks „Život a dílo skladatele Foltýna“ und Thomas Manns „Doktor Faustus“	227
Broszat, Martin: Die Reaktion der Mächte auf den 15. März 1939	253
Prinz, Friedrich: Ideologische Aspekte der Vertreibung	281
Burian, Peter: Die Dokumente der Vertreibung der Sudetendeutschen . . .	292
Kotrba-Skalický, Oswald: Tschechische Stellungnahmen zum Transfer-Problem und zur Transfer-Tatsache	302
Reindl-Mommsen, Margareta: Die Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei nach 1945	315
 MISZELLEN	
Schwarz, Ernst: Raabs — tschechisch Rakousy	325
Korkisch, Gustav: Die Chronik des Mährisch-Trübauers Michael Heiger (1676—1725)	334

Otruba, Gustav: Die Wirtschaft Böhmens und Mährens (1760). Dargestellt in einem Lehrbuch für Kronprinz Joseph (II.)	351
Preradovich, Nikolaus v.: Der k. u. k. Marinekommandant Admiral Max Freiherr v. Sterneck (1829—1897)	367
Kriss-Rettenbeck, Lenz: Die Krippe als Phänomen zwischen Skulptur und Spiel	382
Wessely, Kurt: Die tschechoslowakische Wirtschaft im Zeichen der Reform	389
Turecek, Otto: Bemerkungen zum gegenwärtigen tschechoslowakischen Kulturleben	397

BUCHBESPRECHUNGEN

Historica VI, VII, VIII. Les sciences historiques en Tchécoslovaquie (Ferdinand Seibt)	402
L. Havlík: Velká Morava a středoevropsství Slované (Emil Schieche)	409
R. Gicklhorn: Thaddäus Haenkes Reisen und Arbeiten in Südamerika (Karl A. Sedlmeyer)	412
Ch. Thienen-Adlerflycht: Graf Leo Thun im Vormärz (Friedrich Prinz)	413
K. Frommelt: Die Sprachenfrage im österreichischen Unterrichtswesen 1848—1859 (Friedrich Prinz)	415
W. Wagner: Geschichte des k. und k. Kriegsministeriums. Bd. 1 (Friedrich Prinz)	416
B. Sutter: Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897. Bd. 1 (Harald Bachmann)	418
Die nationale Frage in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1900—1918 (Friedrich Prinz)	421
H. Rumpler: Max Hussarek (Friedrich Prinz)	422
Nemecká otázka a Československo (1938—1961) sowie Studia Historica Slovaca I und II (Ruprecht Steinacker)	423
Zd. Jičínský: K politické ideologii buržoazní ČSR (Hans Lemberg)	426
W. Maser: Die Frühgeschichte der NSDAP — Hitlers Weg bis 1924 (Fritz Peter Habel)	429
Odboj a revoluce 1938—1945 (Rudolf Hilf)	431
Ch. Willars: Die böhmische Zitadelle (Friedrich Prinz)	434
J. Koutek: Quinta colonna all' Est (Fritz Peter Habel)	436
J.K. Hoensch: Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik (Friedrich Prinz)	439
S. Merkle: Ausgewählte Reden und Aufsätze (Georg Schwaiger)	441
H. Kuhn: Der Kommunismus in der Tschechoslowakei (Rudolf Hilf)	442
L. Schacherl: Wege ins Exil (Ferdinand Seibt)	443
L. Schacherl: Böhmen (Ferdinand Seibt)	444
J. Herzogenberg: Prag (Friedrich Prinz)	445

ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN ENG- LISCHER SPRACHE	446
ZUSAMMENFASSUNGEN DER ABHANDLUNGEN IN FRAN- ZÖSISCHER SPRACHE	459
PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MIS- ZELLEN	473
STICHWORTREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MIS- ZELLEN	483

MITARBEITER DES JAHRBUCHES

- Bachmann, Erich, Dr. phil., apl. Prof. a. d. Univ. München.
 Bachmann, Harald, Dr. phil., Studienprof., Fürth.
 Bauer, Christine, Studienassessorin, Heidenheim.
 Boldt, Frank, stud. phil., Bremen.
 Bosl, Karl, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. München.
 Broszat, Martin, Dr. phil., wissenschaftl. Mitarbeiter d. Instituts f. Zeitgeschichte, München.
 Burian, Peter, Dr. phil., Köln.
 Fischer, Karel, Dr. phil., Prag.
 Habel, Fritz Peter, Dr. phil., München.
 Habsburg, Otto von, Dr. rer. pol., Pöcking/Obb.
 Hilf, Rudolf, Dr. phil., München.
 Klier, Richard, Dr. phil., Oberstudienrat i. R., Nürnberg.
 Korkisch, Gustav, Dr. phil., Wien.
 Koprba-Skalicky, Oswald, Schriftsteller, Wien.
 Kriss-Rettenbeck, Lenz, Dr. phil., wissenschaftl. Mitarbeiter im Bayerischen Nationalmuseum, München.
 Lemberg, Hans, Dr. phil., Köln.
 Merten, Klaus, Dr. phil., Frankfurt/M.
 Otruba, Gustav, Dr. phil., ao. Prof. a. d. Hochschule f. Sozial- u. Wirtschaftswissenschaften, Linz.
 Preradovich, Nikolaus von, Dr. phil., Doz., stellvertr. Leiter d. Instituts z. Erforschung histor. Führungsschichten, Bensheim.
 Prinz, Friedrich, Dr. phil., o. Prof. a. d. Univ. Saarbrücken.
 Reindl-Mommson, Margarethe, Lic. rer. pol., Heidelberg.
 Schieche, Emil, Dr. phil., Doz. a. d. Univ. Stockholm.
 Schwaiger, Georg, Dr. theol. habil., o. Prof. a. d. Univ. München.
 Schwarz, Ernst, Dr. phil., em. o. Prof. a. d. Univ. Erlangen.
 Sedlmeyer, Karl Adalbert, Dr. rer. nat., Prof., Siegertsbrunn bei München.
 Seibt, Ferdinand, Dr. phil., Doz. a. d. Univ. München.
 Steinacker, Ruprecht, Realschuldirektor, Düsseldorf.
 Turecek, Otto, Dr. phil., Lehrbeauftragter a. d. Univ. Wien.
 Wessely, Kurt, Dr. jur. et Dr. rer. pol., Prof., Ostwirtschaftsreferent d. Österr. Ost- u. Südosteuropa-Instituts, Wien.
 Wolfe, James H., Prof. a. d. Univ. of Maryland, College of Business and Public Administration, College-Park.

WANDEL UND TRADITION IM GESCHICHTSBILD DER DEUTSCHEN UND TSSCHECHEN

Von Karl Bosl

Es ist keine Frage, daß das Schicksal der in der westdeutschen Bundesrepublik lebenden ethnischen Volksgruppe der Sudetendeutschen, die alljährlich auf dem Sudetendeutschen Tag der deutschen und der Weltöffentlichkeit gegenüber einen noch sehr geschlossenen Eindruck machte, wesentlich davon abhängt, wie weit es ihr gelingt und möglich ist, trotz einer weitgehenden Assimilierung und Integration in die Gesellschaft der neuen Heimat, ihr eigenes Selbstbewußtsein und damit vor allem ihr Geschichtsbewußtsein ungebrochen und zumindestens aktiv und lebendig zu erhalten. Solange es politische, finanzielle und ähnliche Forderungen als Ergebnis der Vertreibung anzumelden und durchzusetzen galt und gilt, war und ist das relativ leicht und aktuell. Je weiter aber eine politische Lösung des Vertriebenenproblems, vor allem der Abschluß eines Friedensvertrages, in die Ferne rückt, umso akuter wird die Gefahr des Erlöschens und Vergessens eines eingeprägten, geschichtlichen Bewußtseins. Für den, der es aufgegeben hat, an eine Lösung der Rückkehrfrage zu glauben, hat es einen anderen Sinn, sich ein Bild der Geschichte seiner alten Heimat zu machen und zu erhalten, als für den, der es noch immer als mögliches politisches Ziel betrachtet, durch Verhandlungen eines Tages in irgendeiner Form in die alte Heimat zurückzugelangen. Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein des ersten Typs wird romantisch-passiv oder realistisch oder beides zugleich sein, das des zweiten Typs dagegen dynamisch, aktivistisch und auf bestimmte neuralgische Punkte in diesem Geschichtsbild ausgerichtet sein. Doch damit haben wir bislang nur das individuelle Geschichtsbild und Geschichtsbewußtsein des einzelnen genannt. Man darf nicht vergessen, daß die ethnische Gruppe als Kollektiv sich auch ein Gesamtgeschichtsbewußtsein erhält und erarbeitet, das nicht nur die Summe der individuellen Einzelbilder ist, sondern ein verbundenes, die einzelnen Bewußtseinsinhalte zusammenführendes und daraus ein neu geschaffenes Gesamtbewußtsein werden oder sein könnte. Hier gilt es, festzustellen, daß eine Gesamthaltung zu Vergangenheit und Gegenwart, zu Schicksal, zu Unschuld und Schuld nur eine Volksgruppe mit einem besonderen Selbstbewußtsein, eigenem Kultur- und Geschichtsbewußtsein entwickeln kann, die eine Verantwortung und Verpflichtung für das Ganze der Gruppe und für die Aufgabe der Einzelgruppe innerhalb von Gesellschaft und Volk kennt.

Ethnische Gruppen sind oder können sein natürliche und Gesinnungsgemeinschaften auf Grund gemeinsamer Abstammung, eines natürlichen Zusammengehörigkeitsgefühls, das vor allem auf der Familie aufbaut, und

gemeinsamer Schicksale und Erlebnisse, vor allem gemeinsamen Leides. Je nach ihrer Kulturhöhe und ihren ethischen Kräften haben sie ein unterschiedliches Verhalten zu den ethischen Werten und zu ihrer Geschichte und Tradition. Hier liegt nun heute die entscheidende Frage, wie sich die ethnische Gruppe der Sudetendeutschen, die erst im 20. Jahrhundert zu einer politischen Gemeinschaft zusammenwuchs und sich nicht auf einen seit dem Spätmittelalter ausbildenden Neustamm zurückführen läßt, wie etwa die Schlesier, in der Konfrontation mit der gesamtdeutschen Geschichte, die durch die Teilung selbst fragwürdig geworden ist oder werden könnte, aber auch in Konfrontation mit der europäischen und Weltgeschichte, der heute niemand mehr auszuweichen vermag, geistig behaupten und so wandeln kann, daß sie auf die veränderte Situation sachgerecht zu reagieren und ihr Eigenbewußtsein darauf einzustellen vermag, ohne es zu brechen oder aufzugeben. Das hängt von der inneren Konsistenz, dem Zusammengehörigkeitsgefühl und dem ethnischen Band ab, das die Gruppe in einer fremden Umgebung, in fremder Gesellschaft und inmitten anderer Gruppen neu zu entwickeln oder mindestens in der Substanz zu bewahren vermag. Und dies wiederum hängt davon ab, ob die Verlockungen der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung, materielle Dinge wie Gelderwerb, Konsum, Komfort, Perfektion des Lebens und Arbeitens, so groß sind, daß sie die Assimilierung einer durch Vertreibung schon vorher weitgehend nivellierten Gesellschaft in die neue Umgebung und Gesellschaft auf den Wegen der technischen Zivilisation übermächtig beschleunigen. Wie man an den Binnendeutschen sieht, trägt ja gerade das in entscheidender Weise zum Verlust oder Zurücktreten eines Geschichtsbewußtseins und zum Vergessen der historischen Werte bei. Die Voraussetzungen für diese Erscheinung, die beiden verlorenen Kriege und die daraus erwachsende Desillusionierung, sind eine für beide gleich wirkende Ausgangssituation gewesen. Dabei kommt erschwerend hinzu, daß die Enttäuschung über das Versagen des nationalen Gedankens und Nationalstaates groß und tief, die Hingabe an das europäische Denken so spontan und echt waren, daß auch diese psychologischen Tatsachen dem sehr lebendigen Volkstumsgedanken und Geschichtsbewußtsein sehr abträglich sein mußten, zumindest es nicht mehr förderten und bildeten. Kein Leid, kein Unrecht, das angetan wurde, kann diese Wirkungen ganz oder zum Teil wieder aufheben und einem Nationalbewußtsein, aus Verbitterung heraus, Kraft geben. Wie es scheint, ist der Sog der modernen technischen Konsumgesellschaft, die überhaupt in Gefahr ist, an initiativer geistig-ethischer Substanz ständig einzubüßen, viel stärker als die verbitternde und anstachelnde Kraft des nationalen Leides.

So muß man sich tatsächlich ernsthaft fragen, es nicht nur bereden, ob eine ethnische Gruppe allzu lange in der Zerstreuung und damit Vereinzelung ihre geschichtlich geprägte Eigenschaft und Sonderart erhalten kann und ob sie bereit ist, dafür Opfer zu bringen. Unterstellt man die Tatsache, daß die ethnische Gruppe der Sudetendeutschen noch so viel inneren Zusammenhalt und so viel geistige Gemeinsamkeit besitzt, auch so viel Distanzbewußtsein

und Differenzierungsgefühl gegenüber der neuen Umgebung und den Einheimischen hat, das notwendigerweise dazu gehört, um ein geistiges Sonderbewußtsein aufrecht zu erhalten und sich gegenüber der fremden Umwelt zu behaupten, um ein kollektives Bewußtsein zu erhalten oder zu schaffen, das die in ganz andere Strukturen eingebetteten Individuen noch bindet, das trotz aller anders gerichteter Loyalität noch zu einer höheren Loyalität zur ethnischen Gruppe moralisch verpflichtet, dann bleibt noch die zweite Frage, woran sich ein so bewahrtes oder neu erwecktes Volks- und Nationalbewußtsein halten, orientieren und anschließen könnte, um zur Wirksamkeit zu kommen. Das aber impliziert die nächste Frage: Haben die Deutschen der Bundesrepublik selbst noch ein ungebrochenes und starkes nationales Bewußtsein und eine eigene feste Stellungnahme zu ihrer Geschichte? Kann ein solches deutsches Geschichtsbewußtsein das natürliche Becken sein, in dem sich ein sudetendeutsches Sonderbewußtsein auch ohne Aussicht auf die Verwirklichung seiner politischen Ziele einlebt und entfaltet? Man muß zugeben, daß man diese Frage nicht unbedingt mit ja beantworten kann, obwohl die globale Wandlung vom Mächtedualismus zum Mächtepluralismus auch größere Möglichkeiten einer freieren Politik und damit auch größeren Spielraum zur Entwicklung eines eigenen Bewußtseins und einer beginnenden Neuorientierung an Hand einer realistischen Einschätzung der jüngsten Vergangenheit gebracht hat.

Man kann im allgemeinen sagen, daß Völker und Gesellschaften in Not leichter den richtigen Response auf den Challenge der Geschichte und des Schicksals geben, jedenfalls, daß der Response auf den Challenge eine echte Aussage über die innere Kraft und Bindung der Gruppe und Gesellschaft möglich macht, im Guten wie im Schlechten. Wer mit seiner Heimat den Raum seiner geistigen Traditionen verloren hat, aber durch Zusammenstehen das Gedächtnis daran und damit auch die Erinnerung an Werte bewahrt hat, ist und müßte eigentlich mehr als der andere bestrebt sein, die alte Heimat in der neuen Umgebung und Umwelt noch intensiver und besser wieder aufzubauen. Das ist jedenfalls eine bestätigte Erfahrung, die man bei Auswanderern in die Neue Welt gemacht hat, die bei vollem Aufgehen in der neuen Umgebung in der zweiten Generation oder in einer späteren Geschlechterfolge trotzdem mit einem geschlossenen quasi-ethnischen Bewußtsein auftreten, das aber in die neue große Gesellschaft völlig integriert ist. Vertriebenenschicksal, Verlust, seelische Not wecken Willenskräfte, die der andere nicht entwickelt, weil er keinen Anstoß dazu hat. Es fragt sich freilich, um wieviel tiefer die Not der Vertreibung und der Verlust der Heimat gesinnungsbildend im heutigen Deutschland wirken könnten, das ja selbst die Katastrophe von 1945 erlebt und auch eine totale Desillusionierung durchlaufen hat, die mit dem Schock von 1918 an Tiefenwirkung gar nicht zu vergleichen ist. Aus der Revolution von 1918 stieg sehr rasch ein sehr extremer Nationalismus empor, der die Ansätze der Weimarer Republik rasch überspülte und in der CSR zu keinem integrierten Staatsbewußtsein führte und führen konnte. Aus dem unconditional surrender von 1945 kann sich bis

heute kaum ein neuer Konservatismus, eine gereinigte konservative Staatsgesinnung und ein neues deutsches Geschichtsbewußtsein entfalten. Nun vermeine ich zu spüren, daß die sudetendeutsche Volksgruppe, gemessen an den Deutschen der Bundesrepublik, zwei Dinge auffällig charakterisieren. Das ist einmal ein sehr differenzierter Heimat- und Volkstumsgeanke, den sie mitbringt und ein noch unverbrauchter Idealismus. Die Binnendeutschen haben so harte Schläge in ihrer aktiven Staatspolitik hinnehmen müssen, daß sie sehr desillusioniert und müde geworden sind und sich die Finger nicht mehr verbrennen wollen. Sie haben mit ihrem eigenen Nationalstaat einen totalen Schiffbruch erlitten und wissen keine Wege, wie sie die zerbrochenen Hälften wieder kitten könnten. Die Sudetendeutschen waren bislang dienend und defensiv, sowohl im österreichischen Großstaat wie in der ČSR; mit einer böhmischen und einer großösterreichischen Seelenhälfte, in der sich auch ein gesamtdeutsches Bewußtsein langsam einnistete, suchten sie ehrlich, treu und loyal dem Vielvölkerstaat zu dienen und bauten sich darin kein eigenes staatliches Gehäuse. Die Loslösung der ČSR aus der Donaumonarchie, die ein Vielvölkerstaat en miniature wurde, traf sie politisch weitgehend unvorbereitet und in ungünstiger Stunde, hinderte sie, einen eigenen politischen staatlichen Willen durchzusetzen, hinderte sie aber auch vielfach, zum neuen Staat ein positives Verhältnis zu finden, weil sie sich düpiert fühlten und weil sie sich zu sehr an das Selbstbestimmungsrecht der Völker klammerten, d. h. weil sie ein rein idealistisches Denken entwickelten, ohne realistisch die Machtverhältnisse einzukalkulieren oder daraus vorteilhafte politische Konsequenzen zu ziehen. Das ist kein Vorwurf, sondern nur eine Feststellung. Sie suchten zum Teil der ČSR zu dienen, nahmen aber auch die Hilfe zur Durchsetzung ihrer Autonomie von dorthier, wo sie sie finden konnten; ein verständnisvoller Vorgang. Und als sie sich in diesem sehr angestregten und von beiden Seiten torpedierten Bemühen dann zu einer politisch organisierten Volksgruppe zusammenschlossen und ein Gewicht in die Waagschale hätten werfen können, da nahm ihnen ein sehr harter und mächtiger Herr wiederum das Heft aus der Hand und ordnete sie seinem Machtgefüge und seinen Machtplänen erneut als kleinen, dienenden Teil ein. Sie wurden dadurch wiederum der Möglichkeit einer Bewährung als politisch selbständig handelnder Körper beraubt und mußten darum sehr hart dienen und opfern; sie wurden instrumentalisiert. In der Vertreibung ringen sie nun nicht nur um die Formulierung, sondern auch um die internationale Durchsetzung eines Heimatrechts, das freilich viel weniger im positiven Völkerrecht verankert ist als das leicht manipulierbare Selbstbestimmungsrecht, dessen Vollzug aber letztlich auch eine Machtfrage ist, wie sich gezeigt hat. Auch hier offenbart sich wieder der idealistische Zug im politischen Denken der sudetendeutschen Volksgruppe, die heute nicht nur deshalb noch stark geeint auftritt, weil die Not sie bindet und weil sie die Durchsetzung ihrer Rechte zum Zusammenschluß in der neuen Heimat zwang, sondern weil sie der durch das Schicksal bestärkte politische Zusammenschluß der dreißiger Jahre in der ČSR noch immer zusammenhält und einen common sense über

alle Parteien und Weltanschauungen hinweg bis heute erhalten hat. Der idealistische Zug im politischen Denken der Sudetendeutschen ist ein Ergebnis der Tatsache, daß sie ihren politischen Willen erst sehr spät einten und in selbständigem staatlichen Handeln noch nicht verbrauchten, sich noch nicht auf eigenes Risiko und eigene Gefahr bewähren konnten. Die Sudetendeutschen waren kein Neustamm, der sich im Mittelalter gebildet hätte, sondern sie waren trotz weitgehend geschlossenem Siedelgebiet in viele lokale und regionale Gruppen sowie Sprachinseln gespalten, die freilich sehr viel an volkstümlicher und kultureller Kraft entwickelt haben. Aber diese lokale und regionale Gliederung hat sich über die Vertreibung hinaus erhalten und lebt weiter in den alten auf Familienverbindungen und Nachbarschaft begründeten Heimatvereinen, die heute noch vieles lebendig erhalten, vielleicht für eine kommende Wirkung, was sonst langsam vergessen und verschwunden wäre. Diese Feststellung führt aber auch zu den anderen Beobachtungen, daß dieses Klammern an die engeren räumlichen Gemeinsamkeiten in der alten Heimat, das auch in den USA die Auswanderer wieder zusammenführt, die Integration nicht behindert und aufhält, sie vielmehr sogar erleichtert, weil nämlich ein Teil Heimat in die neue Umwelt hineingenommen wird und sich dort als Refugium in der anfänglichen Vereinsamung auswirkt. Die Differenzierung und Regionalisierung des Volkstums sowie des Kulturbewußtseins ist zur Erhaltung eines Gesamtbewußtseins auf die Länge der Zeit nicht immer förderlich.

Wenn sich aber auf die Dauer die Hoffnung auf Rückkehr nicht nur nicht verwirklichen, sondern nicht einmal konzipieren läßt, wenn im neuen Staat die Voraussetzungen und der Zwang zu politisch selbständiger Aktion immer mehr zurücktreten und ihre Wirkung verlieren, wenn die Voraussetzungen der Assimilierung und Integrierung dadurch immer stärker werden und das Bewußtsein der Vertreibung immer mehr verblaßt, was bleibt dann an Möglichkeiten, die hart, mühsam und leidvoll errungene politische Gemeinschaft, die sich aber staatlich nicht mehr realisieren konnte, am Leben zu erhalten?

Auf die Länge der Zeit schreitet die Integration deshalb unaufschiebbar fort, weil die Voraussetzungen eines Distanzbewußtseins gegenüber den Einheimischen schwinden und sich die Grenzen zwischen Binnendeutschen und Sudetendeutschen von Tag zu Tag mehr verwischen, weil auch kein Anlaß zum Kampf mit den Einheimischen besteht, weil in dieser industriellen Gesellschaft und dem Sozialstaat viel zu viele am gleichen Strang ziehen müssen und die gemeinsamen Interessen zwischen Alt- und Neubürgern übermächtige Distanzgehalte beseitigen. Was bleibt, ist der Wille der noch politisch zusammengehaltenen Volksgruppe, ihr Geschichtsbewußtsein und ihre Erlebnisgehalte schöpferisch und aktiv in das neu entstandene Geschichtsbewußtsein der Gesamtgesellschaft und des Gesamtstaates einzuprägen und zur Geltung zu bringen. Im gegenwärtigen Augenblick kann das dadurch geschehen, daß man bewußt macht und bewußt erhält und aufzeigt, zuerst wissenschaftlich und dann auch publizistisch, was man an Werten und Er-

lebnisgehalten, an historischen Traditionen und Bewußtseinskräften in die neue Ehe einbringt. Das kann nur dadurch geschehen, daß man sich als individueller Teil eines höheren Ganzen und mit dem Blick auf eine deutsche und europäische Zukunft seinen eigenen Anteil am bisherigen Geschehen abmißt und aufzeigt. Dabei geht es für eine ethnische Volksgruppe darum, die eigene historische Physiognomie in der geschichtlichen Bewährung zu offenbaren und auf Grund einer klaren Überlegung dessen, was Leistung und Wert unter allgemeinen Gesichtspunkten sein kann und ist, das eigene Sein und seinen Wert als Element der Bildung in das Gesamtbewußtsein einzubauen. Dem Sudetendeutschen sind, um es konkret zu sagen, in den Jahrhunderten der Geschichte nicht nur besondere Wesenszüge des individuellen Sudetendeutschtums, sondern auch des Menschseins aufgeprägt worden, die man kennen muß, wenn man sich ein Bild des deutschen und europäischen Menschen macht; genauso wie die hussitische Revolution nicht nur tschechischer Nationalismus, sondern auch eine sehr fruchtbare europäische Bewegung war. Die geistige Physiognomie des Sudetendeutschen, wie sie auch aus Literatur, Kunst und wissenschaftlichen Leistungen entgegentritt, scheint mehr geprägt zu sein durch eine starke Innerlichkeit und gehemmte oder gebändigte Leidenschaft, durch eine Liebe zum Kleinen und Detail, durch ein Eingesponnensein in seinen engeren Kreis, durch die Fähigkeit, sich zu adaptieren und anzuschließen, durch den Willen zum Dienst, aber auch den Willen, durch alle Schwierigkeiten zum Ziel vorzudringen. Die Sudetendeutschen sind die Nachkommen hart arbeitender Kulturpioniere, die man ins Land rief oder einziehen ließ, um es zu besiedeln, um an Handel und Verkehr, an der Auswertung der Bodenschätze teilzunehmen. Sie sind ein arbeitsames, strebsames Volk, dessen Kinder sich nicht nur im Dienst für andere eine bessere Lebensstellung erarbeiten wollen, sondern die dabei auch bestimmte ethische Werte entwickelt haben, die für die Begegnung mit fremden Welten und unter anderen Umständen ein günstiger Nährboden waren, sind oder sein können. Das Bild des individuellen und zugleich in die Gesellschaft verflochtenen, mit fremden Völkern zusammenlebenden und zusammenredenden, auch zusammenkämpfenden Menschen steht im Zentrum der sudetendeutschen Geschichte, im deutschen, europäischen und böhmischen Raum.

Indem ich hier von einem möglichen Leitbild spreche, muß ich noch kurz auf die Frage eingehen — vor allem vor einem Forum sudetendeutscher Erzieher —, wie geschichtliches Bewußtsein und Traditionswert realisiert werden können. Leider kann ich das auch nur kritisch tun, indem ich die Situation bei uns zum Ausgangspunkt meiner Überlegungen nehme, denn unsere Kultur und Bildungstradition ist weitgehend brüchig geworden. Da es dabei um das geistige und seelische Schicksal der Nachkommengenerationen geht, muß man fragen, ob es überhaupt noch übergreifende, übergeschichtliche und überindividuelle Sinn- und Werthaltungen als Leitbilder und Richtbilder für die Erziehung gibt. Wenn der Mensch seine Sinn- und Wertbestimmung allein aus der jeweiligen Situation und Sozialstruktur empfängt, dann ist das erzieherische Tun vom Kindergarten bis zur Universität, und sie mit

eingeschlossen, nicht mehr Bildung, sondern nur noch Ausbildung und damit ein Zwischenstadium auf dem Wege zur Konsumgesellschaft und in sie hinein. Solange die Freiheit der Bildungswerte die Menschen noch prägt, gibt es noch ein Leitbild des Menschen, und zwar desjenigen, der nach selbst errungener Wahrheit zu leben die Kraft hat, ohne die Diktatur dessen, was nur lebensnotwendig ist. Die echte Entfaltung des ganzen Menschen kann nicht gedeihen, wenn der Mensch nur sklavisches dem Fortschritt dient, wenn er sich deshalb allein an die Erfordernisse der technischen Umwelt anpaßt und sie zum Leitbild nimmt. Bildung kann heute aber weder im romantisch-idealistischen Sinn als höhere Religion, noch als harmonische Pflege der Persönlichkeit, noch als Anpassungsprozeß an die Kultur und die allgemeine Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur, an die Technik und Kalkulation Gültigkeit gewinnen. Alle diese Werte sind nicht letzte Werte, sondern bedürfen einer tieferen Fundierung. Diese aber macht die Frage nach dem Wert und der Richtung der Bildung letztlich zu einer Gewissensfrage, sofern wir uns bewußt und verantwortlich zu leben bemühen. Sinnvolles Leben und sinnvolle Bildung gehören zusammen und es scheint mir, daß der Mythos, wenn man ihn richtig versteht, als die in einer Lebensüberzeugung sinnvoll übernommene Wirklichkeit, auch für den modernen Menschen und die moderne Bildung noch nicht tot ist. Der Fortschritt einer wertfreien Wissenschaft, so nötig er ist, hat ihn noch nicht abgelöst. In diesem Sinne fürchte ich, schafft Entmythologisierung oft nur Platz für neue Mythologeme oder eine Erneuerung der alten. Wenn wir heute so oft die Freiheit beschwören, so ist das ein Zeichen dafür, daß sie unmerklich auf der ganzen Welt im Schwinden begriffen ist. Im Rahmen von Bildung und Erziehung wird eine bewußte, d. h. verantwortliche Pflege des Geschichtsbewußtseins dadurch exerziert, daß der einzelne, der heute zu gern vor der Geschichte und der Tradition flieht und sich auf sich zurückziehen wünscht, in seine Pflicht der verantwortlichen Entscheidung gerufen wird. Dabei muß er sich als Person von der Gesellschaft abheben, sich selbst zurückzugewinnen. Erst dann kann er in den Dienst der Mitmenschen eintreten. Wer dient, bevor er sich selbst gefunden hat, ist in Gefahr, daß seine freie Person durch Gewalt oder durch seelischen oder moralischen Substanzverlust entmündigt wird. Es ist so, daß in unserer heutigen historisch gewordenen Gesellschaft und Kultur niemand mehr, auch keine Sippe, Gruppe oder der Staat, dem einzelnen eine Garantie seiner persönlichen Freiheit mit aller Sicherheit geben kann. Das freie Gewissen und die Achtung desselben, Wesensmerkmale unserer westlichen Welt und Kultur, sind ein Grundzug unseres Seins. Bildung zielt auf das Menschliche im Menschen, auf seine Würde und seine Freiheit. Bildung heißt Ausformung des Menschen zum Menschlichen, dessen Teil auch das Volkstum ist. Damit der Mensch nicht an den Fortschritt und den Apparat, die Maschine, den Konsum, den Konformismus, den Arbeitsprozeß versklavt werde, muß er zum Menschen entbunden sein; denn auch der Fachspezialist, der in der technischen Gesellschaft und Kultur dominiert, ist an Volkstum, nationale und globale Kultur gebunden; selbst wenn das Gegenteil der Fall zu sein scheint.

Der wahre Mensch steht fest auf dieser Erde, erreicht aber mit seinen Gedanken den Himmel; der wahre Mensch ist zugleich Individuum, das sich seiner organischen Bindung an die Gesellschaft bewußt ist, aber der Gesellschaft nicht verfällt. Das von Gesellschaft, Kulturkreis, Volkstum, Vaterland und Prestige unabhängige Spezialistentum ist eine Monade, die man überall einsetzen kann. Geschichte muß also besonders als Wissenschaft und Lehre zur Freiheit erziehen, die sich im Widerstand des freien Geistes und Gewissens gegen das Widernatürliche, gegen politische und ökonomische, technologische und bürokratische Versklavung wehrt und bewährt. Überkommene Traditionen und Geschichtsbewußtsein tragen heute nurmehr dann, wenn sie in eigener Entscheidungsfreiheit bewußt gemacht, überzeugungskräftig übernommen oder auch verworfen werden. Alles will heute kritisch übernommen, selbstschöpferisch erlebt werden, damit es Bestand habe. In übersättigten Geleisen kann niemand fahren. Das gilt auch für die Kirche. Und trotzdem braucht alle Bildung und Erziehung ein strukturell bestimmtes und bestimmendes Leitbild. In Gesellschaft, Staat und Volksgruppe können heute wesentlich nur Menschen wirken, die neben dem fachlichen Wissen auch die Kraft haben, die entfesselten Eigengesetzlichkeiten wieder an das Gewissen zu binden, anstatt die Naturwissenschaften und den Geist in eigene Regie zu nehmen. Dieses Gewissen ist Wahrheitswissen und sittliches Wertwissen, ist verantwortliche Gesinnung. Ohne sie kann Macht und Technik zum Dämon werden. Die Bestimmung des reifen Menschen besteht nicht in fachlicher Größe, nicht in wirtschaftlichem Effekt, in der technischen Bewährung, nicht in der Macht, sondern im Ringen um die Gewinnung und Erhaltung eines wesensgemäßen Lebenssinnes.

Wenn ich vor Historikern spräche, müßte ich darauf gefaßt sein, jetzt an den Wortlaut meines Themas erinnert zu werden, das über Tradition und Wandel im Geschichtsbild der Deutschen und Tschechen handeln wollte. Da ich aber vor Erziehern spreche, die zu bilden und zu pflegen haben, müssen auch die Begriffe meiner Erörterung von einem veränderten Gesichtspunkt her gesehen und analysiert werden. Indem ich von den Möglichkeiten und Voraussetzungen der Erhaltung eines sudetendeutschen Geschichtsbewußtseins sprach, dessen historische Inhalte im allgemeinen bekannt sind, und indem ich nach den Wegen hierzu angesichts des Standes unserer Bildung und Erziehung und der daraus resultierenden Aufgaben Ausschau hielt, habe ich das Ausmaß des Wandels pädagogisch schon gezeigt und da die technische Kultur bei Deutschen und Tschechen mit entsprechenden politischen Nuancen, aber unter ähnlichen Bedingungen gleich stark ist, diese bereits sachgemäß erörtert. Die Konsequenzen und Aufgaben, die sich daraus ergeben, sind bereits alle mindestens angedeutet und sollen jetzt noch näher ausgeführt werden.

Das Geschichtsbild der Tschechen war im 19. und 20. Jahrhundert primär orientiert am Nationalstaat und an der Staatsnation, auf die die tschechisch-böhmische Geschichte geistesgeschichtlich und ideologisch interpretiert wurde. Das böhmische Staatsrecht sollte der Integration vor allem auch der Deut-

schen dienen. Aus dem adelig-ständischen Feudaldenken und der darin eingebetteten Abneigung gegen den Wiener Zentralismus führte František Palacký die Tschechen geistig zum nationalen Bewußtsein ihrer selbst und erzeugte in ihnen den Willen zum Nationalstaat. Diese isolierende Einseitigkeit wurde aber schon der bedeutenden historischen Schule von Jaroslav Goll bewußt, die in harter Auseinandersetzung mit Masaryk und seinen Leuten die Einbettung Böhmens in die europäische Geschichte betonte und darstellte, dabei ohne Aufgabe eines wissenschaftlich-kritisch gemäßigten Nationalismus auch die Deutschen der böhmischen Länder zu verstehen suchte und durch ihre Quelleneditionen sogar viel für die Erhaltung auch der sudeten-deutschen Geschichte tat. Der führende Kopf der Goll-Schule, Josef Pekař, Gegenkandidat von Beneš bei der Präsidentenwahl im Jahre 1935, hat das so ausgedrückt: „Das Ringen um die tschechische Selbständigkeit hat vor allem die tschechische Geschichte geführt. Gäbe es sie nicht, wären wir eine Masse, die kein höheres Selbstbewußtsein besitzt, ein Volk ohne Ziele und Ideale. Mut, Stolz und Hoffnung haben wir aus der Vergangenheit geschöpft.“ Dieser historisch fundierte tschechische Nationalismus hatte das Glück, sich sowohl in der ersten wie in der zweiten Republik realisiert zu sehen. Er konnte die Probe aufs Exempel machen. Diese historisch faktische Betätigung gab ihm die Kraft, wie es scheint, über die Protektoratszeit und offenbar auch über den Coup d'État und die folgende Epoche der marxistischen Ideologisierung des Denkens hinweg das tschechische Nationalbewußtsein zu erhalten und es sogar aus der Geschichte heraus neu zu begründen. Diesmal geschah es ohne die Deutschen im eigenen Land, die nur von jenseits der Grenze her diese Entwicklung verfolgen konnten. Aber es ist eine Tatsache, daß man um die Deutschen als Mitträger der böhmischen Geschichte nicht herumkommt und daß sie ein Grundproblem der tschechischen Geschichte sind und bleiben. Das hat am deutlichsten ausgedrückt einer der fortschrittlichsten Vertreter der modernen tschechischen Geschichtsforschung, vor allem des Mittelalters: František Graus. Besser als anderes zeigen das die Worte, mit denen er einen interessanten Aufsatz über „Die Bildung des Nationalbewußtseins im mittelalterlichen Böhmen“ (*Historica* 13, 1966, 5—49) beschließt. Ich zitiere: „Die Tschechen entwickelten sich im Mittelalter schnell zu einer neuzeitlichen Nation, die deutschen Kolonisten in Böhmen schlossen sich zu keinem Neustamm zusammen. Die Entwicklung eines Eigenbewußtseins blieb hier in den Anfängen stecken und es entstand kein tschechisch-deutscher Antagonismus, der dann vielleicht auch einen echten Ausgleich ermöglicht hätte. Die außen- und innenpolitischen Gegensätze hatten sich nicht gesondert, die Gefahr der Vermengung und Vermischung blieb weiterhin akut und gipfelte in der Neuzeit. Es entstand ein allgemeiner deutsch-tschechischer Gegensatz, in dem die Gewichte viel zu ungleich verteilt waren, als daß ein echter Ausgleich wirklich möglich gewesen wäre. Schon in der Hussitenzeit drohte die Sprache zum ausschließlichen Symbol zu werden, die alles andere überdeckte. Eine verhängnisvolle Entwicklung hatte sich angebahnt, die oft durch die Komik des „Taferlstreites“ für den

oberflächlichen Beobachter ihre wahre Tragik verbarg, eine echte Tragik mit Schuld und Unschuld auf beiden Seiten und ohne die Möglichkeit einer echten Neutralität. Eine Tragödie, in der ein großer Einsatz an Mut, Opferwillen, an gemeinsamem Leiden und Schaffen verspielt wurde, eine Tragik, in der sich der Einzelne oft unschuldig in eine Schuld verstrickte, eine Tragödie, die sich abspielte und deren Szenen nicht mehr wiederholbar sind.“

Wenn ich das Programm des IV. Kongresses der tschechoslowakischen Historiker in Brunn vom 27.—29. September 1966, das im Januarheft 1967 der *Československý Časopis Historický* veröffentlicht wurde, richtig interpretiere, dann ergeben sich neben den Bemühungen um eine Hebung des wissenschaftlichen Niveaus der Geschichtsschreibung und um eine Vertiefung wissenschaftlicher Erkenntnis als Hauptpunkte des neuen tschechischen Geschichtsbildes:

1. eine Orientierung der Geschichtswissenschaft auf Europa und die Welt und die Einfügung der nationalen Geschichte in die internationalen Beziehungen sowie
2. die gleichmäßige Behandlung aller Epochen und Bereiche geschichtlichen Lebens und das gleichmäßige Interesse für alle historischen Disziplinen im Interesse der Einheit und des erzieherischen Wirkens der historischen Wissenschaft.

Der Geschichte wird damit eine bedeutende Aufgabe in der Erziehung des Volkes zugewiesen und zwar in Koordinierung von Wissenschaft und Politik. In allen Stufen der Schulen der ČSSR, in gesamtstaatlichem Maßstab, soll der Unterricht in der nationalen Geschichte und der Weltgeschichte in richtiger Verteilung betrieben werden; ebenso auch ein richtiges Verhältnis zwischen tschechischer und slowakischer nationaler Geschichte gefunden werden. Daß Nation und Staat aber im Vordergrund des Geschichtsbildes stehen, zeigt Punkt 5 der Resolution, der als Ziele des Geschichtsunterrichtes nochmals die Hebung des Nationalgefühls und des Staatsbewußtseins der Tschechen und Slowaken bezeichnet und den 28. und 30. Oktober 1918 als die Geburtstage der ČSR proklamiert wissen will. Damit soll auch die erhöhte Bedeutung des neuzeitlichen tschechisch-slowakischen Staates betont werden. Daß sich die demokratischen Tendenzen auch klarer als bisher abzeichnen, zeigt die Forderung des Kongresses, daß die tschechoslowakische historische Gesellschaft zur schöpferischen Gemeinschaft der Historiker ausgebaut und damit im System der Lenkung der historischen Wissenschaft ein bedeutender Anfang demokratischer Selbstverwaltung gemacht werde. Der Kongreß betont die Notwendigkeit regelmäßiger Tagungen der Historiker und fordert, daß die historische Gesellschaft besonders auf dem Lande unter den Professoren und Lehrern der höheren Schulen organisiert werden müsse.

Mir dünkt, daß dieses Programm das Ergebnis des Überganges vom rein marxistisch-ideologischen System und Betrieb der Geschichtswissenschaft, der an den Akademien konzentriert ist, auf die Universitäten zunächst und durch sie auf die Schulen ist. Während nur die Präambel der Resolution vom Stre-

ben um Erhöhung des theoretischen Niveaus der Geschichtswissenschaft und von einer Festigung der sozialistischen Einheit der historischen Gemeinde spricht und als Ziel die Entfaltung der sozialistischen Gesellschaft nennt, ist alles übrige so sehr auf die nationale, europäische und globale Komponente des Geschichtsbildes und die Bedeutung der Geschichte als Wissenschaft und Lehre für die Hebung des Nationalgefühls und des Staatsbewußtseins abgestellt, daß man daraus nur die Folgerungen ziehen kann, daß 1. die Geschichte als Wissenschaft und Lehre im evolutionären Durchbruch von der rein ideologischen Geschichtslehre zur neuen Staatsauffassung und zur Bildung eines neuen Nationalbewußtseins in der zweiten ČSSR genau so eine entscheidende Rolle spielt, wie vor der Bildung der ersten Republik, im Sinne des Zitats von Pekař, und daß 2. tatsächlich auch eine geistige Auseinandersetzung über die individuellen und kollektiven Grundfaktoren der Geschichtsentwicklung im vollen Gange ist. Das geht auch daraus hervor, daß man den bisher in der tschechischen Geschichte geleugneten Adel als eine bestimmende Kraft seit den Anfängen mit in Rechnung stellt und damit zugleich einen Anschluß der eigenen Entwicklung an die gesamteuropäische vollzieht. Man hat die Geschichtsideologie der sogenannten slawischen Legende aufgegeben. Während also die Historiker der heutigen ČSSR über die Schule von Jaroslav Goll in manchem hinausgehen und einen engeren Anschluß an Europa und die Welt herzustellen suchen, wohl wissend, daß sie von dorthier wesentliche Anregungen empfangen und daß sie dorthin auch ihrer ganzen Tradition nach gehören, was sie auch aussprechen, während sie ohne die Angst um ihren Staat von innen her nun auch eine gerechte Würdigung deutscher Leistung versuchen und die von den Tschechen begangenen Fehler unter den verschiedensten Aspekten zu behandeln sich bemühen, haben Nachdenken und Schicksal auch die nicht zu unterschätzenden Historiker der tschechischen Emigration dazu geführt, zuzugeben, daß den Deutschen weitgehend Unrecht geschehen ist oder, daß man mindestens an vielem selbst schuld ist. Trotzdem aber steckt, bei aller Würdigung ihrer antimarxistischen Haltung im Geschichtsbild, in der tschechischen Emigration noch heute sehr viel an alter Ideologie und Verhärtung, oft viel mehr als im Geschichtsdanken der ernsthaften Historiker der heutigen Tschechoslowakischen Republik, die viel Ballast über Bord geworfen haben. Doch das ist auch ein menschliches Problem. Die Exiltschechen haben es viel schwerer, sich davon frei zu machen, weil sie vielfach noch die Mitträger oder die unmittelbaren Nachfolger der Männer sind, die die Geschichte der ersten ČSR geleitet haben und die auch mit daran gewirkt haben, daß es zu keinem vernünftigen Ausgleich zwischen Tschechen und Deutschen kam. Das Geschichtsbild beider Gruppen tschechischer Wissenschaftler konserviert zweifellos und neigt auch dazu, die von Palacký formulierte Interpretation der Geschichte der böhmischen Länder als Kampf zweier Völker langsam aufzugeben.

Damit ist auch der Punkt angesprochen, an dem heute deutsche und tschechische Geschichtsauffassung konvergieren und konvergieren können, besonders deswegen, weil nach der totalen Niederlage von 1945 sich auch im ge-

samtdeutschen Geschichtsbild ein Wandel vollzog und das Geschichtsbild der sudetendeutschen Volksgruppe darin eingebettet ist oder eingebettet sein sollte, wenn es wirksam werden möchte. Lassen Sie mich darum zum Abschluß noch die Grundformen des neuen deutschen Geschichtsbildes mit dem Blick auf die Geschichte der böhmischen Länder umreißen. Das Paradenfeld deutschslawischer Begegnung, Gemeinschaft, Einigung, aber auch Konkurrenz, des Streites und Kampfes waren die böhmischen Länder. Zwar gab es der gemeinsamen Traditionen und Voraussetzungen für ein Zusammenleben und Zusammenwirken genug, doch waren trennende historische Faktoren nicht minder wirksam und haben zum Schluß sogar die Oberhand gewonnen. Daß die verschiedenen Volkstümer sich nicht einem gemeinsamen Staat einfügten oder einfügen ließen, geht nicht allein auf das Schuldkonto Hitlers und Henleins, ist nicht nur die Folge der mehr oder minder geschickten Nationalitätenpolitik der Habsburger Donaumonarchie und der hegemonialen Mitteleuropapolitik des Deutschen Reiches gewesen. Ebenso wenig ließ sich das französische Staatsprinzip der „Staatsnation“ auf einen Mehrvölkerraum im Herzen des Kontinents, auf einen im Zeitalter des bei allen Völkern in Europa erweckten und siegreichen Nationalitäts- und Volkstumsgedankens heißen Raum anwenden. In Zonen mit einer Vielzahl kleinerer Völker war dies Sprengpulver höchster Brisanz. Der Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren und der Wirtschaftshegemonie über den slowakischen Satellitenstaat folgte als weitere Gewaltlösung die Vertreibung der Deutschen aus Böhmen, Mähren, Schlesien und der Slowakei, und nach dem totalen Schiffbruch des Präsidenten Beneš im Coup d'État von 1948 kam die Umwandlung in den kommunistischen Staat der ČSSR und die feste Eingliederung in die imperiale Herrschaftsordnung Rußlands. Eine Folge von unvermeidbaren Entwicklungen, aber auch von falsch gestellten Weichen und individuellen wie kollektiv schuldhaften Fehlentscheidungen! Wollte man eine Gegenrechnung aufmachen, würden Deutsche und Tschechen mindestens gleich abschneiden. Unter genauerer Präzisierung des Wortes deutsch auf sudetendeutsch müßte man sagen, daß die Deutschen in den böhmischen Ländern zuerst im Gefüge der Habsburger Donaumonarchie standen, dann der 1. ČSR völlig unvorbereitet gegenüber traten und schließlich nach der politischen Einigung der Volksgruppe in den Sog Hitlers kamen, dem Prag, Brünn, Preßburg und Wien wichtiger waren als Eger und Reichenberg. Deshalb ist ihre Schuld wohl am geringsten und darum traf sie, die immer Objekt der Geschichte waren, das harte Schicksal der deutschen Niederlage doppelt schwer.

Aus leidvollem Schicksal, vorbereitet durch leidenschaftlich bewegte Gespräche hinter KZ-Mauern und in stillen Kammern, stieg als geschichtliche Erfahrung aller beteiligten Völker der Europa-Gedanke auf, dem sich hoffentlich Deutsche wie Tschechen gleichermaßen verschrieben. Die harte Lehre unserer Geschichte zwang zur Erkenntnis, daß die slawische Welt ein Teil Europas ist — entgegen Rankes Europa-Idee —, zwang auch zum Willen, Europa zu schaffen, damit der nationale Machtstaatsgedanke, dem ganz Eu-

ropa, nicht nur die Deutschen huldigten, Europa nicht noch ganz zerstöre. Trotz der Zerstörungen durch den Zweiten Weltkrieg waren dafür genügend materielle und geistige Kraftreserven in diesem Kontinent übrig geblieben. Es ist in allem Unglück eine positive Folge der Erschütterungen gewesen, daß viele Ideologien auf allen Seiten abgebaut und nüchterner Tatsachensinn geweckt wurde, daß vor allem die Völker, trotz Eisernem Vorhang und den Vaterländern De Gaulles, sich näher als zu irgendeinem Zeitpunkt der letzten hundert Jahre gekommen sind. Auf neuen Grundlagen wächst ein geläutertes, aktives Geschichtsbewußtsein überall heran und rührt sich ein gereinigter Patriotismus und eine echte Vaterlandsliebe ohne Scheuklappen und ohne Klassengegensätze. Mit gewandelten Aspekten, aber doch auf den bewährten und erprobten Traditionen kommt eine neue Stunde der Geschichte herauf, die nun freilich nicht mehr politische Ansprüche historisch unterbauen muß und kann, die nicht mehr nur die kurzen Gezeiten des Kampfes und Streites, sondern die länger dauernden Fakten und Faktoren des Zusammenwirkens, Verstehens und des Ausgleiches zu enthüllen hat. Man kann nur achten, was man kennt, versteht und schätzt. Ja, man kann nur handeln, wenn man ein rechtes Bewußtsein von sich hat, was mit Bramarbasieren nichts gemein hat. Das sind Grundformen und Grundziele eines neuen Geschichtsbewußtseins, wie es die Sudetendeutschen tragen kann. Mit Revanchismus und Revisionismus hat es nichts gemein, auch wenn es die harten Tatsachen nicht unterdrückt oder verschweigt. In unserem nüchtern realistischen Zeitalter dient es besonders deshalb der Verständigung, weil es Tatsachen und Zusammenhänge mit allem Willen zur Objektivität darlegt. Daß sich sachlich begründete Meinungsverschiedenheiten dabei einstellen, ist selbstverständlich und in Zweifelsfragen ist es um der Wahrheitssuche willen sogar geboten. Man muß heute den Stand der deutschen und der tschechischen, ja der internationalen, vor allem westlichen Geschichtswissenschaft kennen und würdigen, und die Eigenkraft der böhmischen Geschichte, die europäische Stellung der böhmischen Länder und ihrer Völker im historischen Ablauf, das Zusammenspiel und Widerspiel von Deutschen und Tschechen und ihre Leistungen innerhalb ihrer Grenzen und nach außen analysieren und sichtbar machen.

Das Collegium Carolinum ist bemüht, mit nüchternem Verstande, wissenschaftlicher Methode und verständigem Herzen den Gehalt für ein neues Geschichtsbewußtsein der Sudetendeutschen und aller Deutschen in seinem „Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder“ zu bieten, dessen erster Band in wenigen Tagen erscheint, dessen dritter aktueller Band schon im Druck ist. Es tut dies auch in seinem „Handbuch der sudetendeutschen Kulturgeschichte“, in seinem biographischen Handbuch, in seinem Handbuch der gegenwärtigen CSSR, von jetzt ab auch in seinem Dokumentationswerk für die Jahre 1929—1938. Es will damit aber auch weitere und neue Forschungen anregen, die mit allen Völkern gemeinsam betrieben oder ihnen zugänglich gemacht werden müssen, damit durch Aufklärung falsche Politik in Ost und West vermieden wird. Die allseitige Diskussion über die hier niedergelegten Thesen und Forschungsergebnisse dient sicher der Verständi-

gung, vor allem unter den Historikern. Viele politische Schritte scheitern deshalb, weil sie in den Völkern und Gruppen nicht genügend wissenschaftlich und geistig intentionell vorbereitet sind. Diese Aufgabe hat heute die Geschichtswissenschaft in besonderem Maße. Das hier Erarbeitete muß nicht nur in die Geschichtsbücher am rechten Platz eingehen, es soll zur Lektüre vieler werden und das Rüstzeug für die Geschichtslehre in allen Schulgattungen und für die Erzieher sein. So würde nicht nur in den Sudetendeutschen, sondern in allen Deutschen und Europäern nüchtern, konkret und wirksam ein neues Geschichtsbewußtsein gestaltet und die Traditionen im Gedächtnis der Menschen erhalten. Wenn wir nicht nur nach rückwärts schauen, sondern hoffnungsvoll in die Zukunft sehen, auch wenn kein greifbarer Erfolg winkt, wenn man zäh festhält und verteidigt, was unveräußerliches Recht ist, aber auch aufgibt, was bei vernünftiger Überlegung nicht mehr zu halten ist, wenn man nicht nur dem Augenblick und seinen Verlockungen lebt, sondern auch an das Erbe denkt, das man übernommen hat und das man weitergeben will und muß, dann kann Geschichte trotz allen Wandels, dem sie in ihren Aspekten unterworfen ist, zwar keine Lehren für den Augenblick, aber eine sichere, bewußte Haltung vermitteln und Ziele zeigen, vor Irrwegen schützen und Werte sichtbar machen, denen ein nationales und auch ein menschliches Gesicht eigen ist. Kein Mensch aber lebt ohne Geschichte. In seinem Kennedy-Buch hat Hans Habe den Satz geschrieben: „Denn für alles, was heute geschieht, ist das Gestern verantwortlich und die Trägheit des Herzens beginnt mit der Vergeßlichkeit des Gehirns.“

DAS ENDE DER VÖLKERWANDERUNGSZEIT IN BÖHMEN UND DIE HERKUNFTSFRAGE DER BAIERN

Ein kritischer Überblick des derzeitigen Forschungsstandes

Mit einer Abbildung

Von Ernst Schwarz

Der Titel des kritischen Referates deutet an, daß zwischen den beiden Ereignissen, dem Ende der Völkerwanderungszeit in Böhmen und der Herkunftsfrage der Baiern, Verbindungen hergestellt werden, was keineswegs neu ist, da es schon von Zeuß 1839 versucht wurde¹. Die Bildung des bairischen Stammes und seine Niederlassung in Rätien und Norikum liegt relativ spät, in Betracht wird die Zeit vom Ende des 5. Jahrhunderts bis zur Mitte des 6. gezogen, aber die Quellen dieser Zeit sind gering und schweigen darüber. Deshalb hat dieses Problem immer wieder die Forschung angezogen und die Bemühungen, diese Lücke unseres Wissens zu schließen, reißen nicht ab. Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, eine Übersicht darüber von Anfang an zu geben, das ist von anderer Seite bereits geschehen². Wohl aber soll die in den letzten Jahren erschienene Literatur kritisch gemustert werden. Bei der Kargheit der historischen Quellen richtet sich die Aufmerksamkeit vor allem auf die archäologische Frühgeschichte und hier auf die spätesten germanischen Gräber des 6. Jahrhunderts in Böhmen, womit die Forschung auf die Fragestellung von Zeuß zurückkehrt, der zu seiner Zeit allerdings noch nicht daran denken konnte, daß sich die Hoffnungen auf einen Forschungszweig richten, der damals erst schüchtern die ersten Versuche und Beobachtungen machte. Aber es ist klar: sind die Anfänge des Baiernstammes mit den letzten germanischen Bewohnern Böhmens verknüpft, erwartet man, daß den letzten Gräbern in Böhmen die ersten in Bayern entsprechen. Wie richtig diese Erwartung ist, zeigt ein Vergleich der langobardischen Grabfelder in Pannonien und Oberitalien, die sich in der Tat entsprechen, wie noch zu betonen sein wird. Tatsächlich hat die prähistorische Forschung nun so viele Fortschritte gemacht, daß sie sich an diese Probleme heranwagt. Wir verdanken ihr viele neue Einblicke in eine von den Quellen zu wenig aufgehellte Zeit. Daß bei weitem noch nicht alle Fragen gelöst sind, wird sich zeigen, ebenso folgt daraus, daß noch viele Bemühungen notwendig sind, Unklarheiten und Lücken auszuräumen.

¹ Zeuß, Kaspar: Die Herkunft der Bayern von den Markomannen (1839).

² Popelka, Fritz: Die Streitfrage über die Herkunft der Baiern. Zs. des Historischen Vereins für Steiermark 43 (1952) 160—183. Eine kurze Zusammenfassung bis 1955 bei Schwarz, Ernst: Germanische Stammeskunde (1956), S. 183—191.

Es soll, wie sich aus der gestellten Aufgabe ergibt, nicht die germanische Zeit Böhmens (und z. T. Mährens), die schon in den Jahrhunderten vor Chr. einsetzt, überhaupt besprochen werden³, sondern ihre letzte Phase, die von einem neuen Volk, den Slawen, abgelöst wird. Die Fortschritte der frühgeschichtlichen Forschung werden deutlich, wenn man die Karte Beningers⁴ und Preidels⁵ „Die Verbreitung der langobardischen Funde“ mit der Karte Werners und B.Svobodas vergleicht. Für Beninger und Preidel ist es eine Selbstverständlichkeit, daß die spätgermanischen Gräber in Böhmen langobardisch sind.

Bei den langobardischen Funden steht es so, daß wir durch die langobardischen Geschichtsquellen, besonders durch Paulus Diaconus⁶, über die letzten Stationen ihrer Wanderung vor ihrer Landnahme in Italien 568 gut unterrichtet sind, so daß die Vorgeschichte eine einzigartige Sicherung ihrer Datierungen gewinnt. 489 besetzen die Langobarden Rugiland, 568 ziehen sie nach Italien. Die Verbindung zwischen den pannonischen Funden vor 568 und denen in Italien seit 568 läßt sich in Grabritus, Fibeln, Schmuck und Keramik herstellen. Nicht überall ist die Vorgeschichtsforschung in dieser glücklichen Lage, so daß bisweilen die Datierungsmöglichkeiten um Jahrzehnte schwanken. Werner, dem die langobardischen Funde in Italien durch eigene Forschungen vertraut sind, hat den Langobarden in Pannonien eine eingehende Monographie gewidmet⁷, die sich dadurch auszeichnet, daß er die Verbindung zwischen der Hinterlassenschaft der Langobarden und ihrer politischen Geschichte herzustellen versucht. B.Svoboda betont demgegenüber, daß er zunächst die Bodenfunde für sich sprechen lassen will. Nur am Schluß versucht er einen Hinweis darauf zu geben, zu welchem Stamme diese Germanen gehören, deren Gräber in Böhmen er bis über die Mitte des 6. Jahrhunderts gründlich und mit dauerndem Blick auf die engere und wei-

³ Dazu Preidel, Helmut: Germanen in Böhmen im Spiegel der Bodenfunde (1926). — Ders.: Die germanischen Kulturen in Böhmen und ihre Träger. I (1930). — Ders.: Die Markomannen und Bayern. In: Vorgeschichte der deutschen Stämme. Hrsg. von Hans Reinerth. II (1940), S. 561 ff. — Ders.: Der vor- und frühgeschichtliche Siedlungsraum in Böhmen und Mähren (1953). (Südosteuropäische Arbeiten 40).

⁴ Beninger, Eduard: Die Langobarden an der March und Donau. In: Reinerth II Abb. 177.

⁵ Preidel, Helmut: Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens (1954), S. 6, ergänzt Beningers Karte durch einige neue Funde.

⁶ Paulus Diaconus: Historia Langobardorum. Hrsg. von Georg Waitz. SS. rer. Lang., S. 45—219. — Die Origo gentis Langobardorum, eine geschichtliche Einleitung zu dem 643 unter König Rothari in Pavia entstandenen Gesetzbuch (Edictus Rothari), ebenda (1878), S. 2—6. Weiter ist die 807—810 in Fulda niedergeschriebene Langobardengeschichte, der sogenannte Codex Gothanus, ebenda, S. 7—11, zu nennen.

⁷ Werner, Joachim: Die Langobarden in Pannonien. Beiträge zur Kenntnis der langobardischen Bodenfunde vor 568. Abh. der Bayer. Akad. der Wiss., phil.-hist. Klasse. N. F., Heft 55, A. Textteil, B. Tafelteil (1962).

tere Nachbarschaft beschreibt⁸. Es ist gewiß methodisch richtig, wenn sich ein Prähistoriker zunächst auf seinen Stoff beschränkt. Es ist aber ebenso einleuchtend, daß sich die Leser die Frage stellen, zu welchem Volk und Stamm die Leute gehören, deren Hinterlassenschaft im Boden die Forschung Aufmerksamkeit schenkt, besonders wenn es sich um eine Zeit des frühen Mittelalters, das 6. Jahrhundert, handelt, und um eine so wichtige Frage, wohin diese Leute gekommen sind, die seit der Mitte dieses Jahrhunderts aus dem Lande verschwinden. Diese beiden Schriften, die die Ergebnisse prähistorischer Forschungen der jüngsten Zeit darbieten, sollen hier kritisch besprochen werden.

Die Einwanderung der Langobarden in Italien und die Niederlassung der Avaren in Ungarn 568 sind geschichtlich wichtige Ereignisse. In der Flut der Völker, die in Ungarn und Italien auftreten, wird nicht nur eine feste Jahreszahl gewonnen, sondern auch ein fester Punkt für die Geschichtsforschung, weniger für das Aufhören langobardischer Funde in Pannonien, wo es Nachzügler gegeben haben kann, mehr für die ersten langobardischen in Italien und die ersten avarischen in Ungarn. In Italien müssen die langobardischen Funde von den ostgotischen unterschieden werden, denn zwischen dem Untergang des ostgotischen Reiches in Italien 552 (letzte Ereignisse 555) und dem Auftreten der Langobarden liegen nur 16, in Ungarn zwischen dem Abtreten der Hunnen (454) und der Niederlassung der Avaren, die beide Nomadenvölker sind, immerhin über 100 Jahre. Von den Langobarden sind Reihengräberfunde aus Ober- und Mittelitalien in großer Zahl bekannt. Daß es sich hier wirklich um eine richtige Wanderung eines Volkes mit Weibern, Kindern und Hausrat handelt, ist nicht zu bezweifeln, was hier deshalb betont werden muß, weil heute bisweilen die Neigung besteht, statt der Volkswanderung von einer allmählichen Ausdehnung eines Volkes zu sprechen⁹. Die einheimische Bevölkerung in Italien hat ihre Toten im allgemeinen ohne Beigaben bestattet, die Gräber der germanischen Einwanderer dagegen bieten Waffen, Trachtenzubehör, Tongefäße, Schmuck usw. Die Übereinstimmungen mit den Gräbern in Pannonien sind deutlich¹⁰. Durch die zahlreichen Münzbeigaben und absoluten Datumsfundstücke können die langobardischen Funde des späten 6. und des 7. Jahrhunderts von der ostgotischen Hinterlassenschaft abgesondert werden. Der aus Italien kommende langobardische Einfluß ist nicht nur in Süddeutschland zu merken, sondern auch bis nach England und Skandinavien spürbar. Sehr bedeutsam ist Werners Beobachtung, daß die Hinterlassenschaft der Langobarden, Bajuwaren, Thüringer, Alemannen, Franken zu einem gemeinsamen „merovingischen“ Zivilisationskreis gehört, von dem sich das Fundgut der Ostgoten in Italien, der spani-

⁸ Svoboda, Bedřich: Čechy v době stěhování národů [Böhmen in der Völkerwanderungszeit]. Mon. Archaeologica 13 (1965). Mit ausführlichem deutschen Résumé S. 309—358.

⁹ Walser, Gerold: Zu den Ursachen der Reichskrise im 3. Jahrhundert. Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte 18/19 (1960/61) 154.

¹⁰ Dazu und zum Folgenden eingehend Werner: Langobarden in Pannonien 16—20.

schen Westgoten oder der ostungarischen Gepiden als andersartig abhebt. Das beruht auf der Nachbarschaft der erstgenannten Stämme schon vor 568, die erhalten bleibt. Der Zug der Langobarden nach Italien 568 ist einmalig gewesen, das ganze Volk hat sich unter Führung eines Königs in einem geschlossenen Zuge eine neue Heimat erwählt, von einer noch längere Zeit nachwirkenden Nachsiedlung wie bei den Angelsachsen, deren Landnahme in Britannien sich ein Jahrhundert von etwa 450 bis 550 hinzieht, kann keine Rede sein. Die erste Generation der Langobarden in Italien ist identisch mit der letzten in Pannonien. Mit dieser Jahreszahl 568 kann die prähistorische Forschung arbeiten, wenn genügend Grabfunde zur Verfügung stehen. Das gilt zwar nur zum Teil, aber systematische Ausgrabungstätigkeit hat doch die Voraussetzungen für den Einbau der Vorgeschichte in die Geschichte geliefert. Die Reihengräberfunde des späten 5. und des 6. Jahrhunderts sind in Westungarn, Niederösterreich und Mähren erstaunlich vermehrt worden, wozu nun die böhmischen Funde und die thüringischen hinzutreten¹¹. Werner ediert nicht die langobardischen Funde, um die sich in Österreich Beninger und Mitscha-Märheim, in Westungarn Bóna bemühen¹². So kann es Werner, der das durch die Forschung veröffentlichte und manches nicht veröffentlichte Material auf Reisen ansehen konnte, versuchen, das langobardische Formengut um 568 zu deuten, die langobardischen Reihengräber vor 568 in die kulturellen Beziehungen der Zeit hineinzustellen und den Fundstoff aufzugliedern, indem eine norddanubische (489—526) und eine pannonische Phase (526—568) unterschieden wird, so daß die langobardischen Siedlungsvorgänge von Südmähren bis Slawonien beleuchtet werden. Die Lage ist also besser als für Böhmen, von dessen Volk und Geschichte im 6. Jahrhundert vor der Einwanderung der Slawen die Quellen schweigen.

Die langobardisch-avarischen Beziehungen werden nicht in unsere Besprechung des Wernerschen Buches einbezogen. Auch über die langobardischen Grabfelder steht einem Nichtprähistoriker kein eigenes Urteil zu. Eine Hauptfrage ist, wann die Langobarden nach Pannonien gelangt sind, 526 oder 546. Die langobardischen Quellen schwanken. Nach der *Origo* und Paulus haben sich die Langobarden 42 Jahre in Pannonien aufgehalten¹³, während der *Cod. Goth.* von 22 Jahren spricht¹⁴. Die verschiedenen Angaben las-

¹¹ Schmidt, Berthold: Die späte Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland. Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte in Halle. Heft 18 (1961).

¹² Beninger, Eduard: Germanenzeit in Niederösterreich (1934), S. 102 ff. — Ders.: Die Langobarden an der March und Donau 827 ff. — Mitscha-Märheim, Herbert: Die Langobarden des 6. Jahrhunderts im österreichischen Donaulande. In: *Arte del primo Millennio, Atti II Convegno Stud. dell' alto Medioevo* (Pavia 1950), S. 201 ff. — Ders.: Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden und Slawen im österreichischen Donauraum. In: *Festschrift Egger, Rudolf II* (1953), S. 355 ff. — Bóna, L.: Die Langobarden in Ungarn. *Acta Archaeologica Acad. scient. Hung.* 7 (1956) 183—244.

¹³ *Origo*, c. 5. — Paul. Diac.: *Hist. Lang.* II, 7. — Schmidt, Ludwig: Die Ostgermanen. 2. Aufl. (1933), S. 580 entscheidet sich für das Jahr 546.

¹⁴ *Cod. Goth.*, c. 2.

sen sich vereinigen, wenn man 546 eine weitere Ausdehnung in Pannonien nach Süden bis Krain und zur Save annimmt. Ein längerer Aufenthalt in Pannonien wird durch die langobardischen Funde wahrscheinlich, denn kurze Aufenthalte germanischer Stämme können nur selten durch Grabfunde gesichert werden. Die Ausdehnung bis zur Save ist eine Vorbedingung für die Besetzung Italiens. Werner hat sich mit Recht für 526 entschieden¹⁵. Die Überlassung eines Teiles von Norikum und von Kastellen in Pannonien durch Kaiser Justinian an die Langobarden 547/548 bezieht sich auf die Südsteiermark und Teile der spätrömischen Provinz Savia, wie R. Egger gezeigt hat¹⁶. Diese Angaben sind deshalb wichtig, weil damit langobardische Grabfunde datiert werden können und ihr Ausgreifen nach Süden gesichert werden kann. Den Langobarden wird dafür die Aufgabe zugefallen sein, einen eventuellen Vorstoß der Franken nach Osten aufzuhalten, wovon noch zu handeln sein wird. Es folgt daraus, daß die Langobarden nun eine Stellung zwischen Franken und Byzanz einnehmen und es verstehen, aus dieser Mittlerrolle ein politisches Geschäft zu machen.

508 hatten die Langobarden das Herulerreich zerstört¹⁷, nachdem sie von den Herulern tributpflichtig gemacht worden waren. 488 oder 489 hatten sie das Rugiland besetzt, als Odoaker dem Rugierreich im nördlichen Niederösterreich ein Ende bereitet hatte¹⁸. Hier sollen sie 10 Jahre verweilt und sich dann im „Feld“ niedergelassen haben, nicht im Alföld¹⁹, sondern in einem Teil des Marchfeldes, wenigstens deutet die Fundkarte bei Werner²⁰ darauf, obwohl eine solche Karte für einen kurzen Aufenthalt eines kleinen Stammes nicht sehr aussagefähig ist. Aber auch die Karte Csallánys läßt keine langobardische Besiedlung der Puszta zwischen Donau und Theiß erkennen²¹. Die langobardische Fundkarte zeigt, daß es sich in Wirklichkeit um eine Verlagerung der Schwerpunkte von Südmähren über Niederösterreich nach dem nördlichen Pannonien und weiter nach Südpannonien gehandelt hat. Eine Schwierigkeit liegt darin, daß es noch nicht gelungen ist, das Herulerreich in der Zeit vor seinem Untergang zu lokalisieren. Der Kampf zwischen Herulern und Langobarden 508 und die vorangehende Unterwerfung der Langobarden zeigt, daß das Herulerreich in der Nachbarschaft der Langobarden zu suchen ist, aber kaum in Südböhmen, wie Klebel annimmt²², dessen Beweisführung nicht schlüssig ist. Er denkt an Südböhmen,

¹⁵ Werner: Langobarden in Pannonien 10 ff.

¹⁶ Procopius: *Bellum Gothicum* III, 33. Hier heißt es ausdrücklich, daß sich die Langobarden an der Donau niederließen, nicht sehr weit von den Gepiden. Egger, Rudolf: *Civitas Noricum*. Wiener Studien, Zs. f. klass. Phil. 47 (1929) 146 ff.

¹⁷ Procopius II, 14. — Paul. Diac. I, 20.

¹⁸ Paul. Diac. I, 19.

¹⁹ So Schmidt, Ludwig 551.

²⁰ Werner: Langobarden in Pannonien Abb. 2 auf S. 19.

²¹ Csallány, Dezső: Archäologische Denkmäler der Gepiden im mittleren Donau-becken (454—568 n. Z.). *Archaeologica Hungarica* NS. 38 (1961) Abb. 26.

²² Klebel, Ernst: Langobarden, Bajuwaren und Slawen. Neudruck in Klebel, Ernst: *Probleme der Bayer. Verfassungsgeschichte* (1957), S. 31 ff.

weil die Heruler zur Zeit Severins um 480 *Joviacum* (Schlößen östlich Engelhartzell in Oberösterreich) zerstört haben²³. Dieser Plünderungszug kann auch aus einer anderen Gegend unternommen, die alte Straße Budweis-Linz trotzdem benützt worden sein. Nun ist es aber merkwürdig, daß die Langobarden so ohne weiteres imstande gewesen sein sollten, Rugiland 489 zu besetzen, über das Odoaker gewiß nach seinem Siege 488 Herrschaftsansprüche hatte, die er aber an die Heruler abgetreten haben kann. Es ist freilich unklar, ob es sich bei den Herulern, die auf der Seite Odoakers kämpften, um Leute aus dem Herulerreich handelte, oder um die herulischen Söldner²⁴, die Odoaker auf seinem Zug nach Italien einst mit sich geführt hat und die ihn 476 in Italien zum König ausgerufen haben, so daß er auch *rex Herulorum* genannt wird, wie es in den Konsularfasten heißt. Wahrscheinlich trifft beides zu, denn es werden Beziehungen zwischen den germanischen Söldnern Odoakers und den in ihrer Heimat verbliebenen Herulern bestanden haben. Die Heruler sind schon vor dem Untergange ihres Reiches ein Söldnervolk gewesen, das Krieg über alles geschätzt hat. Unter dem Rugiland ist das Gebiet des einstigen rugischen Königreiches zu verstehen, ein Teil des nördlichen Niederösterreich vom Ostabfall des Waldviertels bis zum Korneuburger Donauknie im Osten, wie sich aus der *Vita Severini* ergibt. Die Annahme mehrerer Forscher, die Herulersitze zwischen March und Eipel in der Nachbarschaft der Langobarden, vorher Rugier und Skiren, zu suchen²⁵, bleibt am wahrscheinlichsten. Das Skirenreich des *Edeca*, des Vaters des Odoaker, wird östlich von Waitzen gelegen haben²⁶. Es spricht nichts dafür, daß die Langobarden in Böhmen um 470—475 unter die Herrschaft der Heruler gekommen sind und etwa 30 Jahre darunter verblieben²⁷. Die Heruler, die sich am Befreiungskampf der ungarischen Germanen 454 beteiligt haben, scheinen seit etwa 400 in Oberungarn zu sitzen, sie werden in der Kosmographie des Julius Honorius zwischen Markomannen und Quaden angesetzt²⁸. Die Langobarden dagegen haben sich nicht am Zuge Attilas von 451 nach Gallien beteiligt, waren also in der Mitte des 5. Jahrhunderts noch außerhalb der Machtsphäre Attilas. Diese Feststellungen sind auch für die böhmischen Verhältnisse wichtig. Der Herulerkönig Rodulf spielt eine Rolle in der Bündnispolitik Theoderichs, der an ihn einen Brief gerichtet hat, um sich seiner wie des thüringischen und warnischen Königs Hilfe gegen die Franken zu versichern. Er hat den Herulerkönig als Waffensohn angenommen²⁹, was

²³ Eugippius: *Vita Severini*, c. 24, 1.

²⁴ An Leute aus dem Herulerreich könnte man nach Paul. Diac. I, 19 denken. Aber II, 3 spricht er von den Herulern, die Odoaker auf seinem Zug nach Italien einst mit sich geführt hatte.

²⁵ Schmidt, Ludwig 550. — Dobiáš, Josef: *Dějiny československého území před vystoupením Slovanů* [Geschichte des tschechoslowakischen Landes vor dem Auftreten der Slawen] (1964), S. 303, 311.

²⁶ Csallány 317, Abb. 26.

²⁷ Klebel: *Probleme* 33.

²⁸ Dazu Schmidt, Ludwig 550.

²⁹ Cassiodor: *Variae* IV, 2.

vor 508 liegen muß, ohne aber etwas für die Heruler nach ihrer Niederlage tun zu können. Auf andere Fragen, so die heidnischen Sitten des kriegerischen Volkes, den wahrscheinlichen Zuzug aus Südschweden um 475, die Schicksale des Volkes, das nach dem Untergang seines Herrscherhauses z. T. nach Schweden zurückkehrte, z. T. ein Söldnerleben führte, beschäftigen uns hier nicht weiter. Nur darauf ist aufmerksam zu machen, daß der Rückmarsch durch die Länder der Slaven nicht über Mähren zu denken und daraus zu schließen ist, daß Mähren schon um 512 von slawischen Stämmen bewohnt war³⁰. Die Heruler haben sich nach ihrer Niederlage zuerst nach dem Rugilande, also nach dem nördlichen Niederösterreich, gewandt, dann zu den Gepiden nach Ostungarn, wo sie schlecht behandelt wurden, und sie haben von hier ihren Rückmarsch in die Heimat angetreten, den Prokop genauer beschrieben hat³¹.

Die langobardische Besiedlung Südmährens reicht nach Werner bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts zurück³², wird aber etwas später anzusetzen sein, wie sich aus der Stellung zum Reiche Attilas ergibt. Das Königsgrab auf dem Žuraň östlich Brunn fällt nach ihm³³ zeitlich mit den langobardischen Reihengräberfeldern zusammen, so daß hier ein langobardischer König bestattet worden sein könnte, doch möchte er für den skandinavisch anmutenden Königshügel auch einen Herulerkönig als Erbauer nicht ausschließen³⁴. Poulík denkt hier an einen slawischen Fürsten, weil es in dem fruchtbarsten Teil Mährens liegt³⁵. Das hängt mit seiner frühen Ansetzung der slawischen Besiedlung Mährens zusammen und ist ganz unwahrscheinlich. Es gibt offenbar bisher wenig sichere Anhaltspunkte für die Datierung des Žuraner Königsgrabes, so daß das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Ob ein in Lautschitz 1953 entdecktes, in die Jahrzehnte zwischen 450 und 480 gehörendes germanisches Fürstengrab auf Heruler oder Langobarden zu beziehen ist, ist nicht möglich zu bestimmen³⁶. Da die niederösterreichischen Langobardenfunde später als die südmährischen datiert werden³⁷, wird deutlich, daß wir mit einer Südbewegung der Langobarden von Südmähren über Niederösterreich nach Pannonien zu rechnen haben.

Ist es möglich, daß sie eine Herrschaft über die böhmischen Germanen ausgeübt haben? Es käme ein Durchzug in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts oder eine spätere Herrschaft in Betracht. Der Codex Gothanus berichtet Anfang des 9. Jahrhunderts, daß man in Böhmen Spuren vom Palast und der Wohnung des Köpigs Wacho sehen könne³⁸. Die Nach-

³⁰ So Poulík, Josef: Jižní Morava — země dávných Slovanů [Südmähren — Land der alten Slawen] (1948—50), S. 32.

³¹ Procopius II, 15.

³² Werner: Langobarden in Pannonien 110.

³³ Ebenda 107.

³⁴ Ebenda 108.

³⁵ Poulík 45.

³⁶ Werner: Langobarden in Pannonien 108.

³⁷ Ebenda 110.

³⁸ *Unde usque hodie praesentem diem Wachoni regi eorum domus et habitatio apparet signa.*

richt muß auf Teilnehmer des Zuges Karls des Großen gegen die slawischen Bewohner Böhmens zurückgehen, denn diese heißen hier *Beowimidi* „böhmische Winden“, ein Ausdruck, der im 9. Jahrhundert gebraucht wird. 806 ist ein fränkisches Heer erstmalig nach der Schlacht bei *Wogastisburg* wieder in Böhmen erschienen und darauf wird die Bemerkung des Cod. Goth. zurückgehen, der Werner keine Bedeutung beimessen möchte³⁹. Es wäre immerhin nicht unmöglich, daß man Anfang des 9. Jahrhunderts noch Spuren eines Königspalastes in Böhmen gesehen hätte, nur daß es unklar bleibt, wer eine Tradition von König Wacho hätte fortführen können, es sei denn, daß man im fränkischen Heer von dem großen Langobardenkönig gewußt hätte, was nicht unmöglich ist, weil das Langobardenreich unter diesem König seine Stellung zwischen dem Frankenreich und Byzanz auszunützen verstanden hat und zum Frankenreich in guten Beziehungen gestanden ist. Eine Langobardenherrschaft wird aber dadurch nicht gesichert, dazu reicht diese späte Nachricht nicht aus. Eine Wanderung der Langobarden von ihren Sitzen an der unteren Elbe nach Südmähren durch Nordböhmen wird bisweilen für möglich gehalten⁴⁰. Aber die Wanderstationen *Burgundaib* und *Bainaib* und der Zusammenstoß mit den Bulgaren (wohl Hunnen) deuten mehr auf eine östliche Wanderrichtung, eher durch Schlesien nach Mähren. Die Frage ist deshalb wichtig, weil die Abwanderung der böhmischen Germanen, wenn sie um 535 angesetzt wird, mit den langobardisch-fränkischen Beziehungen und anderen Ereignissen dieser Zeit zusammengebracht werden kann⁴¹. Die Einwanderung der Baiern wird im Zusammenhang mit der Auflösung des „östlich-merovingischen“ Reihengräberkreises gesehen. Aus dem ersten Viertel des 6. Jahrhunderts ist nach Werner kein Formengut der bairischen Reihengräberfelder der Merovingerzeit vorhanden. Sie beginnen zur selben Zeit, in der sie in Böhmen abbrechen. Wenn das sicher wäre, wäre es tatsächlich sehr wahrscheinlich, daß zwischen beiden Ereignissen ein zeitlicher Zusammenhang besteht. Das Ergebnis Werners verdient starke Beachtung. Doch wird Werners Zeitpunkt nicht durch Svoboda bestätigt, wie noch zu betonen sein wird. Der archäologische Nachweis steht noch aus, die Veröffentlichung des böhmischen Germanenmaterials, auf dessen Erscheinen immer gewartet wurde, liefert ihn nicht.

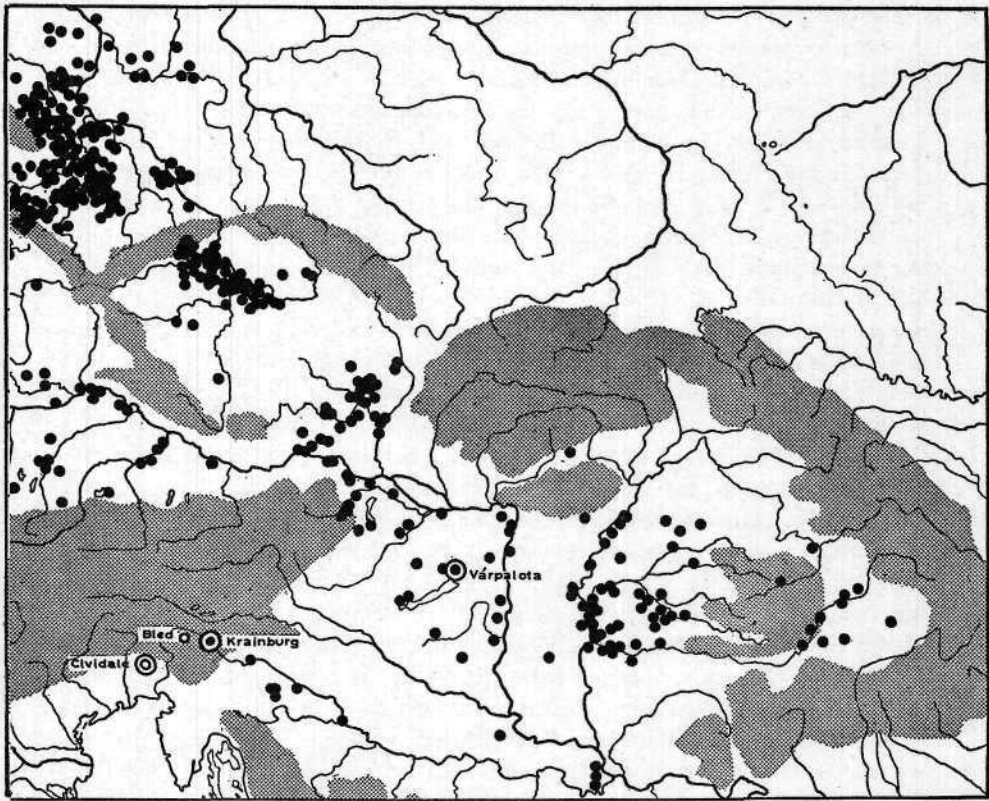
Wichtig ist die Hervorhebung des „östlichen merovingischen Reihengräberkreises“ und seines Verhältnisses zum fränkisch-langobardischen zwischen 530 und 568 und der Versuch der historischen Interpretation durch Werner⁴². Die Reihengräbersitte wurde nach der Vernichtung des Hunnen-

³⁹ Werner: Langobarden in Pannonien 13.

⁴⁰ Beninger: Die Langobarden an der March und Donau 837. — Anschließend Schulz, Walther in: Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte 44 (1960) 311.

⁴¹ Werner: Langobarden in Pannonien 138.

⁴² Ebenda 131 ff.; wieder abgedruckt unter dem Titel: Die Herkunft der Bajuwaren und der „östlich-merovingische“ Reihengräberkreis. In: Aus Bayerns Frühzeit. Friedrich Wagner zum 75. Geburtstag dargebracht (1962), S. 229—250 (Schriften zur bayerischen Landesgeschichte 62).



Die Reihengraberfunde von Thüringen bis Siebenbürgen (etwa 180 bis 568 n. Chr.)
Erstabdruck in: Joachim Werner: Die Langobarden. München 1962.

reiches 454 auch in Thüringen, Böhmen, bei den Langobarden und Gepiden an der mittleren Donau üblich. Im Osten wohnende Germanen wie die Gepiden haben wieder zur westlichen Kultur zurückgefunden. Es handelt sich um Skelettbestattung in Friedhöfen mit zumeist West-Ost orientierten Gräbern unter Beigabe von Schmuck, Waffen, Trachtzubehör und anderen Totenbeigaben. Die Abb. zeigt ihre Verbreitung von Thüringen über Böhmen, Mähren bis Ungarn und damit die Ausbildung eines „östlichen“ Kreises. Die markomannischen Brandgräberfelder des 3.—4. Jahrhunderts vom Typus Dobřichov-Třebicka lassen sich nicht zu den merovingerzeitlichen Skelettgräbern in Beziehung setzen. Nach Werner ist mit Zu- und Abwanderung von Siedlergruppen und neuen Gemeinschaftsbildungen in Böhmen in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts sicher zu rechnen⁴³. Auf die Stellungnahme B. Svo-bodas wird noch einzugehen sein.

⁴³ Werner: Herkunft 232.

Die böhmische Reihengräbergruppe ist auf dem Elbewege mit dem thüringischen Stammesgebiete nördlich des Erzgebirges verbunden, durch die unwirtliche böhmisch-mährische Höhe, die erst im späten Mittelalter, seit dem 12. Jahrhundert, durch den Landesausbau erschlossen worden ist, von Mähren getrennt. In Böhmen, Mähren und im nördlichen Niederösterreich herrscht der Fundstoff vor, der der norddanubischen Stufe der Langobarden bis 530 entspricht, wobei südlich der Donau nur die jüngere „pannonische“ Entwicklungsphase vertreten ist. Darin sieht Werner eine Widerspiegelung der Ausbreitung der Langobarden vom Norden der Donau nach Pannonien. Darauf beruht sein Schluß, daß die böhmischen Reihengräberfriedhöfe in der Hauptsache um 530 abbrechen⁴⁴ und die Restbevölkerung bis 568 unbedeutend ist. Die Verbindung mit der politischen Geschichte soll aufgespart werden, bis die wichtigsten Ergebnisse des Buches von B. Svoboda vorgeführt worden sind.

Dieser gibt zunächst einen gedrängten Überblick über die bisherige Forschung und betont, daß er auf die Verbindung mit den schriftlichen Quellen zunächst absichtlich verzichte. Sie seien spärlich, unklar und unsicher, manchmal offensichtlich verworren⁴⁵. Das ist richtig, ebenso der Standpunkt des Prähistorikers, zunächst einmal seine Funde zu besprechen, einzuordnen und mit der Nachbarschaft zu vergleichen, was mit Gründlichkeit geschieht. Die Schwierigkeiten bei der Einordnung der böhmischen Funde sind bedeutend. Grabräuber sind in großer Zahl tätig gewesen und gerade die wertvollsten Gräber dürften ausgeraubt worden sein. Das muß in einer Zeit geschehen sein, als die Gräber noch deutlich sichtbar waren, also im 6. Jahrhundert und bald nachher. Infolgedessen fehlen manche Beigaben, die die Einordnung erleichtern würden. Nur drei sicher datierte Münzfunde aus dem 4. und 5. Jahrhundert liegen vor⁴⁶. Die Völkerwanderungszeit in Böhmen (5.—6. Jahrhundert) wird in zwei Stufen geteilt. Älter ist die Vinařicer Stufe (nach einem Orte bei Schlan genannt) vom ersten Jahrhundert bis in die letzten Jahrzehnte des 5. Um seine Mitte begegnen die ersten Skelettgräber in Nord-Süd-Richtung, später von West nach Ost⁴⁷. Die Gräber des 6. Jahrhunderts werden als „merovingisch“ bezeichnet. Hier handelt es sich um Reihengräberfelder⁴⁸. Es ist derselbe Grabritus, wie er z. B. in dieser Zeit in Thüringen angewandt wird. Nur bei Kindern und jüngeren Personen wird noch gelegentlich Brandbestattung beobachtet. Die Bewohner waren, soweit man nach den Beigaben und der Anlage der Gräber urteilen kann, einfache Leute, bescheiden lebende Bauern. Die Körperbestattung ist nach Svoboda aus dem Thüringerreich übernommen worden. Das Hauptverbreitungsgebiet der merovingischen Kultur sind die fruchtbarsten Teile Böhmens südlich Dux, östlich Laun und Saaz zur Elbe und oberen Moldau, weiter an der und nahe der Elbe bis Königgrätz

⁴⁴ Ebenda 236.

⁴⁵ Svoboda 18.

⁴⁶ Ebenda 26.

⁴⁷ Ebenda 78 ff.

⁴⁸ Ebenda 127 ff.

und Tschaslau (s. Abb.)⁴⁹. Zu welchen germanischen Stämmen die Toten in diesen Gräbern gehören, ist nach Svoboda unbestimmbar⁵⁰. Ein Zusammenhang mit Thüringen sei nicht beweisbar. Überzeugende Beweise für die Verbindung zwischen den Funden in Mittelböhmen und in Bayern konnte Svoboda nicht nachweisen⁵¹. Die jüngsten Beigaben in den „merovingischen“ Skelettgräbern Böhmens stammen aus der Mitte des 6. Jahrhunderts⁵². Bis zum Ende des 5. Jahrhunderts habe keine umfangreichere Zuwanderung stattgefunden, die alte Bevölkerung blieb sitzen, habe aber öfters neue Einflüsse aufgenommen. Einige Nachklänge der Rippenverzierung werden mit den Langobarden in Verbindung gebracht und eine Karte läßt die Langobarden von der unteren Elbe durch Nordböhmen nach Südmähren ziehen⁵³. Svoboda spricht dabei von Stammesverbänden, die von Langobarden geführt wurden. Am Schluß wird der Versuch einer geschichtlichen Interpretation unternommen⁵⁴. Böhmen wurde in der spätrömischen Zeit ebenso wie Südwestdeutschland und Mähren in den Bereich der Elbzivilisation einbezogen. Der Brandritus wird durch Körperbestattung verdrängt. Ein Wechsel der Bevölkerung ist bis ins 5. Jahrhundert nicht abzulesen. Erst in den letzten Jahrzehnten des 5. Jahrhunderts bis zur Mitte des 6. erfolgt eine umfangreichere Einwanderung auch aus dem Elbegebiet, aber zum Reiche der Langobarden habe Böhmen nicht gehört, diese seien nur am Ende des 5. durchgezogen. Die germanischen Bewohner Böhmens haben sich dem Langobardenzug nach Italien im Jahre 568 angeschlossen, wobei Svoboda an die *Suavi* des Paulus Diaconus⁵⁵ denkt. Nach der Mitte des 6. Jahrhunderts findet man in Böhmen keine typischen germanischen Denkmäler mehr.

Werner betont immer wieder, daß er seine Darlegungen, soweit sie Böhmen betreffen, zurückstellen müsse, bis das Buch von Svoboda erschienen sei. Deshalb hat die Forschung auf dieses Buch gewartet, in der Hoffnung, daß damit nicht nur die Stammeszugehörigkeit der letzten germanischen Bewohner Böhmens, sondern auch die Herkunft der Baiern gelöst werde. Nach Werner können die Baiern nur auf die germanischen Bewohner Böhmens zurückgehen, soweit es sich um den Traditions-kern handelt, und zwar im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen von 526—535 (Ausbreitung der Langobarden nach Pannonien, Zerstörung des Thüringerreiches, Wendung im Goten-krieg zugunsten von Byzanz, Möglichkeit eines Krieges der Franken mit Byzanz). Es wird für den Prähistoriker nicht einfach sein, über die Zeit von 530—560 bestimmte Aussagen zu machen. Werner spricht vom fast völligen Abbrechen um 530 und möchte nur noch mit einem kleinen

⁴⁹ Ebenda Abb. 79 auf S. 300.

⁵⁰ Ebenda 232.

⁵¹ Ebenda 228.

⁵² Ebenda 230.

⁵³ Ebenda Abb. 75 auf S. 231.

⁵⁴ Ebenda 233 ff.

⁵⁵ Paul. Diac. II, 26.

Rest, einem Zehntel, bis 568 rechnen⁵⁶, Svoboda schweigt darüber. Sollte die Vorgeschichte überfordert sein? Kann sie noch nicht die Aussagen machen, die die Geschichtsforschung von ihr erwartet? Aber vielleicht wird es doch, wenn nicht jetzt, so nach Erweiterung des Fundmaterials, möglich sein, die Widersprüche zu klären. Am einfachsten wäre es, wenn die Funde in Böhmen zu einer Zeit aufhören, in denen sie in Rätien und Norikum einsetzen. Dies versucht Werner zu zeigen und Svoboda kann es nicht bestätigen. Das Grabinventar Böhmens läßt sich nicht mit Sicherheit in Bayern aufzeigen und die Besetzung Rätiens und Norikums liegt um 30 Jahre früher. Sollten sich die letzten Germanen Böhmens den Langobarden 568 angeschlossen haben, bleiben die Baiern ohne ältere Heimat, denn die thüringischen Reihengräberfelder bestehen weiter, wenn auch schwächer, was mit der Eroberung durch die Franken zusammenhängen wird, die langobardischen hören auf und verlagern sich nach Italien, die gepidischen bleiben, aber das Volk ist versklavt und die Slowakei ist leer von Reihengräbern, dabei aber relativ gut erforscht, so daß Bedenken bestehen, an die Sweben (Quaden) der Slowakei zu denken. Es bleiben für die Ahnen der Baiern nur die böhmischen Germanen des 6. Jahrhunderts übrig oder es gibt doch irgendwelche Verbindungen zu den Sweben oder Langobarden. Das Jahr 568 ist nicht für die Baiern, sondern für die Langobarden kritisch. Verschwinden um diese Zeit die Germanen aus Böhmen, dann sind sie entweder mit den Langobarden abgezogen oder im Kampfe mit den Avarn und Slawen zugrunde gegangen, erst in dritter Linie wird an eine Nachwanderung nach Bayern zu denken sein. Die 26.000 Sachsen, die zu Alboin gestoßen sind⁵⁷, werden den kürzesten Weg von der Bode nach Unterpannonien gezogen sein, der durch Böhmen geführt hat. Das würde den Anschluß der letzten Germanen Böhmens an Alboin erklären. Das Ausgangsgebiet der Sachsen ist bekannt. Es hat ihnen in Italien nicht gefallen, weil man ihnen keine politische Autonomie im Langobardenreiche einräumen wollte. Sie sind über Frankreich in ihre Heimat östlich vom Harz zurückgekehrt, die inzwischen von Schwaben und anderen Stämmen eingenommen worden war⁵⁸.

Svoboda möchte, wie erwähnt, die um 568 (oder nach seinen Bemerkungen in der Mitte des 6. Jahrhunderts) abziehenden letzten germanischen Bewohner Böhmens in den Schwaben (*Suavi*) sehen, die mit nach Italien gezogen sind. Paulus Diaconus⁵⁹ erschließt das nicht nur aus der Tradition, sondern auch aus den Ortsnamen Italiens, die auf Völkernamen zurückgehen, auf Gepiden, Bulgaren (die später gekommen sind), Schwaben und andere und im übrigen wirklich in Italien nachweisbar sind⁶⁰. Für die Be-

⁵⁶ Werner: Langobarden in Pannonien 143. Von einem Zehntel Werner in einem Vortrag in Karlsruhe 1963.

⁵⁷ Paul. Diac. II, 6.

⁵⁸ Ebenda III, 7.

⁵⁹ Ebenda II, 26.

⁶⁰ Über auf Gepidenweisende Ortsnamen in Italien zuletzt Gamillscheg, Ernst: Romania Germanica II, S. 239 Anm. 1.

wohner Böhmens ist die Bezeichnung „Schwaben“ nicht bezeugt, obwohl man annehmen darf, daß sie zum Großteil Elbgermanen gewesen sind, die im Altertum als *Suebi* zusammengefaßt werden. Die Sweben (Quaden), die seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. in der Slowakei erscheinen und im 2. in den Markomannenkriegen eine wichtige Rolle spielen, auch in der Folgezeit immer wieder auftreten, haben ihre Sitze unter der Hunnenherrschaft behauptet. Sie begegnen in der Befreiungsschlacht von 455 neben anderen ungarischen Germanen und spielen eine bedeutende politische Rolle. Es handelt sich, wie die Kämpfe mit Ostgoten in Pannonien mit den Skiren als Bundesgenossen zeigen, immer um Sweben in Oberungarn, nicht um etwaige Sweben aus Böhmen. 469 werden sie von den Ostgoten in der Schlacht an der Bolia geschlagen. Im folgenden Winter überschritten die Ostgoten die gefrorene Donau, brachen in ihr Land nördlich der mittleren Donau ein und erschienen in ihrem Rücken⁶¹. Die *Suavi*, die Wacho seiner Herrschaft unterworfen hat⁶², werden die als Sweben bekannten Quaden der Slowakei sein, nicht die böhmischen Germanen. Um solche Schwabenreste wird es sich handeln, die Alboin nach Italien gefolgt sind, nicht um ein größeres Volk, denn davon kann in Italien keine Rede sein. Daß es hier auch andere Auffassungen gibt, wird noch zu erwähnen sein. Werner denkt an Thüringer aus Böhmen, die mit Alboin gezogen sind⁶³, weil Agilulf, der Nachfolger Autharis, früher Herzog von Turin, *Turingus* genannt wird⁶⁴.

Die historischen Verhältnisse, die dafür sprechen, daß die Landnahme in Norikum und Rätien um 530 erfolgt ist, sind oft behandelt worden und werden von Werner⁶⁵ mit guter Quellenkenntnis und neuen Gründen zusammengestellt. Venantius Fortunatus hat um 565 auf einer Reise von Italien nach Frankreich über Tirol und Rätien die Baiern angetroffen⁶⁶. Die Witwe des Frankenkönigs Theudebald, die Wacho-Tochter Walderada, wurde von Chlotar nach kurzer Ehe an den Baiernherzog Garibald verheiratet⁶⁷. Da Theudebald 555, Chlotar 561 gestorben ist, fällt diese Erwähnung eines bairischen Herzogs zwischen 556 und 561. Jordanes erwähnt den Baiernnamen 551 an einer Stelle, an der er die Sweben der Slowakei mit den Schwaben in Württemberg verwechselt⁶⁸. Er hat die Stelle nicht aus Cassiodor, wie Sievers festgestellt hat⁶⁹, sie hat also für seine Zeit Gültigkeit. Der Frankenkönig Theudebert (534—548) rühmt sich nach 539 in einem Briefe an Justinian⁷⁰

⁶¹ Jordanes: *Getica* 261, 273, 275, 277, 278, 280.

⁶² Paul. Diac. I, 21.

⁶³ Werner: *Langobarden in Pannonien* 143.

⁶⁴ Origo *Langob.* 6.

⁶⁵ Werner: *Herkunft* 237 ff.

⁶⁶ Venantius Fortunatus: *Vita S. Martini* IV v. 640—650 (MG. Hist. Auct. Antiqu. 4, 368).

⁶⁷ Gregor von Tours: *Hist. Franc.* IV, 9.

⁶⁸ Jordanes: *Getica* 280.

⁶⁹ Sievers, Eduard bei Schwarz, Ernst: *Die althochdeutsche Lautverschiebung im Altbairischen. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 50 (1927) 257.

⁷⁰ MG. Hist. Epist. I, 3, 133 Nr. 20.

seiner Herrschaft bis Pannonien. Da man nicht annehmen kann, daß dann Rätien und Norikum menschenleer gewesen sind, müssen zu dieser Zeit die Baiern im Lande gewesen sein. Theudebert hatte damals große Pläne und dürfte an einen Krieg mit Byzanz gedacht haben. Agathias berichtet von ihm, daß er um 535 die Alemannen „und andere benachbarte Völker“ unterworfen habe⁷¹, was insofern eine für die Baiern zweifelhafte Notiz ist, weil damit die Frage zusammenhängt, ob die bairische Landnahme eine fränkische Maßnahme gewesen sei. Die politische Situation ist schon mehrmals angedeutet worden, wobei besonders die Vernichtung des thüringischen Reiches 531 eine wichtige Rolle in diesen Überlegungen einnimmt. Die Zeit war bewegt. Der Unterwerfung der Thüringer durch die Franken 531 folgte die der Burgunder 534. Die Langobarden haben 526 Pannonien besetzt und damit ihre Interessen in das Land südlich der Donau verlagert, so daß damit Böhmen aus ihrem Gesichtskreis herausgetreten sein wird. Die Franken haben begonnen, sich in Italien, wo die Ostgoten im Kriege gegen Byzanz um die Existenz ihres Reiches kämpften, einzumischen, ihre Herrschaft bis an die Grenze Pannoniens auszudehnen und damit die Notwendigkeit gehabt, ihr norisches und rätisches Hinterland zu sichern. Die Unterwerfung Thüringens hat ihnen auch die Herrschaft über die Oberpfalz gebracht und damit die Möglichkeit, unter Umständen in die böhmischen Verhältnisse einzugreifen. Franken- und Langobardenkönige haben ebenso, wie es Theoderich getan hat, ihre Beziehungen durch ihre Heiratspolitik gefördert. Byzanz war gezwungen, sich vor der fränkischen Gefahr zu schützen, damit wird die Preisgabe Pannoniens an die Langobarden zusammenhängen. Wenn die Franken Bischöfe in Südtirol und Kärnten einsetzen⁷², werden sie die Vorlande von Binnennorikum, Ufernorikum und Rätien, unter ihrer Kontrolle gehabt haben. Seit Theoderichs Tod 526 war die Politik in Mitteleuropa in Bewegung gekommen. Werner sucht es deshalb wahrscheinlich zu machen, daß die Umsiedlung der böhmischen Germanen eine fränkische Maßnahme gewesen sei, und weist auf die Unterschiede zwischen langobardischer und bairischer Landnahme hin: dort unter einem König und in voller Unabhängigkeit, vorbereitet von den Langobarden, die sich in Westungarn nach Süden schieben, Narses Hilfstruppen senden, die Gelegenheiten für eine Landnahme in Italien erkunden und schließlich durch ihr unheilvolles Bündnis mit den Avari zum Verlassen Pannoniens genötigt werden; hier ein germanischer Stamm ohne König, vielleicht auch nicht unter einem Herzog und nur durch Gaufürsten zusammengehalten, wenn die fünf bairischen Geschlechter darauf zurückgeführt werden dürfen, kaum ganz unabhängig, vielleicht in einem Verhältnis zu Thüringen stehend und durch den Untergang des Thüringerreiches von den Franken abhängig geworden, deshalb genötigt, sich ihrem politischen Willen unterzuordnen. Es handelt sich dabei schließ-

⁷¹ Agathiae Myrinaei Historiarum libri quinque (ed. B. G. Niebuhrus, 1828) I, 4.

⁷² MG. Hist. Epist. I/1, S. 17, Nr. 16 a.

lich nur um die Frage, ob etwa die bairische Landnahme in eine etwas frühere Zeit fällt, was Werner dadurch ausschalten will, daß die bairischen Reihengräberfelder im Gegensatz zu den alemannischen kein Formengut enthalten, das sich in das erste Viertel des 6. Jahrhunderts datieren ließe⁷³. Nur die oben erwähnte Nachricht des Agathias ließe sich u. U. für eine Unterwerfung von schon vorher ansässig gewordenen Baiern verwenden. Auf die Rolle der Naristen in der Oberpfalz wird noch einzugehen sein, was deshalb nicht übersehen werden darf, weil die Oberpfalz als mögliches Durchzugsland von Böhmen nach Bayern eine Rolle gespielt haben kann.

Eine Schwierigkeit liegt noch darin, daß den Beigaben der böhmischen Germanen zur vorausgesetzten Abwanderungszeit um 530—535 die der frühesten bairischen Reihengräberfelder entsprechen sollten. Das ist noch nicht gelungen. Bei den von Zeiß besprochenen Gräbern bei Irlmuth nahe Regensburg gibt es wohl einige schwache Beziehungen zu den damals bekannten spätgermanischen Gräbern in Böhmen⁷⁴, sonst aber sind bisher keine eindeutigen Beziehungen nachgewiesen worden, trotzdem die Zahl der frühbairischen Reihengräber nicht gering ist⁷⁵. Der Schmuck der frühbairischen Reihengräber ist z. T. fränkisch, woraus aber keineswegs auf fränkische Herkunft der Baiern geschlossen werden darf, wofür nichts spricht. Fränkischer Schmuck kann schon in Böhmen eine Rolle gespielt haben, besonders bei der führenden Schicht, seit nach dem Aufhören der Hunnengefahr der Handel und die neuen Verhältnisse die Beziehungen zum Westen gefördert haben, wie die Sitte der Reihengräber zeigt.

Daß Böhmen bei der Frage nach der Herkunft der Baiern immer eine Rolle spielt, ergibt sich aus ihrem Volksnamen. Für Zeuß war das der Hauptgrund, die Herkunft von den Markomannen in Böhmen zu behaupten. Die *Baiuari*, germanisch **Bai(a)warjā*⁷⁶, sind die Männer aus **Baiabaim*, wenn man an eine Weglassung des Mittelgliedes denkt, was nicht selten vorkommt⁷⁷, oder aus dem Lande *Baia*, das ja auch nachgewiesen werden kann. Da über das Verhältnis von Böhmen und Baiern besonders bei Historikern z. T. noch unklare Auffassungen herrschen, sind einige Worte dazu gerechtfertigt. Der Landesname *Boihaemum*, wie ihn z. B. Tacitus bietet⁷⁸, enthält im zweiten Teil das germanische **haimon* „Heimat“, im ersten Teil den keltischen Volksnamen *Boii*, woraus aber nicht folgt, daß die Germanen ebenfalls um Christi Geburt *Boi-* gesprochen haben. Wenn man die *Baivoχαιται*,

⁷³ Werner: Herkunft 244.

⁷⁴ Zeiß, Hans: Von den Anfängen des Baiernstammes. Bayer. Vorgeschichtsblätter 13 (1936) 24—40.

⁷⁵ Dazu Wagner, Friedrich: Bibliographie der Bayer. Vor- und Frühgeschichte 1884—1959 (1964), S. 233 ff. (Bibliographien zur Bayerischen Geschichte 6) über die Reihengräber.

⁷⁶ Die beliebte Schreibung Bajuwaren beruht auf unrichtiger Lesung von *Baiuuarii*, wie Much, Rudolf: Baiuari. Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 46 (1926) 385—394 zeigt.

⁷⁷ Das bekannteste Beispiel dafür ist Salzburg, eigentlich „Salz(ach)burg“.

⁷⁸ Tacitus: Germania, c. 28.

Βαγωχαμαι des Ptolemaeus II 11, 10 mit Much, wie es am wahrscheinlichsten sein dürfte⁷⁹, als Βαιοχαμαι herstellt, haben in der Quelle des Ptolemaeus, die vielleicht in diesem Teil der Germania in der Zeit um Christi Geburt anzusetzen ist, die Germanen schon damals für keltisches *oi* ein *ai* gesprochen, was durchaus in die Zeit vor Chr. zurückgehen kann, da Germanen von Norden her vor den Markomannen Teile Böhmens besetzt haben. Die Germanen haben dann schon damals **Baiabaim* gesprochen. Dazu wird es einen Bewohnernamen **Baibaimaz* gegeben haben, der sich lautgesetzlich im ahd. *Bēheim* (Mask.) „der Böhme, Bewohner von Böhmen“ gegenüber *Bēheim* (Neutrum) fortsetzt, während der heutige Ländername Böhmen auf mhd. *ze den Bēheimen* „bei den Böhmen“ zurückgeht. Ptolemaeus nennt an derselben Stelle unter den Λοῦνα ὕλη das große Volk der Βαίανοι, die eine große Rolle in der Diskussion über die Baiernfrage spielen. Unter dem großen Volke wird Ptolemaeus an die Bojer gedacht haben. Wenn aber, wie es am wahrscheinlichsten ist, Βαίανοι in Βαίμοι, Βαίαιμοι zu verbessern ist, handelt es sich um den Volksnamen *Baibaimōz*, übertragen auf die Gefolgschaft des Marbod und Katwalda im *regnum Vannianum*, das um Preßburg anzusetzen ist⁸⁰. Statt **Baibaim*- ist später auch *Baia* für das Land üblich gewesen, wie das Land *Baias* des ravenatischen Geographen zeigt⁸¹.

Die Baiern aber setzen nicht diesen Namen fort, sondern nennen sich ahd. **Baiwarjā*, nicht „Männer in Böhmen“, sondern „Männer aus Böhmen“, wie auch Werner richtig betont⁸². Hätten die *deserta Boiorum* am Plattensee einen germanischen Namen gehabt, so könnte *Baia* auch darauf bezogen werden⁸³. Besser aber dürfte es sein, doch bei der Gleichung *Baia* = Böhmen zu bleiben. Es gibt, worauf es hier ankommt, also zwei mit dem Ländernamen zusammenhängende Völkernamen: **Baiabaimōz*, ahd. *Bēbeima* für die Bewohner des Landes, und ahd. **Baiwarjā* „Baiern“ für Leute aus Böhmen. Daraus folgt aber, daß nicht damit zu rechnen ist, daß der letztere Name schon in Böhmen aufgekommen ist. Er wird gebildet worden sein, als Leute aus Böhmen zur Traditionsschicht des Neustammes geworden sind, der in Rätien und Norikum aus alten und neuen Einwohnern entstanden ist.

Für Zeuß war es eine Selbstverständlichkeit, daß die böhmischen Germanen zu den Markomannen gehören. Marbod hat kurz vor Chr. seine Markomannen, die damals in Süddeutschland nördlich der Donau bis zum Main und Böhmerwald, hier wohl als Herrscher über die Naristen, gewohnt haben, nach Böhmen geführt, von wo Jahrzehnte vorher die Bojer von den Germanen vertrieben worden waren. Es ist bekannt, daß schon vor Marbod

⁷⁹ Much, Rudolf: Die Germania des Tacitus (1937), S. 260. Zum Folgenden Schwarz, Ernst: Herkunft und Einwanderungszeit der Baiern. Südostforschungen 12 (1953) 21 ff.

⁸⁰ Dazu zuletzt Schwarz, Ernst: Germanische Stammeskunde zwischen den Wissenschaften (1967), S. 45–49.

⁸¹ Schnetz, Josef: „Baia“ und der Baiernname. Zs. f. Bayer. Landesgeschichte 16 (1950) 1 ff.

⁸² Werner: Herkunft 245.

⁸³ Schwarz: Herkunft u. Einwanderungszeit 34 ff.

wohl mit den Hermunduren verwandte Germanen in Böhmen eingedrungen sind, auch andere Germanen mit Marbod ins Land gekommen sind und vorgermanische Stammesteile in Böhmen zurückgeblieben waren. Aus der Einmischung des *Vibilius*, des Hermundurenkönigs, in die böhmischen Verhältnisse darf man schließen, daß die Markomannen ihre größte politische Rolle unter Marbod gespielt haben, neben ihnen die vorher ansässig gewordenen wohl hermundurischen Germanen mit Unterstützung der Hermunduren nach größerer Bedeutung gestrebt haben⁸⁴, und darin die Erklärung liegt, daß sich schon im ersten Jahrhundert n. Chr. unter den Scharen des Marbod und Katwalda, die im Reiche des Vannius in der Slowakei nördlich Preßburg lebten, viele Markomannen befunden haben. Tacitus spricht von der nun geringen Bedeutung der Markomannen und Quaden⁸⁵. In den Markomannenkriegen stehen die Markomannen in Niederösterreich und Südmähren den Römern gegenüber und es ist die Frage, ob sie hier dauernd gewohnt haben, wobei die befreundeten Quaden in der Slowakei anzusetzen wären, oder ob es sich um den „Landsturm“ handelt, der in den genannten Landschaften steht, so daß die Hauptmasse des Volkes weiter in Böhmen anzusetzen wäre, wie Dobiáš meint⁸⁶. Ein Blick auf die Abb. zeigt, daß der Nachschub der Markomannen immer über die böhmisch-mährische Höhe, unbesiedeltes Waldland, hätte herangeführt werden müssen. Seit dem 3. Jahrhundert treten die Markomannen in der römischen Überlieferung zurück. Die Sitze der Markomannen der christlichen Königin Fritigil um 395 sind nördlich Wien zu vermuten, denn sie sind damals auf römisches Gebiet übergetreten und in Oberpannonien angesiedelt worden. Die um 410 niedergeschriebene *Notitia dignitatum* verzeichnet unter den militärischen Kommandanten in der Provinz Oberpannonien ohne Ortsangabe einen *tribunus generis Marcomanorum*⁸⁷. Es ist nun die Frage, ob das der letzte Rest der Markomannen ist, was man daraus folgern könnte, weil an ihrer Spitze ein „König“ steht, oder die Hauptmasse noch in Böhmen verblieben ist. Von diesen böhmischen Germanen ist in den Quellen nicht mehr die Rede. Was auf Markomannen im 5. Jahrhundert unter Attila bezogen werden kann, werden pannonische Markomannen sein, die verschwinden, d. h. sie werden unter den pannonischen Germanen aufgegangen sein und ihr Schicksal geteilt haben. Es ist auffallend, daß die böhmischen Germanen keine politische Rolle spielen und trotz ihrer relativ geschlossenen Siedlung in Nord- und Mittelböhmen politisch offenbar nicht selbständig gewesen sind. Wegen des Mangels an Quellen bleiben unsere Vorstellungen unklar, und ob die Vorgeschichte einmal imstande sein wird, diese Frage zu lösen, steht dahin.

Vom ersten Jahrhundert v. Chr. bis zum dritten n. Chr. erscheinen neben

⁸⁴ Dazu Jahn, Martin: Die ersten Germanen in Südböhmen. In: Altböhmen und Altmähren 1 (1941) 64 ff.

⁸⁵ Tacitus: *Germania*, c. 42.

⁸⁶ Dobiáš 221.

⁸⁷ *Notitia dignitatum*. Hrsg. von O. Seeck 34, 24. Dazu die Literaturzusammenstellung bei Dobiáš 301, 309 ff.

den Markomannen die Quaden, auch Sweben genannt, die im ersten Jahrhundert v. Chr. westlich von den Markomannen in Süddeutschland den Rhein erreichen, hier mit den benachbarten germanischen Stämmen in Auseinandersetzung begriffen sind und von denen ein Teil wie die Markomannen eine Heeresabteilung bei der Schlacht zwischen Ariovist und Caesar stellt. Sie folgen, um der römischen Umklammerung auszuweichen, unter König *Tudrus* den Markomannen des Marbod, lassen sich zunächst in Mähren nieder und verschieben dann ihre Macht in die Slowakei. Wie die Markomannen zählen sie im Markomannenkriege zu den Hauptgegnern der Römer. Im Jahre 406 schließt sich ein Volksteil den Wandalen und Alanen an und gründet in Nordwestspanien ein Swebenreich; der in der Slowakei verbleibende Teil spielt in den Kämpfen der ungarischen Germanen nach dem Tode Attilas, besonders 469, eine ansehnliche Rolle, wie schon erwähnt worden ist. Von der Unterwerfung der „Schwaben“ durch Wacho und der Beteiligung der Volksreste an Alboins Zuge war ebenfalls bereits die Rede. Es ist die Frage, ob das Volk durch die Kämpfe von 469 so geschwächt war, daß es politisch unbedeutend wurde. Diese Unsicherheit beschäftigt die Forschung, denn es wäre möglich, daß sich ungarische Sweben entweder von Pannonien oder der Slowakei aus an der Landnahme der Baiern beteiligt oder sie vorwiegend durchgeführt haben. Das hat schon Widemann erwogen⁸⁸. Die Quaden werden dieselbe Sprache wie die Markomannen gesprochen haben, sie waren wie diese Elbgermanen, standen auch den Langobarden sprachlich nahe. Es wäre an und für sich nicht unmöglich, daß sich ihr Hauptteil nach Westen gewandt und die Unterwerfung durch Wacho nur einen Volksrest betroffen hätte. Mitscha-Märheim hat daran gedacht, daß die Sweben nach dem Abzug der Ostgoten aus Pannonien 471 in Pannonien hätten sesshaft werden und von Onulf, dem Bruder Odoakers, 489 nach Norikum geführt werden können⁸⁹, und unabhängig von ihm hat Löwe die Sweben als Kernvolk der Baiern angesprochen⁹⁰. Er steht vor derselben Schwierigkeit wie Widemann, die Beherrschung der Sweben in der Slowakei durch die Langobarden mit ihrem Abzug zusammenzubringen, und möchte die Einwanderungszeit in die Zeit von 526—533 festlegen. Für ihn und Mitscha-Märheim ist eine Voraussetzung dafür, daß das Land *Baia* in der Slowakei nördlich vom Donauknie bei Waitzen zu suchen ist, was unwahrscheinlich ist. Der Haupteinwand besteht darin, daß keine als quadisch (swebisch) anzusprechenden Reihengräberfelder in der Slowakei gefunden werden, wie bereits erwähnt worden ist. Die in Pannonien gehören den Langobarden.

⁸⁸ Widemann, Josef: Die Herkunft der Bayern. Forschungen zur Geschichte Bayerns 16 (1908) 30 ff.

⁸⁹ Mitscha-Märheim, Herbert: Die Herkunft der Bayern. Mitteil. der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 80 (1950) 213—244. Z. T. anschließend Schwarz, Ernst: Herkunft und Einwanderungszeit der Baiern. Südostforschungen 12 (1953) 30 ff.

⁹⁰ Löwe, Heinz: Herkunft und Einwanderungszeit der Bajuwaren. Zs. f. Bayer. Landesgeschichte 15 (1949) 5 ff.

Immerhin bestehen noch so viele Unklarheiten in den Quellen, daß die Versuche nicht abreißen, doch eine Verbindung der Baiern zu diesen Sweben herzustellen. Eberl hat in seinem hinterlassenen Werk die Beziehungen der Sweben zu den Langobarden zu klären versucht⁹¹. Es ist etwas schwierig, zu seinen Darlegungen Stellung zu nehmen, weil sein Buch nur einen Teil seiner Gedanken wiedergibt. Er ist 1960 gestorben, das Buch gibt den Stand von 1956 wieder, hat aber auch die bis zu dieser Zeit erschienene Literatur nicht vollständig berücksichtigt und hätte einer ordnenden Hand bedurft. Er hält die Herkunft der Bayern von den Markomannen für ungewiß, betont, daß es keinen archäologischen Zusammenhang zwischen der Hinterlassenschaft der Baiern und der Markomannen in Böhmen gebe, die Markomannentheorie falsch sei, Grundlage der Baiernname sein müsse, das Land *Baias* des ravenatischen Geographen zwischen Marchpforte und der Donau zu suchen sei⁹². Was er an neuen Gedanken bietet⁹³, kann nur mit größter Skepsis hingenommen werden. Er möchte mit den *Baiavoi* des Ptolemaeus den Namen des Avarenchans *Baianus* zusammenbringen, wovon keine Rede sein kann. Die Eisenbergwerke, von denen Ptolemaeus spricht, sollen bei Brünn zu suchen sein⁹⁴. Tacitus⁹⁵ weiß, daß die keltischen *Cotini*, deren Sitze in der Slowakei liegen, Eisen graben, und es ist sicher, daß es sich um Bergwerke in der noch bis in die Neuzeit eisenreichen Slowakei handelt, ohne daß auf die vielbehandelte Frage hier näher eingegangen werden kann. Seine sprachlichen Zusammenstellungen sind so unbefriedigend, daß einige Beispiele genügen können. Er erwägt, ob der Name der südostmährischen Stadt Lundenburg mit den *Λούνα ὕλη* des Ptolemaeus zusammenhänge, wovon keine Rede sein kann⁹⁶. In den *Maurungani* soll eine alte Namensform der March stecken, was lautlich nicht angeht. Er kennt nicht die Literatur über die Zusammenhänge des antiken Flußnamens *Marus* mit der March. Über die Etymologie der Königsnamen *Tudrus* und *Katwalda* wird unrichtig geurteilt⁹⁷. Nicht nur die sprachlichen und vor allem namenkundlichen Bemerkungen des Verf. müssen abgelehnt werden, auch viele seiner geschichtlichen Angaben sind unrichtig, wobei anzuerkennen ist, daß er sich sehr um sie bemüht hat. Auch hier können einige Belege genügen. Theoderich soll die Sweben 508 nach der Niederlage der Heruler in Norikum angesiedelt haben (S. 98). Hier liegt eine Kombination mit dem Feldzug der Römer gegen die Baiern in diesem Jahre vor, den eine späte zweifelhafte Quelle berich-

⁹¹ Eberl, Bartholomaeus: Die Bajuwaren (1966). (Veröff. der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft. Reihe 1, Band 11).

⁹² Ebenda 22—28.

⁹³ Ebenda 29 ff.

⁹⁴ Ebenda 65.

⁹⁵ Tacitus: *Germania*, c. 43.

⁹⁶ Zum Namen Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer. 2. Aufl. (1961), S. 112 und die hier genannte Literatur.

⁹⁷ Eberl 59, 66.

tet⁹⁸, der allerdings auch von anderer Seite Bedeutung beigemessen wird. Immerhin dreht es sich um die viel diskutierte Frage, ob eine Ansiedlung der Baiern in Norikum in der Zeit Theoderichs möglich ist, verknüpft mit der Frage, wie weit in der Zeit des großen Ostgotenkönigs der gotische Machtbereich in den Alpen und nordwärts davon gereicht hat. Mit slawischem Druck auf die Sweben ist nicht zu rechnen, die Zeit dafür war noch nicht gekommen. Eberl möchte zeigen, daß es bei den Langobarden eine swebische Partei gegeben hat und man im Geschlechte *Gausus*, zu dem Audoin und Alboin gehörten, ein swebisches Königsgeschlecht zu sehen habe (S. 102 ff.). Gewiß wird es Gegensätze in den führenden langobardischen Adelsfamilien gegeben haben, daß sie aber stammlich bedingt sind, ist aus den Quellen nicht zu erschließen. Paulus Diaconus spricht vom Herzog *Droctulf*, einem Schwaben oder Alemannen, der es unter den Langobarden zum Herzog gebracht hatte⁹⁹. Aber Sweben sind ja mit Alboin nach Italien gezogen. Die Quelle wird überfordert, wenn *Droctulf* nun zum Haupt einer swebischen Partei unter den Langobarden gemacht, die Hälfte des langobardischen Siedlungsgebietes in Oberitalien als swebisch erklärt und den Sweben die Gründung der *-engo*-Ortsnamen in der Potiefebene (*Marengo*) zugesprochen wird (S. 119 ff.). Ob man den Langobarden nur Hof-, den Sweben (Baiern) Dorfgründungen zutrauen kann, müßte genauer untersucht werden. Die südbairischen Sprachinseln (vor allem die zimbrischen in den sieben und dreizehn Gemeinden nördlich Vicenza und Verona) werden, wie es auch von anderer Seite gelegentlich geschieht, für eine Restbevölkerung der aus der Potiefebene in die Alpen zurückgedrängten Germanen swebisch-langobardischer Herkunft erklärt. In die sieben Gemeinden sind nach Kranzmayer¹⁰⁰ Baiern um 1100 aus Westtirol gekommen. Infolgedessen ist es auch nicht möglich, Lautungen altbairischer Sprachinseln wie *b* für *w* oder *v* für *f* für bairisch-langobardische Beziehungen in Anspruch zu nehmen. Eberl kennt die Literatur darüber nicht¹⁰¹. Das langobardische Königsgeschlecht *Gausus* kann mit der altbairischen *genealogia Huosi* auf keine Weise verknüpft werden (S. 144), *Gausus* ist die im Langobardischen, wo *t* zu *s* verschoben worden ist, aus **Gaut-* entstandene Gestalt und erinnert an die schwedische Heimat der Winniler, wie die Langobarden ursprünglich heißen haben. *Drozza* kann nicht auf *Droctulfus* zurückgehen (S. 145). Es spricht nichts dafür, die Ortsnamen auf *-kam* und *-kofen*, die aus *-ingheim*, *-inghofen* entstanden sind, als alemannischen Niederschlag anzusehen. Dabei soll die Möglichkeit, daß es in Bayern aus vorbairischer Zeit alemannische Ortsnamen

⁹⁸ Österreichische Annalen zum Jahre 508. In: MG. SS. IX, S. 562, deren älteste Handschrift aus dem 12. Jahrhundert stammt.

⁹⁹ Paul. Diac. III, 18.

¹⁰⁰ Kranzmayer, Eberhard: Monogenetische Entfaltung und ihre Störungen in den bairischen Bauernsprachinseln und deren Heimatmundart. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 85 (1963) 161.

¹⁰¹ Dazu Schwarz, Ernst: Probleme alter Sprachinselmundarten. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 58 (1934) 348.

auf -ingen gegeben haben könnte, nicht geleugnet werden. Die schwäbisch-fränkische Sprachgrenze soll 496 als Stammesgrenze entstanden sein, der Vorgang ist gewiß komplizierter. So steht man dem Ergebnis der Eberlschen Untersuchung (S. 172 ff.) skeptisch gegenüber. Die sprachlichen und namenkundlichen Zusammenhänge sind fast durchaus unrichtig gesehen, die Ausdeutung der Quellen ist willkürlich und auf eine vorgefaßte Meinung zugeschnitten. Weil sich aber Eberl, der sich mit vielen Forschungsfragen beschäftigt hat, in anderen Aufsätzen Verdienste erworben hat, war es notwendig, wenigstens einen kritischen Bericht über sein Buch zu geben, der leicht ergänzt werden könnte.

K. Reindell fügt dem Buch einen Nachtrag bei¹⁰². Auch er spricht von der Ansiedlung der Sweben durch Theoderich nach der Niederlage der Heruler 507 auf norischem Boden. Jordanes berichtet¹⁰³ von den mit den Alemannen verbundenen Suaven, er hat aber, wie die vorhergehenden Bemerkungen mit der ersten Nennung des Baiern-Namens zeigen, die Alemannen-Schwaben in Südwestdeutschland und die Sweben in der Slowakei nicht zu trennen vermocht, wobei zuzugeben ist, daß die in Rätien und Norikum plündernden Alemannen in der Zeit Severins mit ihren Stammesgenossen, den Sweben in der Slowakei, zusammengetroffen sein können. Daß schon jetzt, 469/70, der neue Name der Baiern aufgekommen sein und mit den Βαυανοί bei Preßburg eine Verbindung bestehen soll (S. 191), ist mit den Quellen nicht zu vereinbaren. Schließlich hat es noch andere Stämme gegeben, die damals zwischen den Alemannen und den ungarischen Sweben saßen (Rugier, Heruler). Daß die Bedeutung der böhmischen Funde entscheidend sein wird, wird zugegeben (S. 195). Es ist zu bedauern, daß Reindell, der über die Baiernforschung gut unterrichtet ist, nicht in der Lage war, Eberls hinterlassenes Manuskript entscheidend zu beeinflussen.

Auch die als Beitrag zur Herkunftsfrage der Baiern gedachte Abhandlung von Sepp Kaufmann¹⁰⁴ kann nicht befriedigen. Sie zielt letzten Endes dahin, eine Abstammung der Baiern von den Peukinern, einem Teilstamm der Bastarnen, wahrscheinlich zu machen. Eine etymologische Verbindung des Inselnamens *Peuke* an der Donaumündung, nach der sich die *Peucini* nannten, mit idg. **bheug-* „fliehen“ ist nicht möglich, und die Vermutung, daß dieser Name mitgebracht sei (S. 87), unwahrscheinlich. Die von Eratosthenes geäußerte Ansicht, daß der Name auf den Nadelwaldbestand der Insel zurückgeht, ist viel glaubhafter. Die Bastarnen gehören zu den frühen Germanen, die sich nördlich der Karpaten bis zum Schwarzen Meer ausbreiten, wo sie, wahrscheinlich 220 v. Chr., vor Olbia erscheinen¹⁰⁵. Ein Teil, die Sidonen,

¹⁰² Reindell, Kurt: Herkunft und Landnahme der Bajuwaren in der neueren Forschung, bei Eberl, 189—199.

¹⁰³ Jordanes: *Getica* 281.

¹⁰⁴ Kaufmann, Sepp: Die Peukiner und ihre Schicksale im Donaauraum. Ein Beitrag zur Herkunftsfrage der Baiern. *Jahresschrift des Salzburger Museums Carolino-Augustum* 9 (1963) 81—177.

¹⁰⁵ Schmidt, Ludwig 88.

hat sich über die Karpaten in die westliche Slowakei vorgeschoben. Sie werden von Beninger¹⁰⁶ als die Träger der Púchov-Kultur erklärt, denen die Römer bei *Laugaricium*, dem heutigen Trentschin, während des Markomannenkrieges eine entscheidende Niederlage beigebracht haben. Sie sind in der Nähe des *regnum Vannianum* zu suchen, denn ein Neffe des Vannius, der an der Vertreibung seines Onkels 50 n. Chr. beteiligt war, heißt *Sido*. Es ist möglich, daß er Teilherrscher über die Sidonen war, doch kann es sich auch um verwandtschaftliche Beziehungen handeln. Kaufmann vermutet eine Teilung der Peukiner, die er überhaupt mit den Bastarnen gleichsetzt, in einen West- und Oststamm seit 61—59 v. Chr. zunächst in der kleinen Walachei und später in Ungarn (S. 90 ff.), ohne zu sehen, daß in Ungarn im 5. Jahrhundert, in der der Landnahme der Baiern vorangehenden Zeit, die Bastarnen keine Rolle mehr gespielt haben. Über sie ist sehr wenig bekannt. Nach Tacitus¹⁰⁷ waren sie sehr mit Nichtgermanen vermischt, was begreiflich ist bei einem Volk, das schon seit mindestens dem 3. Jahrhundert v. Chr. in Südosteuropa unter dakischen Völkern wohnte und durch Mischheiraten viel von seiner germanischen Nationalität verloren haben wird. Es besteht kein Anlaß, die aus dem Griechischen stammenden Wochentagsnamen der Goten und Baiern (Ertag, Pfingsttag) ihrer Vermittlung zuzuschreiben, wenngleich es möglich und wahrscheinlich ist, daß die Goten im 4. Jahrhundert an der unteren Donau noch Bastarnen angetroffen haben und mit ihnen sprachliche Beziehungen aufgenommen haben können. Auch die Erfindung der Runenschrift (S. 113, 155) wird ihnen nicht zuzutrauen sein. Den *Baia* von Ptolemaeus wird wieder eine unglaubliche Rolle bei der Entstehung des Baiernnamens zugeschrieben (S. 113 ff.). Das Land *Baia* wird wie bei anderen an der oberen Theiß gesucht (S. 121). Das Ansiedlungsgebiet der 100.000 Bastarnen¹⁰⁸ auf römischem Boden durch Kaiser Probus 280 wird am Südufer von Donau und Drau angesetzt, das *Istria* geheißen habe (S. 124). Ludwig Schmidt denkt an Thrakien¹⁰⁹. Den von alten Schriftstellern gebotenen Zahlen darf man nicht unbedingt Glauben schenken. Die Veroneser Völkertafel kennt Skiren zwischen Sarmaten und Karpen, das ist kaum auf das Skirenreich an der oberen Theiß zu deuten (so S. 124). Es ist schwierig, wenn in den Quellen vom Überschreiten der Donau die Rede ist, die Flußstelle auszumachen. Die Skiren, deren Fürst *Edica* am Hofe Attilas eine bedeutende Rolle spielt, erscheinen nach dem Tode des Hunnenkönigs an der oberen Theiß, wo sie auch Csallány ansetzt¹¹⁰. Das Einströmen von Peukinern und *Baibari* aus *Istria* (mittlerer Donau) und dem Alföld in Pannonien nach dem Abzug der Ostgoten 471 ist in den Quellen nicht belegt. Die Besetzung Ufer-Norikums durch peukinisch-skirische Kampfverbände unter Onulf 489 (S. 138)

¹⁰⁶ Beninger: Die Púchov-Kultur des 1. und 2. Jahrhunderts. In: Reinerth II, S. 690—700.

¹⁰⁷ Tacitus: *Germania*, c. 46.

¹⁰⁸ Hist. Aug. Prob. 18, 1. — Zosimus I 71, 1.

¹⁰⁹ Schmidt, Ludwig 95.

¹¹⁰ Csallány 317.

nimmt eine Hypothese Mitscha-Märheims wieder auf, der aber an skirische Führung gedacht hat¹¹¹. Die Heruler sollen das nordöstliche Alpenvorland in Besitz genommen haben (S. 143). Das gründet sich auf die Nennung von *Herilungoburg*, -veld 832 und 853 in Niederösterreich. Es ist an anderer Stelle darauf aufmerksam gemacht worden, daß der Name der Heruler in Wirklichkeit ohne h-Anlaut mit dem altnordischen *jarl* „freier Mann, Vornehmer“ (eigentlich zur Nebenform **erul*-) zusammenhängt, die Harlungenberge, die auch außerhalb von Niederösterreich auftreten, zu den *Harii* des Tacitus¹¹² zu stellen und „Totenberge“ sind¹¹³. Es ist auch unrichtig, die Osen als Alanen zu betrachten (S. 142), weil der alte Name der Osseten (zu denen die Alanen gehören) den Stamm *As*- enthält. Tacitus sagt ausdrücklich, daß es sich bei den Osen der Slowakei um Pannonier handelt, von denen ein Teil nördlich der Donau in der Slowakei offenbar zurückgeblieben war¹¹⁴. Die Einwanderung dieser peukinisch-skirischen Völkerschaft, mit der Theoderich einverstanden gewesen sein soll, wird zwischen 510—520 angenommen, sie sollen die Vorfahren der Baiern sein (S. 147—150). Die Skiren werden als Westgermanen betrachtet (S. 151). Was wir von ihrer Sprache im 5. Jahrhundert kennen, ist ostgermanisch, so die Endung des Namens von Odoakers Vater *Edika* und die Lautungen *ō* aus *au* und *ē* aus *ai* in *Onulf*, dem Bruder Odoakers, in *Odoaker* und *Edika*. Das *ō* steht für *au*, *Odoaker* lautet im wulfilanischen Gotischen **Authwakar*, *Onulf* hätte **Aunulf* und *Edika* **Aithika* geheißen¹¹⁵. Diese *ai* und *au* sind offenbar monophthongiert worden, und zwar in jeder Stellung, während sie im Ahd. erst relativ spät und nur in bestimmten Stellungen zu *ē*, *ō* werden. Die Endung im Nom. Sing. der männlichen n-Stämme lautet -*a* gegenüber -*o* des Ahd. (got. *guma* „Mann“: westgermanisch *gomo*). Die Schreibung *Edika* mit *d* statt *th* stört keineswegs, denn im Spätgotischen ist *th* stimmhaft geworden, wie die Vertretung im Italienischen zeigt¹¹⁶. Auch wenn die Skiren ursprünglich westgermanischer Herkunft gewesen sein sollten, wird ihr jahrhundertelanger Verkehr und Zusammenleben mit Ostgermanen zu ostgermanischer Sprache geführt haben. Auch ist ihre Abwanderung von der Urheimat an der Ostsee in so früher Zeit erfolgt, daß sich viele ihrer besonderen sprachlichen Eigenheiten erst später ausgebildet haben werden.

Die Arbeit von Kaufmann zeigt, wie verschieden alte Quellen ausgedeutet werden können, wenn Unbekümmertheit um sprachliche Fragen und Phantasie zusammentreten. Die Baiern sind keine Ostgermanen und die Beimen-

¹¹¹ Mitscha-Märheim 233 ff.

¹¹² Tacitus: *Germania*, c. 43.

¹¹³ Much, Rudolf: Die *Germania* des Tacitus 382—386. — Schwarz: Herkunft u. Einwanderungszeit 37 ff.

¹¹⁴ Tacitus: *Germania*, c. 43.

¹¹⁵ Die Form *Onulf* wird gegenüber auch bezeugtem *Hünwulf* vorgezogen, weil sie mit den Namen der Verwandten Odoaker und Edika stabt.

¹¹⁶ Dazu Gamillscheg, Ernst: *Romania Germanica* II, S. 40. Das *e* in *Edika* wird aus *ai* hergeleitet, weil so allein eine Anknüpfung an althochdeutsche Namen wie *Eidrāt* hergestellt werden kann.

gung von Sarmaten und anderen nichtgermanischen Völkern müßte im Albairischen Spuren hinterlassen haben, wenn sie solange angedauert hätte, wie Kaufmann voraussetzt. Alt ist hier der Wandel von \bar{e} zu \bar{a} , während im Gotischen \bar{e} zu \bar{i} geworden ist, das Fehlen von ddj aus jj (krimgotisch *ada* < *addja* „Eier“: ahd. *eiir*). Noch andere Formen und Lautungen zeigen, daß es sich bei den Baiern um Westgermanen und zwar um Elbgermanen handelt, die also mit Alemannen, der elbgermanischen Grundlage des Ostfränkischen, Thüringern und Langobarden verwandt sind, daß Markomannen und Quaden unter ihren Ahnen ebenso wie die Langobarden eine maßgebende Rolle gespielt haben können, nicht aber Ostgermanen eine bedeutende Stellung zukommt, wie es Kaufmann (und Zibermayer) für möglich halten, die sprachliche Überlegungen gar nicht anstellen. Richtig ist nur, daß neben den vermutlich schon lange an der oberen Theiß sesshaften Skiren nach dem Tode Attilas auch Angiskiren „Feldskiren“ erscheinen, die noch beim Einfall des Dintzik, des Sohnes Attilas, 459 unter hunnischer Führung stehen¹¹⁷. Sie könnten die Skiren sein, die in der Walachei unter hunnische Herrschaft geraten sind. Die Skiren in Ungarn machen nicht den Eindruck eines großen Volkes. Ihre Niederlage 469 muß wie bei den Herulern 508 die Aufgabe des Stammes bedeutet haben, denn die Söhne Edikas, Odoaker und Onulf, erscheinen in fremden Diensten. Der Stamm ist nicht mehr intakt, die Stammesglieder sind Söldner geworden. Richtig ist, daß sich in Baiern vier Ortsnamen finden, die „Skiren“ bedeuten, so Scheyern u. a.¹¹⁸. Aber einen eigenen Gau haben sie nicht gebildet. Die Baiern insgesamt in ihrer führenden Schicht und in ihrer Mehrheit als Nachkommen der Skiren und Bastarnen zu erklären, ist abwegig und unbeweisbar. Das schließt nicht aus, daß einzelne führende Familien der bei den Baiern aufgenommenen Skiren in den bairischen Adel gelangt sein können, wenn es sich wahrscheinlich machen läßt, daß der Name *Edika* als *Eticho* fortlebt, was dann möglich ist, wenn dieses spätostgermanische \bar{e} aus *ai* mit dem späteren bairischen \bar{e} aus *ei* zusammengefallen sein sollte. Wie die Skiren zu den Vorfahren der Baiern oder zu diesen in Rätien gekommen sind, ist nicht überliefert. Nach 469 können Volksreste bei den Vorfahren der Baiern aufgenommen worden sein und die Landnahme mitgemacht haben. Die Rolle der Skiren unter den Baiern entspricht der der Sweben, Gepiden, Bulgaren bei den Langobarden in Italien. Es bleibt als wertvolle Erkenntnis, daß im Baiernstamm auch unbairische Elemente aufgegangen sind, was aber bei der Bildung der großen Stämme eine nicht seltene Erscheinung gewesen sein wird.

Bevor diese Frage der Bildung des bairischen Stammes weiter verfolgt wird, soll noch auf die Ausführungen von Beninger-Kloiber eingegangen werden, die neue Gedanken über die bairische Landnahme ent-

¹¹⁷ Jordanes: *Getica* 272.

¹¹⁸ Schwarz, Ernst: Die bairische Landnahme um Regensburg im Spiegel der Völker- und Ortsnamen. *Beiträge zur Namenforschung* 1 (1949) 70 ff.

wickelt haben¹¹⁹. Beninger ist als vorzüglicher Kenner der Germanenzeit von Niederösterreich, Mähren und der Slowakei bekannt. Er knüpft an die Reihengräber in Irlmauth und Irsching sowie in Zizlau (im Stadtgebiet von Linz) und an Klebels Darlegungen an, daß der bairische Westergau einen Ostergau in der bairischen Frühzeit voraussetzt¹²⁰, der in Oberösterreich oder Niederösterreich zu suchen sei, weiter an die Vermutung Mitscha-Märheims, der ein in Wien XIII, Spohrgasse, aufgedecktes Grab als bairisches aus der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts erklärt¹²¹. Er denkt an eine seit der Räumung Norikums einsetzende Zuwanderung von Germanen, die sich vom Ostergau aus westwärts ausgebreitet und als Baiwaren zusammengeschlossen haben (S. 197). Von den vertrauten Vorstellungen einer Landnahme, von Wanderungen, Zuschüben, Einrücken, Anmarsch solle man abkommen. Es ist gewiß richtig, daß in manchen Fällen statt einer Landnahme eine allmähliche Ausbreitung vorliegen wird, wenn es sich um Verschiebung der Bevölkerung in die Nachbarschaft handelt. Aber die Völkerwanderungszeit bietet genügend Beispiele von „Landnahmen“, man denke an die Wanderungen und Reichsgründungen der West- und Ostgoten, Wandalen, Langobarden, so daß nicht einzusehen ist, warum die Annahme einer „Landnahme der Baiern“ auszuschalten ist. Aber gewiß ist es wahrscheinlich, daß die Baiern, d. h. ihr Traditions-kern, aus einer östlichen Nachbarlandschaft gekommen sind, und auch ein Verschieben wäre nicht unmöglich, wenn es wahrscheinlich gemacht werden kann, daß Niederösterreich dabei eine maßgebliche Bedeutung gespielt hat. Die Rolle dieses Landes ist im 6.—8. Jahrhundert trotz aller Bemühungen der Forschung noch reichlich unklar. Die auffallende Form *Rüdegēr* statt zu erwartendem *(H)ruodgēr* wird auf eine ostgermanische Grundlage **Hrōþisgais* in Niederösterreich zurückgehen. Lautverschobene Flußnamen reichen bis zur Erlaf¹²². Romanenreste haben sich in Wien und vielleicht noch in anderen Orten wie Tulln längere Zeit behauptet. So spricht alles dafür, daß der Name Wien, 888 *Wenia*, durch langobardische Vermittlung den Baiern zugekommen ist, die Langobarden eine romanische Form **Wēnnia* aus **Wēdunia* gehört haben, während das tschechische *Videň* auf **Wēdunia* beruht, ohne daß auf die Streitfragen darüber hier näher eingegangen werden kann. Es kommt also auch langobardische Vermittlung in Betracht, d. h. Fortbestand von Langobardenresten bis zum Erscheinen der Baiern, wodurch sich manche auffallende Namenübermittlungen wie March, ahd. *Maraba* aus *Marus*, Schwarzach < *Swarzaba*,

¹¹⁹ Beninger, Eduard / Kloiber, Aemilian: Oberösterreichische Bodenfunde aus bairischer und frühdeutscher Zeit. Jahrbuch des oberösterr. Musealvereins 107 (1962) 125—250.

¹²⁰ Klebel, Ernst: Baierische Siedlungsgeschichte. ZBLG 15 (1949) 78.

¹²¹ Mitscha-Märheim, Herbert: Archaeologica Austriaca 28 (1960) 54; 30 (1961) 153.

¹²² Dazu Steinhauser, Walter: Zur Herkunft, Bildungsweise und siedlungsgeschichtlichen Bedeutung der niederösterreichischen Orts- und Flurnamen. Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 25 (1933) 1—48. — Schwarz, Ernst: Das germanische Kontinuitätsproblem in Niederösterreich. In: Festschrift Theodor Mayer I (1954), S. 19—47.

während **Swartaba* zu tschech. *Svatka* geführt hat, u. a. erklären ließen¹²³. Aber was über das Vorrücken bairischer Ansiedler bis zu Melk bekannt ist, gehört in das 8. Jahrhundert (S. 204), in dem es auch zu den ersten Volksberührungen zwischen Baiern und Slawen in Ober- und Niederösterreich, Steiermark und Kärnten kommt. Das sind Ereignisse, die später liegen als das Erscheinen der Baiern in Rätien. Das Auftreten der Slawen, mit dem sich Beninger-Kloiber ausführlich beschäftigen und dabei gegen die Auffassungen Preidels¹²⁴ mit Recht ablehnend Stellung nehmen (S. 225), hängt nicht mit der „Landnahme“ der Baiern zusammen. Es wird zugegeben, daß gegen Werners Herleitung der Baiern von den spätgermanischen Bewohnern Böhmens im 6. Jahrhundert keine historischen Bedenken vorgebracht werden können. Aber es fehlt noch die archäologische Überprüfung, ob der Zuzug über Niederösterreich so stark war, daß man auf den Ausdruck „Landnahme“ verzichten kann. Die Vorstellungen über die germanischen Bevölkerungselemente, die in Norikum noch keine feste Verankerung im Raum besaßen (S. 240), bleibt reichlich unklar. Es wird an eine einheitliche alemannisch-ostfränkische Grundlage im Fundgebiet zwischen der Enns und westlich davon gedacht (S. 241).

In der Zeit Severins war die romanische Bevölkerung Norikums und Rätiens an der Donau und Nachbarschaft immer mehr auf die Städte zusammengedrängt und die Vita Severini gibt einen guten Einblick in eine Zeit des Zusammenbruches der Römerherrschaft im Voralpenraum. Heruler, Thüringer, Alemannen, Goten haben Plünderungszüge unternommen, die mit Landnahme nicht verwechselt werden dürfen. Die romanische Bevölkerung Ufernorikums ist 488 auf Befehl Odoakers nach Italien evakuiert worden, wo Menschenmangel herrschte. Reste sind vereinzelt zurückgeblieben, in größerer Menge in Alpennähe um Partenkirchen und Salzburg. Wie sich die neue Besetzung des leer stehenden Landes in der Zeit zwischen 488—535 vollzogen hat, ist eine sekundäre Frage, die entschieden werden kann, wenn die Frage der Herkunft der Traditionsschicht geklärt werden kann. Die Vorstellungen Beningers bleiben gerade in diesen Punkten unklar. Wenn die Landnahme in Norikum und Rätien von Osten her fortgeschritten ist, sollte sie sich in der Datierung der Reihengräber in derselben Richtung nachweisen lassen, was bisher nicht der Fall ist. Auch in Zizlau ist keine Datierung vor der Mitte des 6. Jahrhunderts möglich.

Mitscha-Märheim, dessen 1950 vorgetragene Theorie von der Herkunft der Baiern¹²⁵ aus 489 unter skirischer Führung stehenden Sweben von Pannonien her sich nicht durchsetzen konnte, hat neuerdings in anderer Form

¹²³ Dazu Schwarz, Ernst: Slawen, Langobarden und Baiern in ihren ältesten Namenbeziehungen. In: 5. Namenforscherkongreß in Salamanca 1955 (1958) II, S. 283—295.

¹²⁴ Preidel, Helmut: Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens I (1954), II (1957).

¹²⁵ S. Anm. 89.

zu dieser Frage Stellung genommen¹²⁶. Er gehört zu den Frühgeschichtlern Österreichs, die besonders um die Aufhellung der Völkerwanderungszeit und um die Abstimmung mit den geschichtlichen Nachrichten bemüht sind. Er glaubt, daß die Heruler gleich nach Beginn der Kämpfe beim Einbruch der Hunnen in Südrußland (375) die gotische Herrschaft abschüttelten, nach Westen flohen und dabei ins Marchgebiet gelangten, wo ihre Sitze zwischen Markomannen und Quaden um 400 erwähnt werden (S. 33). Das gründet sich auf die Aussage der Kosmographie des Julius Honorius, von der schon die Rede war (S. 28). Diese Landnahme der Heruler würde vor der offiziellen Besetzung Pannoniens durch die Hunnen liegen, könnte aber wohl auch anders erklärt werden. Er rechnet wie früher damit, daß sich nach dem Abzug der Goten aus Pannonien 471 Sweben und Skiren in Pannonien festsetzten (S. 67). Für den bairischen Raum wird neben alemannischer und sonstiger einheimischer Bevölkerung mit Zustrom aus Thüringen und Böhmen in der Zeit um 540 gerechnet, wodurch die Bildung des bairischen Stammes endgültig vollzogen wurde (S. 81). Ob sich *Baia* auf Böhmen oder das einstige bojische Gebiet um den Neusiedlersee bezog, wird offen gelassen. Da um 550 die Baiern in der Überlieferung erwähnt werden, war die Bildung des Neustammes in der Mitte des 6. Jahrhunderts abgeschlossen. Wegen der politischen Beziehungen Theoderichs zum Thüringerkönig Hermiafrid, der seine Nichte Amalaberga heiratete, wird es für wahrscheinlich gehalten, daß Theoderich eine wenigstens nominelle Oberhoheit über *Raetia secunda* ausgeübt hat, so daß eine direkte Grenze an der Donau zwischen den beiden Reichen vorhanden war (S. 83). Die Langobarden hätten Rugiland schon mit herulischer Zustimmung besetzt, d. h. seien ihnen tributpflichtig gewesen, was auch o. S. 28 für möglich gehalten wird. Das Erscheinen fränkisch-alemannischer Truppen in Oberitalien 539/40 setzt fränkische Besetzung Osttirols und Kärntens voraus. Wenn die Baiern schon vor dem Auftreten der Franken im Ostalpenraum in ihren heutigen Sitzen gewohnt haben, würde jetzt die fränkische Herrschaft beginnen. Richtig wird betont, daß das Feld, in dem sich die Langobarden niedergelassen haben, nicht das Alföld zwischen Donau und Theiß gewesen sein kann, sondern das Marchfeld sein muß (S. 113). Wenn gefragt wird, ob die im Codex Gothanus gemeldete Burg Wachos bei den *Beowinidis* etwa der Grabhügel von Žuraň sein könne (S. 120), muß darauf hingewiesen werden, daß *Beowinida* „die Winden von *Bēa* < *Baia*, Böhmen“ bedeutet. Den Abzug der böhmischen Germanen stellt er sich als Ergebnis eines Abkommens des langobardischen Königs Audoin (zwischen 546—560), des Vaters Alboins, mit den Baiern vor, so daß die bairischen Germanen um 540 aus Böhmen nach Bayern abziehen konnten (S. 122). Er neigt schließlich der Ansicht zu, daß sich Sippen und Splittergruppen verschiedener Herkunft zusammengeschlossen hätten (S. 165), was eine Annäherung an Beningers Standpunkt ist, daß Zustrom aus Pannonien

¹²⁶ Mitscha-Märheim, Herbert: Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren. Die Völkerwanderungszeit in Niederösterreich (1963).

und Böhmen gekommen ist, so daß sich im Zusammenwachsen mit der vorhandenen Bevölkerung ein neuer Stamm gebildet hat. Bei den böhmischen Germanen wird teils mit thüringischem, teils mit langobardischem Einfluß gerechnet. Es wird deutlich, daß Mitscha-Märheim einen Kompromiß zwischen seiner Auffassung von 1950, Werners von 1962 und Beningers von 1962 anstrebt. Manche seiner Gedanken verdienen es, nachgeprüft zu werden, denn es ist bestimmt richtig, in den Baiern eine Verbindung zwischen der eingeborenen Bevölkerung, ob germanischer oder nichtgermanischer Herkunft, und germanischen Zuwanderern zu sehen, die aus dem aufgegebenen Osten stammen müssen, der ja seit dem 6. Jahrhundert seine germanischen Bewohner verloren hat, die — abgesehen von den zurückgebliebenen Resten — teils in den Langobarden Italiens, teils in den Baiern fortleben, ein Gedanke, der auch vom Verfasser dieses Referates 1953 betont worden ist¹²⁷.

Zu dieser einheimischen Bevölkerung, die — von mehrfachen Aussiedlungen abgesehen — immer im Lande geblieben ist, gehören die Naristen, für die sich in Burgund die Bezeichnung Warasker durchsetzt hat. Da über sie viel geschrieben worden ist, genügt es, eine kurze Zusammenfassung zu geben und einige neue Gedanken anzuschließen. Reinecke, der einen guten Überblick über die historischen Quellen der Frühzeit Bayerns hatte, sagt, daß im östlichen Teil des Oberdonauegebietes wohl im Zusammenhang mit der Einwanderung der Markomannen in Böhmen die Naristen von der Donau bis in den oberpfälzischen Jura hinein saßen. Er denkt sich ihr Gebiet von der Landesgrenze gegen Oberösterreich aufwärts bis über die Naab und dann mindestens noch im südlichen und westlichen Teil der Oberpfalz¹²⁸. Er scheint also die Naristen für zurückgebliebene Teile der Markomannen zu halten. Aber ihr Name bedeutet „Anwohner des Flusses *Nar* bzw. *Var*“, was beides „Wasser“ bedeutet. Das und der Unterschied ihrer Kulturhöhe und Lebensweise gegenüber den germanischen Markomannen und den keltischen Bojern legt es nahe, an ein vorgermanisches Volk zu denken, nicht an die Kelten, sondern an Vorkelten. Steinhauser hat vom Illyrertum der Naristen gesprochen¹²⁹. Da man heute an Illyrier in Deutschland nicht mehr glaubt und sie auf bestimmte Teile der nordwestlichen Balkanhalbinsel bzw. Dalmatien beschränkt¹³⁰, wird man dieses Volk ausscheiden. Es ist bekannt, daß in Süddeutschland neben den Kelten als Oberschicht eine ältere nichtkeltische, aber indogermanische Volksschicht bestanden hat, deren Namen wir nicht kennen, die aber in einzelnen Volksnamen fortleben dürften und die sich sprachlich von den Kelten z. B. dadurch abgehoben haben, daß sie für

¹²⁷ Schwarz: Herkunft u. Einwanderungszeit 34 ff.

¹²⁸ Reinecke, Paul: Die kaiserzeitlichen Funde aus dem bayerischen Anteil an der Germania Magna. 23. Bericht der römisch-germanischen Kommission (1933) 154.

¹²⁹ Steinhauser, Walter: Das Illyrertum der Naristen. Wiener Prähist. Zs. 19 (1932) 300—308.

¹³⁰ Krahe, Hans: Vorgeschichtliche Sprachbeziehungen von den baltischen Ostseeländern bis zu den Gebieten um den Nordteil der Adria. Akad. der Wiss. und der Lit. Mainz, Abh. der Geistes- u. Sozialwiss. Klasse (1957) Nr. 3, S. 103—121.

idg. *o*, das im Keltischen erhalten geblieben ist, ein *a* gesprochen haben. Wahrscheinlich gehört ihnen die Aussprache **Nabba* statt keltischem **Nobba* für die Naab an¹³¹, obwohl eine Entscheidung schwierig ist. Das Suffix *-ist* darf als vorkeltisch, *-ask* als keltisch betrachtet werden¹³². Der Flußname Regen, den Steinhauser als eine germanische Übersetzung betrachtet hat, wird besser als vorgermanischer Flußname anzusehen sein¹³³. Die alten Sitze des Volkes liegen südlich vom Böhmerwald, wo sie Tacitus und Ptolemaeus kennen¹³⁴. In den Markomannenkriegen haben die Naristen mitgekämpft. In einer vor kurzem in Algier entdeckten Inschrift wird ein von den Römern getöteter Herzog *Valao* genannt¹³⁵, so daß Bengtson die Sitze des Volkes in Oberösterreich nördlich der Donau sucht. Im 7. Jahrhundert aber wohnen in Burgund angesiedelt Warasker, die den Missionären des Klosters Luxeuil erzählen, daß sie aus dem Gau *Stadevanga* „Uferfelder“ am Flusse Regen gekommen seien. Dafür kann nur eine für Siedlung geeignete Landschaft bei Roding in der Oberpfalz in Betracht kommen, so daß die Oberpfalz als Land der Naristen nicht ausgeschlossen werden kann¹³⁶. Auch Reinecke ist dieser Ansicht gewesen¹³⁷. Da die Warasker Bonosianer waren, vermutet Egger, daß die Lehren des Bischofs Bonosus von *Naissus* (Nisch), abgesetzt 391, und des Bischofs Photinus von Sirmium (345—351) über 3000 im Markomannenkriege in Pannonien angesiedelte Naristenfamilien bei den in der Oberpfalz wohnenden Volksteilen verbreitet und nach Burgund mitgenommen worden seien¹³⁸. Auf diese in Burgund sitzenden Warasker nimmt Kellner keine Rücksicht¹³⁹. Seine Meinung ist, daß die Naristen in den Raum der Provinz *Pannonia superior* gehören.

Die Lösung dürfte darin liegen, daß das Gebiet der Naristen über die Oberpfalz hinausgereicht hat. Die Bojer sitzen in Böhmen im Norden in den fruchtbaren Landschaften, die von Saaz bis Königgrätz reichen und alle Ackerbau treibenden Völker, nach den Bojern die Markomannen, später die Slawen angezogen haben. Südböhmen dagegen bildet seit alter Zeit mit Nordostbayern eine andere vorgeschichtliche Landschaft, wie die Abbildungen bei Preidel zeigen¹⁴⁰. Welchem Volke sie zuzuschreiben ist, ist strittig. Man hat an verschiedene keltische Stämme und an Illyrier gedacht.

¹³¹ Dazu Schwarz, Ernst: Sprache und Siedlung in Nordostbayern (1960), S. 13—15.

¹³² Schwarz: Die bairische Landnahme 54 ff.

¹³³ Zur Frage Schwarz: Sprache und Siedlung 15 ff.

¹³⁴ Tacitus: Germania, c. 42. — Ptolemaeus II 11, 11.

¹³⁵ Ein Faksimile der Inschrift bei Dobíáš, Josef: Dějiny, Abb. 15.

¹³⁶ Schwarz, Ernst: Neues und Altes zur Geschichte der Naristen. Jahrb. für fränk. Landesforschung 22 (1962) 281—289. Hier mit weiteren Literaturangaben.

¹³⁷ Reinecke 154.

¹³⁸ Egger, Rudolf: Die Christianisierung der pannonischen Provinzen. Südostforschungen 22 (1963) 12.

¹³⁹ Kellner, Hans-Jörg: Raetien und die Markomannenkriege. Bayer. Vorgeschichtsblätter 30 (1965) 171—174: Die Frage der Wohnsitze der Naristen.

¹⁴⁰ Preidel, Helmut: Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren (1953), S. 133 ff., 145 ff. mit den Karten 11 und 12 und weiteren Literaturangaben.

Über einen wichtigen Fund eines Urnenfriedhofes in Südböhmen bei Přešt'ovice unweit Strakonitz unterrichtet B. Svoboda¹⁴¹. Es handelt sich um konservative Bewohner, die noch zu einer Zeit (4. und 5. Jahrhundert) Brandritus übten, in der in Mittelböhmen schon andere Gewohnheiten herrschten. Ähnliche Funde sind aus Pilsen-Radobyčice und aus der Umgebung von Saaz bekannt, weiter aus Stockstadt am Main und von der Gelben Bürg in Mittelfranken. Das wichtigste Vergleichsstück bietet das Gräberfeld von Friedenhain, Gemeinde Unterzeitldorn im Kreis Straubing mit Funden vielleicht aus dem 5. Jahrhundert. Die Aufgabe des Gräberfeldes in Přešt'ovice wird in die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts versetzt. Svoboda denkt an Elbgermanen, die um 300 nach Südböhmen gekommen seien und das Land über den Böhmerwald wieder verlassen hätten. Aber Reinecke hat schon bei den Funden auf der Nordseite der Donau um Straubing an die Naristen gedacht¹⁴², weniger ist ein verwandter, uns dem Namen nach unbekannter Stamm anzunehmen. Es wird am besten sein, auch hier an Naristen anzuknüpfen und mit Reinecke zu vermuten, daß ihr Siedlungsgebiet über die Oberpfalz hinausgereicht und noch Teile von Niederbayern und Südböhmen umfaßt hat. Im 2. Jahrhundert wird man sich die Naristen in der Oberpfalz als germanisch sprechende Bewohner vorzustellen haben, vielleicht auch die in Südböhmen und in Niederbayern nördlich der Donau. Da aber die Kultur von der sonst germanischen und keltischen abweicht, der Stammesname wohl indogermanisch, aber vorkeltisch ist, dasselbe für die größeren Flüsse der Oberpfalz gilt, wird es sich — was hier zunächst als Hypothese ausgesprochen wird — um die vorkeltischen Bewohner der Oberpfalz und Nachbarschaft handeln, die in weniger günstigen Gebieten ihr Volkstum eine Weile behauptet haben werden. Diese Vermutung ist sowohl für Südböhmen als auch für Nordbayern wichtig. Der germanische Stammesname dieses Volkes war *Armalausi*, *Armilausini* „die Ärmellosen“¹⁴³.

Zu den bei diesem kleinen Volk mehrfach vorkommenden Umsiedlungen gehören ihre Nachkommen in Burgund, wo sie einen Gau *Warasch* am Doubs gebildet haben¹⁴⁴. Wann sind sie hierher gekommen und weshalb? Im 7. Jahrhundert war ihre Tradition noch frisch, ihre Umsiedlung darf deshalb ins 6. verlegt werden. Man darf vermuten — auf andere Meinungen kann hier nicht eingegangen werden —, daß sie die Franken nach der Zerschlagung des Burgunderreiches 534 angesiedelt haben, denn sie berichteten den Missionären auch von Kämpfen mit den Burgundern, wohl den alten Bewohnern ihres neuen Gaues. Das setzt weiter voraus, daß die Franken die Möglichkeit hatten, über ihre Sitze in der Oberpfalz zu verfügen, was nach der Vernichtung des Thüringerreiches 531—534 zutrifft, weil die Oberpfalz da-

¹⁴¹ Svoboda, Bedřich: Zum Verhältnis frühgeschichtlicher Funde des 4. und 5. Jahrhunderts aus Bayern und Böhmen. Bayer. Vorgeschichtsblätter 28 (1963) 97—116.

¹⁴² Reinecke 171.

¹⁴³ Much, Rudolf: Die Germania des Tacitus 366.

¹⁴⁴ Belege bei Zeuß, Kaspar: Die Deutschen und die Nachbarstämme (1837, Neu-
druck 1925), S. 584 ff.

mals unter thüringischer Oberhoheit stand, denn nach der Mitteilung des ravnennatischen Geographen fließen *Bac* (wohl die Naab) und *Reganus* durch das Thüringerland¹⁴⁵.

Weiter ist zu fragen, seit wann Ortsnamen wie *Beyvière*, die in der Nähe des Gaues *Warasch* liegen und auf angesiedelte Baiern deuten¹⁴⁶, in Burgund bestehen. Seit Zöllner¹⁴⁷ glaubt man allgemein, daß der Baiernherzog aus der Zeit um 550 (Garibald) aus einer burgundischen, den Franken ergebenden Familie in Burgund stammt. Seine Darlegungen müssen mit manchen Lücken in den Quellen rechnen, nicht alle Angaben sind zweifelsfrei. Es ist anzunehmen, daß die germanischen Volksreste in Burgund bald verschmolzen sind. Es wäre zu erwägen, ob es sich um eine nichtburgundische bairische adelige Familie handelt, die mit den Baiern aus der Oberpfalz oder Bayern gekommen ist und deshalb von den fränkischen Königen als geeignet befunden wurde, den Baiern einen Herzog zu stellen. Wenn Eustasius von Luxeuil nach seiner Missionstätigkeit bei den Warasken seine Schritte zu den Baiern lenkt¹⁴⁸, so ist es möglich, daß er zuerst bei den burgundischen Baiern gewesen ist. Es ist von den Luxeuil benachbarten Stämmen die Rede, denen der neue Glaube gepredigt werden sollte¹⁴⁹. Er zieht „zu den Bojern, die jetzt Baiern heißen“ (*ad Boias, qui nunc Baiuarii vocant*). Könnte die Zeit der Gründung der *Beyvière*-Orte in Burgund näher bestimmt werden, sollten sie gar in dieselbe Zeit gehören, etwa 535—550, wäre über Baiern und Naristen weitere Auskunft über die Verhältnisse in bestimmten Gebieten Bayerns, besonders der Oberpfalz, möglich.

Damit sind wir bei den germanischen Bewohnern Bayerns, die die Baiern im 6. Jahrhundert angetroffen haben. Sind es im Norden die Naristen, dann im Westen die Juthungen, die damals schon einen Teil der Alemannen bildeten. Es war ihnen nach dem Tode des Aetius gelungen, sich in Rätien anzusiedeln, wohin ihre Bemühungen seit dem letzten Drittel des 3. Jahrhunderts gezielt haben. Auch hier muß auf die nicht geringe Literatur verwiesen werden und ein Auszug des als gesichert erscheinenden Stoffes kann genügen¹⁵⁰. Reinecke war auf der richtigen Spur, als er schon eine Verbindung zwischen den von Domitius Ahenobarbus um Christi Geburt angesiedelten Hermunduren und den Juthungen des 3. Jahrhunderts vermutete¹⁵¹. Nur hat er an den Main gedacht, von wo sich diese Her-

¹⁴⁵ Ravennatis Anonymi Cosmographia (ed. Schnetz). In: Itineraria Romana 2 (1940) 60.

¹⁴⁶ An Markomannen wird man nicht denken dürfen, wie Gamillscheg, Ernst: Romania Germanica III, S. 22 annehmen möchte.

¹⁴⁷ Zöllner, Erich: Die Herkunft der Agilulfinger. Mitteil. des Inst. für österr. Geschichtsforschung 59 (1951) 245—264.

¹⁴⁸ Vita Columbani II, 8.

¹⁴⁹ *Reversus ergo venerabilis vir Eustasius ad Luxovium, magistri praeceptum implere parat, ut gentes quae vicinae erant, fidei pabulo alerentur.* Dazu Schwarz: Herkunft u. Einwanderungszeit 43 ff.

¹⁵⁰ Schwarz, Ernst: Die Herkunft der Juthungen. Jahrbuch für fränk. Landesforschung 14 (1954) 1—8. Hier mit weiteren Literaturangaben.

¹⁵¹ Reinecke 153.

munduren an die Donau vorgeschoben hätten. Da es aber gelungen ist, den neuen Stammesnamen Juthungen mit den Eudusen des Ariovist zu verbinden, indem die Juthungen den neu konstituierten Stamm „Nachkommen der Eudusen“ nach dem Durchbruch der Alemannen durch den Limes (261) bildeten, außerdem durch die Flußnamen Schwabach nördlich und südlich von Nürnberg die Nordgrenze des Markomannenlandes vor der Übersiedlung nach Böhmen zu lokalisieren¹⁵², kann diese neue Hypothese als besser unterbaut betrachtet werden als andere, weil sie die geschichtlichen Nachrichten mit den sprachlichen Belegen kombiniert. Die Juthungen bilden seit dem 3. Jahrhundert den Ostflügel der Alemannen und gehen in ihnen auf. Von den in der Zeit Severins bis Passau vordringenden Alemannen spricht die Vita Severini¹⁵³ und es ist wahrscheinlich, daß die Alemannen in manchen fruchtbaren Gebieten Bayerns südlich der Donau schon vor den Bayern Dorfgründungen durchgeführt haben.

Es kommen hinzu die Romanenreste, die in der Zeit Severins von 460—480 geschwächt waren, sich aber gelegentlich über die Zeit der bairischen Landnahme behaupten konnten. Es sind die von den Baiern genannten Walchen, die eine Zeitlang ihre Sprache bewahren konnten, bis sie schließlich in den Baiern aufgingen. Besonders um Partenkirchen und Salzburg lassen sie sich nachweisen¹⁵⁴.

Es wird deutlich, daß die Baiern ein Neustamm sind. Der Traditionskern, dem auch die meisten der 5 *genealogiae*, der führenden Adelssippen der Lex Baiuaria, angehört haben werden, sind die Baiern, die den neuen Namen durchgesetzt haben. Mit ihnen dürften die Skirenreste gekommen sein. Im Lande nördlich der Donau, sowohl im heutigen Niederbayern als auch in der Oberpfalz, wurden längst germanisierte Naristen angetroffen, Nachkommen der vorkeltischen und dann vielleicht keltisierten Urbevölkerung. Im Westen des Landes, in Rätien, stieß man auf Alemannen, in diesem Volk aufgegangene Juthungen, außerdem auf die romanischen Walchen, Romanenreste aus römischer Zeit. Von den Schwierigkeiten, die noch weiter bestehen, war zur Genüge die Rede. Weitere Fortschritte sind von der Frühgeschichtsforschung zu erwarten, wenn noch mehr Reihengräberfelder des 6. Jahrhunderts in Bayern und Böhmen ausgegraben worden sind.

Es bleibt noch übrig, von dem neuen Volke zu sprechen, den Slawen, und ihrer Einwanderung in die westlichen Länder, der Ablösung der germanischen Reiche im Osten. Von ihrer Uransässigkeit in Ostdeutschland ist derzeit eigentlich nur noch bei polnischen Prähistorikern die Rede, die zur Schule Kostrzewskis gehören¹⁵⁵. Noch nach dem Zweiten Welt-

¹⁵² Schwarz, Ernst: Schwabach. Beiträge zur Namenforschung 7 (1956) 247—255.

¹⁵³ Vita Severini 19, 1.

¹⁵⁴ Schwarz, Ernst: Walchen- und Parschalkennamen im alten Norikum. Zs. für Ortsnamenforschung 1 (1925/26) 91—99. — Die althochdeutsche Lautverschiebung im Altbairischen. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 50 (1927) 242—287.

¹⁵⁵ Dazu Schwarz, Ernst: Das Vordringen der Slawen nach Westen. Südostforschungen 15 (1956) 86—108.

krieg hat es tschechische Prähistoriker gegeben, die die lausitzische Kultur für slawisch hielten¹⁵⁶. Andere sind bemüht, wenigstens eine frühe Anwesenheit der Slawen in Böhmen und Mähren als möglich hinzustellen. Auf deutscher Seite haben sich nur Preidel¹⁵⁷ und R. Fischer¹⁵⁸ aus verschiedenen Gründen und unter bestimmten Voraussetzungen angeschlossen. Jener glaubt, daß die Markomannen und Quaden nach den Markomannenkriegen Slawen als halbfreie Bauern und Sklaven angesiedelt haben. Dafür gibt es keine Beweise. Poulík läßt die Slawen schon im 4. Jahrhundert in Mähren einrücken¹⁵⁹, seine Gründe sind nach Mitscha-Märheim¹⁶⁰ nicht stichhaltig. Dieser hält slawische Einwanderung erst nach 550 für möglich. Dobiáš spricht nicht mehr von Slawen in Böhmen und Mähren zur Zeit der bis 568 reichenden germanischen Bevölkerung¹⁶¹ und die Karte von B. Svoboda über die spätgermanischen Gräber des 6. Jahrhunderts und seine Ausführungen darüber zeigen, daß er die Einwanderung der Slawen in Böhmen mit der Abwanderung der letzten Germanen verbindet. Die geschichtlichen und sprachlichen Gründe, die dagegen sprechen, daß die lausitzische Kultur slawisch, aber auch vor dem 6. Jahrhundert nicht an die slawische Besetzung Ostgermaniens zu denken ist, sind an anderer Stelle zusammengefaßt worden¹⁶². Werner stellt fest, daß der archäologische Befund an der March, im Tullner Becken, in Südmähren, Nordböhmen und im sächsischen Elbetal gleichmäßig eine Ablösung der germanischen Reihengräber durch Brandgräber mit Urnen vom Prager Typus bietet. Da Beigaben fehlen, kann eine zeitweilige Symbiose germanischer und slawischer Bevölkerung und deren Datierung nicht aufgezeigt werden. Nur Siedlungsgrabungen des 6. Jahrhunderts können weiteren Aufschluß gewähren. Die bisher bekannten Brandgräberfelder vom Prager Typus enthalten in Südmähren nur avarenzeitliche und keine älteren Beigaben. „Es ist daher das Nächstliegende, die Einwanderung der Slawen an der mittleren Donau, in Südmähren und in Böhmen mit dem Vordringen der Avaren und der großen Umwälzung in Ungarn um 568 zu verbinden¹⁶³.“ Das unglückliche Bündnis Alboins mit den Avaren, die seit etwa 560 auf der Flucht vor den sie verfolgenden Türken in Mitteleuropa erscheinen, bringt den Gepiden den Sturz ihres Staates, die Verknächtung und nach einigen

¹⁵⁶ Z. B. Filip, Josef: Počátky slovanského osídlení v Československu [Anfänge d. slawischen Besiedlung i. d. Tschechoslowakei] (1946), S. 59 ff.

¹⁵⁷ Preidel, Helmut: Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens I (1954), S. 36 ff.

¹⁵⁸ Rezension zu Preidel von Fischer, Rudolf in Zs. für Slawistik 1 (1956) 147.

¹⁵⁹ Poulík, Josef: Staroslovanská Morava [Das altslawische Mähren] (1948), S. 107, 112.

¹⁶⁰ Mitscha-Märheim, Herbert: Neue Bodenfunde zur Geschichte der Langobarden im österreichischen Donauraum. In: Beiträge zur alteuropäischen Kulturgeschichte. Festschrift für Egger, Rudolf II (1953), S. 375 ff.

¹⁶¹ S. 302 möchte Dobiáš die Anwesenheit von Slawen in Böhmen und Mähren nicht ganz ausschließen.

¹⁶² Schwarz, Ernst: Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien. Mitteil. des. öst. Inst. f. Geschichtsforschung 43 (1929) 105—139.

¹⁶³ Werner: Langobarden in Pannonien 114.

Jahrhunderten den Untergang des Volkstums. Über ihre traurige Geschichte bis zum 8./9. Jahrhundert sind wir durch östliche Quellen und Ausgrabungen ihrer Gräber jetzt etwas besser unterrichtet¹⁶⁴. Das Jahr 568 bringt den Abschluß der durch Abwanderung bedingten Auflösung des „östlich-merovingischen“ Reihengräberkreises. Mit den Langobarden verschwinden ab 568 auch die letzten Germanen, so daß Pannonien und Böhmen-Mähren gleichzeitig ihre germanischen Bewohner verlieren. Nur schwache Volksreste vermitteln Orts- und Flußnamen an die Slawen¹⁶⁵. Man würde mehr erwarten, der Einbruch der Avaren scheint manche Germanenreste vernichtet zu haben. Der Teil der Germanen des Ostens, der in Norikum und Rätien eine neue Heimat gefunden hat, steht nicht direkt mit der slawischen Einwanderung in Verbindung, weil die Landnahme in Bayern früher erfolgt ist, leitet aber die Aufgabe der Ostländer ein. Auch der Osten Thüringens erleidet Einbußen. 561 und 565—566 ist es wohl an der mittleren Elbe zu Kämpfen zwischen dem Frankenkönig Sigibert und den Avaren gekommen, die mit einer Niederlage der Franken endeten¹⁶⁶. Ob diese genötigt wurden, das ostelbische Land zu räumen, steht dahin. Aber die Umsiedlung von Sweben in das durch den Abzug von 26.000 Sachsen frei gewordene Land an der Bode 568 wird damit in Verbindung zu bringen sein, wie die zeitliche Nähe andeutet¹⁶⁷. Das Ostsaalegebiet wird nach Meinung der Prähistoriker im Laufe des 7. Jahrhunderts von den Thüringern geräumt. Die Siedlungen und Brandgräberfelder der Slawen zwischen Elbe, Mulde und unterer Saale, auch in Brandenburg, begleiten das Erscheinen der Slawen¹⁶⁸. Genauere Daten kann man von der Vorgeschichte nicht erwarten, zumal die Erforschung des Prager Typs, der frühesten slawischen Zeit in unseren Gegenden, erst in den Anfängen steht. Es kann darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Warnen östlich von der Saale erst 595 von den Franken besiegt¹⁶⁹ und die Sorben, vermutlich als Belohnung für ihre Mithilfe, mit diesem Gebiet belehnt werden. B. Schmidt hält es neuestens durchaus für möglich, daß das slawische Eindringen östlich der Saale teilweise schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts erfolgt ist, da man die Aussagen der Quellen nicht übergehen kann, die von den Kämpfen zwischen Franken und Avaren an der mittleren Elbe berichten¹⁷⁰.

Dem entsprechen die historischen Nachrichten über das Erscheinen der Slawen in den Ostalpenländern. Kurz vor 600 tauchen sie im Osten des Pustertales und an den Grenzen Friauls auf. Paulus Diaconus¹⁷¹ ist hier zu-

¹⁶⁴ Sevin, Heinrich: Die Gebiden (1955). — Csallány 346 ff.

¹⁶⁵ Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer 40—61.

¹⁶⁶ Gregor von Tours: Hist. Franc. IV, 29. — Paul. Diac. II, 10.

¹⁶⁷ Gregor von Tours IV, 42; V, 15. — Paul. Diac. III, 5—7.

¹⁶⁸ Schmidt, Berthold (s. Anm. 11), S. 175.

¹⁶⁹ Fredegar: Chron., c. 15.

¹⁷⁰ Schmidt, Berthold: Zur Keramik des 7. Jahrhunderts zwischen Main und Havel. Prähist. Zs. 43/44 (1965/66) 167—235, besonders 215.

¹⁷¹ Paul. Diac. IV 7, 10, 24, 37.

verlässig, weil er sich bei den Nachrichten aus Südtirol auf das verlorene zeitgenössische Werk des Bischofs Secundus von Trient stützt und über die krainisch-friaulischen Slawen durch die Familientradition unterrichtet war. In Böhmen ist der Schlachtort *Wogastisburg* von 631 zu suchen, worüber eine schon ansehnliche Literatur vorliegt¹⁷². Ihr gegenüber muß betont werden, daß allein der tschechische Name des Burgberges bei Kaaden *Úbošt'*, dazu für das Dorf auf der Bergplatte Atschau, tschechisch *Úbošt'any* „Leute auf dem *Úbošt'*“, ein Fortleben des ältesten tschechischen Ortsnamens in Böhmen verbürgt, der im Altslawischen des 7. Jahrhunderts **Vōgašt* ausgesprochen worden sein wird. Bei keinem anderen in Betracht gezogenen Orte gibt es eine Fortdauer des Ortsnamens, was schwer für die Lokalisierung des Schlachtortes ins Gewicht fällt, zumal die Lage des Ortes und Berges beim Eintritt aus dem bewaldeten Egertal in das Saazer Becken eindrucksvoll ist. Die Feststellung des Kampfplatzes ist wichtig, weil damit gesichert wird, daß die Slawen Böhmens noch in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts unter avarischer Botmäßigkeit standen, aus der sie der zum König gewählte Franke Samo befreite. Nach seinem Siege bei *Wogastisburg* sind die Sorben unter Herzog *Dervanus* zu ihm abgefallen und haben die fränkische Oberhoheit abgeschüttelt¹⁷³. Das Zusammengehen von germanischer Auswanderung, slawischer Einwanderung und avarischer Herrschaft ist deutlich, doch muß betont werden, daß die Slawen schon vor dem Erscheinen der Avaren über die untere Donau kamen und plündernd durch die Balkanhalbinsel zogen. Sie waren also schon auf dem Wege nach Süden begriffen, die Unterjochung durch die Avaren hat die bereits eingeleitete Wanderbewegung beschleunigt.

Siedlungsfunde aus der spätgermanischen Zeit des 6. Jahrhunderts in Böhmen fehlen noch, sie könnten nähere Aufschlüsse geben. Neuestens ist es gelungen, in Priesen bei Laun spätgermanische und frühslawische Häuser aufzudecken¹⁷⁴. 1959 ist hier mit der Freilegung einer altslawischen Siedlung begonnen worden, die in der fruchtbaren Landschaft liegt, die keltische, germanische und slawische Siedler bevorzugt haben. Der von der Verfasserin um 500 n. Chr. angesetzte Beginn der slawischen Siedlung¹⁷⁵ wird auf das letzte Drittel des 6. Jahrhunderts zu berichtigen sein. Bis 1965 waren 36 Hütten ausgegraben. Die slawischen Töpfe zeigen die Keramik des Prager Typs. Ein zweiter Hüttentyp ist als germanisch anzusprechen. 22 Hütten zeigen slawischen, 11 germanischen Typus. Gesichert ist vorläufig nur, daß Germanen und Slawen im 6. Jahrhundert an der gleichen Stelle Hütten hatten; ob an längeres Zusammenleben gedacht werden kann, ist noch unklar. Die

¹⁷² Dazu (mit weiteren Literaturangaben) Schwarz, Ernst: Sprache und Siedlung in Nordostbayern 212 ff. — Ders.: Mainwenden und Wogastisburg. Zs. f. Ostforschung 14 (1967) 1—17.

¹⁷³ Fredegar, c. 48, 74, 75, 77, 87.

¹⁷⁴ Pleinerová, Ivana: Germanische und slawische Komponenten in der altslawischen Siedlung Březno bei Louny. Germania 43 (1965) 121—138.

¹⁷⁵ Ebenda 121.

slawische (lutschanische) Siedlung dauert während des 9. Jahrhunderts noch an. Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß der Name der nahe Priesen fließenden Eger, alt **Agria*, in der Landnahmezeit ins Alttschechische als **Agria* (805 *Agara*), 1186 *Ogre* (alttschechische Form) gelangt ist (später tschechisch *Obře*)¹⁷⁶. Diese germanischen Volksreste sind schließlich slawisiert worden.

Wenn auch noch viele Fragen des 6. Jahrhunderts weiterer Aufklärung bedürfen, so ist anzuerkennen, daß die prähistorische Forschung, die gewiß an die Grenzen ihres Stoffes gebunden ist und nicht überfordert werden darf, doch einen Einblick verschafft, der die Angaben der historischen Quellen nicht nur bestätigt, sondern auch ergänzt. Die Zusammenarbeit verschiedener Wissenschaftszweige ist notwendig, wie immer wieder betont werden muß.

¹⁷⁶ Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer 25—26.

JOHANNES VON IGLAU

Eine Auslegung der Zehn Gebote

Von Christine Bauer

Stand der Forschung

Über den Verfasser der vorliegenden Auslegung der Zehn Gebote, Johannes von Iglau, findet sich im Verfasserlexikon folgendes Stichwort: „Johannes von Iglau, ein sonst unbekannter Ordensbruder. Er verfaßte eine Abhandlung von den zehn Geboten, die eine Art Stellenzusammenordnung aus dem Alten und Neuen Testament darstellt und in Briefform gekleidet ist. Erhalten in der Wiener Hs. 1646, 14. Jh., Bl. 2b—5b, aus dem Dorotheenkloster in Wien. Anf.: die zehen geboth, die got selber gab Moysi geschriben mit gotes vingern an zweyn staynen taveln, die scholt du merchen an diesem brief. Schl.: Alle dis rede von den czechen geboten, als si geschriben sint, hat bruder Johannes von der Yglau gelesen und erclaubt aus der hailigen schrift und hi czu ein ander bracht¹.“

Gerhard Eis erwähnt Johannes von Iglau in seinem Aufsatz über sudetendeutsche Literatur des Mittelalters: „Noch gänzlich unbekannt sind die Schriften zweier Mährischer Theologen, die über die zehn Gebote gehandelt haben. Der ältere von ihnen, Johannes von Iglau, hat verschiedene Stellen des Alten und Neuen Testaments, die zur Erläuterung des Dekalogs geeignet sind, in Briefform zusammengeordnet².“

Auf die Wiener Hs. 1646 bezieht sich auch die Notiz Wolfgang Stammers: „Johannes von Iglau, ein sonst unbekannter Ordensbruder des 14. Jhs., ‚klaubt‘ — nach seinen eigenen Worten — Stellen aus dem Alten und Neuen Testament, die sich auf den Dekalog beziehen, und faßt sie in Briefform zusammen³.“

Bis 1960 war nur diese eine Hs. bekannt, die auch von Jelinek in seinem Wörterbuch aus dem Jahre 1911 berücksichtigt worden war. Dann erschien in Berlin von Hermann Menhardt ein „Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der österreichischen Nationalbibliothek“. Hier wird als

¹ Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Bd. 2. Hrsg. von Wolfgang Stammer. Leipzig 1936, Sp. 601.

² Eis, Gerhard: Die sudetendeutsche Literatur des Mittelalters. Ostdeutsche Wissenschaft. Jahrbuch des deutschen Kulturrates 6 (1959) 71—116, hier S. 112.

³ Stammer, Wolfgang: Mittelalterliche Prosa in deutscher Sprache. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 2. Auflage. Hrsg. von Wolfgang Stammer. Berlin 1960, S. 849.

Nummer sechs des Cod. 2956 (Rec. 2187) aufgeführt: „Johannes von Iglau, die zehn Gebote, bl. 118r—123v. Anf.: Daz sind die zehen gepot vnsern (!) herren. Die zehen gepot, die got selber gab Moysy geschriben mit gotes vinger an zwain stainen taveln. Schl.: Du solt chain uncheusch begern nur als (andere Hd.) vil in der ee, den noch fôricht dich⁴.“

Dieser zweiten, von Menhardt entdeckten Hs. fehlt der größte Teil des zehnten Gebotes und die Schlußbemerkungen mit der Namensnennung des Autors. Aber es handelt sich zweifellos um den gleichen Text wie in Cod. 1646.

Beschreibung der Handschriften

1. Cod. 1646 (Rec. 3123)⁵: Pergament, gotische Minuskel, 14. Jh. Einige Notizen von mehreren sehr flüchtigen Händen des 14. Jhs. Im Register rote und grüne, etwas geblünte Anfangsbuchstaben, im Text nur am Anfang eine schmutzige rote, im Haupttext rote, und rote Überschriften. Gelber Lederband des 14. Jhs. Auf dem Vorderdeckel außen Pergamentzettel des 15. Jhs. Auf dem Deckel innen Moralia aus dem 14. Jh. Größe 212 × 150 mm; Schrift-raum: 155—165 hoch, 105—110 breit, 2 Spalten, 32 Zeilen. Der Text der zehn Gebote ist einspaltig beschrieben.

2. Cod. 2956 (Rec. 2187)⁶: Pergament und Papier, gotische Buchschrift und Eilschrift, 14. Jh. Rote Anfangsbuchstaben und (wenige) Strichel. Einband des 14. Jhs.: weißes Pergament. Auf dem Vorderdeckel innen deutsche Privat-urkunde, Pergament, Wien. Auf dem Rückendeckel innen Pfandbrief auf Haus und Hof des „Gernsich der Choltz zu Toblich“ auf acht Pfund Wiener Pfennige, 1365, Pergament. Größe: 205 × 145 mm; Schriftraum: 150 (—175) × 98 (—107), eine Spalte zu 30—33 Zeilen.

Beide Handschriften sind sehr gut zu lesen, sauber geschrieben. An Abkürzungen wurden gebraucht: ' = -er, der Nasalstrich, ʀ = -us. Die Handschriften waren mir nur durch Mikrofilme zugänglich. Die beiden Hss. unterscheiden sich in der Schreibung der Wörter und besonders auffallend in der Genauigkeit der Wiedergabe. Der Schreiber des Cod. 2956 rutscht manchmal in der Zeile, wiederholt sich. Ihm unterläuft auch im vierten Gebot die Verwechslung ‚Absalons‘, des ungehorsamen Sohnes Davids, mit ‚Salomon‘.

Cod. 2956 kann nur als Abschrift des Originals angesehen werden. Daß die uns schon länger bekannte Hs. 1646 dieses Original darstellt, ist nicht anzunehmen, es steht ihm jedoch sehr viel näher als Cod. 2856. Cod. 1646 weist viele Spuren des Gebrauchs auf: Randbemerkungen von mehreren Schreibern, Durch- und Unterstreichungen im Text selbst. Außerdem ist er vollständig. Für die Annahme, daß wir in Cod. 1646 eine dem Original nahestehende Hs. vor uns haben, spricht auch die Verwendung des slawischen

⁴ Menhardt, Hermann: Verzeichnis der altdeutschen literarischen Handschriften der österreichischen Nationalbibliothek. Bd. 1. Berlin 1960, S. 663.

⁵ Menhardt 52.

⁶ Menhardt 663.

Wortes ‚bern‘; Johannes von Iglau, für den dieses Wort ein feststehender Begriff aus der heimatlichen Gesetzessprache war⁷, gebrauchte es, ohne in ihm das „Fremwort“ zu erkennen. Dem deutschen Kopisten der Hs. 2956 fiel es jedoch auf, er übersetzte es mit einem adäquaten deutschen Ausdruck. Auch die Lücken und Fehler der Hs. 2956, die sich durch Vergleiche mit dem Cod. 1646 ergänzen und verbessern lassen, zeigen, daß der Cod. 1646 dem Original näher stehen muß.

Der Autor

Der Verfasser nennt sich Johannes „von Iglau“, sein Heimatort dient als Namensbestandteil zur besseren Unterscheidung. Höchstwahrscheinlich schrieb Johannes seine Epistel in Prag. Iglau war bis 1945 eine deutsche Sprachinsel im tschechisch-böhmischen Gebiet, die Stadt bildete eine viel begangene und befahrene Durchgangspforte nach Mähren und den Donauländern⁸. Auch seinen Stand gibt uns Johannes an, er ist ‚bruder‘, d. h. Ordensgeistlicher.

Johannes von Iglau behandelt die Erklärung des Dekalogs in einem starren Schema. Jedes Gebot unterteilt er in sieben Punkte, von denen einige nochmals siebenfach gegliedert werden. Jedes Gebot beginnt mit der lateinischen Version, es folgt die deutsche Übersetzung und die Interpretation: ‚das ist als vil gesprochen‘, anschließend werden jene Menschen aufgezählt, die gegen das Gebot verstoßen: ‚wider das gebot sunden subenlai leut‘. Im ersten Gebot verurteilt Johannes den Aberglauben vieler Zeitgenossen, die an Zaubermittel glauben, und er erwähnt die ‚patvnige‘⁹, unsere Pfingstrose, die im Mittelalter und bis in die Neuzeit als wunderwirkendes Kraut bekannt war und vielfache Verwendung fand. Die Betonie war jedoch ein verhältnismäßig harmloses Zaubermittel. Daß Johannes sie besonders aufführt, liegt sicher darin begründet, daß sie wohl das bekannteste Heil- und Zauberkraut der

⁷ Vgl. hierzu das Glossar.

⁸ Die Igel, der Fluß, nach dem Iglau benannt ist, heißt im Tschechischen Jihlava, 1227 Ihlaaa, 1233 Gyglaua, 1226 in einer Abschrift des 18. Jahrhunderts Giglaua, Gyglaua. Von slawistischer Seite stellt man den Namen zu tschech. *jebla* Nadel, wonen dialektisch auch *jabla*, *ibla* vorkommt. Der deutsche Name wäre dann jedenfalls vor dem tschech. Wandel *g* > *h*, also vor 1200, übernommen. Doch scheint es im Slawischen an gleichbenannten Gewässernamen zu fehlen, während deutsche Igelbäche zu belegen sind. Ob der heutige deutsche Name direkt weiter bewahrt worden ist oder Rückübernahme aus dem Tschechischen darstellt, ist nicht zu entscheiden, weil die mährisch-slawische Form um 1200 und vorher *Iglava gelaute haben dürfte, sich vom deutschen *Iglaha, *Igla also sehr wenig unterschieden hätte (gründlich untersucht wird diese Frage bei Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. In: Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken. Hrsg. von Hans Witte. 2. Folge: Quellenforschungen. 2. Bd., hier S. 35). Nicht jeder Ort an einem Fluß wurde nach ihm benannt. Bei gleichlautenden Namen handelt es sich meistens um Lage im Quellgebiet oder an der Mündung. Iglau liegt im Quellgebiet der Igel (Schwarz 138).

⁹ Vgl. hierzu das Glossar.

damaligen Zeit war, sie steht hier also stellvertretend für alle anderen Zaubermittel dieser Art. Im fünften Gebot wird ebenfalls eine makabre Sitte des Mittelalters, die sich bis in die Neuzeit erhalten hat, angeprangert, das sog. „mordbeten“¹⁰.

Nicht selten bereitet es Johannes viel Mühe, den Stoff auf sieben Punkte auszuweiten, z. B. gehört im ersten Gebot „di vierden sint alle, di mit zauber um gen . . .“ und „di vumften sint alle, di kranchen glauben haben . . .“ eigentlich zu einem Punkt, der aber aufgeteilt werden mußte, um die erforderliche Siebenzahl¹¹ zu erlangen. Diese Tendenz zur Ausbreitung ist in jedem Gebot zu finden. Johannes bringt je zwei Vergleiche aus dem Alten und Neuen Testament. Im dritten Gebot schreibt er von der Schöpfungsgeschichte, um zu zeigen, daß Gott am siebten Tage ruhte, und genau so solle der Mensch ruhen am siebten Tage und Gott die Ehre geben. Im vierten Gebot wird das Schicksal Absalons, des ungehorsamen Sohnes Davids, als abschreckendes Beispiel für diejenigen ausgemalt, die ihre Eltern nicht achten. Das fünfte Gebot bringt eine kurze Erwähnung einer Johannesstelle, und das sechste Gebot zeigt den Teufel als Versucher, so wie er auch Eva in Gestalt der berühmten Schlange versucht habe. Die Monotonie der Aufteilung des Traktates läßt diesen oft sehr hilflos erscheinen, er wirkt wie ein verwischtes Abziehbild der großartigen scholastischen Kommentare, denen er die strenge Gliederung entlehnt hat. Von der damals herrschenden Augustinusverehrung, die durch die Übersetzung der dem Kirchenlehrer zugeschriebenen „Soliloquia animae ad Deum“ durch Johann von Neumarkt noch weitere Nahrung erhielt, ist auch unser Autor erfaßt. Viermal nennt Johannes von Iglau Augustinus als seinen Gewährsmann (33, 235, 244, 257). Einmal war es damals Mode, Augustinus zu zitieren, zum anderen wollte Johannes damit auch sein Wissen zur Schau stellen. Auch der Evangelist Johannes wird einmal zitiert (148)¹². Johannes von Iglau folgt auch darin einer Mode-richtung der Zeit, daß er sich nicht damit begnügt, den Dekalog einfach ins Deutsche zu übertragen, sondern ihn durch Gleichnisse ausschmückt und ansprechender zu gestalten sucht¹³.

Die Sprache Johannes' zeugt nicht von Originalität, er verwendet den Wortschatz des einfachen Volkes, für das sein Traktat auch bestimmt war. Durch die Reihung der verbotenen Werke wird die Auslegung des Dekalogs leichter faßlich, es werden keinerlei geistige Anforderungen gestellt. Diese Sprache ist weit entfernt von der flüssigen Eleganz und selbstbewußten Ausdrucksweise eines Johann von Neumarkt. Die vorliegende Bearbeitung der zehn Gebote gehört folgerichtig in die Bewegung der Zeit, den Laien die Bibel in der Landessprache näher zu bringen. Das Interesse der Laien am kirchlichen Leben war damals ja ungeheuer groß. Auch unsere an sich nicht

¹⁰ Vgl. hierzu das Glossar.

¹¹ Die Siebenzahl kehrt als Heilige Zahl in Theologie, Zauberei und Literatur ständig wieder.

¹² „Jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Mörder.“ 1. Joh. 3, 15.

¹³ Stammer 849.

sehr bedeutende Bearbeitung der Zehn Gebote ist ein Teil der religiösen Pädagogik, die von Kaiser Karl IV. angeregt und gefördert und durch seinen Kanzler Johann von Neumarkt mit eigenen Schriften und Bearbeitungen tatkräftig unterstützt wurde.

Das religiöse Leben in Böhmen zur Zeit Kaiser Karls IV.

Unsere beiden Hss. entstanden in der Regierungszeit Kaiser Karls IV. (1316—1378, Kaiser seit 1346). Die Herrschaft des Luxemburgers Karl IV. darf im Hinblick auf das Aufblühen der Künste und Wissenschaften in einer Zeit kriegeloser größter Machtentfaltung die glücklichste Zeit Böhmens genannt werden. Die Luxemburger kamen aus dem niederfränkisch-romanischen Kulturkreis. Karl war in Paris französisch erzogen worden und als Statthalter der luxemburgischen Herrschaft seines Vaters in Oberitalien hatte er auch die italienische Bildung schätzen gelernt. In Frankreich schloß er Freundschaft mit Peter Roger, dem Abte von Fécamp, der als späterer Papst Clemens VI. an der Wahl Karls zum römischen Kaiser entscheidenden Anteil hatte. Durch Karl wurde Prag, die „liebreizende Metropolitanstadt“¹⁴, zur kaiserlichen Hauptstadt, unter dem staatsklugen Geschlecht der Luxemburger wurde Böhmen das Herzland des Reiches¹⁵. Die Gründung der ersten mitteleuropäischen Universität im Jahre 1348 brachte Fachgelehrte verschiedener Nationalität nach Prag. Ohne diesen Mittelpunkt neuer deutscher Bildung ist die geistige Vermittlertätigkeit Prags damals wie später nicht zu denken.

Auch das religiöse Leben nahm unter Karl IV. einen neuen Aufschwung. Kirchen und Klöster wurden gebaut, Prag wurde zum Erzbistum erhoben, Hunderte von Reliquien ließ der Kaiser zusammentragen. Aber neben diesem äußeren Prunk hoben sich die Schattenseiten um so schärfer ab. Vieles war und blieb leerer Schein. Karl brachte den österreichischen Bußprediger Konrad Waldhauser im Jahre 1358 nach Prag, der sich für die Reinheit der ursprünglichen Lehre ereiferte und die Bettelorden und herumziehenden Mönche für alles Unregelmäßige verantwortlich machte. Die Predigten wirkten nicht nur durch das gesprochene Wort, sondern es gab auch schriftliche Sammlungen von Sermonen und Homilien. In Prag wirkte neben Konrad Waldhauser auch der Magister Heinrich von St. Gallen, der eine Darstellung des Lebens Jesu verfaßt hat. Am bedeutendsten auf dem Gebiete der theologischen Schriftstellerei war Johannes von Neumarkt. Die Predigten zeigten aber keine größere Wirkung. Es garte überall in dieser vorreformatorischen Zeit, und nur eine Neuordnung der Kurie, eine ernst genommene und streng durchgeführte Reform der römischen Kirche, hätte das spätere Auftreten Luthers, vielleicht verhindern können. Besonders an der Geistlichkeit gab es

¹⁴ Schremmer, Ernst: Das Schrifttum der Sudetendeutschen. In: Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Hrsg. von Helmut Preidel. Gräffling 1950, S. 179.

¹⁵ Berndt, Alois: Altdeutsche Findlinge aus Böhmen. Brunn-München-Wien 1943, S. 6.

mancherlei auszusetzen. Die Klöster waren reich geworden, und die Ordensgeistlichen, die persönliche Armut gelobt hatten, lebten im Überflusse. Peter Waldes aus Lyon predigte die ursprüngliche Einfachheit der Klöster, und die Bewegung der Waldenser bereitete der Inquisition für 200 Jahre unangenehme Arbeit. Zur gleichen Zeit gelangten die Bettelorden, besonders die Franziskaner, zu Bedeutung.

Karl IV. stand fest auf kirchlichem Boden, auf der Seite des Augustinischen Christentums. Als Johannes von Neumarkt im Sommer 1355 mit seinem kaiserlichen Herrn aus Italien heimkehrte, brachte er als sichtbares Zeichen jener augustinischen Bewegung, die ihm in den geistlichen und weltlichen gebildeten Kreisen Italiens entgegengetreten war, die Hs. des ‚Liber soliloquiorum animae ad Deum‘ mit, des Traktates, den im Anfang des 14. Jh.s augustinische Begeisterung geschaffen und der als echtes Werk des großen Kirchenlehrers rasche Verbreitung gefunden hatte¹⁶. Johannes übersetzte das Werk ins Deutsche und widmete es dem Kaiser. Er hat auch zahlreiche Gebete übersetzt, einige sogar selbst gedichtet. Die Übersetzung der Soliloquia weist darauf hin, daß sich damals der Laienstand in die Theologie Eingang zu verschaffen suchte. Daher fand die Forderung der Waldenser nach der Kenntnis der Bibel in der Landessprache in Böhmen offene Ohren. Es besteht ein innerer Zusammenhang zwischen dem Bibelkult der Waldenser und der seit dem ausgehenden 14. Jh. in Böhmen stark hervortretenden reformatorischen Bewegung. Kaiser Karl IV. verbot 1366 den Laien, selber die Bibel aus dem Lateinischen zu übersetzen; die Mißdeutung der Texte lag ja auf der Hand. Aber die Bewegung von der lateinischen Kirchensprache zu den Volkssprachen war ebenso wenig aufzuhalten wie ein aktiveres Interesse der Laien am kirchlichen Leben¹⁷. Um 1350 entstand, wahrscheinlich in Böhmen, die erste vollständige deutsche Bibel; die älteste vorhandene Hs. ist die des Stiftes Tepl. 1392 wurde im Auftrag des reichen Prager Bürgers Martin Rotlew die sogenannte ‚Wenzelbibel‘ hergestellt¹⁸.

Nach dem Tode Karls IV. 1378 brach die reformatorische Flut der Anhänger Wiclifs und der Waldenser in Böhmen ungehindert ein. Karls Sohn Wenzel begünstigte die religiösen Reformen, die sich durch Johannes Hus unter dem Einfluß der Schriften Wiclifs zu einer gewaltigen nationalen und sozialen Bewegung steigerten.

Sprachliche Untersuchungen

1. *z*. Mittelhochdeutsches langes *z* wurde lautgesetzlich im Neuhochdeutschen zu *ei*: *z*ihen — zeihen, *min* — mein. Innerhalb des Bairischen tauchen die ersten Zwielautschreibungen vereinzelt schon um 1100 auf, häufiger an-

¹⁶ Klapper, Joseph: Schriften Johann von Neumarkts. In: Vom Mittelalter zur Reformation. Bd. 6/2. Hrsg. von Konrad Burdach. Berlin 1913—1928, S. V.

¹⁷ Sladek, Paul: Religiöses Leben unter den Deutschen in Böhmen und Mähren. In: Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Gräffling 1952, S. 153—177.

¹⁸ Die Wenzelbibel ist heute ein Prachtstück der Wiener Nationalbibliothek, Nr. 2959—64.

zutreffen sind sie seit dem Ende des 12. Jh.s. Um 1250 kommt dann im Bairischen *di* auf. Die schriftliche Wiedergabe schwankt zwischen *ei* und *ai*, letzteres ist in der Hauptsache bairisch. Im Cod. 1646 ist die Schreibung des alten *i* sehr unterschiedlich: *veiertag* neben *viertag*, *under weilein* neben *under wilen*, *zeicht* neben *ziehen*, *libes*, *greiffen*, *dines*, *dreierlai*; ebenso verhält es sich im Cod. 2956: *leibes*, *drin*, *deines*, *under weilen*. In beiden Hss. wird das Suffix mhd. *-lich* zu *-leich*: *haimleich*, *lesterleich*, *geistleich*; hier wird nie *ai* verwendet. Das Einfügen eines *e* nach einem langen *i* zur Bezeichnung von dessen Länge findet sich nur ganz selten in unseren Hss.: *ziehen*, *viertag*. Im Cod. 1646 steht einmal (Zeile 144) die Form: *gescheicht*. Hier wurde das lange *i* analog dem sonstigen Gebrauch zu *ei*. Die Hs. 2956 hat an dieser Stelle einfaches *i*: *geschicht*.

2. *i*. Besonders im Cod. 1646 findet sich statt des gewöhnlichen *i* die Schreibung *ie*. Ausgangspunkt dieser Schreibung ist das Mitteldeutsche, wo offenbar eine Verwechslung mit dem durch md. Kontraktion aus *ie* entstandenen *i* stattgefunden hatte, welches *i* dann zu *i* gekürzt wurde. In Fällen wie *wier*, *dieser*, *geschrieben* ist das *e* schon als Dehnungszeichen anzusehen. Hier trat vor einfachem Konsonanten die Dehnung der Kürze durch den Akzent ein. Diese Dehnung ist besonders im Cod. 1646 häufig: *ier*, *dier*. *ie* steht aber nicht nur vor einfacher Konsonanz: *martierzeit*, *ierm*, *iers*. In solchen Fällen kann man entweder von Analogiebildung sprechen, oder das einfache *i* ist mit dem *ie* gleichwertig. Mauser spricht hier von einem „Gleitvokal“¹⁹, der sich mit dem vorausgehenden Wurzelsvokal zu einem Sekundärdiphthong verbinde. Der Zusatz eines *e* auch nach *a*, *o*, *u* zur Kennzeichnung der Länge ist eine ausgesprochen md. Erscheinung. Beispiele aus den Hss.: *wuerden*, *têd*. Der Cod. 2956 kennt überhaupt keine *ie*-Formen, hier findet sich immer *ir*, *wir*, *mir*, *dinb*. *Bestetigit* (Zeile 162) und *bezeigit* (Zeile 163) stehen in der Hs. 1646, der Cod. 2956 hat statt ihrer *bestetiget* und *bezeuget*. Es ist nun kaum möglich, daß sich die ahd. Endung *-it* der 3. Sg. Präs. Ind. bis ins 14. Jh. erhalten hat. Es liegt vielmehr die bairische Aufhöhung von *e* zu *i* vor. *Angeirbt* (Zeile 210) hat ebenfalls nur die Hs. 1646, sonst *angeerbet*. In diesem Falle nun handelt es sich ganz klar um den Wandel von *e* zu *i* vor *r*, *r*+Kons., der im 14. und 15. Jh. häufig ist. *is* für *ez*, *es*, wie es in unseren Hss. des öfteren erscheint, gehört jedoch nur bedingt in den Bereich der Aufhöhung von *e* zu *i*. Die *i*-Form war bis ins 12. Jh. die herrschende Form, *e*-Formen erscheinen erst seit dem 11./12. Jh., sie gehören etymologisch zum Gen. Sg. *es*. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß in Mundarten, welche *e* zu *i* aufhellen, wie z. B. das Mitteldeutsche, das mhd. *ez* nachträglich mit *i*-Vokal erscheint²⁰.

¹⁹ In den Stellungen vor den Sonoren *n*, *r* und Spirans *h* entwickelt sich durch Loslösung aus dem Folgekonsonanten ein Gleitvokal, der in der Färbung zwischen *i*, *e*, *o*, *a*, *u* schwankt und in den Schreibungen mit nebengesetzten und übergeschriebenen *e*, *o* wiederzugeben versucht wird: *wier*, *dier* = *wir*, *dir*.

Vgl. zu dieser Frage Mauser, Otto: Mittelhochdeutsche Grammatik auf vergleichender Grundlage. Bd. 1. München 1933, hier S. 75.

²⁰ Mauser III, 768.

3. *û*. Mhd. langes *û* wurde lautgeschichtlich zu *au*: *bus* — nhd. *Haus*. Cod. 1646 hat einmal die Form *nauer*, in der zweiten Hs. findet sich *nur*. Hier liegt jedoch nicht die Diphthongierung des langen *û* vor, sondern der negierte Konjunktiv Präteritum *waere* des starken Verbums *wesen*. *newaere*, *niwaere* wurde verkürzt zu *niwer*, *niur*, *nuor*, im md. dann weiter monophthongiert zu *nûr*, woraus nhd. *nur* entstand²¹. Der Diphthong des Cod. 1646 *nauer* entstand also sekundär aus dem langen *û* des md.

4. *iu*. Schon im 13. Jh. stand für *iu* die Schreibung *eu* fest. In unserem Text: *leut* (ahd. *liuti*), *keusch* (ahd. *kusch*). Im südl. Mitteldeutschen wurde *iu* über den Monophthong langes *û* zu *au*. Auch solche Formen sind in unseren Hss. vertreten: *laute*, *kausch*. Bairische Hss. des 14. und 15. Jh.s geben umgelautetes *iu* durch *du* wieder, nichtumgelautetes *iu* wurde streng davon durch die feste Schreibung *eu* (*ew*) unterschieden. In unseren Hss. ist die Unterscheidung nicht so streng durchgeführt: *keusch*, *steur*, daneben aber auch *unkauschait* für nichtumgelautetes *iu*; *leut* steht für den umgelauteten Diphthong. Typisch bairisch ist die Schreibung *deu* bzw. *dew* für den Nom. fem. des Artikels *diiu* und den Nom.Akk.Pl.neutr., ebenso die Schreibung *sev* für den Nom.Akk.Pl. und den Nom.Akk.Sg.fem. des Pronomens *siu*. Beide Schreibarten kommen in unseren Hss. vor.

5. *ou*. Im Bairischen ist im wesentlichen für *ou* der Diphthong *au* durchgedrungen, wenn auch *ou* (unter böhmischem und schwäbischem Einfluß) noch vorkommt. Die Schreibweise in Böhmen ist infolge der kolonialen Bevölkerung des 14. und 15. Jh.s nicht einheitlich, indem sich die literarischen Denkmäler teils mehr dem Bairischen (*au*), teils mehr dem Omd. (*ou*) anschlossen. Auch unsere Hss. bieten kein einheitliches Bild: *gelouben* neben *gelauben*, *tauf*; *inuchvrowen*. Es überwiegt jedoch die *au*-Schreibung.

6. *uo*. *ue* bildet in den bairischen Hss. und Urkunden bereits seit dem 15. Jh. die durchaus beherrschende Schreibung; Beispiele aus unseren Hss. sind: *guet*, daneben ist aber auch die md. Form *gut* vertreten; *prueder* neben *bruder*.

7. *Umlaute*. Nur die Umlaute von *a* (*â*) und *au* besaßen eigene Zeichen. In Böhmen herrscht hinsichtlich der Bezeichnung des Umlautes von *o*, *u* Schwanken, die kaiserliche Kanzlei Karls IV. z. B. bezeichnete ihn gar nicht, sonst wurde er nur sehr unregelmäßig als *ô*, *û* geschrieben. *â* ist das gewöhnliche Zeichen der Hss. des 14. und 15. Jh.s für den Umlaut von *a*; *æ* wird nur ganz selten verwendet. In unseren Hss. wird der Umlaut meistens durch übergeschriebenes *e* gekennzeichnet. Es besteht aber eine Unsicherheit, welcher Buchstabe hochzustellen sei: es begegnet daher *bêz* neben *bôs*. Cod. 1646 hat den Umlaut des *a* nicht durch übergeschriebenes *e* gekennzeichnet, sondern gibt ihn durch die Schreibung *e* wieder; Cod. 2956 hat an den entsprechenden Stellen *ae*: *sprech* - *spraeche*, *wer* - *waere*, *versmeben* - *versmaechent*, *sel gereth* - *sele geraet*, *lesterleichen* - *laesterleichen*, *veter* - *vaeter*, *nechsten* - *naechsten*, *tegleich* - *taegleich*. Die Schreibungen *beschermer* (Zeile 195), *vuederer* (Zeile 196) und *steurer* (Zeile 196) gibt die Hs. 1646, während Cod.

²¹ Vgl. hierzu Lexer, Matthias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch.

2956 an den entsprechenden Stellen *schermaer*, *fuedraer*, *stevraer* hat: das Oberdeutsche hat das substantivische Bildungssuffix der ja-Deklination *-aere* aus ahd. *-âri* festgehalten, während das Mitteldeutsche früh die Kurzform *-ere*, *-er* bevorzugt²².

8. *Kontraktion*. Zweimal erscheint in den Hss. die Form *geit* (Zeile 151 und 281), einmal kommt *treit* vor (Zeile 287). Im Bairischen fiel *-ege-*, *-age-* mit dem normalen mhd. *ei* zusammen. Die 2. und 3. Sg. Ind. Präs. *treist*, *treit* entstanden aus ahd. *tregist*, *treigit* durch Palatalisierung des *g* in der Stellung zwischen Palatalvokalen. Die Kontraktion der Gruppe ahd. *-ibi-*, mhd. *-ibe-* ergab *i*. Die 2. und 3. Sg. Ind. Präs. von *geben* können also mit Kontraktion lauten: du *gîst*, er *gît*, ebenfalls durch Palatalisierung des *b*. Im vorliegenden Falle *geit* wurde das lange *i* zu *ei* diphthongiert, eine Analogiebildung.

9. *b : p*. Cod. 2956 kennt nur bairisches *p* im Anlaut: *gepot*, *peichte*, *anpeten*, während dagegen die Hs. 1646 nur *b* hat: *geboht*, *beicht*.

10. *b : w*. Einmal findet sich in Cod. 1646 der typisch bairische Ersatz eines *b* durch ein *w*: du scholt nicht haben vremd gother *newen* mier.

11. *ch*. *ch* hat doppelten Lautwert: einmal dient es als gewöhnliche Bezeichnung der gutturalen Affrikata *kx* (*chind*, *chencht*, *chranchen*); zum andern ist es das Zeichen für den gutturalen Reibelaut. In unseren Hss. erscheint *ch* in folgender Funktion: *merchen*, *dinch*, *werchen*, *geluch*, *trunchenhait*, *chain*, *cranck*, *urchund*, *verchert*, *bechummern*, *blische*, *überchauffen*, *chern*, *rainchait*, *chonschaft*, *chussen*, *gedanchen*, *chezzer*, *geschiecht*, *viech*, *zeicht*, *geweichten*. Sowohl in Cod. 1646 als auch in 2956 herrscht völlig unregelmäßiger Gebrauch der Zeichen, *ch*, *k*, *g* gehen durcheinander.

12. *cz*, *tz : s*, *sz*. Affrikata *z* und Reibelaut (geschrieben ebenfalls *z*) wurden schon früh durch verschiedene Konsonantenkombinationen zu unterscheiden gesucht. *tz*, *cz*, *zc* waren im In- und Auslaut nach allen Vokalen und Konsonanten, seit Anfang des 14. Jh.s auch im Anlaut häufig. *sz*, *z* als Zeichen für den aus *t* verschobenen Reibelaut wird seit dem 14. Jh. häufiger. Infolge des lautlichen Zusammenfalls von mhd. und md. *s* werden diese Kombinationen auch für md. *s* angewendet. In unseren Hss.: die Schreibart ist sehr unterschiedlich, es dominiert für die Affrikata *cz*, das wohl unter slawischem Einfluß besonders im Osten in Gebrauch war: *unnuczleich*, *tanczen*, *kurczen*, *zcorn*, *geczzeug*, *czebent*, *hercz*, aber auch einfaches *z* kommt vor: *tanzzen*, *ganzen*, oder *zz*: *kezzzer*, *besizzzen*. Als Reibelaut erscheint meistens *z* oder *zz*: *raizzen*, *haizzen*, *zauber*, *vermezzen*, *wazzzer* neben *wasser*, *wizzzen* neben *wissen*, *hazzzet* neben *baz*, *has*.

13. *Doppelkonsonanten*. Das 14. und 15. Jh. hat eine seltsame Vorliebe für Doppelkonsonanten. In unseren Hss. erscheinen folgende:

tt *abgotter* neben *goter*, *gotther*; *laittent* neben *leiten*; *verlaittunge* neben *leitung*, *verlaittent*; *gestattent* neben *gestaten*.

²² Mauser I, 74.

Die md. Entlastungsform kann aus ahd. *-ari* > *-eri* > *-ere* > *er* entwickelt sein; aber ebenso gut aus ahd. *-âri* > **-êre* (md. 2. Umlaut, langes offenes *e*, nicht *æ*).

ff *straffent* neben *strafen*; *uberchafften* neben *kaufen*; *bedurffen* neben *bedürfen*; *greiffen*.

dd *redden*, hier erscheint der Doppelkonsonant mit Sicherheit zur Kennzeichnung des kurzen Vokals.

th *geboth*, *gotther*, *goth*, *an betthen*, *gereth*: sie erscheinen alle auch mit einfachem *t*.

Die Regelung der Vereinfachung von Doppelkonsonanten vor Konsonanten und im Auslaut ist infolge der sich ausbreitenden Vorliebe für Konsonantenhäufung notwendig in Auflösung begriffen.

14. *v*:*f*. *f* und *v* sind im Anlaut völlig gleichwertig. Seit dem Anfang des 16. Jh.s wird *v* aus einer Stellung vor Vokalen durch *f* verdrängt. Beispiele aus den Hss.: *vingern*, *vumften*, *fumften*, *vuederer*, *fuedraer*, *vrunt*, *frumt*; auch im Inlaut wird in unserem Text *f* und *v* gleichwertig eingesetzt: *teuwels*, *teufels*.

15. *u*:*v*:*f*. In unseren Hss. wird *u* und *v* nicht nur im Anlaut gleichwertig gebraucht: *uallen*, *vallent*, *vrchund*, *urchund*, *vgelaub*, *ungelaub*, *vnkauschait*, *uncheuschait*, die Vermischung begegnet auch im Inlaut: *manigualtig*, *manichvaltich*, *steuerer*, *stevraer*. Einmal tritt für ein *u* des Cod. 1646 ein *f* im Cod. 2956 auf: *hochfart* - *ochuart*. Das beweist wiederum die Identität von *u* mit *v*, wenn *f* über *v* mit *u* gleichgesetzt werden kann.

16. *Endung der 3. Pl. Ind. Präs.* Die Endung der 3. Pl. Ind. Präs. lautete im klassischen Mhd. *-ent*, später auch schon *-en* wie im Nhd. Unsere Hss. unterscheiden sich hier deutlich, 1646 hat durchgehend ohne eine Ausnahme *-en*, in 2956 steht nur *-ent*: *gelauben* - *gelaubent*. *-nt* ist freilich in *sint* auch im Cod. 1646 erhalten, oft jedoch ist für *sint* die Konjunktivform *sein* eingetreten, einmal findet sich sogar die Mischform *seint* (Zeile 248). Cod. 2956 hat aber durchweg nur *sint*.

17. *Kasus*. Ein weiterer auffallender Unterschied besteht in der Kennzeichnung der Kasusendungen in den beiden Hss. *vremd gotther* (A, 5) neben *fromdew gotter* (B): Akkusativ. B hat außerdem noch die typisch bairische Form *ew* statt *iu*. *du scholt chainen menschen toten* (A, 130) — *chain* (B): Akkusativ. *baisien ier knecht und ier undertan* (A, 136) neben *baizzent* . . . *iren chnechten und iren undertanen* (B): Akkusativ. *enzihen mit worten eim andern menschen* (A, 154) neben *einen andern menschen* (B): A verwendet den Dativ mit *enziehen* wie das klassische Mhd., B dagegen den Akkusativ. *eines andern boez wort oder boez werch* . . . *mered* (A, 164) neben *ains andern posen wort oder posen werch* . . . *mert* (B): Akkusativ. *dis rede* (A, 170) neben *disev red* (B): Akkusativ. *unkausch schinpf haben* (A, 179) neben *unhewschen schimpf habent* (B): Akkusativ. *di andern leute ding vinden* (A, 214) neben *die ander leut guet oder dinch vindent* (B): Genetiv. *valsche geczeug* . . . *reden* (A, 217) neben *valschez gezeuge* (B): B flektiert das Adjektiv stark. *valsche geczeug* . . . *sein* (A, 224) neben *valschez gezeuge sein* (B): *geziuge* sw. m. = Zeuge; *geziuc* st.m. = Zeugnis, Beweis; Zeuge. B hat st.n. statt st.m., es trat hier wohl eine Vermischung der beiden Substantive ein. *crump oder unrecht urtail geben* (A, 226) — *chrumpex oder unrechties* (B): Akkusativ. *urteil* = st.n.f., B verwendet es als st.n.

18. *Wortwahl*. Nur einmal tritt eine Diskrepanz auf: *di dritten alle, di unrecht losunge oder bern oder steur von leuten nemen*, A, 201 f. — *die dritten alle die, die unrecht losung oder merung oder stewart oder . . .*, B. Mit *bern* erscheint zum ersten und einzigen Mal ein Wort slawischer Provenienz im Text. Sonst ist in den beiden Hss. in Bezug auf die Wortwahl kein Unterschied zu merken. Cod. 2956 hat lediglich einige Zusätze, die aber unbedeutend sind, wie: *haimleich steln* (A) — *steln pei tach und pei nacht* (B).

19. *Einordnung der Hss.* Im Cod. 1646 halten sich md. und bairische Merkmale ungefähr das Gleichgewicht: durchgehend erscheint *b* statt des bairischen *p*; *ch* kommt sowohl vor als auch *k* oder *g*; die Endung der 3. Pl. Präs. Ind. ist allgemein *-en* statt der konservativen Erscheinung des Bairischen *-ent*; *i* erscheint in den meisten Fällen als *ie*; *ei*-Formen stehen neben *ai*-Schreibungen; es findet sich nur bairisches *scholt*; der Umlaut von *a* wird allgemein durch *e* wiedergegeben; die bairische Aufhöhung von *e* zu *i* ist dreimal bezeugt. Beim Cod. 2956 überwiegen die bairischen Züge: durchweg steht anlautend *p*; *ch* erscheint in der Mehrzahl der Fälle für *k* oder *g*; die Endung der 3. Pl. Ind. Präs. ist ohne Ausnahme *-ent*; *ie*-Schreibungen finden sich nirgends; der Umlaut von *a* wird nur durch *ae*-Schreibung wiedergegeben; statt des Artikels *diu* findet sich nur *deu* (*dew*, *dev*), statt des Pronomens *siu* nur *sev* (*sew*); das bairische *scholt* erscheint jedoch niemals, sondern es steht durchweg *solt*. Ich möchte annehmen, daß das Original dem Mitteldeutschen näher stand als der Cod. 1646 erkennen läßt; der Kopist der Hs. 2956 scheint Bairisch gesprochen zu haben und transskribierte entsprechend die md. Vorlage in sein eigenes Idiom.

Der Text

Dem Abdruck der zehn Gebote des Johannes von Iglau legte ich die Hs. Nr. 1646, 2 der Wiener Hofbibliothek zugrunde, sie kommt dem Original näher als die Hs. 2956 und ist außerdem vollständig; ich habe sie „A“ genannt. „B“ bezeichnet die Hs. Nr. 2956, 6 der Wiener Hofbibliothek.

Die Orthographie wurde nicht geregelt, sondern die Schreibung der Handschriften wird buchstabengetreu wiedergegeben; offensichtliche Schreibfehler habe ich jedoch verbessert und in den Anmerkungen kenntlich gemacht.

Die Interpunktion stammt von mir. In den Handschriften selbst finden sich nur Punkte, die gewöhnlichen Zeichen der mhd. Handschriften.

Die Aufgliederung des Textes in Absätze wurde ebenfalls von mir vorgenommen; nur die Hs. 2956 macht die Sinnabschnitte sichtbar durch verzierte Anfangsbuchstaben, der Text ist aber fortlaufend geschrieben.

Die zehen¹ geboth², die got selber gab Moysi
geschriben mit gotes vingern³ an zwain staynen
taueln, die scholt⁴ du merchen an disen brief⁵.
Das⁶ erst gebot ist das. Non habes deos alienos

5 coram me. Du scholt⁷ nicht haben vremd gother⁸
 neuen⁹ mier¹⁰. Das ist als vil gesprochen, du
 scholt¹¹ chainen andern got haben dan mich,
 chainen¹² got an beten¹³ den mich, an chainen
 andern got¹⁴ gelouben den¹⁵ an mich, chain dinch
 10 liber¹⁶ haben den mich, chain unrichten gelauben
 haben von mier¹⁷. Wider das gebot sunden¹⁸
 subenlai leut¹⁹. Di ersten sint di hayden, di
 anbethen²⁰ die ab gother²¹, die sunne, den man,
 stern, wasser²², veuer²³, tier, vogel oder ander
 15 dieng²⁴. Di andern sint die iuden, di nicht
 ganzen²⁵ gelauben haben²⁶, alain si gelauben
 an ainen²⁷ got, der himel und erd²⁸ und alle
 dinch beschaffen hat, idoch so gelauben²⁹ si nicht,
 daz got sei mensche worden³⁰ und ander dinch, di
 20 zu cristen³¹ gelauben gehoren. Di dritten sint die
 kezzer³², die unrichten gelauben haben³³, si sint
 manigualtig als maniger lay vngelaub unter in ist³⁴.
 Di vierden sint alle, di mit zauber um gen³⁵ und di
 dar an gelauben³⁶, di zauberei die ist manigualtig³⁷.
 25 Di vumften³⁸ sint alle, di kranchen³⁹ gelauben haben⁴⁰,
 di da leicht uallen⁴¹ an ainen ungelauben, als alle
 di da gelauben⁴² an hantgift⁴³, an anhauch⁴⁴, an
 nachruef⁴⁵, an patvnige⁴⁶ und an ander ding⁴⁷,
 swelicherlai iz⁴⁸ sei. Di sechsten, di gotes vor
 30 vorchten verlaugen⁴⁹, als maniger mensche⁵⁰ hat getan
 bei der martierzeit⁵¹ und tuen werden⁵² bei⁵³ des
 enterchristen⁵⁴ zeiten. Di subenten⁵⁵ sint alle,
 di iht liber haben des goth⁵⁶, wan sand Augustinus
 spricht: swaz der mensche aller liebist hat, daz
 35 ist sein got.
 Daz ander gebot ist Non assumes nomen dei tui
 inuanum⁵⁷. Du schold⁵⁸ nicht in eitel oder eiteleich⁵⁹
 enphahen den namen dines⁶⁰ gotes. Das ist du scholt⁶¹
 nicht unnuczleich⁶² oder zu bosen⁶³ oder zu unwaren
 40 dingen nennen den namen gotes. Wider das gebot
 sunden⁶⁴ subenlai⁶⁵ leut. Die ersten⁶⁶, di da got
 schelten und von got ubel reden⁶⁷ oder von gotes
 mueter oder von gotes heiligen. Die andern, di got
 strafen⁶⁸ an seinen werchen, als um das weter oder
 45 worumme er ainen geb seld⁶⁹ und geluch⁷⁰ und dem
 andern nicht. Di dritten sind alle, di sich vermezzen
 bozer dinge⁷¹ und geloben⁷² mit dem ait⁷³ oder
 sweren⁷⁴ bei got, daz si sunde und bose ding⁷⁵
 wellen tuen. Di vierden alle, di da mengen und

50 nennen⁷⁶ den namen gotes zu andern bosen⁷⁷ Worten und
bosen dingen. Di vumften⁷⁸ alle, di mainaide sweren
bei⁷⁹ dem namen gotes. Di sechsten alle, di daz nicht
laisten⁸⁰, daz si got gelobet haben⁸¹, is sei an der
beicht⁸² oder in der tauf⁸³ oder in sichtum⁸⁴ oder
55 in andern noten. Di sebenten⁸⁵ alle, di daz tuen⁸⁶,
daz si got verlobet haben⁸⁷ als sund⁸⁸ und ander
bozhait⁸⁹.

Daz dritte gebot⁹⁰ ist daz Memento ut diem sabbati
sanctifices. Daz ist⁹¹ du scholt⁹² gedenken⁹³, daz
60 du erest den veirtag⁹⁴. Daz ist, du scholt⁹⁵ nicht
sunden noch verboten⁹⁶ werch tuen an dem veirtag⁹⁷,
noch⁹⁸ du noch dein knecht⁹⁹ noch dein diern¹⁰⁰ noch
dein vich. Wider daz gebot¹⁰¹ sunden subenhand¹⁰²
leut. Di ersten sint alle, di an dem tag totleich¹⁰³
65 sunde begen¹⁰⁴ als unkausch¹⁰⁵, trunchenhait und
ander sunde. Di andern alle, di den tag vertuen¹⁰⁶
mit eiteln dingen als mit tanzen¹⁰⁷ und mit raien,
mit hochfart¹⁰⁸, spiln, topeln und mit eiteln werchen¹⁰⁹.
Di dritten alle, di an dem tag meiden und vlihen di
70 kirchen¹¹⁰, di mes¹¹¹, di predige¹¹² und ander
gotes dienst¹¹³. Di vierden alle, di arbeiten mit
irm¹¹⁴ hantwerch¹¹⁵ an den dingen¹¹⁶, di si wol zerat
mochten geziehen¹¹⁷. Die vumften¹¹⁸ alle, di ir¹¹⁹
gesind an dem viertag twingen zu der arbeit¹²⁰. Di
75 sechsten alle, di an gros notdurft¹²¹ uber lant gen,
reiten oder varen¹²², wen von recht scholt¹²³ ein
icleich man¹²⁴, der christen ist¹²⁵, anders nicht tuen
den got dinen¹²⁶, und daz er an dem tag volbringe¹²⁷,
das er an gotes dienst an andern tagen versaumet
80 hat. Die sieben¹²⁸ alle, die mit got mit andacht,
mit betrachtunge nimmer chain rue noch chain
ainunge haben¹²⁹, wen sabbatum ist als vil gesprochen
als ein rue, wan als got geruet hat an dem
sieben tage¹³⁰ von allen seinen werchen und ewigen
85 rue¹³¹ hat in im selber¹³², als schol¹³³ ein icleich¹³⁴
mensch under weilein¹³⁵ ruen mit got und in got
mit andacht, mit gedanken, mit betrachtunge
und mit der ainunge, das er under wilein¹³⁶ gedenk¹³⁷
an gotes guete¹³⁸, an sein genaden, an sein
90 barmunge¹³⁹, an sein menshait, an sein martir¹⁴⁰,
an seinen tod¹⁴¹, an des himels vreud¹⁴², an der
helle pein und an alles, das im got ie zu guet¹⁴³
hat getan. Das ist die edel veir¹⁴⁴ der sel¹⁴⁵ und rue
mit got.

95 Das vierde gepot¹⁴⁶ ist Honora patrem et matrem ut sis
 longevus¹⁴⁷ sup terram. Das ist, du scholt¹⁴⁸ eren
 deinen vater und dein mueter, das du lang lebst¹⁴⁹ auf
 der erde¹⁵⁰, di dier¹⁵¹ got geben hat. Sam er sprech¹⁵²:
 100 alle, die das gebot behalden, di lengen¹⁵³ ir leben
 auf diesem¹⁵⁴ ertreich. Wider das gebot sunden¹⁵⁵
 sieben lai leut. Di ersten alle, di vetern und
 muetern¹⁵⁶ an gueten dingen ungehorsam sein¹⁵⁷, wan
 got gebot¹⁵⁸ in der alten e: swelich suen¹⁵⁹ seinem
 vater und mueter¹⁶⁰ ungehorsam wer¹⁶¹, den schol¹⁶²
 105 man stainen. Di andern alle, di in lait und
 schaden tuen¹⁶³ an ierm leben¹⁶⁴. Di dritten alle, di
 in ir guet nemen¹⁶⁵ wider iern willen¹⁶⁶ offenbar oder
 heimlich. Di vierden alle, di da straffen und
 schelten¹⁶⁷ und von in ubel reden¹⁶⁸. Di vuemften¹⁶⁹
 110 alle, di ier spotten¹⁷⁰ und si versmehen¹⁷¹ uns sich
 ier schamen¹⁷². Di sechsten alle, die in ier
 notdurft nicht geben¹⁷³, wen si alt oder arm oder
 cranch oder sich werden¹⁷⁴. Die sieben alle,
 die in nicht geben das sel gereth¹⁷⁵, das si
 115 geschaffet haben¹⁷⁶, und nicht gelten vor si die
 schult, di sint beliben¹⁷⁷, und in chain guet
 hin nach tuen¹⁷⁸ mit gebet¹⁷⁹, mit almuesen¹⁸⁰ und
 zu gleicher weis¹⁸¹ als alle, die das gebot
 behalden¹⁸², ier leben lengen¹⁸³ auf der erde¹⁸⁴, also
 120 kurczen¹⁸⁵ alle die ier¹⁸⁶ leben, die sein nicht
 behalten¹⁸⁷. Des hab wier ein vrchund an hern
 Absalon¹⁸⁸, darum¹⁸⁹, das er sein vater unert Dauid¹⁹⁰,
 kuerchet¹⁹¹ wuerden sein tag undnam dreierlai
 lesterleichen tēd¹⁹², wen von erst¹⁹³ ward er
 125 erhangen an einen baum¹⁹⁴, zu andern mal¹⁹⁵ ward er
 durch stochen mit dreien¹⁹⁶ spern, zum dritten mal¹⁹⁷
 ward er gestaint¹⁹⁸, also daz ein grozzer hauf stain¹⁹⁹
 auf in geworfen²⁰⁰ ward, also geschiecht²⁰¹ reht.
 Das vuemft²⁰² gebot ist Non occides. Du scholt²⁰³
 130 nicht toten oder morden. Daz ist, du scholt chainen²⁰⁴
 menschen toten, noch mit rat, noch mit tat. noch mit
 gebet²⁰⁵, noch mit gunst. Wider das gebot²⁰⁶ tuen
 siebenlai leut²⁰⁷. Di ersten alle, die ein menschen
 toten oder morden²⁰⁸ mit rat oder mit iern henden²⁰⁹
 135 an reht und an gericht. Die andern alle, die is
 haisen ier knecht und ier undertan²¹⁰. Di dritten
 alle die, van der rat manslechtigkait geschiecht.
 Di vierden alle, di dar auf zaigen oder weisen oder
 leiten oder die iern willen und gunst dar zu geben²¹¹.

140 Di vuemften²¹² alle, di mort und manslacht nicht
 understen²¹³, so si is²¹⁴ getuen mügen. Di sechsten
 alle, di mit wizzen sach geben²¹⁵ oder miet²¹⁶ oder
 gab und ab sach sein²¹⁷, das mort und manslacht
 gescheicht²¹⁸. Di sieben alle, di die kinder²¹⁹ vertuen
 145 mit welchen sachen is sei²²⁰, e das si geborn werden²²¹,
 als got verboten²²² hat mort und manslacht des libes²²³,
 also verbeutet²²⁴ er geistleichen toten. Das ist
 sibenlai. Das erst ist has²²⁵, wan sant²²⁶ Johannes
 spricht: swer seinen bruder²²⁷ hazzet, der ist
 150 manslecht²²⁸. Das ander neit. Das dritte ist zcorn.
 Das vierde swer leitunge ze den sunden geit²²⁹. Das
 vuemft böz belde²³⁰. Das sechst unrecht guet, das die
 veter den kinden lazzen²³¹. Das siebent ist after red²³²
 oder chosen oder enzihen²³³ mit worten eim andern
 155 menschen²³⁴. Das geschiecht siebenlai. Zu dem ersten
 mal, wen²³⁵ ein mensche eins andern guettat und guet²³⁶
 werch verbirget²³⁷ und verlaukent²³⁸. Zu²³⁹ dem andern
 mal, wen²⁴⁰ er eines andern guet werch mit worten
 verchert zu dem²⁴¹ ergern. Zu dem dritten mal, wen er
 160 eines²⁴² andern cranchait²⁴³ oder bozhait offenbart²⁴⁴
 andern leuten. Zu dem vierden mal, wen er eines
 andern bozhait²⁴⁵, is sei war oder nicht, bestetigit
 oder bezeigt²⁴⁶. Zum vuemften²⁴⁷ mal, wen er eines
 andern boez wort oder boez werch²⁴⁸ vor eim andern
 165 mered oder besweret²⁴⁹. Zu dem sechsten mal, wen²⁵⁰
 er ein unschuldigen nicht bereden wil, den man
 unrechtis zeicht²⁵¹, und er sein unschult²⁵² vol weis.
 Zu dem sibenden mal, wen er ungewisse ding eim andern
 menschen zu dem ergern kert²⁵³ und ausleig²⁵⁴ und ver-
 170 tailt. Alle dis rede bewert di²⁵⁵ schrift.
 Das sechste gebot²⁵⁶ ist Non mechaberis. Du scholt²⁵⁷
 chain vnkauschait nicht begen²⁵⁸. Wider das gebot
 tuen siebenlai²⁵⁹ leut. Di ersten, di unkäuschait
 175 begen²⁶⁰ mit werchen, swerlai is sei, wan si ist
 maniglai, is sei mit ledigen oder mit e leuten oder
 mit iunchvrowen oder mit geweichten oder mit
 geistleichen oder mit andern leuten oder mit andern
 sach, di man vor scham nicht reden tar²⁶¹. Di andern²⁶²
 180 alle, di unkausch schinpf haben²⁶³ mit halsen, kussen²⁶⁴
 vnd bosen greffen²⁶⁵. Di dritten alle di ier²⁶⁶
 sinne damit bechummern²⁶⁷, als alle di da von gern
 horen redder²⁶⁸ oder mit iern augen gern bozleichen
 sehen und blichen²⁶⁹ oder zu bliche sich andern leuten
 erzaigen und er bieten²⁷⁰. Di vierden alle, di andern

185 leuten dar zu raizen²⁷¹ und ziehen²⁷² und pringen vnd
 mit vrein und mit worten, prifen, mit gab²⁷³. Die
 vûmften alle, die sein boten sint und unkeusch zu
 ein andern pringen, als aufmacher und aufmacherine,
 190 wan di sint des teuvels boten, wan daz der tivel
 nicht mag zu bringen, das bringt er zu mit in. Darum
 sint sie gleich der slange, mit der der tivel Evan
 verlaittat. Di sechsten²⁷⁴ alle, di mit wissen unkeusch²⁷⁵
 in iern²⁷⁶ heusern gestaten und versweigen²⁷⁷. Di
 sibenten²⁷⁸ alle, solicher leut²⁷⁹ nach lenger lob
 195 gunner oder beschmermer²⁸⁰ an der unkeusch²⁸¹ sint, oder
 vuederer²⁸² und steurer als die Ruffian²⁸³.
 Das sibent gebot ist Non furtum facies. Das ist du
 scholt nicht steln oder deubhait begen²⁸⁴. Da wider
 tuen²⁸⁵ sibenlai leut. Di ersten alle, di offenbar²⁸⁶
 200 rauben²⁸⁷. Di andern alle, di haimleich steln²⁸⁸. Di
 dritten alle, di unrecht losung oder bern²⁸⁹ oder
 steur von leuten nemen²⁹⁰. Di vierden alle, di den
 arbaitem ier lon vor alten²⁹¹, das si verdingt²⁹²
 haben. Di vûmften²⁹³ alle, di mit wissen andern leute
 205 uberchauffen²⁹⁴. Di sechsten alle, di guet gewinnen²⁹⁵
 mit gesuch und mit übersazzen²⁹⁶ und mit uberchauffen²⁹⁷
 und mit welcherlai es geschiecht, wan daz geschiecht²⁹⁸
 als manigvaltichleich²⁹⁹, das sich wenig yman³⁰⁰ dar
 aus verrichten meg³⁰¹. Di siebenten alle, di unrecht
 210 guet besizzen, is sei angeirbt³⁰² oder angestorben³⁰³,
 oder is sei in gegeben³⁰⁴ ob si is als haben³⁰⁵
 daz si wol wissen³⁰⁶, das si is mit recht nicht
 haben³⁰⁷, dennoch³⁰⁸ alle, di unrecht guet mit wissen
 chauffen³⁰⁹, dennoch alle, di andern leute ding
 215 vinden und is nicht wider chern³¹⁰.
 Daz achte gebot³¹¹ ist Non loqueris falsum testimonium
 contra proximum tuum. Du schold³¹² nicht valsch
 geczeug oder beczeugen³¹³ oder urchund³¹⁴ reden gegen
 dein nesten³¹⁵, daz ist als vil gesprochen, du
 220 scholt³¹⁶ nicht valscher geczeug³¹⁷ sein und scholt³¹⁸
 valscher wort und war unwar reden³¹⁹ und chain lueg³²⁰
 tun. Wider daz gebot³²¹ sunden siebenlai leut³²².
 Di ersten, di vor gerichte unrecht vuersprecher sein³²³
 oder valsch geczeug³²⁴ wider eins³²⁵ menschen leben
 225 oder sein guet oder sein er³²⁶. Di andern³²⁷, di
 crump oder unrecht³²⁸ urtail geben³²⁹ und vinden zu
 hilf den³³⁰ schuldigen und zu schaden den³³¹
 unschuldigen. Di dritten alle³³², di ander leut³³³
 unrecht ziehen³³⁴ der dinge, der si unschuldig³³⁵

230 sint. Di vierden alle, di boes ding und boes leut
 loben³³⁶. Di vûmften alle, di guet ding³³⁷ und guet
 leut schelten³³⁸. Di sechsten alle, di warhait offenbar
 widerreden und ier verlaugen³³⁹. Di siebenten alle,
 235 die gern liegen, mit swelicherhan lueg is sei, wen
 sand Augustinus spricht, daz achtlai lug sein, der
 sint vûmf totlich und drei tegleich sint³⁴⁰. Di
 erst lug ist, wen der mensch leuget³⁴¹ wider cristen³⁴²
 gelauben. Di ander, wen³⁴³ er leugt also daz sein
 lug³⁴⁴ nieman vrunt³⁴⁵ und doch etwem³⁴⁶ schadet. Di dritten,
 240 wen sein lug etwem vrunt und etwem schad³⁴⁷. Di
 vierd³⁴⁸, swen ein mensche leuget ein lug vom verdachten
 muet³⁴⁹ mit der im wol ist, darum³⁵⁰ das er effe, die is
 horen³⁵¹ und nieman schadet den dem, der si redet,
 darump³⁵² haizzet sie³⁵³ sand Augustinus ein wunderleich
 245 lug. Die vûmft³⁵⁴, di der mensch tuet durich das³⁵⁵
 man sein suzze red gern hõrt und da mit begert den
 leuten wol gefallen³⁵⁶. Dis vûmflai lugen schol man
 scheuhen³⁵⁷ und meiden, wan sie alle seint³⁵⁸
 tõtleich sund³⁵⁹. Di sechst lug³⁶⁰ ist, di nieman
 250 schadet und etwem vrump um sein guet daz er daz
 nicht verlies. Di sieben lug, di niemt schadet und
 etwem vrump, daz er behalt und nicht verleust sein
 leben, der eins menschen verlaugent oder verpirget
 den man toten will. Di acht, di niemant³⁶¹ schadet
 255 und vrump ettwem³⁶², daz er behalt³⁶³ und nicht
 verleust³⁶⁴ sein rainichait³⁶⁵, is sei an sel oder
 an leib³⁶⁶, um das spricht sand Augustinus, daz
 chain lug oder missesagen ist an unde³⁶⁷.
 Das neinde gebot³⁶⁸ ist Non concupisces rem proximi
 260 tui. Du scholt³⁶⁹ nicht begern deines nechsten ding³⁷⁰
 oder sein guet oder sein hab oder viech oder swaz
 daz sei, daz er hab³⁷¹. Daz und daz czehent geboth,
 di ligen an³⁷² der begerunge und an dem willen, als di
 acht vordern ligen³⁷³ an den werchen und ditz³⁷⁴ neynd
 265 geboth³⁷⁵ tragen³⁷⁶ uber ain mit dem sieben³⁷⁷, an
 daz sieben verpeut die werch³⁷⁸ und das neynd³⁷⁹ den
 willen, und darump³⁸⁰ wider das neynde sunden siebenlai
 leut³⁸¹. Di ersten alle, di da begern vrêmdes leut³⁸²
 guet mit ierm³⁸³ schaden, daz si is³⁸⁴ wolten haben,
 270 also daz sein gern nicht enhetten³⁸⁵. Di andern,
 di da begern vrêmdes guetes³⁸⁶ durch hochvart³⁸⁷ und
 durch ruem. Di dritten, di sein darum³⁸⁸ begern, daz
 si iers leben bõz glust des bas vol pringen mochten³⁸⁹.
 Die vierden, daz sie dester grossern gewalt uber die

275 andern mochten haben³⁹⁰. Di vuemften³⁹¹ alle, di mer
 begern³⁹² mer guetes den sie bedurfen³⁹³. Di sechsten
 alle, di gern gewinnen guet mit unrecht³⁹⁴, mit steln,
 mit rauben, mit gesuch, wucher oder mit anderm
 280 unrecht. Di siebenten³⁹⁵ alle, di wider got czuern³⁹⁶
 oder muermern³⁹⁷ und ungedultig sein³⁹⁸, darum³⁹⁹
 das er in nicht guet⁴⁰⁰ geit nach ierm⁴⁰¹ willen.
 Das zoe hend gebot⁴⁰² ist Non concupisces uxorem proximi
 tui. Du scholt⁴⁰³ necht begern dines nechsten chon⁴⁰⁴,
 noch sein tochter, noch sein diern. Das ist als vil
 285 gesprochen: du scholt⁴⁰⁵ chain unkeusch begern, nauer⁴⁰⁶
 als vil an der chonschaft⁴⁰⁷ erlaubet ist. Das Gebot
 treit uber ein mit dem sechsten, di werch verpoten
 seint, und dem czehend, der wille und di begerunge.
 Darump wider daz selb gebot sunden siebenlai laut.
 290 Di ersten, di unkeusch zu ruem begen, ob si sein
 hetten stat und zeit und vollaist. Di andern, di
 daz begern, das unkeusch nicht sund wer. Di dritten,
 di da nicht begern unkeusch, aver daz, das dar zue
 zeucht, als chosen. horen, sehen, halsen, greiffen,
 295 chussen. Di vierden alle, di des begern und gern
 sehen, daz man ier begert und si eitleichen lieb
 haben, allain si selben doch nieman lieb haben
 eitleich und niemans begern. Di vuemften, di da gern
 horn und sehen, daz man sie bittet und an si send
 300 allain alle di, den wol ist mit unkeuschen gedanchen
 und da mit ier hercz bechummern, allain si doch
 niemanz begern und wollen von nieman begert sein.
 Di sechsten und di siebenten alle, di an alle
 anvehtunge⁴⁰⁸ sich selber nōten zcu bēzen gedanchen.
 305 Diselben und ouch die andern alle, di ich genant
 habe, schullen verrichten tētleich sunde, di da tētet
 di sel und nach dem iungesten tage sel und leib
 ewicleich.
 Alle dis rede von den cze hen geboten, als si gescriben
 310 sint, hat bruder Iohannes von der Ygla gelesen
 und erclaubt aus der hailigen schrift und hi czu
 ein ander bracht.

B beginnt mit einer Art Überschrift: Das sind die zehen gepot unsern herren.

¹ zechenn B; ² gepot B; ³ vinger B; ⁴ soltu B; ⁵ puech B; ⁶ daz B; ⁷ solt B; ⁸ from-
 dew gotter B; ⁹ heben B; ¹⁰ mir B; ¹¹ solt B; ¹² chain B; ¹³ anpeten B; ¹⁴ an chain
 got B; ¹⁵ dann B; ¹⁶ lieber B; ¹⁷ mir B; ¹⁸ sundent B; ¹⁹ sibelai laute B; ²⁰ an pe-
 tent B; ²¹ ab gotter daz ist B; ²² wazzer B; ²³ fewer B; ²⁴ und ander tinch B;
²⁵ ganzzen B; ²⁶ heben B; ²⁷ ain got B; ²⁸ erde B; ²⁹ si gelaubent si B; ³⁰ mensch

warden B; ³¹ christen B; ³² checzer B; ³³ di nicht rechten gelauben habent B; ³⁴ der ist manichualtich als manigerlaie gelauben under in ist B; ³⁵ umb gent B; ³⁶ ditz an gelauben B; ³⁷ daz zauber ist auch manichvaltich B; ³⁸ fumften B; ³⁹ chranchen B; ⁴⁰ habent B; ⁴¹ vallent B; ⁴² gelaubent B; ⁴³ anthgift A; ⁴⁴ anigauch A; ⁴⁵ an anvanch, an nach rueffen B; ⁴⁶ an paren gen B; ⁴⁷ dinch B; ⁴⁸ swelicher laie das B; ⁴⁹ verlauben B; ⁵⁰ manich mensch B; ⁵¹ marterzeite B; ⁵² werdent B; ⁵³ pei B; ⁵⁴ anterchristes B, vgl. Glossar; ⁵⁵ sibent B; ⁵⁶ lieber dann got habent B; ⁵⁷ Non assumas nomen dei invanum B; ⁵⁸ solt B; ⁵⁹ eiteleichen B; ⁶⁰ deines B; ⁶¹ solt B; ⁶² unruclleich A; ⁶³ posen B; ⁶⁴ sundent B; ⁶⁵ siben hand B; ⁶⁶ die ersten sint alle B; ⁶⁷ redent B; ⁶⁸ straffent B; ⁶⁹ solde B; ⁷⁰ geluke B; ⁷¹ vermezzen poser ding B; ⁷² gelobent B; ⁷³ aide B; ⁷⁴ swerent B; ⁷⁵ poses dinch B; ⁷⁶ die da nennent B; ⁷⁷ posen B; ⁷⁸ fumften B; ⁷⁹ manhait swerent B; ⁸⁰ laistent B; ⁸¹ verlobt habent B; ⁸² peichte B; ⁸³ tauffe B; ⁸⁴ siechtum B; ⁸⁵ sibenten B; ⁸⁶ die di daz tuent B; ⁸⁷ verlobt habent B; ⁸⁸ als si unde B; ⁸⁹ poshait B; ⁹⁰ gepot B; ⁹¹ daz ist: fehlt in B; ⁹² solt B; ⁹³ gedenden B; ⁹⁴ veiertach B; ⁹⁵ solt B; ⁹⁶ verpoten B; ⁹⁷ veiertag B; ⁹⁸ nach B; ⁹⁹ chnecht B; ¹⁰⁰ nach dein diern: fehlt A; ¹⁰¹ gepot B; ¹⁰² sibehand B; ¹⁰³ todleich B; ¹⁰⁴ begent B; ¹⁰⁵ uncheusch B; ¹⁰⁶ vertuent oder vercherent B; ¹⁰⁷ tazen A, tanczen B; ¹⁰⁸ ochuart A; ¹⁰⁹ eiteln Worten B; ¹¹⁰ meident und vlichent die chrichen B; ¹¹¹ messe B; ¹¹² predige B; ¹¹³ gotes wort dienst A, *Wort* in der Hs. unterpunctiert; ¹¹⁴ ierm A; ¹¹⁵ handwerch B; ¹¹⁶ dem A; ¹¹⁷ geziehen B; ¹¹⁸ fumften B; ¹¹⁹ ier A; ¹²⁰ gesinde twingent an dem viertag zder ar bait B; ¹²¹ notdurfte B; ¹²² gent reitent oder varent B; ¹²³ sol B; ¹²⁴ isleich mensch B; ¹²⁵ der christen ist: fehlt in A; ¹²⁶ nicht anders tun an dem tag dann got dienen B; ¹²⁷ inpringe B; ¹²⁸ sibent B; ¹²⁹ chain ru nach ainunge habent B; ¹³⁰ sibenden tag B; ¹³¹ ewig rue B; ¹³² selben B; ¹³³ sol B; ¹³⁴ isleich B; ¹³⁵ weilen B; ¹³⁶ weilen B; ¹³⁷ gedench B; ¹³⁸ guet B; ¹³⁹ par-munge B; ¹⁴⁰ marter B; ¹⁴¹ sein tod B; ¹⁴² vreude B; ¹⁴³ allez daz guet daz im got ze guete B; ¹⁴⁴ veier B; ¹⁴⁵ sele B; ¹⁴⁶ das vierde ist A; ¹⁴⁷ longius B; ¹⁴⁸ solt B; ¹⁴⁹ lebest B; ¹⁵⁰ erbe B; ¹⁵¹ daz dir B; ¹⁵² spraeche B; ¹⁵³ gepot behalten habent die lengent B; ¹⁵⁴ dem B; ¹⁵⁵ sundent B; ¹⁵⁶ iren vatern und iren muetern B; ¹⁵⁷ sint B; ¹⁵⁸ gepot B; ¹⁵⁹ swelicher sun B; ¹⁶⁰ waere B; ¹⁶¹ seiner mueter B; ¹⁶² solt B; ¹⁶³ tuent B; ¹⁶⁴ leibe B; ¹⁶⁵ ir guet nement B; ¹⁶⁶ und iern willen A; ¹⁶⁷ seu straffent und scheltent B; ¹⁶⁸ redent B; ¹⁶⁹ fumften B; ¹⁷⁰ spottent B; ¹⁷¹ sew versmaechent B; ¹⁷² schament B; ¹⁷³ gebent B; ¹⁷⁴ swen si arm oder alt oder chranch oder siech werdent B; ¹⁷⁵ vgl. Glossar; ¹⁷⁶ die sibenten aller die in nicht helfent aus dem fegfewr. Die nicht gebent daz sele geraet daz si geschafft habent B; ¹⁷⁷ geltent fur seu die schuld der seu schuldig sind beliben B; ¹⁷⁸ hin nach nicht tuent B; ¹⁷⁹ gepet B; ¹⁸⁰ almusen B; ¹⁸¹ zegleich er weiz B; ¹⁸² gepot behaltent B; ¹⁸³ leugen A; ¹⁸⁴ ir leben si si lengent auf dem erteich B; ¹⁸⁵ churczent B; ¹⁸⁶ ir B; ¹⁸⁷ behaltent B; ¹⁸⁸ daz urchund hab wir an hern Salomon B; ¹⁸⁹ darumb daz B; ¹⁹⁰ vater David uneret B; ¹⁹¹ gehurczet B; ¹⁹² dreierhand laesterleichen tod B; ¹⁹³ erste B; ¹⁹⁴ paume B; ¹⁹⁵ ze dem ander mal B; ¹⁹⁶ drin B; ¹⁹⁷ ze dem dritten male B; ¹⁹⁸ gestainet B; ¹⁹⁹ drin B; ²⁰⁰ gwarfon B; ²⁰¹ also so geschehen B; ²⁰² fumfte B; ²⁰³ solt B; ²⁰⁴ solt chain B; ²⁰⁵ weder mit rat noch mit gepot B; ²⁰⁶ daz gepot B; ²⁰⁷ sunden sibent gant leute B; ²⁰⁸ toten oder mordent B; ²⁰⁹ irenn henden B; ²¹⁰ ez haizent oder gepietent iren chnechten und iren undertanen B; ²¹¹ die dritten alle die die dar auf zaigent oder weisent oder laittent oder iren wulon und gunste dar zue gebent B; der Schreiber irrte sich offenbar in der Zeile; ²¹² die vierden . . . : es folgt eine Lücke von ca. 2 Zeilen B; ²¹³ understent B; ²¹⁴ ez B; ²¹⁵ gebent B; ²¹⁶ muet B; ²¹⁷ sache sint daz B; ²¹⁸ geschicht B; ²¹⁹ chinder B; ²²⁰ daz sei B; ²²¹ daz si geporn werdent B; ²²² verpoten B; ²²³ leibes B; ²²⁴ verpeut B; ²²⁵ haz B; ²²⁶ sand B; ²²⁷ prueder B; ²²⁸ der ist ein man slekke B; ²²⁹ verlait tunge ze den sunden B; ²³⁰ poz pilde B; ²³¹ unrechtez gut daz die vaeter den chinden lazzent B; ²³² affter red B; ²³³ encziehen B; ²³⁴ einen andern menschen B; ²³⁵ swenn B; ²³⁶ tuet: nur A; ²³⁷ verpirget B; ²³⁸ verlaugent B; ²³⁹ ze B; ²⁴⁰ swenn B; ²⁴¹ verchert mit Worten zdem B; ²⁴² sivem er ains B; ²⁴³ cranchait B; ²⁴⁴ poshait offend B; ²⁴⁵ swen ains andern posen wort

oder posen werch B; ²⁴⁶ bestetiget und bezeuget B; ²⁴⁷ ze dem fumften B; ²⁴⁸ swenn
 er ains andern posen wort oder posen werch B; ²⁴⁹ mert B; ²⁵⁰ ze dem sechsten mal
 sivem B; ²⁵¹ zeichet B; ²⁵² unschuldichait wol waiz B; ²⁵³ swenn er ains andern men-
 schen ungewisser dinch ze dem ergern chert B; ²⁵⁴ auzlegt B; ²⁵⁵ disev red beweret
 die B; ²⁵⁶ das sechst gepot B; ²⁵⁷ solt B; ²⁵⁸ uncheusch begern B; ²⁵⁹ daz gepot tuent
 subenhant B; ²⁶⁰ unscheuch begent B; ²⁶¹ swelcher laie ez sei mit ledigen oder mit
 e lauten oder sachen die man vor scham nicht gereden getar B; ²⁶² daz andern B;
²⁶³ unchewschen schimpf habent B; ²⁶⁴ chussen B; ²⁶⁵ bosen griffen B; ²⁶⁶ ir B;
²⁶⁷ bechumernt B; ²⁶⁸ horent reden oder redent B; ²⁶⁹ posleich sechent und plichent B;
²⁷⁰ ze pliche andern leuten erzaigent B; ²⁷¹ dar zue raichent B; ²⁷² ziechent B; ²⁷³ und
 pringent als aufmacher und aufmaecherinne wan die sint des teufels boten wan waz
 der teufel mit im selb nicht mach zue pringen daz pringet er zue mit in. Dar umb
 sint si geleich der slangen mit der der tievel wann erlaittet B; ²⁷⁴ die sechste B;
²⁷⁵ uncheusch B; ²⁷⁶ ir B; ²⁷⁷ gestattent und versweigent B; ²⁷⁸ sibenden B; ²⁷⁹ sol-
 her B; ²⁸⁰ gumaer lobrer oder schermaer B; ²⁸¹ uncheusch B; ²⁸² und fuedraer B;
²⁸³ stevraer als rufian und pulian B; ²⁸⁴ oder deubhait begen: nur in A; ²⁸⁵ wider
 das gepot tuent B; ²⁸⁶ offen baer B; ²⁸⁷ rauben an den strazzen und wegen B;
²⁸⁸ steln pei tach und pei nacht B; ²⁸⁹ merung B; ²⁹⁰ oder pei nach B, anscheinend
 hat der Schreiber die Zeile verloren, er wiederholt: di dritten alle die die unrecht
 losung oder merung oder die vierden; ²⁹¹ die ander leut arbaitem ir lon vor ha-
 bent B; ²⁹² daz sie verdient habent oder des selben tages in geben solten B; ²⁹³ funf-
 ten B; ²⁹⁴ die andern leut mit wizen uber chauffent B; ²⁹⁵ gewinnen B; ²⁹⁶ mit ge-
 sueche mit wucher mit saczunge B; ²⁹⁷ fur chauffen B; ²⁹⁸ wan daz geschicht B;
²⁹⁹ manichualtich leichen B; ³⁰⁰ nieman B; ³⁰¹ chan B; ³⁰² angeribt A; ³⁰³ unrechtez
 guet besizent ez sei sev an geerbet oder an erstarben B; ³⁰⁴ ggeben B; ³⁰⁵ also ha-
 bent B; ³⁰⁶ wizen B; ³⁰⁷ daz si ez also mit recht nicht habent B; ³⁰⁸ dannoch B;
³⁰⁹ unrechtz guet chauffent mit wizen B; ³¹⁰ und alle die ander leut guet oder cinch
 vindent und sein nicht wider gebent B; ³¹¹ gepot B; ³¹² solt B; ³¹³ valschez gezeuge
 oder gezeugnisse B; ³¹⁴ vrchunde B; ³¹⁵ deinem naechsten B; ³¹⁶ solt B; ³¹⁷ geczeuge B;
³¹⁸ solt nicht B; ³¹⁹ valschew wort reden und unwarew B; ³²⁰ lug B; ³²¹ gepot B;
³²² sundent siben hant laut B; ³²³ vorsprechen sint B; ³²⁴ valschez gezeuge B;
³²⁵ ains B; ³²⁶ wider sein ere B; ³²⁷ die andern sint alle die B; ³²⁸ chrumpez oder un-
 rechtes B; ³²⁹ gebent B; ³³⁰ vindent ze helfe dem B; ³³¹ ze schaden dem B; ³³² die
 dritten sint die B; ³³³ leute B; ³³⁴ zeichent B; ³³⁵ seu unschuldich B; ³³⁶ losev dinch
 ind pos leute lobent B; ³³⁷ fumften alle die die guet dinch B; ³³⁸ scheltent B; ³³⁹ of-
 fenleich redent und ir verlaugent B; ³⁴⁰ die sibenten alle die die warhait offentlich
 gern leugent mit swelicherlai liug daz sei und schreibet sand Augustinus daz achte
 der funf todleich und drei taegleich sunde B; ³⁴¹ die erste lug ist swenn der mensch
 lenger B; ³⁴² christen B; ³⁴³ andern swen B; ³⁴⁴ sein leugen B; ³⁴⁵ frumt B;
³⁴⁶ ettwen B; ³⁴⁷ swenn sein luge ettwen frumet und doch ettwen schadet B;
³⁴⁸ vierden B; ³⁴⁹ mensch ettwen leugent mit verdachten muet ein lug B; ³⁵⁰ darumb B;
³⁵¹ aeffe die ez horen B; ³⁵² schadez dann dem er redet darumb B; ³⁵³ haizet sie B;
³⁵⁴ fumft B; ³⁵⁵ dar umb daz B; ³⁵⁶ sein red gern hort und wil gevallen den leuten
 mit seiner luge und damit begert er den leuten gefallen B; ³⁵⁷ das sechst lay leugen
 sol man scheuchen B; ³⁵⁸ sint B; ³⁵⁹ todleich sunde B; ³⁶⁰ die sibent luge ist die
 schadet und frumt etwen daz er behaltet und verlies nicht sein leben ains menschen
 verlaugent oder verpirgz daz man toten wil B; ³⁶¹ nieman B; ³⁶² frumt etwen B;
³⁶³ behaltet B; ³⁶⁴ verlies B; ³⁶⁵ reinchait ez sei B; ³⁶⁶ leip B; ³⁶⁷ die drei luhi sind
 taeglich sunde und sprichet sand Augustinus daz chain luge oder misseliegent an
 sunde sei B; ³⁶⁸ nevnt gepot B; ³⁶⁹ solt B; ³⁷⁰ deins naechsten dinch B; ³⁷¹ hat B;
³⁷² daz gepot und das zehent gepot liegent an B; ³⁷³ voderev ligent B; ³⁷⁴ dicz B;
³⁷⁵ nevnt gepot B; ³⁷⁶ tragent B; ³⁷⁷ sibent B; ³⁷⁸ dev werch B; ³⁷⁹ daz nevnte B;
³⁸⁰ dar umb B; ³⁸¹ neynde gepot sundent siben lai leute B; ³⁸² par gent fromd leut B;
³⁸³ ir B; ³⁸⁴ ez B; ³⁸⁵ enhieten B; ³⁸⁶ pergent fromdez guete dinch hochfart B; ³⁸⁷ och-
 vart A; ³⁸⁸ darumb B; ³⁸⁹ pergent daz si ires leibes geluste dester paz mochten ge-

haben oder volpringen B; ³⁹⁰ die vierden alle die die sein darumb pergent daz si dester paz grozzer gewalt mochten hebben B; ³⁹¹ fumften B; ³⁹² mer pergent B; ³⁹³ dan sie bedurffen B; ³⁹⁴ die guet gern gewonnen mit unrecht B, Zusatz nur in A; ³⁹⁵ sibend B; ³⁹⁶ zurnent B; ³⁹⁷ murmulent B; ³⁹⁸ ungedultich sint B; ³⁹⁹ dar umb B; ⁴⁰⁰ guetes B; ⁴⁰¹ iren B; ⁴⁰² zehent gepot B; ⁴⁰³ solt B; ⁴⁰⁴ deines nachsten chonen B; ⁴⁰⁵ solt B; ⁴⁰⁶ nur B; ⁴⁰⁷ als vil in der ee. Den noch foericht dich . . . , hier bricht B ab. Ab vil andere Hd.; ⁴⁰⁸ anvethunge A.

Glossar

Bei dem folgenden Glossar habe ich mich hauptsächlich gestützt auf: Jelinek, Franz: *Mittelhochdeutsches Wörterbuch zu den deutschen Sprachdenkmälern Böhmens und der mährischen Städte Brünn, Iglau und Olmütz. 13. bis 16. Jahrhundert.* Heidelberg 1911. Außerdem zog ich zu Rate: Lexer, Matthias: *Mittelhochdeutsches Handwörterbuch.* 3 Bde. Leipzig 1878. — Kluge, Friedrich: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* 17. Auflage bearbeitet von Walther Mitzka. Berlin 1957.

afterrede st. f., „böse Nachrede, Verleumdung“.

bereden sw. v., besonders häufig in der Rechtssprache, „vor Gericht verteidigen, reinigen“.

bern st. m. f., aus dem slaw. *berna* (tschech.) = „Landessteuer“. *berna* = königliche Steuer, von allen Untertanen gemeinsam entrichtet. Die Bürger Iglaus zahlen von ihren Besitzungen außerhalb der Stadt keine bern, sondern bloß ihre Holden; purger, die außerhalb der Stadt Liegenschaften haben, müssen in der Stadt dafür Losung geben und „ouch dorum, das dy-selben purger von denselben czinsgelt nicht bern durffen geben dem fursten noch in die hervart reiten, wieviel ir holden bern geben — wann sy nicht peren davan geben, sam dy pawren tun“. (Iglauer stadtrechtliche Schöffensprüche in dem Werke „Der Oberhof Iglau in Mähren und seine Schöffensprüche aus dem 13. bis 16. Jh.“ von Dr. J. A. Tomaschek; zitiert nach Jelinek: *Mhd. Wörterbuch.*)

deubhait st. f., „Diebstahl, gestohlene Sache“.

effen sw. v., „äffen, narren“. Bei Jelinek finden sich nur drei Belegstellen:

1. Wilhelm von Wenden 5793; 2. Johann von Iglau, 8. Gebot; 3. Tristan 6084.

entkrist st. m., ente-, ende-krist. „Antichrist“, gedeutet als der am Ende kommende Christus.

manslechtigkeit st. f., nach Jelinek nur hier belegt. Vgl. dazu: *manslabt* st. f. = Mord; *manslehtic* adj. = eines Mordes schuldig; *manslege*, *-slegge*, *-slecke* sw. m. = Mörder.

mordbeten „todbeten, durch zauber, nach dem glauben des mitttelalters. Durch hersagen des 118. psalmes, der die ischariotschen verwünschungen enthält¹.“ Man konnte auch Mordmessen lesen oder lesen lassen, d. h. Messen, deren Intention auf die leibliche Schädigung eines Menschen ausgeht².

¹ Grimm, Jakob: *Kleinere Schriften.* Bd. 4. Berlin 1869, S. 349.

² Schönbach, Anton E.: *Über Hartmann von Aue. Drei Bücher Untersuchungen.* Graz 1894, S. 172.

patwnige st.f., „Gichtrose, Pfingstrose, Schlüsselblume“. *paeonia officialis*, spätmhd. *beonia*: über lat. *paeonia* entlehnt aus griech. *paionia*. Die Gichtrose wurde für besonders heilkräftig gehalten und nach dem Götterarzt Paion benannt. „Pfingstrose“ heißt sie, weil sie gegen Pfingsten einer Rose ähnlich blüht.

In dem 1349/50 entstandenen „Buch der Natur“ von Konrad von Megenberg, also eines Zeitgenossen des Johannes von Iglau, findet sich folgender Abschnitt: „Von der Patonigen. Betonica haizt patönig, daz kraut ist haiz und trucken, sam Platearius spricht, und seinen pleter sint zuo erznei guot. ez sei daz kraut grünen oder dürr, sô hât es vil kreft. wenn man es seudet mit wermuotsaft, sô ist es guot für den hauptsichtum. Alexander spricht, wer ez nüehtarn trink oder daz kraut nüehtarn ezze, daz mach diu augen scharpf und benem in ir zaher und ir vinternüss. und mach si klâr. daz kraut suochent die zaubraer gar vil und sprechent, daz ez ein kraft hab zuo wârsagen, wen man ez beswer als man schol. Und zwâr, ich waiz ain mairinn, diu vil mit dem kraut wûrkt und gar wunderleichen dinch. dâ schol diu red beleiben³.“

In dem Wörterbuch der deutschen Volkskunde findet sich folgendes Stichwort: „Betonie (Zehrkrut, *betonica officialis*). Infolge einer Wertschätzung bei den antiken Ärzten spielt die Betonie im Mittelalter als Heil- und Zauberpflanze eine große Rolle. Die hl. Hildegard von Bingen berichtet von einer Wirkung des Krautes gegen Liebe, die durch Zauberworte erregt wurde. Heute verwendet man sie nur hier und da noch gegen die Auszehrung⁴.“

In manchen Gegenden Deutschlands, besonders im schwäbischen Raum zwischen Stuttgart und dem Bodensee, wird auch die Schlüsselblume „Badonie, Batinje, Batenke“ u. ä. genannt. Allerdings ist Badonie = Schlüsselblume für Böhmen-Mähren nicht belegt⁵. Es handelt sich im vorliegenden Falle also sicherlich um die Pfingstrose.

dies sabbati, hebr. *schabbâth* = „Feiertag“. zu: *schâbâth* — „aufhören, etwas zu tun“; es ist über gr. *sabbaton*, lat. *sabbatum* (n.) zu uns gedrunen. Das Genus hat sich nach dem Vorbild von „Tag“ gewandelt.

sel gereth st.n., „was man zum heil der seele (seiner oder anderer) einer geistlichen anstalt für seelenmessen und dgl. vermacht.“ Die Kirche konnte Toten das Begräbnis verweigern, wenn kein Seelgerät vermacht wurde⁶. Das Seelteil war ein Teil der Fahrniss, in späterer Zeit auch ein Teil der Liegenschaften, oder konnte auch aus persönlichem Gut bestehen. Dieses Stück aus dem Vermögen mußte der Kirche übergeben werden, sie sorgte

³ Konrad von Megenberg: Das Buch der Natur. Hrsg. von Franz Pfeifer. Hildesheim 1962. Reprographischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1861, S. 386.

⁴ Beitzl, Richard: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 2. Auflage. Stuttgart 1955, S. 82.

⁵ Mitzka, Walther: Deutscher Wortatlas. Bd. 1. Gießen 1951, Karten 35—38.

⁶ Vgl. Schultze, A.: Der Einfluß der Kirche auf die Entwicklung des germanischen Erbrechts. ZRG germ. Abt. 35 (1914) 75—110.

damit dafür, daß Seelenmessen für das Heil der Verstorbenen gelesen wurden. Sie gab auch aus diesem Teil den Armen, eine Forderung, die schon der hl. Augustinus aufgestellt hatte. Die riesige caritative Tätigkeit der Kirche im Mittelalter ist nicht zuletzt auf diese Einrichtung zurückzuführen. Das Seelenteil ist überall in Europa verbreitet wegen der Notwendigkeit der Seelenmessen seit dem 12. Jh.⁷.

topeln sw.v., „würfeln“. Vgl. nhd. *doppeln* und frz. *double*.

überchaulffen sw.v., „überevorteilen beim Kauf“.

übersacz st.m., supertaxatio, „verlangen eines hohen Preises, Lohnes usw.“

understen st.v., „abwehren, verhindern“.

⁷ Vgl. Bruck, Eberhard Frh. v.: Kirchenväter u. soziales Recht. Berlin 1956.

DER KONKURRENZKAMPF ZWISCHEN DEM BÖHMI- SCHEN UND DEM IDRIANISCHEN QUECKSILBER IN DER ERSTEN HALFTE DES 16. JAHRHUNDERTS

Von Richard Klier

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts gab es auf der Welt nur zwei Quecksilberbergwerke von Bedeutung, das uralte von Almaden¹ in Spanien und das um das Jahr 1490 seinen Anfang nehmende Bergwerk von Idria² im Herzogtum Krain. Wenn in diesem Zusammenhang die Quecksilbergruben der Rheinpfalz, die schon im 15. Jahrhundert ausgebeutet worden sind, nicht erwähnt werden, so geschieht das deshalb, weil hier im Zeitraum von 1514 bis 1550 fast nichts produziert wurde³. Erst um das Jahr 1520, als der Bergbau auf der böhmischen Seite des Erzgebirges durch die Silberfunde von St. Joachimsthal⁴ und durch die Ausbeutung der Erzvorkommen der kurz vor dem

Abkürzungen:

StAN = Staatsarchiv Nürnberg.

StadtAN = Stadtarchiv Nürnberg.

BB = Briefbücher des Nürnberger Rates, StAN.

RV = Ratsverlässe des Nürnberger Rates, StAN.

l. cons = libri conservatorii (Gerichtsbücher), StadtAN.

l. lit. = libri litterarum (Gerichtsbücher), StadtAN.

Test.B. = Handschrift des 17. Jh. mit genealog. Auszügen aus Testamenten des 15. und 16. Jh., Stadtbibliothek Nürnberg, Handschrift Amb. 173 (2°).

Klaglibell = Klaglibell des Dr. jur. Niklas Ribeyens contra Hans Tegler den Älteren (Bay. Hauptstaatsarchiv München, Reichskammergericht Nr. 18 106).

MVGN = Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Nürnberg.

Strieder = Jakob Strieder, Studien zur Geschichte kapitalistischer Organisationsformen. 2. Aufl. München und Leipzig 1925.

¹ Häbler, Konrad: Geschichte der Fugger'schen Handlung in Spanien. Weimar 1897, S. 91 f.

² Hitzinger, Peter: Das Quecksilberbergwerk Idria von seinem Beginne bis zur Gegenwart. Laibach 1860, S. 9. — Blank, Heinrich: Der Villacher Bürger Wilhelm Neumann als Kaufmann und Gewerke von Idria. In: 700 Jahre Stadt Villach. Villach 1940, S. 116—137. — Žontar, Josef: Villach und der Südosten. In: 900 Jahre Villach. Hrsg. von Wilhelm Neumann. Villach 1960, S. 500—508. — Braunstein, Philippe: Zur Frühgeschichte des Bergbaus und Quecksilberhandels von Idria. Neues aus Alt-Villach. Jahrbuch des Stadtmuseums Villach 2 (1965) 41—45.

³ Eid, Ludwig: Geschichtliche Anfänge eines Bergbaus in der Pfalz. Pfälzisches Museum 39 (1922) 222.

⁴ Sturm, Heribert: Skizzen zur Geschichte des Obererzgebirges im 16. Jh. Stuttgart 1965, S. 8 und 13 (Forschungen zur Geschichte und Landeskunde der Sudetenländer 5).

Jahre 1523 gegründeten Bergbausiedlung Bleistadt⁵ mächtig aufzublühen begann, wurde auf den Gründen des Grafen Albrecht Schlick bei Oberschönbach, das unweit des Städtleins Schönbach, 21 km nordnordöstlich Eger liegt, ein Quecksilbervorkommen gefunden⁶, das einerseits Montanunternehmer in der Hoffnung auf reichen Gewinn anlockte, andererseits aber auch die Aufmerksamkeit der bisherigen Beherrscher des Quecksilbermarktes, besonders der Monopolherren von Idria erregte, die nunmehr auf geeignete Mittel sinnen mußten, der Konkurrenz des „böhmischen Quecksilbers“, worunter in dieser Zeit nur das von Oberschönbach zu verstehen ist⁷, zu begegnen. Wie das geschah, davon handelt dieser Aufsatz.

Wie in St. Joachimsthal hatten wahrscheinlich auch in Oberschönbach die Grafen Schlick einen entscheidenden Anteil an der Entwicklung des dortigen Bergbaus. Als Grundherren dieser Gegend waren sie bei diesem Nichtedelmetall im Besitz der Regalien, besonders des einträglichen Bergzehnts⁸. Für den Bau der kostspieligen Anlagen bedurften sie aber ausreichenden Kapitals⁹. Dieses konnten aber weder die Bürger des Städtleins Schönbach, noch die Handelsherren des benachbarten Eger zur Verfügung stellen, sondern, wie es sich zeigte, nur die wohlhabenden Kaufleute der Reichsstadt Nürnberg.

Unter dessen Bürgern war es der reiche Kaufmann Niklas Wickel, der durch die Vermittlung seines Sohnes Lienhard die erforderlichen Gelder für die Inangriffnahme des Oberschönbacher Bergbaus hergab. Lienhard Wickel hatte schon zu dieser Zeit im Auftrage seines Vaters Kuxe in St. Joachimsthal und in Schlaggenwald erworben und im erstgenannten Ort zwei Miethäuser im Werte von 1800 Gulden errichtet. Am Quecksilberbergbau von Oberschönbach war Niklas Wickel im Jahre 1523 schon mit 69½ Kuxen beteiligt, die sein Sohn ungefähr in den zwei vorhergehenden Jahren erworben hatte.

⁵ Eißner, Lois: Nochmals Martin von Behaim und das Egerland. Der Egerländer 5 (1954) 217. Das älteste Bergbuch von Bleistadt setzt ein Laetare (18. März) 1523. Zur Stadt wurde der Ort am 16. Jan. 1558 erhoben.

⁶ Zum ersten Mal wies Hans Rudhart in seinem im Jahre 1523 in Leipzig erschienenen Buch „Antzeigung des nauenn breythberufen berckwercks Sanct Joachimsthal“ auf dieses Quecksilbervorkommen hin. Im Jahre 1530 erwähnt es Georg Agricola in seinem in Basel erschienenen Buch „Bermannus sive de re metallica“. In der Übersetzung in den Ausgewählten Werken G. Agricolas, Bd. 2, Berlin 1955, S. 149, ist „ad Egram“ wohl besser mit „bei Eger“ als mit „an der Eger“ zu übersetzen, da Schönbach von diesem Fluß 15 km entfernt liegt.

⁷ Agricola, Georg: Vermischte Schriften. Ausgewählte Werke. Bd. 6. Berlin 1961, S. 98 zählt folgende Quecksilberbergwerke des Königreichs Böhmen auf: 1. Schönbach, 2. Beraun, 3. Kamerau (tschech. Komarov). Unter Schönbach ist Oberschönbach gemeint; denn die Quecksilbergruben lagen nicht im Gebiet der Stadt Schönbach, sondern in dem genannten Nachbarort. Vgl. auch Anm. 43.

⁸ Siehe Bergwerks-Vergleichung der böhmischen Stände vom 1. April 1534. In: Die böhm. Landtagsverhandlungen und Landtagsbeschlüsse vom Jahre 1526 bis auf die Neuzeit. Bd. 1. Prag 1877, S. 387—395, besonders S. 395.

⁹ Sturm: Skizzen 108 weist auf einen Ausspruch hin, der sich auf den allgemeinen Kapitalmangel im Bergbau des Erzgebirges in der Mitte des 16. Jh. bezieht: „... almahl seint der zehñ zu bekommen, die arbeiten, do nit einer ist, der gelt gibet.“

Lienhard Wickel schickte seinem Vater in dieser Zeit 128 Zentner Oberschönbacher Quecksilber, die dieser um 4276 Gulden, also den Zentner um 33,4 Gulden, verkaufte¹⁰.

Nach dem Tod seines Vaters¹¹ verließ Lienhard Wickel¹² am 31. Dezember 1523 mit Erlaubnis des Nürnberger Rats für immer, wie es sich später herausstellte, seine Vaterstadt, um nach Böhmen zu übersiedeln. Bis zum Jahre 1529 blieb er Bürger der Reichsstadt¹³. Er verheiratete sich mit einer Angehörigen des Grafengeschlechts der Schlick¹⁴ und erscheint, nachweis-

¹⁰ L. cons. 19, f. 81: Niklas Wickel bestätigt seinem Sohn Lienhard am 4. Okt. 1523, daß ihm dieser ungefähr in den letzten zwei Jahren bis 8000 Gulden zugestellt und zugeschickt habe, alles was hier im Text aufgezählt wird und außerdem 650 Gulden in Gold und 260 Gulden in Münz. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der alte Wickel auf diese Weise seinem Sohn einen großen Teil seines Vermögens zuschanzen wollte; denn auf seine einzige Tochter Ursula und deren Mann Augustin Dichtel, einen Patriziersohn von München, war er nicht gut zu sprechen; diese hatten nämlich im Juli 1505 ohne seine Einwilligung eine sogenannte Winkelehe geschlossen (Aign, Theodor: Die Ketzler. Neustadt Aisch 1961, S. 109). Daß durch diese Quittung von Niklas Wickel ein krummer Weg eingeschlagen wurde, ist daraus zu ersehen, daß gleich am nächsten Tage Augustin Dichtel im Namen seiner Frau beim Rat der Stadt dagegen Einspruch erhob (RV 695, f. 12').

¹¹ Staatl. Bibliothek Bamberg, I. H. Msc. hist. 62 (2°), f. 56 (Genanntenz.) „Niclas Wickel, genannt Dratzieher: † 31. Dec. 1524 = 1523, damals Weihnachten Jahresanfang 1524, am 13. Jan. 1524 wurde nach RV 698, f. 17 „auf absterben Niclas Wickels“ Joachim Haller Viertelshauptmann auf St. Egidienhof.

¹² Das Porträt Lienhard Wickels auf einer Medaille (Habich, Georg: Die deutschen Schaumünzen des XVI. Jahrhunderts. Bd. 1. 2. Hälfte. München 1931, Nr. 934, Tafel 114, 8). Darnach war er im Jahre 1526 33 Jahre alt, daher sein Geburtsjahr 1493. Als Lienhard Wickel um den 14. Nov. 1523 beim Nürnberger Fünfergericht verklagt wurde, daß er einen Schermesserer verwundet haben sollte, konnte er nachweisen, daß er zur Zeit der Tat in St. Joachimsthal gewohnt habe. RV 696, f. 20 (14. XI.), f. 21 (16. XI. u. 17. XI.) und f. 23 (18. XI. 1523).

¹³ Bis zum Jahre 1529 wurde Lienhard Wickel mehrere Male die Erlaubnis des Rats, auswärts von Nürnberg zu wohnen, jeweils auf ein Jahr verlängert, jedoch sollte er weiter seine Losung bezahlen. Die letzte Verlängerung dieser Frist erfolgte am 22. Februar 1528 (STAN: Ratsbuch 14, f. 162'). Nach dem gleichen Ratsbuch, f. 295 (11. II. 1529) wurde Wickel im Namen der beiden Losungsherren geschrieben, daß er bis Walburgis in diesem Jahre seine schon viermal hinterstellte Losung bezahlen und bis zu diesem Zeitpunkt sein Bürgerrecht persönlich aufsagen solle, wenn das geschehe, werde man sich hinsichtlich der Nachsteuer gebühlich verhalten, man sei nicht der Meinung „seiner hausfrauen guter weder in der losung oder nachsteuer einzuschliessen“. Über einen Verzicht L. Wickels auf sein Bürgerrecht in Nürnberg findet sich in den Bürgerbüchern dieser Stadt kein Vermerk, ebenso ist kein Eintrag in den Nürnberger Stadtrechnungen über die Zahlung der Nachsteuer vorhanden. Daß die Stadt Nürnberg auf eine Nachsteuer der Frau L. Wickels verzichten wollte, läßt vermuten, daß sie vermögend war und man ihrem Mann eine Last abnehmen wollte, um ihn zu veranlassen, seine Nachsteuer zu entrichten. In den RV war über die Aufgabe des Bürgerrechts L. Wickels ebenfalls nichts zu finden.

¹⁴ Vgl. dazu BB 94, f. 59' (24. Nov. 1526): In einem Schreiben des Nürnberger Rats an Ludwig von Hutten, den fürstl. ansbachischen Amtmann von Kitzingen, geht es um eine Schuldforderung dieses Beamten in der Höhe von 100 Gulden ge-

bar vom Jahre 1525 ab, als Besitzer des Schlosses Altenteich (10 km nördlich von Eger) und galt als Landsaß des Egerlandes¹⁵. Als Hauptgewerke des Oberschönbacher Quecksilbergwerks widmete er sich von seinem Herrnsitz aus der Betreuung dieses Montanunternehmens.

Der Nürnberger Vertreter (Befehlshaber) Lienhard Wickels war Hans Tegler (Degler)¹⁶. Dieser spielte in der Folgezeit im Quecksilbergbau und im Handel mit diesem Metall eine bedeutende Rolle, weshalb an dieser Stelle etwas näher auf ihn eingegangen werden soll. Er war der Sohn des Nürnberger Rotschmieds Fritz Tegler¹⁷. Bald nach seiner Hochzeit mit einer wohlhabenden Bürgerstochter der Reichsstadt erwarb Hans Tegler am 31. Juli 1490 das Nürnberger Bürgerrecht¹⁸. Und von da ab betätigte er sich als Kaufmann, hauptsächlich im Kommissionshandel¹⁹. In diesem muß er großen

gegenüber dem Grafen Heinrich Schlick. Dieser hatte L. v. Hutten wegen der Bezahlung der Schuld auf Lienhard Wickel verwiesen. Der Rat antwortete dem Amtmann von Kitzingen; daß Wickel gegenwärtig nicht in Nürnberg, sondern in Altenteich (bei Eger) weile und Hans Tegler als zeitweiser Befehlshaber Wickels von diesem keinen Befehl erhalten habe, die Schuld des Grafen Heinrich Schlick zu bezahlen. In diesem Zusammenhang erwähnte Hans Tegler vor dem Nürnberger Rat, „das gemelter Wickel auch ein Schlickin elich hat“, was in diesem Antwortschreiben des Nürnberger Rats an L. v. Hutten ausdrücklich hervorgehoben wird. In den Genealogien der Schlick fand ich keinen Aufschluß darüber. An der Tatsache, daß L. Wickel mit einer Angehörigen des böhmischen Grafengeschlechts verheiratet war, ist nicht zu zweifeln.

¹⁵ Im Bezirksarchiv Eger [Okresní archiv Cheb] befinden sich einige Briefe Lienhard Wickels, über die mir H. Archivar Slavík dankenswerterweise Mitteilung machte. In einem Schreiben vom 14. Nov. 1525 beschwert sich L. Wickel von Altenteich dem Rat von Eger gegenüber, daß dieser von ihm verlangt habe, den Bau eines Brauhauses und das Brauen zu unterlassen; er beruft sich darauf, daß auch die Vorbesitzer seines Gutes gebraut haben und es nur recht und billig sei, daß er wie die anderen Eigentümer von Landgütern im Egerland behandelt werde.

In einer anderen Beschwerde vom 28. Feb. 1528, die an den Rat von Eger gerichtet war, bringt er vor, als er Anfang des Jahres 1528 zwei Wagen mit Zinnober durch Eger nach Nürnberg schicken wollte, hätten die Torhüter unter dem Obern Tor von Eger seine Knechte angehalten und von ihnen Zoll verlangt, obgleich diese erklärten, Wickel sei „auch ein landtseß disses kreyß und sunderlich zollfrey“, was aber nichts genützt habe. Er bittet um einen schriftlichen Bescheid in dieser Sache.

¹⁶ BB 94, f. 59^r (hier Anm. 11), RV 753, f. 32 (22. Feb. 1528): Hans Tegler soll Wickels Lösung bezahlen usw.

¹⁷ BB 90, f. 64^r (21. VI. 1525): Seine Stiefmutter Clara, die nachgelassene Witwe Fritz Teglers, wird erwähnt. Sein Vater starb zwischen dem 23. 8. 1523 (1. lit. 37, f. 36) und 14. XI. 1524: Wiederverheiratung von Clara Tegler mit Ludwig Hase (Schornbaum, Karl: Ehebuch von St. Sebald in Nürnberg. Nürnberg 1949, Zeile 3187).

¹⁸ Hans Tegler ∞ Margaretha, die Tochter Hans I. Prauns am 28. Mai 1490 (Will, Georg Andreas: Geschlechtsregister der Nürnbergischen adelichen Familien der Herren von Praun, von Wölckern und der ausgestorbenen Herren von Schlaudersbach. Altdorf 1772, Tab. 2. Erwerbung des Bürgerrechts: Amts- und Standbuch 305, f. 209, StAN).

¹⁹ Hauptstaatsarchiv München, Reichskammergericht Nr. 18 106, f. 19^r (Brief Hans Teglers an Dr. jur. Niklas Ribeyssen vom 11. Okt. 1527; darin hebt Tegler hervor

Erfolg gehabt haben, da er in den drei Rechnungsjahren 1498, 1500 und 1503 als zollfreier Bürger Nürnbergs für Fremde insgesamt 402 Gulden an Zoll entrichtete²⁰. Um diese Zeit wurde bei der Nachforschung nach Bürgern, die nicht zur Stadtsteuer „angeschlagen“ worden waren, bei Hans Tegler festgestellt, daß er „ein gute narung“ habe²¹. Sein Vermögen wurde damals auf 1000 Gulden geschätzt²². Für das Ansehen, das er unter der Bürgerschaft genoß, spricht es, daß er im Jahre 1505 zum Mitglied des Äußeren Rats der Reichsstadt, zum Genannten, vom Rat ernannt wurde²³. Damit zählte er zu den sogenannten „Erbaren“.

Als Kommissionär mußte er ein sehr vielseitiger Kaufmann sein. Daß er es war, beweisen die Nachrichten, die wir über seine Handelstätigkeit besitzen. Im Jahre 1502 tritt er als Faktor Jorg Besserers von Memmingen auf²⁴ und am 7. Dezember 1520 sandte er, um nur ein charakteristisches Beispiel zu nennen, wahrscheinlich zum Teil als Faktor St. Galler Kaufleute, folgende Handelsgüter an Michel Karg in Prag: 2 Säcke katalonischen Safran im Gewicht von 54 Pfd. 10 Lot, dann einen Ballen der St. Galler Krebs-Leinwand, 40 Stück enthaltend, und 10 Stück Galler schwarzen Zwilch²⁵. Unter den Waren, die er von auswärts bezog, waren neben Pfeffer²⁶ besonders die „schweren Weine“ (Süßweine)²⁷, darunter der beliebte Raifel (Rivoli),

„dieweil ich nun allhie ob 35 jahren gehandelt hab factorey — weis und manchen redlichen man sein handlung ausgericht hab . . .“).

²⁰ Nbg. Stadtrechnungsbelege (Rep. 54 a I), Nr. 634 (1498), 717 (1500), 845 (1503), 871 (1504), StAN.

²¹ StAN: S I L 125 Nr. 1.

²² MVGN 5 (1884) 46.

²³ Roth, Ferdinand: Verzeichnis aller Genannten des größern Raths. Nürnberg 1802, S. 53 (Hans Tägkler!). Zur Lebenszeit dieses Mannes fand ich sonst nur die Namensformen Degler oder Tegler!

²⁴ Hans Tegler für Jorg Besserer als Gläubiger Bernhard Kotwichts von Leipzig (L. lit. 18, f. 178, 15. XII. 1502).

²⁵ L. lit. 35, f. 15' (13. V. 1521).

²⁶ RV 413, f. 14 (11. VII.), f. 17 (15. VII.), f. 18 (16. VII.), f. 20 (20. VII. 1502): Ein gewisser (Sebald?) Arnold hatte von Hans Tegler Pfeffer gekauft, der in Prag be-
anstandet wurde, der Rat der (Alt-)Stadt Prag sandte ihn nach Nürnberg zurück,
um ihn hier in der Schau auf seine Güte prüfen zu lassen. Da der Pfeffer von
Hans Tegler (oder von der von ihm vertretenen Firma) aus Venedig bezogen
worden war, sollte auch dorthin vom Rat von Nürnberg geschrieben werden (im
BB nichts darüber vorhanden!). Der Rat von Nürnberg bemühte sich um eine güt-
liche Regelung.

²⁷ STAN: Nbg. Stadtrechnungsbelege (Rep. 54 a I): Zoll von schwerem Wein (Süß-
wein), den Tegler in seinen Keller eingelegt hatte:

Beleg-Nr.	Jahr	Lagel Wein	Beleg-Nr.	Jahr	Lagel Wein
632	ca. 1498/99	115	912	1506	53
729	1501	76	1424	1520	116
834	1503	28			

Hans Tegler war im Vergleich zu anderen nur ein Weinhändler mittleren Ranges.
Weitere Belege über seinen Handel mit Südweinen: L. cons. G, f. 148 (12. X. 1492):

von Bedeutung, die er wahrscheinlich über Salzburg bezog. Dorthin lieferte er Heringe, ein wichtiges Nürnberger Handelsgut für die Ostalpenländer²⁸. Auch mit Metallhandel beschäftigte er sich. Darauf weist hin, daß sich im Jahre 1499 eine Hausnachbarin über ihn beim Rat beschwerte, daß er „fewerwerck mit silbermüntz und kupfer kurnen“ treibe, wodurch für sie lästiger Rauch und Unrat entstehe²⁹. Demnach hat Tegler aus dem Verkehr gezogene Münzen eingeschmolzen und durch das Gießen des heißflüssigen Metalls über nasse Besen eine körnige Struktur des Metalls hervorgerufen, er hat es „gekürnt“³⁰. Aus dem Jahre 1498 stammt ein Beleg, daß Tegler eine Ladung Quecksilber, die der Fröschelmoser von Salzburg einem Fuhrmann aufgegeben hatte, auf dem Transport nach Nürnberg durch die Fuhrleute verwahrlost wurde, weshalb der Geschädigte den Fuhrlohn von vier Gulden nicht entrichten wollte³¹. Woher das Quecksilber stammte, ist in der Quelle nicht erwähnt, wahrscheinlich kam es von Idria.

Besonders zu beachten ist, daß Hans Tegler u. a. auch Faktor der Handelsgesellschaft Hans Pflügel (Salzburg) und Wilhelm Neumann (Villach), die seit dem Jahre 1519 bis zum Jahre 1525 das Quecksilberhandelsmonopol von Idria besaß, gewesen ist³². Durch Verschwägerung waren Tegler und

Tegler schuldet für 2 Saum Wein Wagenwilhalm eine unbekannte Summe. Es muß sich um Süßwein gehandelt haben, der vom Süden über die Ostalpenpässe nach Salzburg mit Saumtieren gebracht worden sein muß (Klein, Herbert: Der Saumhandel über die Tauern. Mitteilungen der Gesellschaft f. Salzburger Landeskunde 90 (1950) 95 ff.). Am 23. XI. 1508 lieferte Tegler Anton Tucher in Nürnberg ein Lagel „muschatell mallfesier“ für 7 Gulden, das dieser dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen verehrte (Loose, Wilhelm: Anton Tuchers Haushaltungsbuch (1507—1517). Tübingen 1877, S. 66 f. (Bibl. des Litt. Vereins in Stuttgart Nr. 134). — Am 3. Jan. 1526 gibt der Rat von Nürnberg H. Tegler die Erlaubnis, „ein wagen mit reinfal on zol gein Onoltzbach faren“ zu lassen (RV 725, f. 5). Im Jahre 1527 richtete H. Tegler mit andern unbekannten Händlern mit schwerem Wein ein Gesuch an den Rat von Nürnberg, das Ungelt je Lagel Wein um 6 Pfennige zu senken, hatte aber keinen Erfolg: RV 739, f. 25 (30. I. 1527) und RV 739, f. 27 (31. I. 1527)).

²⁸ Am 11. I. 1500 gab H. Tegler dem Fuhrmann Fritz Wennger von Hofen aus der Tuttmeringer Herrschaft (Ortsteil Hof der Gem. Kay, 3 km südlich Tittmoning) 2 Tonnen Heringe auf, die er Wilhelm Scherer, Bürger von Salzburg, auf dessen Befehl bringen sollte: L. lit. 16, f. 216 (9. XI. 1500).

²⁹ L. lit. 14, f. 139 (24. IV. 1499).

³⁰ Ercker, Lazarus: Beschreibung allerfürnemisten mineralischen ertz und Bergwercksarten . . . Frankfurt a. M. 1629, f. 22 f.: Wie man Silber und Pagament kurnen soll. Vgl. auch neudeutsche Übersetzung in: Freiburger Forschungshefte D 34 (1960) 82.

³¹ L. cons. L, f. 112' (16. XI. 1498). Über die Fröschelmoser, ein angesehenes Ratsgeschlecht Salzburgs vgl. Zillner, F. V.: Geschichte der Stadt Salzburg. 2. Buch. Salzburg 1890, S. 618 und Siebmacher, J.: Großes Wappenbuch. Bd. 4 6. Abt.: Der Salzburgerische Adel. Nürnberg 1883, S. 77.

³² Klaglibell (s. Abkürzungen) mit Abschriften von Briefen verschiedener Art, die zwischen Hans Tegler und Dr. Niklas Ribeysen und dessen Frau in Salzburg gewechselt wurden.

Pflügel verwandt³³, darauf geht es wahrscheinlich zurück, daß Pflügel den gleichnamigen Sohn Hans Teglers seinem Mitgesellschafter Wilhelm Neumann als Faktor ihrer Firma in Venedig empfahl, obgleich er noch sehr jung war. Neumann behauptete später, daß er sich dem widersetzt habe³⁴. Hans Tegler jun. bewährte sich nicht. Er schlitterte durch riskante Geschäfte in den Bankrott, darüber starb er im Jahre 1529 in Venedig³⁵. Die Handelsgesellschaft Pflügel-Neumann handelte nicht nur mit Quecksilber, sondern auch mit venezianischen Waren, wie Glas und Gewürzen (z. B. Ingwer und Zimt)³⁶. Quecksilber wurde nicht nur nach Venedig verfrachtet, sondern über

³³ Das Verwandtschaftsverhältnis Hans Teglers zu Hans Pflügel konnte ich nicht klären. Im Brief (Beilage 1) nennt Tegler Pflügel seinen „Schwager“. Dessen zweite Frau Elisabeth war die Tochter Hans Thenns, des Münzmeisters von Salzburg, und dessen zweiter Ehefrau Cäcilia Kreutzer, die er als Gehilfe des Münzmeisters von Schwabach bei Nürnberg geheiratet hatte. Hier war Elisabeth am 1. Februar 1498 geboren worden. Ein Jahr nach dem Tode Hans Pflügels, am 1. Oktober 1523, heiratete die Witwe Elisabeth Dr. jur. Niklas Ribeyssen (Frisch, Ernst v.: Das Stambuch der Thennen von Salzburg. Hamburg 1935, S. 25 (Historische Bildkunde 4)). In zwei an Tegler gerichteten Briefen vom 6. IV. und 22. IV. 1527 (Klaglibell f. 11 und 11') unterfertigt sie sich als „geschway“, demnach auch als Schwägerin. Hans Tegler hatte drei Frauen: Margarethe, die erste, stammte aus der angesehenen Nürnberger Bürgerfamilie Praun (S. Anm. 15). Sie starb im Jahre 1503 (Burger, Helene: Nürnberger Totengeläutbücher: St. Sebald (1439—1517), Zeile 5004). Bald danach vermählte er sich mit einer gewissen Anna, deren Familienzugehörigkeit unbekannt ist. Diese starb im Pestjahr 1505 (Burger: Totengeläutb. 5343). Die dritte Gemahlin Katharina dürfte er schon bald nach dem Jahre 1505 geehelicht haben; denn Helena, die Tochter der beiden, heiratete schon im Jahre 1527. Katherina war die Tochter Konrad Ebers, der von 1493 bis 1506 als Goldscheider, vielleicht auch als Münzmeister, in Salzburg tätig war. Danach war er zwei Jahre Münzmeister in Landshut im Dienste Herzog Albrechts IV. und von 1509 bis 1512 Münzmeister der Reichsstadt Nürnberg. Im Jahre 1518 starb er (Hampe, Theodor, in Thieme-Becker: Allg. Lexikon der bildenden Künstler. Bd. 10 (1914), S. 294). Hieronymus Koeler erwähnt im Wappenbuch seiner Familie, daß sein Großvater Kunz Eber Münzmeister in Salzburg gewesen sei (Amburger, Hannah S.M.: Die Familiengeschichte der Koeler. MVGN 30 (1931) 213). Hier. Koeler, der am 28. I. 1507 geboren wurde, kannte demnach seinen Großvater, der erst 1518 starb. Seiner Aussage, daß Kunz Eber Münzmeister in Salzburg war, ist aus diesem Grunde Gewicht beizulegen. Ich betone das deshalb, weil Holzmair, Eduard: Salzburger Münzwesen 1500—1572. Mittl. der Ges. für Salzburger Landeskunde 75 (1935) 88 ihn nur als Goldscheider gelten läßt.

Da Hans Tegler im Stambuch der Thennen von Salzburg nicht erwähnt wird (siehe oben unter Frisch), dürften seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Hans Pflügel auf diesen zurückgehen. Vielleicht spielt hier die Familie Eber eine wichtige Rolle. Hans Pflügels erste Frau war Margarete, die Tochter des Hans Ritzinger und der Margretha Kolman und die Enkelin des alten Hans Ritzinger, ihr Bruder hieß auch Hans, außerdem besaß sie eine Schwester Katherina (STAN: Losungsbände 70, f. 122, Eintrag vom 13. Nov. 1525). Die zweite Frau Hans Pflügels war Elisabeth geb. Thenn, die er im Jahre 1516 heiratete (S. oben!).

³⁴ Blank 127, Anm. 60.

³⁵ Ebenda 131, Anm. 79.

³⁶ Klaglibell f. 4'—6, auch f. 20'—22; Schreiben Teglers an Dr. N. Ribeyssen vom 4. Aug. 1527.

Nürnberg und Antwerpen bis nach Lissabon verhandelt³⁷. In diesem Fall war Hans Tegler sen. der Mittelsmann. Von Wilhelm Neumann bezog Tegler auch Südwein³⁸.

Als das neue Quecksilbergwerk in Oberschönbach entstanden war und das hier produzierte Metall und der daraus erzeugte Zinnober hauptsächlich über Nürnberg, wie anzunehmen ist, im Fernhandel abgesetzt wurden, stellten die beiden Gesellschafter der idrianischen Monopolhandelsgesellschaft, wahrscheinlich auch durch ihren Nürnberger Faktor darauf aufmerksam gemacht, bald fest, daß in Böhmen eine beachtliche, wenn nicht gefährliche Konkurrenz für Idria im Entstehen begriffen sei. Pflügel „beehrte“ daraufhin von seinem Nürnberger Schwager, alles Quecksilber, das im neuen Bergwerk Schönbach produziert werde, von Lienhard Wickel aufzukaufen, damit dieses nicht dem Quecksilber von Idria zum Nachteil gereiche. Das tat Tegler und setzte das Metall und den Zinnober in Nürnberg, Antwerpen und Lyon ab. Wenn in dem Bericht Teglers (Beilage 1) nicht von Venedig die Rede ist, so dürfte das m. E. kein Zufall sein, sondern entsprach seiner Vereinbarung mit der Pflügel-Neumann Gesellschaft über ein Gebietskartell, nach dem Tegler die Lagunenstadt nicht mit Quecksilber und Zinnober beliefern durfte, während der Absatz der Idria-Gesellschaft auf den mittel- und westeuropäischen Märkten wahrscheinlich nicht verboten war. Wenn das so war, kam man auch um ein Preiskartell nicht herum. Diese Regelung muß vor dem 1. Oktober 1523, dem Todestag Hans Pflügels, zustande gekommen sein³⁹.

Als Pflügel gestorben war, kam es zu großen Zwistigkeiten zwischen dessen Erben und Wilhelm Neumann⁴⁰. Der Quecksilberkauf von Idria kam an die mächtige Augsburger Firma Ambrosius und Hans Höchstetter und Verwandte. In dem Vertrag dieser Handelsgesellschaft mit Erzherzog Ferdinand und den Gewerken von Idria zu Innsbruck am 1. Januar 1525 verpflichteten sich die Höchstetter, in vier Jahren Quecksilber und Zinnober im Werte von 300 000 Gulden abzunehmen, und zwar den Zentner Quecksilber zum Preis von 30 Gulden und den Zentner Zinnober zum Preis von 35 Gulden⁴¹.

Die Höchstetter erneuerten bald nach dem Abschluß ihres idrianischen Quecksilbervertrags das schon von der Pflügel-Neumann-Gesellschaft mit Hans Tegler vereinbarte Preis- und Gebietskartell⁴². Wie früher durfte der Nürnberger Kaufmann den Welthandelsplatz Venedig nicht mit Quecksilber und Zinnober beliefern. Als aber in der Folge die Höchstetter in Nürnberg,

³⁷ Frisch 25. Nur hier findet sich ein Hinweis auf den Quecksilberhandel, in den Augsburger Originalhandschriften dieses „Stammenbuchs der Thennen“ (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Cod. Aug. 111 (2°), f. 74' und Cod. Aug. 110 (2°), f. 35) wird nur vom Handel „mit allerlei Waren“ gesprochen. Die Salzburger Handschrift dieses „Stammenbuches“ ist seit 1945 verschollen.

³⁸ Wie Anm. 36.

³⁹ Die ausführlichsten Nachrichten über Hans Pflügel finden sich im Augsburger „Stammenbuch der Thennen“ (vgl. Anm. 37).

⁴⁰ Blank 130 ff.

⁴¹ Strieder 296 ff. und 458 ff.

⁴² Siehe Beilage 1, auch für das Folgende.

Lyon und Antwerpen den vereinbarten Mindestpreis eines Zentners Quecksilber oder Zinnober um je drei Gulden unterboten, auch langfristige Zahlungskredite gewährten, wurde Tegler „gedrungen“, unter Bruch der Kartellbestimmungen Quecksilber und Zinnober nach Venedig zu senden. Die Höchstetter antworteten darauf wieder mit Preisunterbietungen, denn sie forderten für einen Meiler Quecksilber, das waren sechs Nürnberger Zentner, statt 175 Dukaten nur 160 und für den Meiler Zinnober statt 235 Dukaten nur 220, außerdem setzten es die Höchstetter bei Erzherzog Ferdinand durch, daß dieser am 25. März 1526 die Durchfuhr dieser Waren aus Böhmen durch seine Erblande verbot⁴³. Als daher Hans Tegler im Frühjahr 1526 sieben mit Quecksilber beladene Wagen nach Primör (Fiera di Primiero) in Südtirol brachte, um sie dort mit Erlaubnis des dortigen Pflegers zu Zinnober brennen zu lassen, wurden sie von Beamten des Erzherzogs arrestiert⁴⁴. Der Rat der Stadt Nürnberg sandte daraufhin am 26. Juni d. J. eine bis jetzt unbekannte Beschwerdeschrift Teglers an die landesfürstliche Regierung in Innsbruck. In dem Begleitschreiben des Rats werden wohl Gedanken des Nürnberger Kaufmanns aus seinem Schreiben wiederholt worden sein, wo es heißt, daß ihm „aus heimlicher Practica etlicher grosser gesellschafter, die teglich darnach streben, alle ware allein in ir hend zu bringen und ires gefallens zu verteuern“, schwerer Schaden zugefügt wurde⁴⁵. Tegler fand aber für seine Beschwerden kein Verständnis, weil Erzherzog Ferdinand auf Darlehen der mächtigen Handelsherren von Augsburg angewiesen war und im Jahre 1525 die Beschlüsse des Reichstags von Köln-Trier (1512), die gegen die Monopole gerichtet waren, durch das kaiserliche Mandat von Toledo vom 13. Mai 1525, worin gerade die Metallmonopolisten Fugger und Höchstetter in Schutz genommen wurden, ihre Wirkung verloren hatten⁴⁶.

Die Versuche Teglers, über die Pässe der Ostschweiz seine wertvolle Ware nach dem wichtigen Metallhandelsplatz Venedig zu bringen⁴⁷ oder diese unter

⁴³ Schönach, Ludwig: Beiträge zur Geschichte des Bergbaus auf Quecksilber (Zinnober) in Böhmen . . . aus den Jahren 1526 und 1527. MVGD 50 (1912) 302 und 303 (Wiedergabe des Textes fehlerhaft!). — Strieder 303. — Schmidt, F. A.: Chronologisch-systemat. Sammlung der Berggesetze der österr. Monarchie. Bd. III/1. Wien 1832, Nr. 53 und 54. Die Behauptung von Urban, Jan: Das alte Zinnober- und „Mercury“-Bergwerk in Böhmen. Der Anschnitt 16 (1964) 19 (Frdl. Hinweis v. Dr. A. Riedl, Amberg!), daß sich die erwähnten Durchfuhrverbote auf das Quecksilber von Svatá (Heiligenberg) bei Beraun bezogen hätten, kann nicht richtig sein, weil dieses Bergwerk erstmals im Jahre 1549 erwähnt wird und der Beweis nicht erbracht werden kann, daß Hans Tegler von Nürnberg auch hier den Quecksilberkauf innehatte. Ich kann auch die Ansicht von Pölnitz, Götz Frh. v.: Anton Fugger. Bd. 1. Tübingen 1958, S. 103, daß das erwähnte Verbot kaum mehr ausschließlich der böhmischen Produktion galt, nicht beistimmen, denn die Frachtkosten für das Quecksilber von Almaden, das den Weg von Antwerpen ab über die Ostalpenpässe genommen hätte, wären gegenüber den Kosten der Seefracht bis Venedig zu hoch gewesen.

⁴⁴ Amburger 216.

⁴⁵ S. Beilage 1.

⁴⁶ Strieder 298.

⁴⁷ Beil. 1 und Schönach 305.

falscher Deklaration durch die habsburgischen Ostalpenländer zu schmuggeln⁴⁸, waren von keinem merklichen Erfolg begleitet.

Der Mißerfolg von Primör entmutigte Tegler nicht. Schon im Sommer des Jahres 1527 trat er an den Rat der Stadt Nürnberg mit der Bitte heran, ihm die Errichtung einer Brennhütte „zum Quecksilber“ zu gestatten, was auch am 27. Juli 1527 geschah⁴⁹. Diese Brennhütte, in der wie in Primör Zinnober aus Quecksilber hergestellt werden sollte, errichtete er in dem Nürnberger Vorort Laufamholz. 20 Meß (= Klafter) Holz, die er in einem Jahr brauchte, sollte er von den Bauern, „die sich aus des rats welden behulzen“, beziehen dürfen. Auch dieses Unternehmen führte zu keinem Erfolg, denn in dem als Beilage 1 abgedruckten Brief Teglers bringt dieser zum Ausdruck, daß er nicht genötigt gewesen wäre, Darlehen aufzunehmen, wenn ihm die Höchstetter nicht das Seine in Primör arrestiert und wenn sie Erzherzog Ferdinand nicht dazu gebracht hätten, ihm die Pässe durch dessen Erblände zu sperren. Am Ende des Schreibens gesteht er: „Sollt ich aber im anfang diser handlung besorgt haben, das mir allein der frey paß nit durch fürstlicher durchleuchtigkeyt erbland sollt vergondt sein, so were ich nit so fraidig hinder dise handlung kumen, sonder mich anderer handlung understanden.“ Resigniert erklärt Hans Tegler als Vertreter des Mittelstandes zur Zeit des Frühkapitalismus am Schluß seines wertvollen Schreibens: „etwo im reichstag 1512 wollt man die monopolischen kaufleut zu grosser straf annemen, yetzund so ist ein andere zeit, das man in [ihnen] hilft und beystand tut.“ (S. Beilage 1). Er selbst hatte diesen Wandel voll Bitternis erfahren müssen.

Mit ihrem Erfolg im Kampf mit dem Verleger des Oberschönbacher Quecksilbers, dem Nürnberger Bürger Hans Tegler, konnte die Augsburger Großfirma Höchstetter im Jahre 1527 zufrieden sein. Mit Hilfe eines Fürsten war es ihnen gelungen, eine Konkurrenz von Idria abzuwürgen, aber in Europa gab es noch das Quecksilberbergwerk Almaden in Spanien, das eigentlich im Besitz der spanischen Ritterorden war, über das aber die spanische Krone die Verfügungsgewalt hatte. Diese hatte am 1. Januar 1525 die Quecksilbergruben in Almaden an die Fugger verpachtet. Der Vertrag dürfte bis zum 29. September 1527 gegolten haben. Den Höchstettern schien die Gelegenheit günstig, nach Ablauf des Fuggervertrags das spanische Quecksilber unter ihren Einfluß zu bringen. Wäre ihnen das gelungen, hätten sie das

⁴⁸ Am 26. Juli 1526 erging ein Befehl des Erzherzogs Ferdinand an die Zöllner auf der Töll (4 km westlich Meran), zu Unterrain (am Nordrand von Eppan bei Bozen) und von Nefis (= Lavis 8 km nördlich Trient), der darauf hinweist, daß vor kurzem N. Nägele oder Main-Hanns von Reutte Quecksilber und Zinnober unter dem Schein anderer Ware durch die Ehrenberger Klause schmuggeln wollte. Diese Ware solle sofort beschlagnahmt und bei der oberösterreichischen Raitkammer in Innsbruck abgeliefert werden (Landesregierungsarchiv Innsbruck, Enbieten und bevelch 1526, S. 210).

⁴⁹ RV 746, f. 1 (20. VII. 1527) und f. 10 (27. VII. 1527), auch STAN: Ratsbuch 14, f. 42' (27. VII. 1527). Nach l. cons. 59, f. 38 (2. V. 1545) brannte Christoph, der Sohn Hans Teglers, mit Urban Harrer noch Zinnober aus Quecksilber.

Weltmonopol im Quecksilberhandel besessen und hätten die Preise für dieses Metall bestimmen können. Ihr mächtiger Beschützer, der nunmehrige König von Böhmen und Ungarn, erklärte sich auf Ansuchen der Höchstetter bereit, sich selbst um die Pacht der Almadener Quecksilbergruben zu bemühen, um diese dann an die Höchstetter abzutreten. Dieser feine Plan konnte aber nicht ausgeführt werden, weil die Höchstetter nicht über die Kapitalien verfügten, um auf Vorrat zu arbeiten, bis die Fugger ihre Quecksilberreserven, die man in Fachkreisen auf 2000 Zentner schätzte, zum Verkauf gebracht hätten; das konnte Monate dauern, wenn nicht noch länger. Die Höchstetter mußten daher ihren Traum von einem Weltmonopol ihrer Firma für Quecksilber aufgeben⁵⁰, es kam noch schlimmer, dieses Nichtkönnen bedeutete den Anfang vom Ende dieses Augsburger Großhandelsunternehmens.

Nach diesem Mißerfolg gingen die Höchstetter daran, in Oberschönbach den Quecksilberkauf in ihre Hände zu bekommen, um wenigstens auf diese Konkurrenz entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Sie begannen mit Lienhard Wickel darüber zu verhandeln⁵¹. Es muß vorausgeschickt werden, daß der Quecksilberkauf Hans Teglers, der Trinitatis 1526 zustande gekommen war, Trinitatis 1528 ablief⁵². Tegler war nicht in der Lage, einen neuen Quecksilberkauf mit Lienhard Wickel abzuschließen, der bei zweijähriger Dauer ein Kapital von schätzungsweise 8000—10 000 Gulden erfordert hätte⁵³, denn er war zu der Zeit schwer verschuldet. So hätte er z. B. im April 1528 ein Darlehen seines Verwandten, des Salzburger Münzmeisters Hans Thenn, in Höhe von 2000 Gulden zurückzahlen müssen, was er aber zur festgesetzten Frist nicht vermochte, weshalb ihm dazu noch zwei Jahre Zeit gegönnt wurden⁵⁴. Zur gleichen Zeit war er auch Elisabeth, geb. Thenn, der Frau des Salzburger Juristen Dr. Ribeysen, die in erster Ehe mit Hans Pflügel vermählt gewesen war, 1300 Gulden schuldig⁵⁵. Die geringe Kreditwürdigkeit Teglers, seines alten Mitarbeiters, veranlaßten wahrscheinlich Wickel, mit der Augsburger Großfirma Höchstetter wegen eines Quecksilberkaufs im ersten Halbjahr 1528 Verhandlungen zu beginnen. Die beiden Parteien einigten sich dahin, daß innerhalb von fünf Jahren in Oberschönbach nicht mehr als 800 Zentner, daher in einem Jahr nur 160 Zentner, produziert werden sollten.

⁵⁰ Pölnitz, Götz Frh. v.: Jakob Fugger. Bd. 2. Tübingen 1955, S. 549 f. — Ders.: Anton Fugger. Bd. 1. Tübingen 1958, S. 57 und S. 103. — Strieder 305. — Haebler 75 ff., 96. — Kern, Ernst: Studien zur Geschichte des Augsburger Kaufmannshauses der Höchstetter. Archiv für Kulturgeschichte 26 (1936) 176 f.

⁵¹ Siehe Beilage 2.

⁵² Siehe Beilage 1.

⁵³ Für einen Nürnberger Zentner wurde ein Preis von 25 Gulden und für einen Nürnberger Zentner Zinnober ein Preis von 31 Gulden angenommen. Ein Nürnberger Zentner entspricht 0,9 Wiener Zentner, nach diesem rechnete man in Idria. Vgl. dazu Müller, Karl Otto: Welthandelsbräuche (1480—1540). Wiesbaden 1962, S. 265 (Deutsche Handelsakten des Mittelalters u. der Neuzeit 5). (III, 85): „1 zentner Wiener thuet zu Nürmburg 112 lb . . .“

⁵⁴ L. cons. 30, f. 139 (8. IV. 1530).

⁵⁵ Klaglibell f. 1.

Wickel war bereit, darüber einen „leydenlichen“ Vertrag abzuschließen. Über die Kaufsumme erfahren wir nichts. Es muß aber mit einer schätzungsweisen Summe von rund 20 000 Gulden gerechnet werden. Die Belastung mit einer solchen Summe glaubten aber die Höchstetter nicht tragen zu können, deshalb baten sie König Ferdinand und die Gewerken von Idria, die 800 Zentner von den 10 000 Zentnern Quecksilber und Zinnober, zu deren Abnahme sie sich am 1. Januar 1525 gegenüber den Genannten verpflichtet hatten, abziehen zu dürfen. Sie bitten um eine schnelle Entscheidung in dieser das Wohl des Bergwerks Idria betreffenden Angelegenheit, da sie in fünf Wochen Wickel Bescheid geben müßten, ob sie das Geschäft abschließen oder davon lassen wollten⁵⁶.

Ob es zum Abschluß eines Syndikats zwischen den Höchstettern und Lienhard Wickel tatsächlich kam, ist nicht bekannt. Zu beachten ist, daß es bereits im Frühjahr 1528, als die Verhandlungen Wickels mit der Augsburger Firma einsetzten, im Riesengebäude dieses Handelsunternehmens bedenklich zu knistern begann. Schon am 26. März 1528 hatte Wolf Tucher von Lyon aus seinem Vetter Lienhard Tucher in Nürnberg mitgeteilt⁵⁷, daß in dieser Messestadt niemand Geld auf die Wechsel der Höchstetter leihen wollte und daß Matthias Rem, der Faktor dieser Firma in Lyon, Leib und Gut, einschließlich der Quecksilberlager, an Wolf Harsdorfer aus Nürnberg verpfänden mußte⁵⁸. Es ist sehr fraglich, ob Wickel etwas über den schlechten Kredit der Höchstetter vor dem in Betracht kommenden Termin des Vertragsabschlusses, Trinitatis 1528 (7. Juli), erfuhr, wußten doch einstweilen nur einige Eingeweihte von diesen Zuständen. Es ist auch möglich, daß der Vertrag schon einige Wochen vor dem genannten Zeitpunkt abgeschlossen wurde. Genau zu dem Termin, an dem das Syndikat in Kraft treten sollte, ließ die Statthalterin der Niederlande, Erzherzogin Margarete, von den 200 000 Livres, die einst die Höchstetter dem jungen Kaiser Karl V. geliehen hatten, 50 000 Livres an die unruhig gewordenen Gläubiger ihres Landes auszahlen⁵⁹. Um diese Zeit hatte Anton Fugger in Augsburg eine Vermögensaufstellung des Ambrosius Höchstetter kritisch durchgesehen⁶⁰. In dieser befand sich eine Liste Augsburger Gläubiger der Höchstetter, die ihre Darlehen gekündigt hatten. Tatsache ist jedenfalls, daß erst im Herbst 1528

⁵⁶ Beilage 2. — Strieder 303 spricht irrtümlicherweise von einer Produktionsbegrenzung auf „jährlich 800 Zentner“, betont aber trotz dieser sehr beachtlichen Menge Quecksilber, daß die böhmische Förderung, gemeint ist die von Oberschönbach, nicht sehr bedeutend war, immerhin aber preisdrückend auf das idrianische Produkt wirken konnte. Strieders Schüler Kern übernahm diesen groben Fehler in seinen Aufsatz: Studien zur Geschichte des Augsburger Kaufmannshauses der Höchstetter 176.

⁵⁷ Im Nachlaß Theodor Hampes in der Bibliothek des Germ. N. Museums Mappe 4 (Abschriften aus dem Archiv der Frh. v. Tucher) fand ich das genaue Datum dieses Schreibens. Ehrenberg, Richard: Das Zeitalter der Fugger. Bd. 1. Jena 1896, S. 215.

⁵⁸ Ebenda 215.

⁵⁹ Pölnitz: Ant. Fugger 132.

⁶⁰ Ebenda 132 und 477, Anm. 23—25.

und in der nächsten Folgezeit sichere Nachrichten über den Zusammenbruch dieser Großfirma zu erlangen waren. Sollten die Gewerken von Oberschönbach ebenso wie die von Idria zu den Geschädigten dieser Firma gehört haben?

Wie schon gesagt wurde, ist es unbekannt, wer zum Termin Trinitatis 1528 den Quecksilberkauf in Oberschönbach erhielt. Vielleicht übernahm Lienhard Wickel nun selbst diese Aufgabe. Darauf könnte hinweisen, daß „er etzliche jar in seinem handel zum Schonpach mit quecksilber“ den ehrsamem Johann Berensprung von Zwickau als Diener (Angestellten) beschäftigte. Dieser verklagte im Jahre 1535 Leonhart Wickel wegen rückständigen Dienst- und Schadengelds^{60a}. Dessen eifrigster Mitarbeiter vor dem Jahre 1528, Hans Tegler, der z. B. vom Jahre 1498 bis zur Herbstmesse des Jahres 1527 fast regelmäßig die Frankfurter Messen besuchte, blieb diesen von da ab bis zu seinem Tode im Jahre 1540 ganz fern⁶¹ und hielt sich die nächsten Jahre in Oberschönbach auf. Sein Neffe Hieronymus Köler wanderte im Jahre 1531 zu Fuß von Nürnberg über Eger nach Oberschönbach „auf die Zech“. „Da ward der alt Hanns Tegler in seinem quecksilberberckwerck“, berichtet er⁶². War dieser vielleicht Verwalter des Bergwerks geworden?

Erst vom Jahre 1534 besitzen wir eine Nachricht, daß wiederum ein Nürnberger Bürger, es war Hans Steber oder Stäber (sonst meist Staiber oder Stauber genannt), den Quecksilberkauf in Oberschönbach an sich gebracht hatte. Dieser hatte um dieses Jahr mit den Grafen Schlick und den Gewerken von Oberschönbach einen Kaufvertrag auf drei Jahre abgeschlossen, nach dem er jährlich 50 Meiler (= 300 Nürnberger Zentner) Quecksilber und Zinnober abnehmen mußte⁶³. Das erforderte ein Kapital von ungefähr 20 000

^{60a} Wild, Erich: Regesten zur Geschichte des Vogtlandes im 14. bis zum 17. Jh. Plauen 1929, Nr. 530 (2. XI. 1535). Frdl. Hinweis von Dr. A. Riedl, Amberg.

⁶¹ STAN: Nbg. Stadtrechnungsbelege, Nr. 598, 916 a, 954 a, 993, 1019, 1055, 1113, 1186, 1364, 1439, 1549, 1575.

⁶² Amburger 219.

⁶³ Die wichtigste Quelle dazu: Österreichisches Staatsarchiv Wien: Finanz- und Hofkammerarchiv: Inneröst. Miszellen: Quecksilber, Fasz. 22, rote Nr. 134 vom 2. Juli 1535, fol. 306. Hans Steber oder Stäber ist zweifellos identisch mit dem Nürnberger Bürger Hans Staiber, Stayber oder Stauber. Im Test.B., S. 131 e wird im Testament der Jgf. Barbara Schüz deren Schwester Ursula, Sebald Stebers Hausfrau, die Stiefmutter unseres Hans Steber, im Jahre 1520 erwähnt. Dieser Sebald Steber wird gewöhnlich Staiber oder Stauber genannt (Glockner, Marie: Lorenz Stauber (1486—1539). MVGN 52 (1963/64) 166, Anm. 15). Sebald Steber, der Bruder unseres Hans St., ist unter diesem Namen am 27. II. 1544 in das Ehebuch S. 21, f. 200 (St. Sebald Nbg., Landeskirchl. Archiv Nbg.) eingetragen, sonst wird er gewöhnlich Staiber oder Stauber genannt (Vgl. Register zu den I. lit. im StadtAN!). Der von Glockner 170, Anm. 45 erwähnte Besitzer des Herrensitzes Erlenstegen bei Nürnberg ist identisch mit dem von ihr S. 218, Anm. 2 genannten Hans Steber oder Stäber. Die bei Strieder 353 in einem Gewerkenverzeichnis von Idria aus dem Jahre 1573 (nicht 1572) erwähnten Andre Eberhardt Stauber und Alexander Staubers sel. Erben verdanken einem Lesefehler Strieders ihr Dasein: nicht Stauber, sondern Rauber. Nach Müller, Karl Otto: Quellen zur Handelsgeschichte der Paumgartner von Augsburg. Wiesbaden 1955, S. 97 (Vertrag von Radstatt vom 18. Aug. 1543) waren die Gebrüder Christoph und Alexander Rauber Gewerken von Idria. In der erwähnten Gewerkenliste (1573) sind noch folgende Lesefehler

bis 25 000 Gulden⁶⁴. Über diese nicht unerheblichen Kapitalien verfügte sicher Hans Staiber; er stammte aus einer reichen ehrbaren Familie der Reichsstadt Nürnberg. Um das Jahr 1500 wurde schon das Vermögen seines Großvaters Hans († 1518) auf 12 000 Gulden geschätzt⁶⁵. Dieser war „Händler mit Spezerei und Gewölbwaren [Kramwaren]“⁶⁶. Am Metallhandel scheint sich der Großvater Hans noch nicht beteiligt zu haben, auch der Vater unseres Hans Staiber namens Sebald hatte damit nichts zu tun, wohl aber dessen Bruder Lorenz, der in den englischen Ritterstand aufstieg. Dieser war in den Jahren 1525 bis 1527 an dem Bergbau von Ilmenau in Thüringen beteiligt⁶⁷, der keinen Erfolg brachte. In diesem Zusammenhang ist dann die Familie Schütz zu nennen, die im Bergbau Sachsens eine bedeutende Rolle spielte und aus der die Stiefmutter Hans Staibers, Ursula, und der aus Nürnberg eingewanderte Chemnitzer Bürger Gregor Schütz, der Gatte seiner Tante Ursula Staiber, stammten⁶⁸. Ein weiterer Verwandter war Michael Rüede oder Rothe, der gemeinsam mit seinem Vater Sebald den Herrensitz Zerzabelshof bei Nürnberg besaß⁶⁹. Rothe war am Bergbau in Schneeberg, am Schreckenberg bei Annaberg und in St. Joachimsthal beteiligt⁷⁰. Eine Schwester seines Vaters war mit Hans Schnöd aus Nürnberg verheiratet, der im Zinnbergbau von Schlaggenwald in Böhmen eine wichtige Rolle spielte⁷¹; bis vor kurzem erinnerte an diese Familie der „Schnödenstock“ in dieser böhmischen Bergstadt⁷². Durch die Ehe mit Walburg, der Tochter Mar-

Strieders von Zontar 508, Anm. 313 festgestellt worden: statt Elch — Egk, Nasp — Rasp, Ainlehorn — Ainkhorn, Neisser — Reisser, Eelehen — Ecker und Then — Chreen. Frau Dr. M. Glockner danke ich für die leihweise Überlassung der im Anfang dieser Anm. angeführten Quelle.

Die von Strieder 311, Anm. 5 gemachte Gleichsetzung von 50 Meilern = 500 Zentner (richtig 300 Nürnberger Ztr.) ist ein Irrtum (s. Beil. 1).

⁶⁴ S. Quelle Anm. 63.

⁶⁵ MVGN 5 (1884) 45. — Glockner 165 über Hans Stauber.

⁶⁶ Amburger 213. Hans Staiber war im Jahre 1507 der Taufpate des Hieronymus Köler, der später die Familienchronik der Köler verfaßte.

⁶⁷ Glockner 189—198.

⁶⁸ Kroker, Ernst: Beiträge zur Geschichte der Stadt Leipzig im Reformationszeitalter. Bd. 4. Leipzig 1908, S. 101 ff. — Werner, Theodor G.: Das fremde Kapital im Annaberger Bergbau und Metallhandel des 16. Jahrhunderts. Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 58 (1938) 4 ff. — Dietrich, Richard: Frühkapitalismus im mitteldeutschen Erzbergbau und Metallhandel. Jahrbuch f. d. Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 8 (1959) 109 ff. — Über die Stiefmutter Hans Staibers, Ursula, die 2. Frau Sebald I. Staibers (∞ 24. IX. 1510) vgl. Aign Anm. 499. Der Vater Sebald Staubers hieß nicht Sebald, sondern Hans (Glockner 166). Über Gregor Schütz vgl. Glockner 166, Anm. 16.

⁶⁹ STAN: Urk. des 7 farb. Alphabets Nr. 3849 vom 6. Juli 1517: Sebald Stawber und Michel Rothe (sonst meist Rüd), beide Bürger von Nürnberg, erklären ihr Haus, zum Czerzabelshoff gelegen, zum offen Haus der Stadt Nürnberg.

⁷⁰ Test.B., S. 137 c: Testament des Michel Rüede, er besaß den Zerzabelshof und die im Text genannten Bergwerke (1523).

⁷¹ Test.B., S. 147 d: Testament der Apollonia Jeronymus Jacobs Ehewirtin, Schwester von Lorenz und Sebald I. Staiber und der Margret, Hans Schnöden Hausfrau (1530).

⁷² Prosch, Rudolf: Die Beziehungen zwischen Nürnberg und Schlaggenwald. Kur-

tin Seldners, im Jahre 1533 hatte Hans Staiber Anschluß an eine Familie gefunden⁷³, deren zweiter wichtiger Vertreter Wolfgang Seldner war. Die Brüder Martin und Wolf haben allem Anschein nach in einer Handelsgesellschaft zusammengearbeitet, wobei dem Erstgenannten darin die Aufgabe zugefallen sein muß, die Frankfurter Messen zu besuchen, während sich Wolf, gestützt auf die Faktoreien Passau und Wien, dem Ungarnhandel widmete⁷⁴. Für die Bedeutung dieser Firma spricht es, daß es Wolf Seldner, als die Fugger auf Betreiben der Stände und des Königs von Ungarn im Frühsommer des Jahres 1525 aus dem nordungarischen Kupferbergbau und -handel vorübergehend verdrängt wurden, wagen konnte, an die Stelle des übermächtigen Augsburger Handelshauses zu treten; es blieb ihm aber in diesem Kampf ungleicher Kräfte der Erfolg versagt⁷⁵. Trotz allem spricht es für die Leistungsfähigkeit dieser Nürnberger Handelsgesellschaft, zu der wohl auch andere, uns unbekannte vermögende Bürger der Reichsstadt zählten, daß Wolf Seldner nach den Kupferrechnungen des ungarischen Kammergrafen Bernhard Behaim in der kurzen Zeit vom September 1525 bis zum Inkrafttreten des neuen Kupferkaufs der Fugger-Thurzo in der Mitte des Monats April 1526 für die erstaunlich hohe Summe von 26 388 ungarischen Gulden Kupfer verschiedener Sorten in Neusohl (heute Slowakei) abnehmen konnte⁷⁶. Zu diesem Kreis hervorragender, im Bergbau und Metallhandel Mitteleuropas tätigen Familien gehörte demnach der bisher so unwesenhaft dastehende Hans Steber oder Stäber.

Die für den Quecksilberkauf von Oberschönbach erforderlichen erheblichen Mittel und gegebenenfalls den dafür erforderlichen Kredit besaß er

zer Auszug aus einem Vortrag im Jahresbericht über das 65. Vereinsjahr 1942 des Ver. f. Gesch. d. St. Nbg., S. 50.

⁷³ Burger, Helene: Ehebuch von St. Lorenz in Nürnberg (1524—1542). Nürnberg 1951, Zeile 1930: Hans Stauber [= Stäber] Walpurg Selnerin: 15. Jan. 1533.

⁷⁴ Pölnitz: Jakob Fugger II, 576. — Ders.: Anton Fugger I, 392, Anm. 16; 399, Anm. 33 und 413, Anm. 101. Von der Fastenmesse 1503 bis zur Fastenmesse 1535 besuchte Martin Seldner fast regelmäßig die Frankf. Messen (er starb am 18. Feb. 1535), von der Herbstmesse 1535 an bis zur Herbstmesse 1539 wird der Name Wolf Seldners regelmäßig in den Geleitsregistern Nürnbergs zur Frankfurter Messe genannt. Er starb am 7. März 1538, danach „Wolf Seldner“ Firmenbezeichnung. Über die Geleitsgelder STAN: Nbg. Stadtrechnungsbelege (Rep. 54 a I), Nr. 800 bis Rep. a II, Nr. 54. Todesdaten: Martin S. f. 57 und Wolf S. f. 58' J. H. Msc. hist. 62 (2°), Staatsbibliothek Bamberg.

⁷⁵ Pölnitz: Jakob Fugger II, 576. — Ders.: Anton Fugger I, 392, Anm. 16; 399, Anm. 33 und 413, Anm. 101.

⁷⁶ Ratkoš, Peter: Dokumenty k bányickému povstaniu na Slovensku [Dokumente über den Aufstand der Bergleute in der Slowakei] (1525—1526). Preßburg 1957, S. 302—305, Nr. 8: Ausweis des Kupfer- und Kupferproduktenverkaufs beim Kupferhandel in Neusohl vom September 1525 bis April 1526, angefertigt von dem Kammergrafen Bernhard Behaim. Im Register von Ratkoš weitere Hinweise auf Wolf Seldner. Dieser war auch ein bedeutender Händler mit steyrischem Stahl, denn am 5. August 1535 beschwerte er sich mit Stephan Geiger und Paulus Lengenfelder aus Nürnberg beim Herzog von Niederbayern über die Erhöhung des Wasserzolls für Klobenstahl in Vilshofen (STAN: A — Laden: S I L 47, Nr. 21).

nicht nur als Mitglied einer angesehenen Nürnberger Kaufmannsfamilie, sondern auch durch die Ehe mit Walburg Seldner. Diese erbte wie ihre beiden Schwestern nach dem Tode ihres Vaters Martin Seldner (1535) über 5000 Gulden. Als ihr Bruder Sigmund im Dezember 1541 im Alter von nur 26 Jahren „auswendig“ von Nürnberg starb, erbte sie sicher wieder einige tausend Gulden, denn ihr Bruder vermachte Angehörigen in Memmingen und Isny („Eysnach“) 4987 Gulden und etlichen seinen Dienern (Angestellten) in Passau und Wien die beachtlich hohe Summe von 1050 Gulden, demnach gingen insgesamt 6037 Gulden von Nürnberg nach auswärts, für die 499 fl. rh. an Nachsteuer entrichtet werden mußten⁷⁷. Aus diesen Angaben kann man sich ein Bild machen, wie hoch die Vermächtnisse Sigmunds für seine Nürnberger Verwandten, besonders seine zwei Schwestern, gewesen sind.

Mit Hans Stäber begannen die Gewaltträger der Gewerkschaften von Idria vom Jahre 1534 an Verbindung aufzunehmen. Die Genehmigung dazu erteilte König Ferdinand am 2. Juli 1534⁷⁸. Am Sankt Georgentag (23. April) 1535 kam es in Villach zwischen beiden Parteien zu Verhandlungen⁷⁹. Dabei stellte es sich heraus, daß Stäber bereits 24 Meiler (= 144 Nürnberger Zentner) Quecksilber nach Venedig gebracht hatte, was beweist, daß die im Jahre 1526 festgesetzte Sperre der Ostalpenpässe nicht mehr streng gehandhabt wurde. Mündlich wurde in Villach vereinbart, daß Stäber dem venezianischen Kaufmann Nicola Venier sein Quecksilber zum Mindestpreise von 150 Dukaten für den Meiler und den Zinnober zum Mindestpreise von 180 Dukaten anbieten sollte, das waren höchstwahrscheinlich die Preise, welche die Gewerke von Idria mit Venier in ihrem Vertrag vom 29. Juli 1533 vereinbart

⁷⁷ STAN: Nbg. Stadtrechnungen Nr. 183, f. 6': Hans Kellner von Memmingen zahlte am 19. XII. 1536 470 Gulden Nachsteuer für 5104 Gulden, die seine Frau Ursula von ihrem Vater Martin Seldner geerbt hatte. Alle fünf Kinder Martin Seldners, Ursula, Anna, Walburg, Wolfgang und Sigmund, erbten demnach über 25 000 Gulden, ein stattliches Vermögen. Sigmund, der Sohn Martin Seldners, nach einer bisher fälschlicherweise Dr. Georg Sigmund Seld zugeschriebenen Medaille (Habich, Georg: Die deutschen Schaumünzen des XVI. Jahrh. Bd. 1, 2. Hälfte. München 1931, Nr. 1188), war im Jahre 1540 25 Jahre alt, also wurde er im Jahre 1515 geboren. Er starb schon im Dezember 1541, erst 26 Jahre alt (Totengeläutbuch 1517—1572. Bibliothek des Germ. N. Museums Hs. 6277, f. 70': „Sigmund Seldner, Merthe Seldners son, jung gesell, auswendig verschiden“ (von Lucie 1541 bis Reminiscere 1542). Welche Sterbeorte in Betracht kommen könnten, geht vielleicht daraus hervor, daß er etlichen seiner Diener 1000 Gulden und armen leuten 50 Gulden „gen Wien und Passau“ vermachte, demnach hatte er in diesen beiden Donaustädten Niederlassungen, die seiner Jugend wegen auf seinen Vater und Oheim zurückgehen dürften. Seine Verwandten in Memmingen (die Schwester Ursula, die Frau Hans Kellners) und Isny („Eysnach“) erbten von ihm 4987 Gulden. Aus Isny stammte die Frau und Witwe Wolf Seldners, Anna, geb. Erlinger. (Siehe Kammerer, Immanuel / Miller, Max: Regesten und Urkunden des Spitalarchivs Isny (1331—1792). Karlsruhe 1960, Nr. 1016 (1554, Juni 20). (Inventare der nichtstaatlichen Archive in Baden-Württemberg 7).

⁷⁸ Strieder 312.

⁷⁹ Ebenda 312.

hatten⁸⁰. Wenn Venier von Stäber nichts abnehmen sollte, was tatsächlich eintraf, sollten trotzdem die vereinbarten Mindestpreise aufrechterhalten werden. König Ferdinand werde gebeten werden, die Sperre der Pässe in seinen Erblanden für böhmisches Quecksilber aufzuheben. Sollte es aber zu keiner Einigung über diese Fragen mit Stäber kommen, wäre wieder der alte Zustand herzustellen, nach dem böhmisches Quecksilber und böhmischer Zinnober als Kontraband (Schmuggelgut) anzusehen wären. In einem Bericht der idrianischen Gewerken an König Ferdinand werden diese Dinge erwähnt⁸¹. Weiter findet sich ein Hinweis auf die spanische Konkurrenz. Der König möge auf seinen kaiserlichen Bruder einwirken, damit Mittel und Wege gefunden werden möchten, „damit das Hispanisch quecksilber und zinnober hinfuran nit mer gen Venedig gefurt werde“. Daraus ist wiederum klar zu ersehen, daß es in der damaligen Welt nur drei Quecksilberbergwerke gab, deren Produktion auf dem Weltmarkt Bedeutung hatte.

Will man eine Rangordnung dieser drei Bergwerke nach der Höhe der Jahresproduktion aufstellen, so ist das fast unmöglich, denn es stehen uns dafür für die Zeit, die wir betrachten, keine präzisen Zahlen zur Verfügung. Hilfestellung leisten uns in dieser Hinsicht die in den Quecksilberkaufverträgen für jeweils ein Jahr vereinbarten Mengen, die abgenommen werden sollten. Wenn Hans Stäber in den drei Jahren um 1534 jeweils 300 Nürnberger Zentner Quecksilber und Zinnober in einem Jahre den Gewerken von Oberschönbach abnehmen mußte⁸², so kann daraus der Schluß gezogen werden, daß die Jahresproduktion dieses Bergwerks ungefähr dieser Menge entsprach; das waren umgerechnet 270 Wiener Zentner. Über die mögliche Höhe der Jahresproduktion des Bergwerks Idria gibt der Vertrag Hans Paumgartners mit König Ferdinand und den Gewerken von Idria vom 1. August 1539 Auskunft⁸³. Darnach war vorgesehen, daß vom 1. Januar 1540 ab für die folgenden fünf Jahre 2889 Wiener Zentner Quecksilber und 833 $\frac{1}{3}$ Wiener Zentner Zinnober abzunehmen wären. Auf ein Jahr entfielen demnach durch-

⁸⁰ Strieder stützt sich in den Studien 310 nur auf den Entwurf des Vertrags, über den zwischen Venier und den Bevollmächtigten der Gewerken von Idria vom Jahre 1532 bis zum definitiven Vertragsabschluß am 29. Juli 1533 verhandelt wurde. Die Firma Venier machte ein sehr niedriges Angebot mit 12,5 Dukaten für den Zentner Quecksilber und 16 Dukaten für den Zentner Zinnober. Es muß wohl angenommen werden, daß bei den Verhandlungen der kleine venezianische Zentner die Gewichtseinheit war, da nach ihm in Venedig das Gewicht des Quecksilbers bestimmt wurde. Ein kleiner venez. Zentner kam gleich 59 Nbg. Pfund, (S. Müller: Welthandelsbräuche 185), da ein venez. Meiler gleich sechs Nbg. Zentnern war (Beil. 1), so bot Nicola Venier im Jahre 1532 für den Meiler Quecksilber nur 126 Dukaten und für den Meiler Zinnober nur 162 Dukaten, schließlich scheinen sich die Gewerken von Idria und die venezianische Firma auf 150 Duk. für den Meiler Quecksilber und 180 Duk. für den Meiler Zinnober geeinigt zu haben, da diese Preise als Mindestpreise für Hans Stäber bei Verkaufsverhandlungen in Venedig als Maßstab dienen sollten.

⁸¹ S. Anm. 63.

⁸² Ebenda 306'.

⁸³ Strieder 464.

schnittlich 578 W. Zentner Quecksilber und 167 W. Zentner Zinnober, das waren insgesamt 744 W. Zentner Quecksilber und Zinnober. Die Jahresproduktion von Oberschönbach betrug demnach nur 36% derjenigen von Idria. Für das Quecksilberbergwerk Almaden in Spanien haben Konrad Häbler und ihm folgend Jakob Strieder die Auffassung vertreten, daß hier zwischen dem 1. 1. 1547 und dem 31. 12. 1551 jährlich 650 Zentner Quecksilber und Zinnober sowie 90 Zentner Sublimat (Quecksilberchlorid) produziert wurden. Die Errechnung dieser erstaunlich niedrigen Werte geht aber auf falsche Voraussetzungen zurück, wie ich eingehend darlegen kann⁸⁴. Nach

⁸⁴ Häbler 102 hat die Jahresausbeute des Quecksilberbergwerks Almaden mit 650 Zentnern Quecksilber und Zinnober und mit 90 Zentnern Sublimat berechnet. Strieder 308 hat diese Angaben übernommen. Sie beruhen aber auf falschen Voraussetzungen. Die Fugger verkauften nach Häbler (102) in der Pachtperiode 1547—1550 an Quecksilber (Qu.) und Zinnober (Zi.) 3761 Zentner (Ztr.) 27 1/2 Pfund und an Sublimat (Subl.) 652 Ztr. 98 1/2 Pfd. Am Ende dieses Zeitraums, nach dem verheerenden Brand dieses Bergwerks im Jahre 1550 (das genaue Datum dieses Ereignisses konnte Häbler wahrscheinlich nicht angeben), waren noch vorrätig 2549 Ztr. Qu., 691 Ztr. Zi. und 450 Ztr. Subl. Häbler beging nun den Fehler, daß er übersah, daß dieser Vorrat genau in der gleichen Höhe im Rechenschaftsbericht Johannis von Schülen, des Faktors der Fugger in Almaden, über die Zeit vom 1. Jan. 1547 bis 31. Dez. 1551 wiederkehrt, nur daß hier Qu. und Zi. zusammengezählt wurden, was 3240 Ztr. Qu. und Zi. ergibt. Dazu kommen noch die schon erwähnten 450 Ztr. Subl. Vorrat. Ohne das Zahlenmaterial vom Jahre 1550 mit dem der Abrechnung von 1551 zu vergleichen, erklärte er, „daß die Summe von 3240 Centner Qu. und Zi. sowie 450 Centner Subl. die ganze Ausbeute dieses Zeitraums 1547—1551 darstellt“. Er dividierte daher die Menge der Gesamtausbeute nicht durch vier, wie es richtig gewesen wäre, sondern durch fünf, daher entfielen nach seiner Berechnung nur 650 Ztr. Qu. und Zi. und 90 Ztr. Subl. auf ein Jahr. Hätte er seine sogenannte „Gesamtausbeute“ durch vier dividiert, so wäre er zu einer Jahresausbeute von 805 Ztr. Qu. und Zi. und 112,5 Ztr. Subl. gekommen. Daß sich der Vorrat des Jahres 1550 von dem in der Abrechnung Schülers 1551 nicht unterschied, beweist nach meiner Auffassung, daß nach dem großen Brand des Jahres 1550 in Almaden eine Zeitlang kein Qu. mehr produziert wurde. Wüßten wir den genauen Zeitpunkt des Brandes des Bergwerks, so könnten wir die mutmaßliche Jahresproduktion von Almaden noch besser bestimmen. An Qu. und Zi. standen im Zeitraum 1547 bis 1550 an altem Vorrat und von der neuen Erzeugung insgesamt 7001 Ztr. und an Subl. 1103 Ztr. zur Verfügung. Nimmt man an, daß nur die Hälfte dieser Summen auf den alten Vorrat des Jahres 1547 und die anderen 50% auf die Produktion des Zeitraums 1547—1550 entfallen sein könnten, so ergibt das eine mutmaßliche Jahresproduktion von 875 Ztr. Qu. und Zi. und 137 Ztr. Subl., insgesamt 1012 Ztr. Was für Zentner darunter zu verstehen sind, kann ich nicht klar beantworten. Nehmen wir an, daß es sich um spanische Quintal handelt, von denen einer 0,821 Wiener Zentnern entsprach, so kämen 1000 der von Häbler nicht definierten Zentner auf 821 Wiener Zentner. Sollte es sich bei diesen Gewichtseinheiten um Augsburger Zentner handeln, so ergäben 1000 Zentner 875 Wiener Zentner. Bei der Wiederaufnahme der Pacht der Almadener Quecksilbergruben durch die Fugger im Jahre 1563 für zehn Jahre wurde vertraglich festgelegt, daß in einem Jahre mindestens 1000 Zentner Quecksilber an die spanische Krone, der allein das Bezugsrecht zustand, geliefert werden sollten. In der Zeit der Hochkonjunktur, die damals auf dem Quecksilbermarkt herrschte, sollte diese Menge bis auf

meinen sorgfältig erwogenen Schätzungen ist für die Zeit von 1547 bis 1550 in Almaden mit einer Jahresproduktion von mindestens 1000 Quintal (= 821 Wiener Zentner) oder 1000 Augsburger Zentnern (875 Wiener Zentner) zu rechnen. Die Rangordnung der oben genannten drei Quecksilberbergwerke sieht daher — mit allen Vorbehalten — in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts so aus: Almaden ca. 821 (875) Wiener Zentner, Idria 744 Wiener Zentner und Oberschönbach 270 Wiener Zentner.

Von den Gewerken des Oberschönbacher Quecksilberreviers

Im Jahre 1563 gab es im Oberschönbacher Quecksilberrevier folgende sechs Gewerkschaften: 1. Auf unser lieben Frauen Verkündung, 2. Auf den heiligen drei Königen, 3. Auf der Hilf Gottes, 4. Auf Graf Albrecht Schlickens Lehen, 5. Auf den Gendorfer, 6. Auf der Pernhaut. Abgesehen von der letztgenannten Zeche, die auf dem Gewerkenverzeichnis der Schönbacher Gruben aus dem Jahre 1563 als neu bezeichnet wird, waren die andern fünf älteren Ursprungs⁸⁵. Th. Gustav Werner hat darauf hingewiesen, daß die Fundgrube unser lieben Frauen Verkündung von allen Zechen in Oberschönbach in der Zeit von 1558—1563 50% der gesamten Produktion erbrachte. Genau die Hälfte aller Kuxe dieser Grube befanden sich „in den Händen von vier Nürnberger Kaufleuten, die übrigen im Besitz von hohen auswärtigen Bergbeamten, kaiserlichen Räten und Adligen“ (Th. G. Werner)⁸⁶. Von dieser wichtigen Fundgrube sind allein bis jetzt aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Namen von Gewerken bekannt, über die im folgenden ein Überblick gegeben werden soll.

Einer der ersten Gewerken, wenn nicht der erste überhaupt, war Niklas Wickel oder Drahtzieher. Trotz dieses Beinamens bin ich der Ansicht, daß Wickel niemals diesen Beruf wie etwa seine Vorfahren ausgeübt hat, denn es läßt sich kein Beweis dafür erbringen. Schon von Haus aus war er wohlhabend. Als er volljährig geworden war, trat ihm seine Mutter Ursula sein väterliches Erbe, zu dem ein Haus unter der Vesten, eine Ewiggeldrente des Nürnberger Losungsamtes von 100 Gulden, die für 2500 Gulden erworben wurde, ein Gatterzins für sechs Gulden (im Wert von rund 120 Gulden) und zwei Fuder Weingult von Sommershausen und Sulzfeld bei Würzburg

1500 Zentner gesteigert werden (Häbler 142 und Strieder 321 f.). Aus diesem Grunde erscheint es mir gerechtfertigt, für Almaden eine Jahresproduktion von ca. 1000 Zentnern, ob Quintal oder Augsburger Zentner bleibe dahingestellt, anzunehmen.

⁸⁵ Mädlar, Karl: Geschichte der Geigenmacherstadt Schönbach. Der Egerländer 7 (1956) 128. — Ders. (anonym): Das Schönbacher Quecksilberbergwerk. Egerer Zeitung 16 (1965) 8 f. und 23 f. Hier bringt der Verfasser ein Verzeichnis der Kuxeninhaber des Jahres 1563. Die Gewerkschaft Hilf Gottes ist vergessen worden.

⁸⁶ Das fremde Kapital im Annaberger Bergbau und Metallhandel des 16. Jahrhunderts. Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde 58 (1938) 185.

gehörten, am 24. Januar 1484 ab⁸⁷. Als Kaufmann handelte er mit verschiedenen Waren, so mit Reis, Leinwand und mit Silber, für das ihm z. B. Konrad Barchenter, ein Nürnberger Bürger, im Jahre 1512 die stattliche Summe von 2377 Gulden schuldete⁸⁸. Reine Spekulationsgeschäfte waren ohne Zweifel der Bau von zwei Miethäusern im Werte von 1800 Gulden in der nach ihrer Gründung im Jahre 1516 rasch aufblühenden Bergstadt St. Joachimsthal und die Erwerbung von Kuxen in derselben Stadt, in Schlaggenwald und in Oberschönbach⁸⁹. Als er am 31. Dezember 1523 gestorben⁹⁰ und unter dem in seinem Auftrag von dem Meister Veit Stoß geschaffenen Kruzifixus in der Sebalduskirche zu Nürnberg⁹¹ bestattet worden war, erbte sein von drei Söhnen noch allein am Leben gebliebener Sohn Lienhard seine 69½ Kuxe vom Quecksilberbergwerk Oberschönbach⁹². Er dürfte damit der größte Gewerke dieses jungen Montanunternehmens gewesen sein.

Später erwarb Hans Tegler, dessen kaufmännische Tätigkeit schon gewürdigt wurde, eine Reihe von Kuxen, von denen er am 21. Juli 1535 32 Bergteile an seine Gläubiger und Verwandten Hans und Sebastian Ayrrer und die Erben Stephan I. Prauns abtrat⁹³. Weiter werden in einem Schuldbrief vom 19. Juli 1537 folgende Gewerken erwähnt:

⁸⁷ Übergabbrief über das Erbe Niklas I. Wickels an Niklas II. Wickel, beide auch Drahtzieher genannt (STAN, Ratschlagbuch 14, f. 40 vom 24. Jan. 1484). Der Vater starb vor dem 15. März 1467, denn an diesem Tag wurde er bestattet. (STAN: Totenbuch Nbg. 1 (1454—1517), f. 17 (1467): „Am suntag Judica leutt man dem Niclas Trotzieher unter der vesten.“ Das Haus unter der Veste erbte Niklas II. Wickel oder Drahtzieher, wie der Übergabbrief zeigt. Das in diesem erwähnte Ewiggeld von hundert Gulden wurde wahrscheinlich schon zur Zeit vor der Ausstellung des Übergabbriefs (24. 1. 1484) beim Nürnberger Lösungsamt angemeldet, jedoch erst am 28. Februar 1485 unter Nr. 966 in das Ewiggeldbuch der Reichsstadt eingetragen (STAN: Lösungsbände Nr. 69, f. 198). Vorher war es zwischen Niklas II. Wickel, genannt Trattzieher, und seinem Stiefvater Jobst Üppig zu einer Irrung gekommen, die wahrscheinlich mit der Übergabe des väterlichen Erbes an N. II. Wickel durch seine Mutter zusammenhing (l. cons. D, f. 46', 4. Aug. 1484).

⁸⁸ L. cons. 1, f. 170' (8. VI. 1512): Hans Kappendantzer schuldet Niclas Wickel für Reis 19 fl 16 β. — L. cons. U, f. 137' (27. IX. 1508): Hans Schilling schuldet N. Wickel für Leinwand 32 Gulden. — L. cons. 2, f. 21—24 (24. IV. 1512): Konrad Barchenter schuldet Wickel für Silber 2377 Gulden.

⁸⁹ L. cons. 19, f. 19 (4. Okt. 1523). — Sturm, Heribert: Abriß der geschichtlichen Entwicklung von Stadt und Bezirk St. Joachimsthal. St. Joachimsthal 1932, S. 10.

⁹⁰ S. Anm. 11.

⁹¹ Hoffmann, Friedrich Wilh.: Die Sebalduskirche in Nürnberg. Wien 1912, S. 134.

⁹² Test.B., S. 136 e. Die beiden früh verstorbenen Brüder Lienhard Wickels, Johannes und Erhard, ließen sich im Som.Sem. 1500 an der Univ. Leipzig immatrikulieren und erwarben gleichzeitig das Bakkalaureat am 11. IX. 1503, am 11. V. 1509 ließ sich Johannes W. und am 7. XI. 1510 Erhard Wickel an der Univ. Ingolstadt immatrikulieren; Erhard W. studierte in den Jahren 1513 und 1514 an der Univ. Orleans. Erler, Georg: Die Matrikel der Univ. Leipzig. Bd. 1. Leipzig 1895, S. 434 a; Bd. 2. Leipzig 1897, S. 396 a. — Pölnitz, Götz Frh. v.: Die Matrikel der Ludwig-Maximilians-Univ. Ingolstadt - Landshut - München. Bd. 1. München 1937, Sp. 331 und 340. — Album Studiosorum Aurelianensium: Natio Germanica. Berlin 1899, S. 9 (Fotokopie in der Stadtbibliothek Nürnberg).

⁹³ L. cons. 40, f. 7' (21. VII. 1535): 1. Hans Ayrrer bekennt, daß ihm Hans Tegler der

Heinrich von Könritz, Hauptmann zu St. Joachimsthal, Endres Kirmair, Hans Tegler, Jorg Kramer und Hans Lochinger⁹⁴.

Von den bisher genannten Gewerken wissen wir über die Anzahl der in ihrem Besitz vorhandenen Kuxe (= K.) in den Jahren 1535 und 1537 folgendes: 1535: Hans Ayrer 13 K., Sebastian Ayrer 9 K., Stephan Prauns Erben 10 K.; 1537: Endres Kirmair 6 K., Hans Lochinger 5 K., Heinrich von Könritz ?, Jorg Kramer ?, Hans Tegler ?.

Zur gleichen Zeit war wohl schon Hans Staiber, der den Oberschönbacher Quecksilberkauf besaß, hier Gewerke, jedenfalls wird er im Jahre 1555 als solcher bezeichnet⁹⁵.

Nur über die Gewerkschaft zu unser lieben Frauen Verkündung kann nach den wenigen über den Bergbau von Oberschönbach vorhandenen Quellen etwas ausgesagt werden. Sie umfaßte 128 Bergteile oder Kuxe. Die in den Jahren 1535 und 1537 erwähnten Eigentümer der 43 Kuxe waren durchwegs Nürnberger Bürger. Obgleich die Anzahl der Kuxe der übrigen Nürnberger Gewerken Jorg Kramer, Hans Tegler und Hans Staiber nicht bekannt ist, darf doch mit großer Wahrscheinlichkeit vermutet werden, daß die Nürnberger insgesamt mindestens die Hälfte aller Kuxe dieses Bergwerks besaßen. Im Jahre 1563 waren bei derselben Fundgrube die Verhältnisse ähnlich wie im Zeitraum von 1535 bis 1537, wie schon oben bemerkt wurde. Die aktiven Kräfte dieses Montanunternehmens waren wohl immer die Nürnberger Fernhandelsleute.

Das zeigt die Gestalt Hans Teglers. Im Jahre 1531 wird die „Zech“ in

Ältere für 1000 Gulden rh. in Gold und 900 Gulden in Münz, die er ihm schuldig war, 13 Kuxe im Bergwerk des Quecksilbers, „genannt auf unser lieben frauen verkündung auf der alten fundgruben zum Ober-Schonpach“ abgetreten und noch 115 Gulden rh. grober Münz gezahlt hat, worüber Hans Ayrer quittiert. 2. Sebastian Ayrer bekennt, daß ihm Hans Tegler d. Ä. für 1500 fl. rh. an grober Münz, die er ihm schuldig war, neun Kuxe des genannten Bergwerks abgetreten und noch 86 fl. 5 ß grober Münz gezahlt hat. 3. Hans Braun bekennt für sich und als Gewalthaber seiner Brüder Niklaus und Stephan (II) und anstatt Gilg Ayrer von wegen dessen Hausfrau Anna, Hans Stroluntz anstatt Katherina, seiner Ehwirtin, dann Heinrich Wale oder Walh und Bartholomes Ayrer als Vormund von Anna und Helena Praun, alle Geschwister, als des weiland Stephan Praun († 24. VII. 1532, nach Will, Tab. V) Kinder und Erben, daß ihr Vater Hans Tegler 1500 Gulden in Gold geliehen hat, wofür sie zehn Kuxe und 94 fl. rh. 17 1/2 ß Bargeld erhalten hätten. Nach diesen Angaben läßt sich der Wert eines Kuxes leider nicht genau berechnen, weil die Höhe der aufgelaufenen Zinsen nicht bekannt ist. Schätzungsweise war ein Kux dieser Gewerkschaft ungefähr 140—150 fl. rh. wert.

⁹⁴ L. cons. 51, f. 61 (29. XI. 1541): Am 19. VII. 1537 gab der Nürnberger Bürger Hans Ayrer d. Ä. den Gewerken „in unser frauen verkündung fundgruben, zu Oberschonpach gelegen“, zu denen die im Text genannten Personen gehörten, ein Darlehen von 800 Gulden grober Münz (wahrscheinlich für Zubußen). Am 29. XI. 1541 (s. oben!) quittiert H. Ayrer Endres Kirmair über den Empfang von 37 1/2 fl. rh. für seine sechs Kuxe und Hans Lochinger 31 1/4 fl. rh. für dessen fünf Kuxe. Für einen Kux mußte daher jeder Gewerke 6 1/4 fl. rh. zahlen.

⁹⁵ Freundl. Mitteilung von H. Th. G. Werner, München.

Oberschönbach als sein Bergwerk bezeichnet, was wohl bedeuten könnte, daß er hier für die übrigen Gewerken die Verwaltung dieses Montanunternehmens innehatte. Um diese Zeit besaß er sehr wahrscheinlich ein ganzes Paket von Kuxen, denn im Jahre 1535 konnte er, wie oben erwähnt wurde, 32 Kuxe für Schulden an seine Gläubiger abtreten und behielt trotzdem noch einige bis zu seinem Tode im Jahre 1540⁹⁶.

Hans und Sebastian Ayrer verdankten nur dem Umstand, daß sie ihrem Verwandten Hans Tegler Geld vorgestreckt hatten, für das dessen Kuxbesitz wahrscheinlich verpfändet war, ihre Bergteile. Die beiden Ayrer gehörten einer angesehenen Nürnberger Bürgerfamilie an. Seit dem 27.1.1519 war Sebastian mit Ursula, einer Tochter Hans Teglers aus dessen erster Ehe mit Margarete Praun, verheiratet⁹⁷. Diese war die Schwester von Stephan I. Praun († 24. VII. 1532), der Hans Tegler ein Darlehen gegeben hatte, wofür seine Erben im Jahre 1535 Kuxe von Oberschönbach erhielten⁹⁸. Zehn Jahre später waren diese noch am Bergwerk beteiligt, denn im Sommer 1545 wurde der Egerer Fuhrmann Hans Schmid bei Grafenwöhr von etlichen Fußgängern überfallen und ausgeraubt, wobei den Räubern 160 Taler in die Hände fielen, die Niklas Praun, dessen Brüdern [Hans und Stephan II.] und deren mitverwandten Gewerken des Bergwerks in Schönbach gehörten⁹⁹. Diese hatten das Geld dem Fuhrmann „aufgeben“, so daß nicht klar ist, ob es von Nürnberg nach Oberschönbach geschickt wurde oder den umgekehrten Weg nahm.

Ein ausgesprochener Kuxspekulant unter den Gewerken von Oberschönbach dürfte der aus Augsburg stammende Nürnberger Kaufmann Endres Kirmair gewesen sein¹⁰⁰, denn im Testament seiner Tochter Magdalena, die

⁹⁶ Hans Tegler, der am 19. Juli 1540 starb (J. H. Msc. hist. 62, f. 56', Genanntenz.,) wird noch in l. cons. 51, f. 61 genannt (s. Anm. 94), obgleich er schon tot war; diese Nennung ist wahrscheinlich auf den Schuldbrief vom Jahre 1537 zurückzuführen.

⁹⁷ Kroker, Ernst: Der Stammbaum der Familie Ayrer. MVGN 14 (1901) 158—204; S. 170: Die Frau Sebastian Ayrsers, Ursula, geb. 1501, † 1532 — Hans Ayrer, geb. 1470, † 1545.

⁹⁸ Will: Geschlechtsregister 5, Tab. II.

⁹⁹ BB 134, f. 144 (12. VIII. 1545), f. 144' (13. VIII. 1545) und f. 180 (9. IX. 1545), RV 986, f. 20 (11. VIII.), f. 21' (12. VIII.), f. 33 (20. VIII.), f. 40 (22. VIII.), RV 987, f. 23 (9. IX.), f. 27' (12. IX.), f. 38' (19. IX.), RV 988, f. 12 (29. IX.). Alles i. J. 1545.

¹⁰⁰ Vgl. Aubin, Gustav / Kunze, Arno: Leinenerzeugung und Leinenabsatz im östlichen Mitteldeutschland. Stuttgart 1940, S. 66 f., 154, 292, 300. — Kunze, Arno: Die Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktionsverhältnisse in Chemnitz in der 1. Hälfte des 16. Jh. In: Das Wirtschaftsleben in Chemnitz zur Zeit des Dr. Georg Agricola. Chemnitz 1945, S. 43 (Beiträge zur Heimatgeschichte von Karl Marx-Stadt 4). Endres Kirmair war Genannter des Größeren Rats der Stadt Nürnberg vom Jahre 1521 bis 1543 (nicht 1553, wie Roth 63 angibt). E. Kirmair starb im Okt. 1543 (Totengeläutbuch 1517—1572, Germ. N. Mus. Hs. 6277, f. 77' und J. H. Msc. hist. 62, Staatsbibl. Bamberg, f. 58' (Genanntenz.)). Vgl. auch Fischer, Gerhard: Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte (1470—1650). Leipzig 1929, S. 23, 59, 83). Im Steuerbuch des Jahres 1518, Stadtarchiv Augsburg, fol. 47c ist eingetragen, daß Cunrat Kirchmair am 7. Juni 1519 für seinen Vettern Endris Kirchmair 800 fl. mit dreimal 12 Gulden

mit dem aus Posen stammenden Nürnberger Bürger Christoph Lindner vermählt war, werden Bergteile von Schlaggenwald, St. Joachimsthal, Schneeberg, Marienberg und Annaberg aufgezählt, die nur auf ihren Vater zurückgehen können¹⁰¹. Endres Kirmair hatte sich mit seinem Augsburger Vetter Konrad Kirmair oder Kirchmair zu einer Handelsgesellschaft zusammengeschlossen¹⁰².

Beide waren Garn- und Leinwandhändler, die in und um Chemnitz durch ihre Faktoren Leinwand aufkauften und wahrscheinlich auch als Verleger auftraten¹⁰³. Endres Kirmair, der im Oktober 1543 starb, hinterließ seinem Sohn und seinen vier Töchtern ein Vermögen von mindestens 5000 bis 6000 Gulden. Das gesellschaftliche Ansehen, das die Familie Kirmair in Nürnberg genoß, ist aus der Wahl der Ehepartner der vier Töchter Endres Kirmairs zu ersehen: Anna heiratete Sebald Stauber am 27. 2. 1544, Magdalena den aus einer Posener Patrizierfamilie stammenden Nürnberger Bürger Christoph Lindner am 24. 11. 1544; die beiden andern Töchter schlossen die Ehe mit Egerer Patriziern: Brigitta nahm Clement Prunner zum Mann (30. 10. 1548) und Clara (am 6. August 1554) Erhard Juncker¹⁰⁴.

Unter den Gewerken von Oberschönbach tritt uns noch Jorg Kramer als bedeutender Nürnberger Fernhändler entgegen. Er handelte mit verschie-

vernachsteuert hat. Demnach hat Endres K. um diese Zeit sein Bürgerrecht in Augsburg aufgesagt und das von Nürnberg erworben. Da im pergamentenen Bürgerbuch von Nürnberg (Amts- und Standbuch 299, STAN) leider ziemlich viele Blätter fehlen, ist es nicht möglich, den genauen Zeitpunkt der Einbürgerung dieses Augsburgers festzustellen. Im RV 629, f. 12' (2. Nov. 1518) findet sich ein Eintrag, aus dem zu ersehen ist, daß der Nürnberger Rat Endres Kirchmayr gestattete, zu seiner Hochzeit mit Veyten Hellers Tochter [Brigitta] statt eines anderen Gerichts ein Fischessen zu geben. Nach einer Satzung des Nürnberger Rates aus dem Ende des 15. Jahrhunderts mußte ein „Gast“ (ein Auswärtiger), der eine Bürgertochter von Nürnberg heiratete, nach Ausgang des ersten Vierteljahres danach, in den nächsten vierzehn Tagen das Bürgerrecht erwerben oder von hinnen ziehen (Jegel, August: Altnürnberger Hochzeitsbrauch und Eherecht. MVGN 44 (1945) 243).

¹⁰¹ Test.B., S. 183 c.

¹⁰² L. cons. 8, f. 184 (27. IV. 1517): Endres Kirchmair hat eine Forderung von 7 fl. an Jobst Kopp, jedoch wurde diese Summe kompensiert durch eine Forderung Kopps gegenüber Konrad Kirchmair. Kunze: Die Entwicklung 43 erwähnt, daß E. und K. Kirmair im Jahre 1524 in Chemnitz eine Forderung gemeinsam eintraben.

¹⁰³ S. Anm. 100.

¹⁰⁴ Brigitta, die Tochter Endres Kirmairs, die Clement Prunner von Eger geheiratet hat, mußte 1091 Gulden, davon 756 Gulden Bargeld, an Silber, Hausrat und Kleidern mit 80 fl. rh. vernachsteuern (STAN: Nbg. Stadtrechnungen, Nr. 183, f. 355' (10. IV. 1549)) und l. cons. 65, f. 59 (9. IV. 1549). Von dieser Nachsteuer von 1091 fl. darf man wohl auf das Vermögen der Kinder E. Kirmairs schließen. Die Heiratsdaten der Töchter E. Kirmairs entnahm ich dem im Landeskirchlichen Archiv von Nürnberg vorhandenen Ehebuch S. 21, f. 31 (Magd.), f. 200 (Anna), f. 33' (Brig.) und f. 47 (Clara). Der einzige Sohn E. Kirmairs namens Hans wurde am 14. Feb. 1551 bestattet. Vgl. dazu Marx, Rudolf: Egerer Kaufleute und die Junckher in Nürnberg im 16. Jh. Genealogie (1964) 122. Hier ein Druckfehler: Erhard Juncker ∞ Clara Kirmair nicht 1544, sondern 1554.

denen Waren, so lieferte er dem Lindauer Bürger Jakob Pinöl im Stichhandel Bücklinge, Federn, Tuch und Blei und bezog dafür die erhebliche Menge von 200 Zentnern Lorbeerblättern und 52 Stück Stamet, ein Feintuch. Daß Jorg Kramer weiter die Nordsüdstraße von Nürnberg über Lindau nach Mailand und Norditalien benützte, ist daraus zu ersehen, daß der oben genannte Lindauer Bürger im Jahre 1538 Waren Kramers wegen einer unbezahlten Schuld arrestieren ließ¹⁰⁵. Dieser muß ein stattliches Vermögen besessen haben, denn im Jahre 1541 schuldete er seinen beiden Schwestern an deren väterlichem und mütterlichem Erbe noch 7000 Gulden, für die er ihnen eine Schuldverschreibung des Antwerpener Kaufmanns Caspar Kropff über 6000 Gulden in grober Münze überließ, was beweist, daß er auch mit diesem wichtigen Handelsplatz Beziehungen aufrechterhielt¹⁰⁶.

Unsere Übersicht über die Nürnberger Kaufleute, die am Quecksilberbergbau von Oberschönbach beteiligt waren, läßt erkennen, daß es diesen Geschäftsleuten bei der Erwerbung von Kuxen nur um eine gewinnversprechende Kapitalanlage ging, denn den Vertrieb des Metalls überließen sie dem Inhaber des Quecksilberkaufs, der damit die wichtigsten Metallhandelsplätze Europas, nämlich Nürnberg, Antwerpen, Lyon und Venedig belieferte.

An der Kuxspekulation waren auch zwei Beamte beteiligt: der Hauptmann von St. Joachimsthal, Heinrich von Könritz¹⁰⁷, und Hans Lochinger, ein Nürnberger Bürger, der Reichspfennigmeister bis zu seinem Tode am 18. Februar 1551 gewesen ist¹⁰⁸. Beide konnten als Fürsprecher bei dem böhmischen König und beim Kaiser der Gewerkschaft von Oberschönbach gute Dienste leisten. Als z. B. Hans Lochinger am Ende des Jahres 1545 das Bürgerrecht der Stadt Nürnberg aufgeben wollte, wurde ihm das nur für ein Jahr bewilligt „wegen der sorglichen und geuerlichen leuft“¹⁰⁹, wir befinden uns in der Zeit unmittelbar vor dem Schmalkaldischen Krieg, er sollte auch weiter die Bürgerpflichten (Steuer!) erfüllen und mußte aus diesem Grunde auch keine Nachsteuer zahlen. Dieser geschätzte Mann konnte gleich nach seiner Übersiedlung nach Schwäbisch Hall, wo er sich um diese Zeit mit einer reichen Witve vermählte, seinem neuen Wohnort einen großen Dienst erweisen. Durch seine Fürsprache bei Kaiser Karl V., der sich im Sommer 1546 vorübergehend in Rothenburg ob der Tauber aufhielt, erreichte er, daß Schwäbisch Hall, das

¹⁰⁵ L. cons. 28, f. 17 (23. III.), f. 35 (5. V.) und f. 94 (11. IX. 1528) und l. cons. 44, f. 47' (7. VI. 1538).

¹⁰⁶ L. cons. 56, f. 125' (9. Jan. 1544).

¹⁰⁷ Heinr. v. Könritz, 1518—1545 Hauptmann der Berghauptmannschaft St. Joachimsthal. Vgl. Lorenz, Hans: Bilder aus Alt-Joachimsthal. St. Joachimsthal 1925, S. 238 und Register.

¹⁰⁸ Wunder, Gerd: Hans Lochinger, der Nbg. Der Haalquell. Blätter für Heimatkunde des Haller Landes 10 (1953) 65/66. — Schowingen, Karl von: Reichspfennigmeister unter Ferdinand I. Ruperto-Carola. Zeitschr. der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Univ. Heidelberg. 18. Jg. (Bd. 39), Juni 1966, S. 66 (Frdl. Hinweis von Dr. Gerh. Hirschmann).

¹⁰⁹ STAN: Amts- und Standbuch 308, f. 212 (2. XII. 1545) u. ebenda, f. 196 (31. III. 1546).

im Schmalkaldischen Kriege zur kaiserfeindlichen Partei gehört hatte, von jeglicher Strafe befreit wurde¹¹⁰. So einen einflußreichen Mann konnten die Gewerken von Oberschönbach gut brauchen.

Zusammenfassung

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat sich die Aufgabe gestellt, auf Grund neuer archivalischer Quellen und durch die kritische Überprüfung der schon benützten Archivalien ein eingehenderes Bild des Konkurrenzkampfes zwischen dem böhmischen (d. h. dem von Oberschönbach) und dem idrianischen Quecksilber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu zeichnen, als es von Strieder und Kern geschehen ist. Es zeigte sich dabei, daß in der Hauptsache kapitalkräftige Nürnberger Handelsunternehmer (in erster Linie Niklas Wickel und dessen Sohn Lienhard) in Zusammenarbeit mit den Grafen Schlick das Quecksilberbergwerk Oberschönbach um das Jahr 1520 ins Leben gerufen haben. Kaum war hier die Produktion angelaufen, übernahm Hans Tegler, der Nürnberger Faktor der idrianischen Handelsmonopolgesellschaft Hans Pflügel, Salzburg, und Wilhelm Neumann, Villach, von Lienhard Wickel auf Wunsch Hans Pflügels den Quecksilberkauf von Oberschönbach. Er verpflichtete sich dabei, wie anzunehmen ist, Venedig nicht mit Quecksilber und Zinnober zu beliefern (Gebietskartell), er dürfte aber auch ein Preiskartell abgeschlossen haben. Als die Augsburger Firma Höchstetter im Jahre 1525 das Quecksilberhandelsmonopol in Idria erwarb, schloß sie ebenfalls mit Hans Tegler ein Gebiets- und Preiskartell ab. Dieses hielt die Augsburger Firma nicht ein, deshalb beachtete auch Tegler nicht mehr das Verbot, Venedig mit Quecksilber und Zinnober zu beliefern. Daraufhin sperrte Erzherzog Ferdinand von Österreich auf Wunsch der Höchstetter die Pässe seiner Erbländer für die Durchfuhr des böhmischen Quecksilbers. Das brachte Hans Tegler und die Gewerken von Oberschönbach in große Schwierigkeiten. Als im Jahre 1527 den Höchstettern der Versuch, an Stelle der Fugger das Bergwerk von Almaden in Pacht zu übernehmen, mißlang, suchten sie vor Trinitatis 1528 als Nachfolger des verschuldeten Hans Tegler den Quecksilberkauf von Oberschönbach an sich zu bringen. Ob dieses Projekt des Augsburger Großhandelshauses zustande kam, ist unbekannt.

Im Jahre 1534 erscheint Hans Steber (Stauber), der Angehörige einer reichen Nürnberger Bürgerfamilie, als Inhaber des Quecksilberkaufs von Oberschönbach. Montaninteressen bestimmten die wirtschaftliche Tätigkeit seiner Verwandten (Schütz, Seldner etc.). Hans Steber schloß um das Jahr 1534 mit den Gewerken von Oberschönbach einen Quecksilberkauf auf drei Jahre ab, der ihn zur Abnahme von 300 Zentnern Quecksilber und Zinnober jährlich verpflichtete. Gegenüber dem Jahre 1526, in dem rund 200 Zentner produziert wurden¹¹¹, war das eine beachtliche Leistungssteigerung dieses Berg-

¹¹⁰ Wunder 66.

¹¹¹ Landesregierungarchiv Innsbruck: Geschäft von Hof 1526, f. 67.

werks. Im Jahre 1535 kam es zwischen Hans Stauber und den Bevollmächtigten der Gewerken von Idria in Villach zu Kartellverhandlungen. Ob es zu einem Vertragsabschluß kam, ist nicht bekannt.

Allein über die Gewerken der wichtigsten Fundgrube von Oberschönbach, der „Zu unser lieben Frauen Verkündung“, haben wir einige Nachrichten. Diese lassen erkennen, daß abgesehen von dem Nürnberger Bürger Hans Lochinger, der Reichspfennigmeister war, ungefähr die Hälfte dieser Montanunternehmer Großkaufleute der fränkischen Handelsmetropole waren. Von den Gewerken aus Böhmen ist nur der Hauptmann von St. Joachimsthal, Heinrich von Könritz, bekannt. Nach der Höhe der Produktion (rund ein Drittel von Idria) konnte sich das Quecksilberbergwerk von Oberschönbach nicht mit den Montanunternehmen Idria und Almaden messen; das „böhmische Quecksilber“ bedeutete aber in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine lästige, weil preisdrückende Konkurrenz für die anderen Quecksilberinteressenten, die beachtet werden mußte und auch beachtet wurde.

Am Ende der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts kam es zur vorübergehenden Stilllegung des Bergbaus in Oberschönbach. Die Gründe dafür und das Wiederaufleben des Quecksilberbergbaus im nordwestlichen Winkel Böhmens, vom Jahre 1558 ab, harren noch der Bearbeitung.

Beilagen

1.

Undatiertes Schreiben des Nürnberger Kaufmanns Hans Tegler an Dr. jur. Niklas Ribeyssen in Salzburg, in dem er diesem die Gründe und Ursachen auseinandersetzt, die ihn bewogen, Darlehen aufzunehmen. Als Grund wird der rücksichtslose Konkurrenzkampf der Höchstetter als Inhaber des Quecksilberhandelsmonopols von Idria gegen Tegler, der dieselbe Funktion in Oberschönbach innehat, angegeben.

Abschrift im Klaglibell Hans Tegler - Dr. Niklas Ribeyssen, fol. 22f. Bayer. Hauptstaatsarchiv München, Reichskammergerichts-Akten Nr. 18106. Das Schreiben entstand nach dem 27. Juli 1527 (Bewilligung einer Brennhütte in Nürnberg, RV Nr. 746, f. 10, Staatsarch. Nürnberg), Terminus ad quem: 13. Nov. 1527 (Schreiben Dr. N. Ribeyssens an H. Tegler im Klaglibell, f. 13).

Besonder hochgunstiger herr und schwager. Aus gutem freuntlichem vertrauen und nachdem ich mich lieb, freuntschaft und alles guten zu euch und meiner schwagerin, eur wird egemal, vorsehen bin, so zaig ich eur wird hiemit an grund und ursach, was mich betrangt, gelt zu verczinsen, anzu-nemen: Erstlich das ich etwo auf begern eurs vorfordern Hannsen Pflugels, meins schwagers seligen, alles quecksilber, so im neuen berckwerck Schompach gemacht, sollt ich vom Lienhart Wickel kaufen, damit solichs nit dem quecksilber in Ydria zu nachtail raichen wurd, dem ich volge tet. Und ich

pracht also solichs alhie, in Andtorff, auch zu Lion in guten wirdigen kauf, welichs dem Pflügel und Newman zu gutem nucz erschossen ist, got sey lob und eer. Nachfolgend traf ich weiter ain kauf mit bemeltem Wickel, der sich enden wirdet im achtundzwaintzigisten jar Trinitatis kunftig. Also hetten die Höchstetter auch iren ersten kauf in Ydria auch beschlossen, die mir dann zu versteen geben, ich sollte kain abfall nit machen, dergleichen wollten sy auch halten, aber irem zusagen sein sy nit nachkumen, sonder sy haben an yeder sort des quecksilber und zinober an yedem zentner drey gulden abfall gemacht hie in Nürnberg, auch in Anndtdorff und zu Lion und darczu vast lange zeit darczu geben, dardurch ich gedrunge wurd, etlich quecksilber und zinober auf Venedig gesandt[!], daselbst haben sy ain meyerler geben, das tut hie sechs Nurmberger zentner, für hundertundsechzig ducaten, also ward mir der meyerler daselbst verkauft für hundertfünfundsechzig ducaten und den zinober den meyerler für zweyhundertfünunddreissig ducaten, den gaben sy nit höher als umb zweyhundertundzwaintzig ducaten, dabey zu vermercken, das ich in [ihnen] kainen abfal gemacht, sonder sy mir. Item so hett mir der ff. dr. [fürstlich durchlaucht] pfleger im Promere, herr Sigmund von Wellspurg, erlaubt und zugesagt, ob ich aus quecksilber zinober prennen wollt, mocht ich etlich quecksilber dahin schicken zu brennen. Als ich dann tet auf solichs zusagen und gleich, so man zu prennen anfieng, da ward mir durch der Höchstetter angeben durch das fürstlich regiment zu Ynnspruckh solich quecksilber arrestirt und in verpot gelegt, lenger als zehen monat, und darczu der paß durch ff. drl. erbland verpoten und mir noch bis auf dato nit vergunstigt. Und ist mir also alles, quecksilber und zinober, das gelt bisher darauf verlegen, das mir zu nachtail und schaden kumen ist, welche mißhandlung der Höchstetter endlich wider got, auch wider ordnung aller recht ist. Also hab ich zuletzt durch genad und hilf gottes ain sonder straß funden, da ich von Nürnberg aus meine güter nach Venedig bringen mag, das ich nyndert der fürstlichen durchleuchtigkait erbland berûrn mag. Als ich dann jüngst dieselbig frembde straß geprauchet und die guter wol hinein gepracht, got sey lob und eere, welche straß ich nun furthan weiter und mer geprauchet wurd, demnach ich diser zeit noch vil quecksilber hab und dieweil der zinober yetzund der meyerler in Venedig noch gilt zweyhundertzwaintzig fl ducaten, das ist sechs Nurmberger zentner, so wurd ich solich quecksilber zu zinober prennen, dann meine herren von Nurmberg mir ain prennhütten alhie vergunstigt haben, will ich dann ain post zinober und etlich quecksilber mit hinein gen Venedig schicken und mit hilf gottes ain erbern nutz daran erlangen. Gott verleyhe sein genad dartzu. Amen. Dann fürwar, ich hab noch auf der handlung, auch auf guten waren und am quecksilber und zinober ain merckliche summa gelts ligen. Wo mich di Höchstetter nit aus neidischem gemût mir das mein umb Promere arrestirt und mir den freyen paß durch fürstlicher durchleuchtigkait erbland durch ir dargeben nicht verpotten were, so hett ich ymmerdar frey ain post nach der andern mogen auf Venedig fertigen, so were mir das mein nit so lange zeit darauf verlegen, sonder ich hett furthan

yimmerdar von ainer yeden post zu der andern mein gelt zu handen pracht und were mir alsdann nit vonnoten gewest, das ich zu solicher handlung von andern leuten gelt zu lehen oder zu verczinsen angenommen, sonder ich wollt soliche handlung mit meyner armuthey redlich hinausgepracht haben mit hilf des allmechtigen gottes. Sollt ich aber im anfang diser handlung besorgt haben, das mir allain der frey paß nit durch fürstlicher durchleuchtigkeyt erbland sollt vergondt sein, so were ich nit so fraidig hinder dise handlung kumen, sonder mich anderer handlung unterstanden. Also habt ir grund und ursach von meiner onligenden sachen, die mir durch die neidischen mißgonnern und widerwertigen zugestanden ist, hab ich eur wird im pesten und freuntlicher mainung nit wollen verhalten. Etwo im reichstag wollt man die monopolischen kaufleut zu grosser straf annemen, yetzund so ist ein andere zeit, das man in hilf und beystand tut und darczu in schutz und schirm halten ist. Got verleyhe uns allen sein genad und barmherzigkeit. Amen.

2.

Undatiertes Schreiben von Ambrosius und Hans Hechstötter [Höchstetter] an König Ferdinand I., worin darauf hingewiesen wird, daß in Böhmen ein Quecksilbergwerk errichtet worden sei, das eine gefährliche Konkurrenz für das Bergwerk von Idria bedeute. Das belaste auch sie, weil sie für Fron und Wechsel in Idria eine Zeitlang aufkommen müßten, auch dort Mitgewerken seien. Sie könnten dieser Konkurrenz nur begegnen, wenn das böhmische Bergwerk mit dem ihren verwandt würde (Syndikat!), dann würden auch die dauernden Bemühungen der Böhmen, die freie Durchfahrt für ihr Quecksilber durch die österreichischen Erblände wiederum zu erreichen, aufhören. Wigkel, der Inhaber des Bergwerks in Böhmen, habe mit ihnen wegen eines Zusammengehens schon verhandelt. Sie hätten mit ihm vereinbart, daß er in fünf Jahren nur 800 Zentner Quecksilber liefere und nicht mehr in dieser Zeit erzeugen dürfe. Sie bitten König Ferdinand zu gestatten, daß sie die erwähnten 800 Zentner Quecksilber von den in ihrem Idria-Vertrag vereinbarten 10000 Zentnern abziehen dürften. Nach fünf Jahren müßte es gelingen, das böhmische Bergwerk ganz zu sperren. Sie bitten um baldige Antwort, da sie in fünf Wochen Wigkel endgültigen Bescheid geben müßten. Originalschreiben im Österreichischen Staatsarchiv. Finanz- und Hofkammerarchiv Wien: Innerösterr. Miszellen, Quecksilber, Fasz. 22, rote Nr. 134, f. 111f. Das Schreiben entstand m. E. in der ersten Hälfte des Jahres 1528 vor Trinitatis (7. VI.), als der Quecksilberkauf Hans Teglars sein Ende nahm (siehe Beilage 1). Rückvermerk von späterer Hand „1528“.

Durchleychtygister . . . [her]r, ewer kunigkliche mayestatt werden unnczwyfelt gut wyssen, wie und welhermassen ain quecksylberberkwerck in Behem gepawet wirt, dem perkwerck Ydria zu merklichem nachtayl und schaden, dardurch e. ku. mt. camergut dessthalben in grossen abfall komen, wa das nit abgestelt wyrt, dann unmyglich yst, das queksylber in wyerden müg

beleyben, wa mer dann ain perkwerk erpawt solt werden und haben also den sachen nachgedacht: Die weyl wir im kauf sind und die fron und wexell auf ain zeyt lang von e. ku. mt. angenommen haben und ach selbst mitgewerken seien, wie man im mechte thun, das solliches berkwerk in Ydria bey wurden mecht behalten werden, nun wyssen wir kain andern weg, dann das das Bechnysch berckwerck dem pergwerk Ydria mecht verwant und zugestellt werden, damit e. ku. mt. des hohen ansuchens von den Pehamen umb ain pass, die sylber durch e. ku. mt. erbland auf Venedig zu füren ach absein mecht. So haben wir doch mit dem Wigkell, der dann sollich perkwerk zu Behem in handen hat, sovil gehandelt, das er alle sein quegksylber, so er in fünf jaren machte, doch solt er über achthundert zentner die fünf jar nit machen, wolt käuflich zustellen, der kauf wer dennacht leydenlich, allain ist es in unserm vermugen nit, dieweyl wir vorhin ain grosse uberschwingkliche soma auf ain klain zeyt haben, wa aber e. ku. mt. mitsampt den wergken gnediglichen wolte dareinsehen und umb sovil auf den ganczen kauf, der dann yst, zehntausent zentner, uns an dysser suma, die 800 zentner, wie vorstet, gnediglich erlassen, das wir derselben 800 zentner in Ydrya sovil minder schuldig were[n] zu empfaen und in sollichem allein solt es e. ku. mt. an fron und wexell kain nachtayl prin[gen], wolten den fron und wexell von dem ga[ncz] . . . erlassen haben . . . echen und wa uns sollichts erlassen wurde, verhoften wir, das berkwerck in Behenn in fünf jaren zu spörren mit der obgeschryben soma der 800 zentner, so wir in fünft jaren empfaen solten, das daruber nix weyter gemacht wurt und in der zeyt weren wir gancz der zusersicht, dasselbig berkwerk umb ain leychts in e. ku. mt. handen zu pringen, das durch sollichts dem perkwerk Ydria und e. ku. mt. kamergut zu merklichem und ewigem aufnehmen mecht erspriessen, haben wir in aller underthenigkayt e. ku. mt. das nit wollen verhalten, dann wir dem Wickell in funf wuchen solten antwort geben, die handlung also anzunemen oder zu lassen, wirt sy underlassen, so wirt es unzweyfel dem berkwerk Ydria zu merklichem schaden langen, soverr es aber angenommen wirt, zu grossem nucz raychen, dieweyl wirs dann nit vermugen zu kaufen, wie vor anzaygt yst, so bitten wir e. ku. mt. in aller underthenigkayt, e. ku. mt. welle gnediglichen darinen handeln und ainseheing thun, damit wir deshalb beladen oder beschwert werden und es e. ku. mt., auch dem ganczen berckwerk Ydria zu grossem nucz und fruchtperkayt komen mag, damit die wir uns e. ku. mt. als unserm gnedigsten herren undertheniglich bevolhen haben.

E. ku. mt.

underthenigst

Ambrosy und Hanns, die Hechstötter
gerprueder.

UMFANG UND SCHICKSAL DER VON DEN SCHWEDEN 1645 IN NIKOLSBURG UND 1648 IN PRAG ERBEUTETEN ARCHIVALIEN

Von Emil Schieche

I

Als Folge der im Herbst 1642 bei Leipzig geschlagenen Schlacht geriet die Feldkanzlei Erzherzog Leopold Wilhelms in die Hände des siegreichen Feldmarschalls Lennart Torstenson. Auf schwedischer Seite ward dasjenige zum erstenmal geglückt, was 1634 den Kaiserlichen nach dem Sieg bei Nördlingen gelungen war, nämlich die Erbeutung eines feindlichen Archivs. Nur war 1642 der Gewinn von wesentlich größerer politischer Bedeutung als 1634. Kein Wunder, daß die Stockholmer Regierung eine eilige Überführung dieses Aktenmaterials nach Schweden gewünscht hat. Am 21. Januar 1643 schickte Reichskanzler Axel Oxenstierna seinen Neffen Gabriel Gabrielsson Oxenstierna mit Briefen, Aufträgen und einem Memorial zu Torstenson. Dieser möge alle eroberten Akten und Briefe, die er nicht laufend benötige, nach Schweden schicken und solle in Hinkunft überall, wo er dazu in der Lage wäre, Archive und Kanzleien übernehmen, denn es wäre hochwichtig und sehr nützlich, auf diese Weise über die Pläne des Feindes sowie über die Bündnisse und Allianzen des Hauses Österreich mit anderen Königen und Reichen Kenntnis zu erhalten und auch sonst Dokumente, Rezesse und Akten verschiedenen Inhalts zu erbeuten, die der Historie dienen könnten. Sowie Torstenson einen Platz besetzt, soll ein hierzu sofort beauftragter Sekretär darauf achthaben, daß Akten, Archive, Protokolle und Briefe nicht zerstreut sondern verzeichnet und sicher nach der Ostseeküste verbracht werden, von wo sie abgeholt und dem Reichsarchiv zur Verwahrung und Unterrichtung zugeführt werden¹.

Der Wortlaut dieses Memorials ist nicht nur für den Politiker und Staatsmann sondern auch für den geschichtsbeflissenen Administrator und Organisator Axel Oxenstierna kennzeichnend. Nicht ohne Absicht beauftragte er gerade seinen Neffen, der mehrere Jahre Kanzlist am Stockholmer Reichsarchiv gewesen war. Obwohl es bereits im 16. Jahrhundert eine gewisse Ar-

¹ Reichsarchiv Stockholm (= RA Sthlm), Riksregistraturet 1643 jan.—juni, Bl. 84 v, 1643 Jan. 21; gedruckt Walde, O.: *Storhetstidens litterära krigsbyten. En kulturhistorisk-bibliografisk studie* [Die literarischen Kriegsbeuten der Großmachtszeit. Eine kulturhistorisch-bibliographische Studie]. Bd. 1. Uppsala 1916, S. 344 ff., vgl. auch ebenda 20. Walde handelt vornehmlich über erbeutete Handschriften und Bücher, erwähnt bloß nebenbei die Archive.

chivorganisation gegeben hatte, besteht das Schwedische Reichsarchiv erst seit Axel Oxenstiernas berühmter Kanzleiordnung von 1618.

Als Torstenson auf dem Feldzug gegen Wien März 1645 in Mistelbach sein Hauptquartier aufschlug, schickte er Anfang April den Generalmajor Mortaigne mit einer Truppe nach dem etwa 30 km nördlich gelegenen Nikolsburg, um die Stadt und vor allem das Schloß zu besetzen, die Residenz des 1636 verstorbenen Kardinals Fürst Franz von Dietrichstein, Bischofs von Olmütz. Gemäß der Weisung Axel Oxenstiernas begleiteten Mortaigne zwecks Sicherstellung der weitberühmten Bibliothek und des Archivs der Kriegerat Alexander von Erskine und der Kriegskommissar Johann Bussow.

Der 1631 verstorbene gelehrte Jesuit Georg Dingenauer und langjährige Beichtvater des Kardinals hatte je einen Katalog für die Bibliothek und für das Archiv angelegt. Der von ihm nicht vollendete Bibliothekskatalog befand sich offensichtlich zur Zeit des schwedischen Überfalls nicht in Nikolsburg und wurde so vor der Fortschaffung bewahrt². Bussow war so gezwungen, für die erbeutete Bibliothek ein Inventar anzulegen, das eine ungleich größere Zahl Titel aufweist als der Katalog Dingenauers³. Erskine, der sich das Archiv vorbehalten hatte, hatte es wesentlich leichter, da ihm Dingenauers Archivkatalog zur Verfügung stand, ein an die 200 Folioblätter füllendes vollständiges Archivverzeichnis⁴. Die Bibliothek wurde in 50 Fässer verpackt und nach Olmütz überführt, von wo sie gemeinsam mit den Olmützer Buchschätzen Ende 1646 über Schlesien auf der Oder nach Stettin verbracht wurde und Juni 1647 in Stockholm eingetroffen ist⁵.

Alexander von Erskine, einer aus Schottland zugewanderten Familie Erskine entstammend und 1598 in Greifswald geboren, wurde 1628 schwedischer Agent in Stralsund, war seit 1632 Resident in Erfurt und seit 1634 mit Unterbrechungen Kriegerat bei den Armeen. Bei allen seinen Verwendungen zeigte er außergewöhnlich großes Interesse an Dokumenten und Akten und gehört zu den meist hervortretenden Buch- und Handschriftensammlern sei-

² *Catalogus librorum instructissimae atque locupletissimae Bibliothecae illustrissimi Principis et D. D. Francisci Cardinalis a Dietrichstein in arce Nicolsburgensi a Georgio Dingenauer S. J.*; Walde 253. Der Katalog befindet sich jetzt im Mährischen Landesarchiv zu Brünn; vgl. Dudík, Beda: *Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte*. Brünn 1852, S. 38.

³ *Bibliotheca Nicolsburgensis anno 1646, Catalogus literalis classium sive thecarum huius Bibliothecae Nicolsburgensis*. Kgl. Bibliothek Stockholm, U 377. Auf jeder der 314 beschriebenen Seiten sind durchschnittlich etwa 28 Titel verzeichnet, so daß der Katalog etwa 8700 Titel aufweist. Der Katalog ist offensichtlich gleichzeitig mit der Verpackung der Bücher abgefaßt worden, denn sehr oft sind mehrere Titel in einen „Bundt“ zusammengefügt, und einmal heißt es: „In diesem Vaß seindt auch zu befinden . . .“.

⁴ *Catalogus scriptorum in illustrissimae, reverendissimae excellentissimaeque Celitudinis Archivio Nicolsburgensi*; Seuffert, Burkhard: *Bibliothek und Archiv auf Schloß Nikolsburg in Mähren vor 1645*. Zentralbl. f. Bibliothekswesen 42 (1925) 314. Der Katalog befindet sich jetzt RA Sthlm, Extranea 193; vgl. Dudík, Beda: *Iter Romanum*. Bd. 1. Wien 1855, S. 348.

⁵ Walde 245 f.

ner Zeit. In Archiven war er ein gefürchteter Gast, da er, ohne viel Federlesens zu machen, mitnahm, was ihm behagte und was gegebenenfalls Schwedens Politik und Vorteil nützlich sein konnte. Er selbst hat offen zugegeben, daß er Archivalien geraubt, hernach studiert und auf diese Weise viele Geheimnisse aufgedeckt hat. Das Dietrichsteinsche Archiv in Nikolsburg errichtete er ausschließlich als seine eigene Domäne. Als wertvollste Beute galt natürlich die Korrespondenz des Kardinals und seines 1590 verstorbenen Vaters Adam, aber auch Verwaltungsakten wurden genommen, wie z. B. Akten der Herrschaft Mährisch-Weißkirchen, die 1622 in Dietrichsteinschen Besitz gelangt war⁶. Es dürfte feststehen, daß das Archiv nicht wie die Bibliothek als Ganzes erbeutet wurde. Erskein scheint darauf aus gewesen zu sein, vor allem die Bände mit den Korrespondenzen an sich zu nehmen, sonst aber bloß eine Auswahl getroffen zu haben.

Über Weg und Art der Wegschaffung der Archivalien von Nikolsburg konnte bislang Konkretes nicht ermittelt werden. Es dürfte jedoch mehr als wahrscheinlich sein, daß Erskein sie mit sich nahm, als er bald nach dem Raid von Nikolsburg die Armee verließ, um 1646 bei den Friedenspräliminarien zu Osnabrück für Schwedens Satisfaktion zu wirken⁷.

Am 16./26. Juli 1648 bemächtigte sich Hans Christoph von Königsmarck durch einen Handstreich der Prager Burg und der Prager Kleinseite. Die Beute war ungeheuer, die Plünderung ungehemmt, alles begehrenswert. Bereits vor dem 20./30. Juli war die Kunstkammer „aufgebrochen“ und vieles „herausgenommen“⁸, schon am 26. 7./5. 8. wurden Anordnungen betreffend die Wegschaffung einer „kostbaren Bibliothek“ erbeten⁹. Obwohl Königsmarck mit der Erstürmung des rechtsseitigen Prag vollauf beschäftigt war, war er trotzdem angelegentlich auf die baldige Entfernung der Beute bedacht, denn die westfälischen Friedensverhandlungen neigten ihrem Ende zu und der bereits damals formulierte und angenommene Artikel XVI besagte, daß bei Friedensschluß noch nicht weggeführte Kriegsbeute restituiert werden müsse¹⁰. Unterzeichnet wurde der Friedensvertrag am 14./24. Oktober 1648.

⁶ Koss, Rudolf / Bauer, Otakar: Archiv koruny České 1: Dějiny archivu; Český Zemský archiv, Katalogy, soupisy, registáře a rozborý [Das Böhmisches Kronarchiv 1: Geschichte des Archivs; Böhmisches Landesarchiv, Kataloge, Verzeichnisse, Regestensammlungen und Analysen]. Bd. 1. Prag 1939 (= Koss Archiv), S. 199.

⁷ Wie Joh. Balthasar Schuppius, der Erskein persönlich gekannt hat, in seinem Werk „Salomo oder Regentenspiegel“ berichtet, hat Erskein in Osnabrück Schwedens Forderungen aufs höchste getrieben, so daß die reichsständischen Gesandten fast in Furcht versetzt worden seien; er hätte der schwedischen Nation größere Dienste geleistet „als zehn Rittmeister mit ihren Pistolen“. Vgl. Meiern, Joh. Gottfr. v.: Acta pacis executionis publica. Bd. 1. Hannover 1736, Beylagen zur Vorrede 52.

⁸ Schreiben Königsmarcks an Johan Axelsson Oxenstierna, RA Sthlm. Oxenstierna af Södermöre, Ser. B: II, Bref till Johan Axelsson Oxenstierna.

⁹ Schreiben Königsmarcks an Axel Lillie, gedr. Dudík, Beda: Schweden in Böhmen und Mähren 1640–1650. Wien 1879, S. 295. Es handelt sich um die Rosenbergsche Bibliothek, vgl. Schieche, Emil: Die Rosenbergsche Bibliothek vor und nach Juli 1648. Stifter-Jahrbuch 5 (1957) 120 ff.

¹⁰ Sverges traktater med främmande magter 6/1 (1915) 397 f.

Wenn auch keine schriftlichen Belege dafür vorliegen, ist selbstverständlich, daß auch gleich von allem Anfang an die Archive erbrochen, durchsucht und entweder vollständig oder zum größten Teil ausgeraubt wurden. Erst zum 26. August liegen zwei Schreiben der Königin Christina vor, in denen der Archive Erwähnung getan wird. An ihren Vetter Karl Gustav¹¹ richtet sie die Weisung, Archiv, Bibliothek und Kammer mögen ehestens so schnell wie irgend möglich auf Moldau und Elbe an die Ostseeküste und von dort nach Schweden gebracht werden. Im Schreiben an Königsmarck¹² vom gleichen Tag ist sie ausführlicher. „Aldiweil wir auch vernehmen, daß ein stattliches Archivum zu Prag vorhanden sein sollen, darinnen außer Zweifel viele Sachen verhanden, so unß zur Nachricht dienlich sein können, alß wollen wir gleichmäßig gnädigst, daß Ihr deselbe wohl in acht nehmen lasset und, was den publicquen Stat des Römischen Reichs und Königreichs Böhmen wie auch die Correspondence, so die daselbst residirende Keyser und Könige mit frembden Potentaten oder ihren Generaln und andern hohen Ministris gehalten, wie auch was die Cammersachen und Intra-den des Königreichs Böhmen concerniret, von denen andern allen separiren lasset und unß gleichmäßig anhero überschicket. Was aber Judicialsachen und andere Dinge, so nicht publicq und von Importantz sein, anbelanget, solche, weill unß damit nicht gedienet, könnet Ihr doselbst nun verbleiben lassen.“

Es steht außer Zweifel, daß mit dem „stattlichen Archivum“ in Christinas Schreiben an Königsmarck die Registratur der Reichshofkanzlei gemeint ist, von der seit Kaiser Rudolf II. wesentliche Teile in Prag verblieben und sehr mangelhaft in zwei Häusern auf dem Hradschin untergebracht waren. Nach einer Plünderung durch die schwedische Soldateska, die dort Schätze vermutete, wurden die Akten namens der Krone Schweden requiriert. Da seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in die Registratur wegen der vermischten Expedition viele erbländische und Haussachen des Erzhauses hineingetragen waren, fielen da den Schweden auch Akten in die Hände, die nicht das Reich betrafen¹³. Durch Wegnahme von Beständen wurden auch die Registratur der Hofkammer sowie die Registratur der alten Böhmisches Hofkanzlei, die in die Registratur der königlichen Statthalterei eingefügt worden war und der vor allem die böhmisch-sächsischen Verträge des 16. Jahrhunderts entnommen wurden¹⁴, schwer betroffen.

Das Böhmisches Kronarchiv war 1648 als *Repositorium secretum maius* in

¹¹ RA Sthlm, Stegeborgssamlingen, Skrifvelser till Carl Gustaf, Ser. II: A, Christina 1647—49.

¹² Ebenda: Riksregistraturet 1648 tyskt och latinskt, Bl. 322. Vgl. Walde 22.

¹³ Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv (= HHStA), Kurrent-Akten 5/1771. — Koss, Rudolf: Provenience českých archiválií v státním archivu vídeňském [Die Provenienz der böhmischen Archivalien im Wiener Staatsarchiv]. Zprávy Českého zemského archivu [Mitteilungen des Böhmisches Landesarchivs] 6 (1924) 178, 198, 216.

¹⁴ Wien HHStA, Kurrent-Akten 5/1771. — Koss: Provenience 178, 198. — Koss Archiv 196.

einem Gewölbe oberhalb der St. Wenzels-Kapelle im St. Veitsdom verwahrt und entging so der Plünderung durch die Schweden¹⁵. Verschont blieb desgleichen die Böhmisches Landtafel, obwohl Königsmarck auch deren Überführung nach Schweden beabsichtigt, aber schließlich auf Bitten des Kanonikus Christof Reinhold davon abgesehen haben soll¹⁶.

Wie der Archivar der Reichshofkanzlei, der Registratur und Adjunkt Leonhardt Pipius, am 4. Januar 1649¹⁷ an den Reichserzkanzler, Erzbischof Johann Philipp von Mainz, berichtet hat, hätte sich Königsmarck selbst davon überzeugt, „wie die Heusser durchgraben und, weil der vermeinte Schatz nicht gefunden worden, wie alles eingeschlagen, die Fasciculen aufgeschnitten, von einander geworfen, die seidene und guldene Schnur abgerissen, viel ganz verwüstet und etliche gar dar von getragen worden“, hätte sich entschuldigt, „daß solcher Schaden geschehen, mit Versprechen, daß forthin sich niemandt weiter darahn vergreifen werde“, und befahl Pipius, er „solte die Dhüren wieder ahnschlagen lassen und alles aufräumen“. Pipius bekennt auch, daß ihm, „so lang der Königsmarckh allein hiergewessen, weiter kein Ungelegenheit geschehen“.

Ganz anders wurde die Sachlage, als Anfang Oktober¹⁸ Pfalzgraf Karl Gustav als neuernannter Generalissimus der schwedischen Armeen in Deutschland in Prag eintraf. Kurz vor ihm mußte bereits Kriegspräsident Alexander Erskein in Prag eingetroffen sein, denn am 25. September bescheinigte der schwedische Sekretär Staffan Gambrotius, daß er auf Erskeins Befehl „die Registratur von der alten kay. Reichsscantzley nebenst dem dazu gehörigen Schlüssel empfangen“ hat¹⁹. Am 8. Oktober teilte Erskein dem Feldmarschall Karl Gustav Wrangel mit, daß die Bibliothek schon aus Prag weggeführt worden ist und daß „anjetzo die Kunstkammer nebenst dem Archiv gleichfalls weggeschicket werden“²⁰. Pipius wurde nun mit Einquartierung und Abnahme des Seinigen beschwert, und Erskein ließ eine „zimbliche“ Menge Schriften aus der Registratur in sein Quartier tragen. Auf Vorhaltung des kaiserlichen Kommissars versprach er diese zu restituieren, allerdings erst dann, „wan die hiesige Tractaten zu Ende komben“²¹.

¹⁵ Wien HHStA, Kurrent-Akten 5/1771. — Koss: Provenience 178.

¹⁶ Wien HHStA, Kurrent-Akten 5/1771. — Čelakovský, Josef: Desky zemské [Die Landtafel]. Ottův slovník naučný [Otto's Konversationslexikon]. Bd. 7 (1893), S. 370.

¹⁷ Wien HHStA, Mainzer Erzkanzlerarchiv, Reichskanzlei und Taxamt, Fasz. 12.

¹⁸ Karl Gustav schrieb am 2./12. Oktober 1648 an die Königin, Ausstellungsort: Feldlager vor Prag.

¹⁹ Copia recognitionis, Wien HHStA, Mainzer Erzkanzlerarchiv, Reichsk. u. Taxamt, Fasz. 12.

²⁰ RA Sthl'm, Skoklostersamlingen, Skrifvelser till Carl Gustaf Wrangel, A. Erskein, Im Feldlager bey Praag: „Hiesigen Orth, die Kleine Seite nemblich belagend, so ist derselbe vorhin so rein außgeplündert worden, daß man auch in der vornehmsten Herren undt andern Heusern die geringste Lebensmittel weder an Bier noch Brodt nicht bekommen können. Die Bibliothec, so alhie gewesen, ist schon weggeführt, undt wirdt anjetzo die Kunstkammer (worinnen keine sonderliche Sachen mehr vorhanden) nebenst dem Archiv gleichfalls weggeschicket werden.“

²¹ Bericht des Pipius vom 4. Jan. 1649, siehe Anm. 17.

Pipius hatte gleich nach dem schwedischen Handstreich auf heimlichem Wege den Reichsvizekanzler Graf Ferdinand Sigismund Kurtz von dem Geschehenen verständigt. Der Erzkanzler hat daraufhin Kurtz am 28. November 1648 ein an Pfalzgraf Karl Gustav gerichtetes Schreiben mit beigefügter Abschrift zugestellt, in dem er „wegen des zu Prag uff dem Rättschin annoch befindlichen kay. undt Reichsarchivii verwahrlichen Beysammenhaltung erinnerlich“ wird²². Pipius hatte am 14. Dezember dieses Schreiben erhalten und wollte es gleich „ahn gehörendem Orth“ überreichen. Es wurde jedoch nicht angenommen, weil die Adresse den Karl Gustav zukommenden Titel nicht aufwies. Schon vorher wären solche zwei Schreiben mangelhaft adressiert gewesen, sie wären trotzdem angenommen und geöffnet worden, weil man einen Verstoß der Kanzlei vermeint hätte²³. Pipius hat deswegen das Schreiben des Erzkanzlers am 16. Dezember an den Reichsvizekanzler zurückgeschickt²⁴. Es ist anzunehmen, daß bereits die ersten zwei Schreiben des Erzkanzlers die Verwüstung und Ausraubung der Reichsregistratur zum Gegenstand hatten und nun schwedischerseits durch Vorschützung formaler Gründe ein weiterer Schriftwechsel mit Mainz abgelehnt wurde.

Inzwischen wurde versucht, die in den zwei Häusern verbliebenen Akten einigermaßen zu ordnen. Die von Erskein beiseite gelegten Akten waren entweder bereits entfernt oder warteten in Fässer verpackt auf die Versendung²⁵. Erskein verließ am 2. Januar 1649 mit Karl Gustav Prag, ohne daß die dem kaiserlichen Kommissar versprochene Restitution von Akten stattgefunden hätte, obwohl „die hiesige Tractate“ in Form des Waffenstillstands beendet worden waren²⁶.

General Arvid Wittenberg, von Karl Gustav als Befehlshaber in Prag zurückgelassen, war wegen Unpäßlichkeit nicht so folgerichtig auf die Wahrnehmung schwedischer Interessen bedacht, wie er es hätte sein sollen. Um so mehr wurden von kaiserlicher Seite Maßnahmen zur Anfechtung schwedischer Übergriffe getroffen. Der kaiserliche Generalkommissar Freiherr von Blumenthal erbat von Pipius einen schriftlichen Bericht darüber, wie mit der Reichsregistratur von allem Anfang an verfahren worden war und welche Akten entnommen und weggeschafft worden sind. Dieser Bericht sollte

²² Wien HHStA, Reichskanzlei, Verfassungsakten 44 a.

²³ Ebenda (Anm. 17), Pipius an Reichserzkanzler, 19. Dez. 1648.

²⁴ Leider ließen sich weder das Original noch die Abschrift des Schreibens des Erzkanzlers ermitteln; für alle erwiesene Freundlichkeit und Mühe sei dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv verbindlichst gedankt. — Groß, Lothar: Die Geschichte der deutschen Reichshofkanzlei von 1559 bis 1806. Wien 1933, S. 288, nimmt an, daß trotz der Intervention des Mainzer Kurfürsten bei dem Pfalzgrafen Karl Gustav, das Archiv zu schonen, die Schweden die Reichskanzleihäuser geplündert, durchstöbert und beraubt haben. Johann Philipps Schreiben hätte höchstens eine notdürftige „Beysammenhaltung“ erwirken können, wenn es den Empfänger erreicht hätte.

²⁵ Undatiertes Schreiben des Pipius an Reichsvizekanzler, Wien HHStA, Mainzer Erzkanzlerarchiv, Reichskanzlei u. Taxamt, Fasz. 13.

²⁶ Pipius an Erzkanzler, 4. Jan. 1649, ebenda Fasz. 12.

ehestens zwecks Restitution des Geraubten nach Leipzig geschickt werden, wo sich Erskein gerade aufhielt²⁷. Am 22. Mai 1649 richtete die Böhmische Kammerexpedition ihre erste Eingabe an den Reichsvizekanzler wegen Rückstellung von Akten und Büchern, die von den Schweden weggenommen wurden, ihnen nichts nütze sein könnten, an denen aber der Kammer viel gelegen ist. Kurtz solle den kaiserlichen Deputierten bei den Nürnberger Exekutionsverhandlungen umgehend schreiben, um die schwedischen Deputierten dort noch anzutreffen²⁸.

Während der Friedensexekutionsverhandlungen in Nürnberg, wo Erskein schwedischer Deputierter war, ist Mai 1649 bei Festlegung der Termine für Evakuierung von Plätzen der Kaiserlichen und der Schweden folgendes festgestellt worden: „Inngleichen werden unter obgemeldter Restitution vermöge Friedensschlusses auch verstanden und sollen restituiret werden alle Archiven, briefliche Urkunden, Geschütz und andere Immobilia, auch insonderheit was nach albereit geschlossenen und acceptirten Friedensschluß aus Ihr. Kays. Majestät königlichen Kunstcammer, Reichshoffcantzleyregistratur, Böhmisches Landtafel und andern Archiven zu Prag hinweggeführt und an andere Orte transferiret worden²⁹.“ Die Böhmische Kammer ist nicht namentlich angeführt, weswegen sie wohl am 21. Oktober ein zweites Mal ihre Restitutionsforderungen angemeldet hat³⁰. Daß die Böhmische Landtafel schließlich unversehrt geblieben ist, scheint nicht rechtzeitig bekanntgeworden zu sein. Bei den Restitutionsverhandlungen zugunsten böhmischer Exulanten setzte sich Erskein bloß für diejenigen ein, die der Krone Schweden gedient haben, aber nicht für diejenigen, die nach dem Aufstand den Katholischen auch alles konfisziert hatten. „Sie hetten sonderbare Constitutiones und Decreta deßhalb verfasst und damals publicirt, gestalt er sothane Händel aus den zu Prage überkommenen Acten ersehen und in Handen habe³¹.“

Desgleichen war die Böhmische Kammer im Jahre 1650 angelegentlich um die Rückgabe ihrer Akten bemüht: am 13. Juli richtete sie ein Bittgesuch an Kaiser Ferdinand III.³² und schrieb am 22. Juli das dritte Mal an Reichsvizekanzler Kurtz³³.

Am 3. August 1653 sind „in Prag genommene Akten“ dem Reichsarchiv in Stockholm übergeben worden. Auf einem Blatt, das der Archivar Erik Larsson Runell-Palmskiöld in sein 1676 angefertigtes Archivverzeichnis „E. L.“ eingeklebt hat, ist vermerkt, daß die Akten in einem großen und zwei kleinen Fässern verpackt lagen³⁴. Beschrieben ist die Akzession folgender-

²⁷ Pipius an Erzkanzler, 30. Jan. 1649, ebenda Fasz. 13.

²⁸ Wien, Finanz- u. Hofkammerarchiv, Hoffinanz-Akte, rote Nr. 318, 22. Juli 1650.

²⁹ Meiern, Joh. Gottfr. von: *Acta pacis executionis publica*. 1736, Erstes Buch, § 11, S. 45.

³⁰ Siehe Anm. 28.

³¹ *Acta pacis executionis publica*, Fünftes Buch, § 8, S. 617, 14. Nov. 1649.

³² Koss: *Provenience* 178. — Koss Archiv 205.

³³ Siehe Anm. 28.

³⁴ RA Sthlm, Ämbetsarkiv, Uppställningsförteckningar och inventarier, 1628 o. följ.,

maßen: 17 große Folianten Berichte an den Hof oder Registratur über eingegangene Briefe, 1567—1600³⁵; vier Bände „Rathschlage und Gutachten nacher Hoffe“, 1630—1640³⁶; vier Bände Registratur über ausgegangene allgemeine Angelegenheiten, 1549—1564³⁷; zwei Bände Registratur über ausgegangene Instruktionen, 1547—1563³⁸; 5 große Folianten Rechnungen, 1584—1645³⁹; verschiedene kleine Foliobände und „ein großer Haufen“ (en stoor hoop) Konzepte abgegangener Briefe und verschiedene eingegangene Briefe in Original, „eines jeden Potentaten Akten“ einigermaßen zusammengelegt.

Es ist ausgeschlossen, daß die von Erik Larsson Runell-Palmskiöld so summarisch verzeichneten Akten die alleinigen gewesen sind, die von der Prager Beute nach Stockholm gelangt waren. Ein Beweis für diese Annahme sind die Aufzeichnungen über das spätere Schicksal der in Stockholm befindlichen Prager Archivalien. Es ist auch möglich, daß einige Akten unterwegs irregegangen sind, auf Umwegen später Stockholm erreichten oder vorzeitig irgendwo die Wanderung abgebrochen haben. Eine im 18. Jahrhundert im Umlauf gewesene Nachricht⁴⁰, eine beträchtliche Anzahl des erbeuteten Materials sei in Stralsund zurückgeblieben, erwies sich als gegenstandslos. In den Aufzeichnungen von Archiv und Bibliothek der Stadt Stralsund sind einschlägige Hinweise nicht zu ermitteln⁴¹.

Von 1651 an weilte Alexander Erskein in Stade, um dort die schwedische Verwaltung für Bremen-Verden einzurichten, und wurde 1653 zu ihrem Präsidenten ernannt⁴². In dem dicht bei Stade zu Schwinge erbauten Schloßchen hinterlegte er alle während des Krieges in Deutschland angeeigneten Bücher und Akten⁴³, darunter auch die Akten aus Nikolsburg und Prag, die er rechtzeitig aus der für Stockholm bestimmten Beute ausgesondert hatte. Nachher nahm er am Polenkrieg Karls X. Gustav teil und starb 1656 in polnischer Gefangenschaft. Wahrscheinlich bald nach seinem Tod ist ein Ver-

förteckning E. L. — Vgl. Bergh, Severin: Svenska Riksarkivet 1618—1837. Meddelanden från Svenska Riksarkivet [Mitteilungen vom Schwedischen Reichsarchiv]. Ny följd 2/5 (1916) 288 und 378.

³⁵ 17 stora folianter num. 11 (1567), 13 (1569), 14 (1570) till num. 29 (1600); sind eigentlich 18 Bände.

³⁶ 1630, 1631 ett band, 1632, 1636, 1637 ett band, 1633, 1634, 1635 ett band, 1638, 1639, 1640 ett band onummerade (nicht numeriert).

³⁷ 1549, 1550, 1551, 1552 [ett] band, 1565, 1566 ett band, 1568 ett band, 1564 ett band.

³⁸ 1547 till 1555 ett band, 1551, 1556, 1560, 1561, 1562 och 1563 ett band.

³⁹ 1584 till 1596 ett band, 1591 ett band, 1642 två band, 1645 ett band.

⁴⁰ Dobrowsky, Joseph: Litterarische Nachrichten von einer auf Veranlassung der k. böhm. Gesellschaft der Wissensch. im J. 1792 unternommenen Reise nach Schweden. Neuere Abhandlungen der k. Böhm. Ges. der Wiss. 2 (1795) 145.

⁴¹ Freundliche Mitteilung des Herrn Archivdirektor Dr. Ewe, Stralsund, 15. April 1966.

⁴² RA Sthlm, Riksregistraturet 1653, Bl. 1807, Sept. 22.

⁴³ Weise, Erich: Geschichte des Niedersächsischen Staatsarchivs in Stade nebst Übersicht seiner Bestände. Göttingen 1964, S. 90 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung 18).

zeichnis der in Schwinge befindlichen Bücher, Handschriften und Akten angefertigt worden, das in bezug auf die Bücher ausführlich ist, die Archivalien jedoch reichlich summarisch behandelt⁴⁴.

Das Stockholmer Exemplar dieses Verzeichnisses ist eine umfangreiche Handschrift mit ungleichen Lagen und verschiedenen Schreiberhänden. Bevor man genau um die Bewandnis dieser Handschrift wußte⁴⁵, vermeinte man, es mit einem Verzeichnis der Stockholmer Kgl. Bibliothek aus der Mitte des 17. Jahrhunderts zu tun zu haben, und nahm als Urheber den deutschen Orientalisten Christian Ravius an, der in den Jahren 1650–1669 kgl. Hofbibliothekar in Stockholm war.

Das verzeichnete Material ist in sechs Gruppen gegliedert, von welchen bloß drei Überschriften und damit nähere Kennzeichnungen aufweisen. Die ersten zwei Gruppen sind je ein nach Verfassern und Titeln alphabetisch geordnetes Bücherverzeichnis; ein Scheidungsgrund ist nicht zu ersehen, vielleicht ist getrennte Aufstellung maßgebend gewesen. „No 3 Inventarium der gebundenen Bücher, so in den kleinen Schäppen oben den Fenster stehen“ ist untergeteilt in Libri theologici, Libri juridici eorumque materiae, Libri politici, hist., orat. et epist., Libri philosophici et artium, Libri exotici. In der vierten Gruppe heißen die Unterteilungen Theologica, Juridica, Politica, historica, orationes et epistolae, Philosophica et artium, Medica, Exotica; offenbar handelt es sich hier um Broschüren, Drucke, Flugschriften, Propaganda- und der Meinungsbeeinflussung dienendes Material. No 6 ist das „Inventarium librorum exoticorum, so in den großen Schappen stehen“; als exotisch gelten hier auch Wörterbücher, Sprachlehrbücher und Texte des Alten und des Neuen Testaments.

Nur 30 Seiten füllt No 5: „Register allerhand Acten, Urkunden, Privilegien und Briefschafften.“ Das Material ist alphabetisch geordnet und bei jedem Buchstaben in „Ungebunden“ und „Gebunden“ aufgegliedert. So gut wie alle deutschen Territorien sind vertreten zusamt den Nachbarn Polen, Ungarn, Venedig, Frankreich und Dänemark. Schweden ist natürlich ganz besonders stark vertreten durch Erskeins eigene Dienstkorrespondenz. Bei den Titeln „Literae et acta Dietrichstainiana“, „Böhmische Akten und De-

⁴⁴ Ein Exemplar des Verzeichnisses Kgl. Bibl. Sthlm, U 302. — Vgl. Brulin, Herman: Erskeinska samlingen i Staatsarchiv i Hannover [Die Erskeinsche Sammlung im Staatsarchiv Hannover]. Meddelanden från svenska riksarkivet för år 1936 (Stockholm 1937), 88. — Wieselgren, Harald: Drottning Kristinas bibliotek och bibliotekarié före hennes bosättning i Rom jemte en öfverblick öfver de kungl. biblioteken i Sverige före hennes regeringstid [Königin Kristinas Bibliothek und Bibliothekare vor ihrer Niederlassung in Rom sowie ein Überblick über die königl. Bibliotheken in Schweden vor ihrer Regierungszeit]. Kungl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 13/2 (1901) 74, vermutet auf Grund eines Handschriftvergleiches, daß Christian Ravius, der in Diensten Christinas und Karls X. Gustav gewesen war, bei der Zusammenstellung des Verzeichnisses mitgewirkt hat.

⁴⁵ In Abschnitt III dieser Arbeit wird die Frage erörtert, wie diese Handschrift nach Stockholm gelangt ist.

krete“, „Inventar böhmischer Privilegien“, „Prager Landtag“, „Kayserliche und österreichische Sachen“, „Kaiserliche Hofstaatssachen“, „Kaiserliche Hofgerichtssachen“, „Kaiserliche Mandata“, „Österreichische Haus-Freiheiten“ ist die Herkunft der Akten eindeutig Nikolsburg und Prag. Diese Akten scheinen allerdings im Verhältnis zu dem übrigen angehäuften Schriftgut mengenmäßig keineswegs überragend gewesen zu sein, soweit überhaupt an Hand dieses laienhaft summarisch zusammengestellten Registers eine Beurteilung möglich und gerechtfertigt ist.

Ohne Zweifel widerspiegelt dieses Register trotz aller Mangelhaftigkeit ungleich besser Umfang und Inhalt der von Erskein in Schwinge hinterlegten Prager Aktenbeute als Runell-Palmskiölds Vermerk über die von ihm übernommenen drei Fässer Prager Akten. Die nun folgende getrennte Darlegung des weiteren Schicksals der in Stockholm und der in Schwinge eine vorläufige Bleibe gefundenen Prager Akten wird zeigen, wie auffallend wenig 1653 vom Stockholmer Reichsarchiv amtlich in Empfang genommen worden ist und daß die Prager Akten in Schwinge innerhalb des gesamten angeeigneten Schrifttums eine recht untergeordnete Rolle gespielt haben und man erst sehr spät deren Bedeutung für Böhmen und Österreich bemerkt hat.

II

Eine Verfügung Kaiser Karls VI. vom 7. Oktober 1712 an die Statthalterei in Prag⁴⁶ berichtet, daß Johann Anton Graf von Nostitz „1000 Species Ducaten bey seiner damahligen abgehabten kayserlichen Gesandtschaft an die Cron Schweden vor einige unser Erbkönigreich Böhmeib angehende und von Zeith der Anno 1648 aufgehobenen schwedischen Belägerung unserer Alt- und Neüstadt Prag in gedachtes Schweden gebrachte nutzbahre Brieffschafften mit unsers hochgeehrtesten Herrn Vatters löbseeligsten Andenkens gnädigster Genehmigung außgeleget und mit sich nacher Prag gebracht“. In einem kaiserlichen Dekret vom gleichen Tag an ihn persönlich wird ausdrücklich erklärt, daß er „sothane Schriften mit sich nacher Prag gebracht“ hat und daß er diese gegen Auszahlung der 1000 Dukaten einer von der Prager Statthalterei zu ihm abzusendenden Person „integraliter abfolgen zu lassen haben“ wird⁴⁷. Johann Anton Graf von Nostitz war 1685 bis 1690 kaiserlicher Gesandter in Stockholm⁴⁸. Er wird also bei Abschluß seiner Gesandtschaft 1690 die Archivalien nach Prag gebracht und bis 1712 in persönlichem Besitz behalten haben.

Trotz eingehenden Nachforschungen konnte in Stockholm kein Aktenstück ermittelt werden, das von schwedischer Seite diese Aktentransaktion zum Gegenstand hätte oder zumindest nebenbei erwähnen würde, auch läßt sich nicht feststellen, wer den erheblichen Betrag von 1000 Speziesdukaten

⁴⁶ Prag, Státní ústřední archiv [Staatliches Zentralarchiv]. Staré české místodržitelství [Alte böhmische Statthalterei].

⁴⁷ Wien HHStA, Kurrent-Akten 29/1750.

⁴⁸ Groß 289.

namens der Krone Schweden in Empfang genommen hat. Die Transaktion wird dadurch noch geheimnisvoller, daß sie „mit gnädigster Genehmigung“ Leopolds I. ausgeführt worden ist, Nostitz sie jedoch in keinem seiner Gesandtenberichte nach Wien erwähnt hat. Man kann nicht umhin, mit dem Gedanken zu spielen, daß die der Ausfolgung vorausgegangenen Verhandlungen auf privatrechtlicher Ebene betrieben wurden und der Erlös dementsprechend Privatpersonen zugute gekommen ist.

Daß in den 1680er und 1690er Jahren die erbeuteten Prager Archivalien irgendwie interessant, beachtenswert und evidenzwürdig waren, dürfte man daraus schließen, daß Archivsekretär Sven Leijonmarck und Protokollsekretär Anders Leijonstedt in einem leider undatierten Memoriale vorschlugen, „die von Prag hierhergebrachten umfangreichen deutschen Kanzleiakten und Dokumente durchzugehen und genau zu beachten“, und daß sie am 3. Juni 1695 dem Kanzleikollegium darüber Vortrag hielten, „wie man die ausländischen Akten in eine gute Ordnung bringen könnte, um sofort sehen und ersehen zu können, was man mit dem einen oder andern Potentaten oder der einen oder anderen Macht vorhatte und was hierfür getan worden ist“⁴⁹.

Kaiser Leopold I. hat am 18. Dezember 1680 im Wege der böhmischen Hofkanzlei den Befehl an die Statthalter ergehen lassen, ein Verzeichnis der Privilegien des Königreiches Böhmen anzulegen. Deswegen wurde 1687 das Böhmisches Kronarchiv aus dem Gewölbe oberhalb der St. Wenzels-Kapelle in die Böhmisches Landtafel gebracht und wurde 1711 der Vizelandsschreiber Johann Joseph Löw von Erlsfeld beauftragt, das Kronarchiv zu ordnen und diesem im Lauf der Zeit entfremdete Urkunden zu ermitteln und nach Möglichkeit deren Rückführung zu vollziehen⁵⁰. Veranlaßt und maßgeblich gefördert haben diese Bemühungen einerseits der böhmische Historismus, dessen Hauptvertreter Bohuslav Balbín war, andererseits die Notwendigkeit von Dokumentierung politischer Anliegen wie der Readmission der böhmischen Kurfürstenstimme im Reich und der Klärung des Verhältnisses einzelner Gebiete der Oberpfalz zur böhmischen Krone.

Johann Anton Graf Nostitz war als Angehöriger des böhmischen Hochadels bestimmt Gönner und Verfechter des böhmischen Historismus und mußte um Leopolds I. Initiative der Verzeichnung des Kronarchivs gewußt haben, die die böhmischen Stände bereitwilligst aufgegriffen und sich zu eigen gemacht hatten. Was lag da näher, als daß er in Stockholm nach weggeführten böhmischen Archivalien Ausschau hielt und bei Rückgewinnung solcher mit der nachträglichen „gnädigsten Genehmigung“ seines Monarchen rechnen durfte. Karls VI. Verfügung vom 7. Oktober 1712 sagt ausdrücklich, daß Nostitz den Betrag von 1000 Speziesdukaten ausgelegt hat — ob aus eigenen Mitteln oder Mitteln der böhmischen Stände, ist unersichtlich —, und beauftragt das böhmische Obersteueramt, ihm als Gegenwert

⁴⁹ RA Sthlm, Kanslikollegium, Inkomna skrivelser från riksarkivets chef 1686—1728.

⁵⁰ Koss Archiv 396 ff.

15911 Gulden auszuzahlen. Gleichzeitig ergeht an Löw von Erlsfeld der Befehl, von den in der Böhmisches Landtafel aufbewahrten „Schwedischen oder Nostitzischen“ Archivalien ein ordentliches Inventar abzufassen und der böhmischen Hofkanzlei einzuschicken. Wie wichtig es an höchster Stelle war, dieses Inventar alsbald zu haben, ist daraus zu ersehen, daß schon nach neun Monaten, am 11. Juli 1713, die Lieferung dieses Inventars durch eine Resolution Karls VI. angemahnt worden ist⁵¹.

Löw von Erlsfeld starb 1716 an Blattern, sein Nachfolger als Vizeland-schreiber, Franz Max Alsterle von Astfeld, wurde schon das Jahr darauf Hofrat bei der böhmischen Hofkanzlei in Wien⁵². Ein Inventar vom Jahre 1719 ist erhalten⁵³, aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit der 1711 von Löw von Erlsfeld begonnenen Verzeichnung. Die Dokumente und Bücher, die Nostitz in Stockholm für Böhmen zurückerworben hatte, sind nicht ihrer Herkunft und ihrem Inhalt nach anderen Gruppen eingegliedert, sondern als Lit. F und Lit. G als selbständige Archivkörper verzeichnet worden. — Lit. F: Consignation deren von Ihro Excell. dem kgl. böhm. Obristen Landhofmeistern H. Grafen v. Nostitz auß Schweden anhero überbrachten böhm. Originaldocumenten. — Lit. G: Consignation derenjenigen Büchern, welche bey letztem schwedischen Einfall in Böhmen von ihnen Schweden hinweg- und hinwiederum durch S:e Excellentz dem jetzigen böhm. Landhofmeister H. Grafen von Nostitz (tit.) gelöst und anhero in hiesiges Archivum Regni gebracht worden.

Lit. F umfaßt 130 Nummern. Die Erbvereinigen der sächsischen Herzöge des 16. Jahrhunderts und die zahlreichen Lehnreverse stammen aus der alten böhmischen Hofkanzleiregistratur. Einzelne Stücke waren der Prager Reichsregistratur, dem Dietrichsteinschen Archiv in Nikolsburg, den Klosterarchiven Steina bei Nörten und Altzelle und Archiven in Erfurt und Münden entnommen. — Lit. G umfaßt 45 Nummern. Aus der Reichskanzlei stammen die *Litterae et acta caesarea italica* der Jahre 1553—1647 sowie weitere Kopialbücher. Die *Litterae Cardinalis* und *Litterae ad Cardinalem*, die Korrespondenz des Kardinals Franz Dietrichstein und seines Oheims Adam, sind Nikolsburger Beute. Der lateinische Band der Privilegienbücher vom Jahre 1547 gehört ins Böhmisches Kronarchiv, mußte jedoch den Schweden an anderer Stelle in die Hände gefallen sein, da ja das Böhmisches Kronarchiv im St. Veits-Dom unangetastet geblieben ist.

Die Inhaltsangabe⁵⁴ der beiden Consignationen zeigt zur Genüge, daß erstens Nostitz bei seiner Transaktion nicht nur auf Rückgewinnung böhmischer ständischer und kaiserlicher Akten bedacht war, sondern offensichtlich alles Beuteschriftgut nahm, dessen er habhaft werden konnte, und daß

⁵¹ Siehe Anm. 46.

⁵² Koss Archiv 398 f.

⁵³ Prag, Archiv Národního musea [Archiv des Nationalmuseums]. Hs. 945 und 946. — Eine gekürzte Abschrift des Inventars mit bloß den ersten zwei Wörtern der Inhaltsangabe und einer einzigen Jahreszahl Wien HHStA, Kurrent-Akten 21/1752.

⁵⁴ Vgl. auch Koss Archiv 396.

zweitens die 1653 im Stockholmer Reichsarchiv hinterlegte Beute sich kaum im Bereich der Verhandlungen befunden hat. Erskein behielt bloß einen Teil der Nikolsburger Beute und hatte bestimmt in Steina, Altzelle, Erfurt und Münden zu eigenem Gebrauch die „Arcana eingepackt“, die dann falsch nach Schweden dirigiert und durch Nostitz nach Prag gebracht wurden, wo sie nie gewesen waren und auch nicht hingehörten. Bei näherer Betrachtung des in Schweden erworbenen Materials erscheint es mehr als wahrscheinlich, daß Nostitz in Schweden höchstens offiziös, wenn nicht gar nur privatim verhandelt und abgeschlossen und deswegen in seinen offiziellen Gesandtenberichten hiervon keine Erwähnung getan hat, aber von vornherein der Billigung Leopolds I. sicher gewesen war. Als er dann 1712 den vorgeschossenen Betrag von 1000 Speziesdukaten von Amts wegen erstattet haben sollte, mußte amtlich die Krone Schweden figurieren. Daß von seiten der Krone Schweden von dieser Transaktion aktenmäßig keine Notiz genommen worden ist, verstärkt den Eindruck einer privaten Abmachung.

Das unter Leopold I. erwachte und am Anfang des 18. Jahrhunderts konkrete Formen annehmende Interesse an Urkunden im besonderen und Archiven im allgemeinen ließ unter Karl VI. den Plan heranreifen, Urkunden und Akten am Hofe des Kaisers zu sammeln und so ein Universalarchiv als die unerläßliche Rüstkammer eines jeden Monarchen zu errichten, wie ihn der aus Duppau in Nordböhmen gebürtige Christian Julius von Schierendorf in seiner wahrscheinlich 1717 abgefaßten Schrift „Ohnvorgreifliche Reflexiones de archivo domus augustae“ überzeugend und von überraschenden Fachkenntnissen unterbaut entworfen hat⁵⁵. Die unter Maria Theresia vorgenommenen zentralistischen Maßnahmen auf dem Gebiete der Staatsverwaltung und die infolge der Anfechtung der Pragmatischen Sanktion notwendig gewordenen Deduktionen führten zwangsläufig auch zu einer Zentralisierung des Archivwesens. Es lagen gewichtige Gründe dafür vor, daß die Kaiserin mit dieser Zentralisierung den 1702 geborenen Theodor Anton Taulow von Rosenthal betraut hat, der sich in Prag hervorragende archivistische Kenntnisse angeeignet hatte, 1735 nach Wien kam und sich 1749 als Archivar des Geheimen Hausarchivs nach Prag begab, um die Überführung des Böhmischen Kronarchivs nach Wien in die Wege zu leiten.

Ausgehend vom Inventar des Jahres 1719 gliederte Taulow von Rosenthal das Böhmische Kronarchiv in zwei große Gruppen. Die erste Gruppe hatte die Klassifikationen A: Königliche Haussachen, Privatrechte des Landesherrn, B: Documenta mixta, Krone und Königreich in corpore betreffend, C: Privilegien, Reverse u. a., die Stände betreffend. Gemäß Rosenthal sollte von der nach Wien zu überführenden Klassifikation A Prag Abschriften erhalten, sollten B und C in Prag verbleiben und für Wien Abschriften angefertigt werden. Die Kaiserin entschied jedoch, daß auch B nach Wien kommt und Prag Abschriften erhält. In die zweite Gruppe verwies Rosenthal alles übrige, dem Böhmischen Kronarchiv herkunftsmäßig nicht zugehörige

⁵⁵ Ebenda 224.

Material: Acta et scripta feudalia, politica, publica et privata, etiam extranea⁵⁶.

Die in der Consignation F des Inventars von 1719 verzeichneten Schwedischen oder Nostitzischen Urkunden sind bis auf fünf kaiserlich-königliche Haus- und Staatssachen in die zweite Gruppe eingereiht worden. Rosenthal statuierte, daß sie alle nicht aus dem Böhmischem Kronarchiv kommen und nach Wien gehören; die Lehenssachen seien der Böhmischem Hof-Lehensregistratur zu übergeben, Sachen des Reichs und der Reichseinwohner der Reichshofkanzlei. Schließlich sind von den 130 Nummern doch 26 in Prag belassen worden, u. a. die Mähr. Weißkirchen (Hranice) und Drahotuše betreffenden Urkunden des Dietrichsteinschen Archivs, Erfurter Provenienzen und tschechische Privaturkunden⁵⁷. Wenn sich auch die böhmischen Stände nicht so hartnäckig der Auslieferung ihrer Urkunden widersetzen wie die Stände Ungarns, so gab es offensichtlich auch in Prag zum Teil intensive Verhandlungen. Und gerade die 45 Schwedischen oder Nostitzischen Bücher gaben anscheinend Anlaß zu erregten Auseinandersetzungen, bei denen Rosenthal den Herren Ständen klarmachen mußte, daß die Rückzahlung der „4000 fl.“ an den Grafen von Nostitz nicht „ex proprio oder aus ihrem eigenen Säckel, wie man es vor diesem genennet“, der Stände sondern von dem „Cameral Quanto“ geschehen ist. Nur ein einziger Band blieb zurück, Nr. 20: Privilegia Regni Bohemiae et ejus incolas concernentia⁵⁸. Die Litterae et acta caesarea italica sind mit der Handschrift 595 (14 Bände) des Wiener HHSt. Archivs identisch, die Dietrichsteinsche Korrespondenz wurde als Fasz. 15—24 in die „Große Korrespondenz“ aufgenommen⁵⁹.

Die Überführung des Böhmischem Kronarchivs einschließlich der Schwedischen oder Nostitzischen Akten und Bücher, deren Unterbringung in Wien und der einschlägige Schriftwechsel zogen sich mehrere Jahre hin, 1771 hatten die böhmischen Stände noch nicht alle ihnen zugestandenen Abschriften der Klassifikationen A und B⁶⁰.

Taulow von Rosenthal hatte bei „Durchsuchung“ des Böhmischem Kronarchivs in Prag „in Erfahrung gebracht“, daß außer den vom Grafen von Nostitz zurückgebrachten Schriften und Dokumenten „sich annoch mehrere derley Documenta in Schweden befindeten“, weswegen die Kaiserin am 27. Juni 1750 in einer Resolution anbefohlen hat, „dem am schwedischen Hof stehenden Residenten aufzutragen, daß sich derselbe hierüber, und wo etwa derley Schrifftten sich befinden mögten, genau informiren und sodann, wie solche zu überkommen und herauszubringen wären, an die Hand geben solle“⁶¹. Rosenthal vermerkt hierzu⁶²: „Von Stockholm hat man dem Ver-

⁵⁶ Koss: Provenience 192 ff.

⁵⁷ Wien HHStA, Kurrent-Akten 30/1750. — Koss Archiv 199 f.

⁵⁸ Wien HHStA, Kurrent-Akten 30/1750 und 21/1752.

⁵⁹ Groß 290.

⁶⁰ Wien HHStA, Kurrent-Akten 8/1771.

⁶¹ Ebenda 29/1750.

⁶² Ebenda 5/1771.

nehmen nach vor etlichen Jahren die Nachricht gehabt, daß daselbst in gewissen privaten Händen annoch verschiedene zu Prag geraubte Schriften befindlich seyn sollen, wie es vermuthlich theils aus den hiesigen schwedischen Gesandtschaftsrelationen seit dem Jahre 1750, da wegen dergleichen Schriften an den damaligen kaiserl. Residenten von Antivari rescribiert worden bis 1763, da derselbe mit Tod abgegangen, theils aus den dortigen Antivariischen Schriften zu ersehn wird.“ Die genaue Durchsicht der Berichte Antivaris aus Stockholm aus der Zeit seiner dortigen Amtsführung 1761 bis 1763 ergab keinen Hinweis auf Korrespondenzen über nach Schweden verschleppte Archivalien⁶³.

Auch von Prag aus erfolgten Bemühungen, gegebenenfalls noch in Schweden vorhandene böhmische Archivalien zurückzuerhalten. König Gustav III. von Schweden weilte Sommer 1780 zur Kur in Spa und rechnete eine Zeitlang mit der Möglichkeit, daß Kaiser Josef II. seine bevorstehende Reise nach den österreichischen Niederlanden über Spa legen würde, um ihn zu treffen. Der kaiserliche Kammerherr Graf Sternberg war deswegen in Spa. Gleichzeitig mit ihm soll ein böhmischer Gubernialrat dort gewesen sein und Gustav III. um Mitteilung betreffend die noch in Schweden befindlichen böhmischen Dokumente gebeten haben. Der König soll geantwortet haben, er betrachte die Originale als Trophäen seiner tapferen Vorfahren, Abschriften könnten wohl angefertigt werden. In dieser Angelegenheit soll nichts Weiteres veranlaßt worden sein⁶⁴. Josef Dobrovský, dem wir den Hinweis auf Spa verdanken, unternahm im Jahre 1792 eine Reise nach Schweden, aber nur um nach weggeschafften Handschriften zu fahnden.

Im Jahre 1851 weilte der mährische Historiker Beda Dudík in Schweden, um nach böhmischen und mährischen Handschriften und nach Quellen zum Dreißigjährigen Krieg zu forschen⁶⁵. Im Stockholmer Reichsarchiv machte er Aufzeichnungen aus den Akten über des Friedländers Katastrophe und zur Geschichte des Krieges in Böhmen und Mähren, aus den Papieren des Bogislaus Philipp von Chemnitz und aus den Briefen von Johann Amos Comenius, entdeckte jedoch nicht dort noch vorhandene, aus Böhmen und Mähren weggeführte Archivalien, was um so auffallender ist, als er den Archivar Carl Styffe als Berater hatte, der einer der besten Kenner des Reichsarchivs gewesen ist. Dieser machte Dudík erst nach dessen Abreise auf das Verzeichnis des Nikolsburger Archivs aufmerksam⁶⁶.

Um Quellenunterlagen für eine Copernicus-Biographie zu ermitteln und zu sammeln, befand sich der Thorner Historiker L. Prowe 1852 in Schweden.

⁶³ Freundliche Mitteilung des HHStA Wien, 31. 1. 1966.

⁶⁴ Dobrowsky 127. — Stålhane, Henning: Gustaf III:s resa till Spa 1780 [Gustafs III. Reise nach Spa 1780]. Stockholm 1939, der S. 139 die geplante Begegnung mit Josef II. anführt, erwähnt mit keinem Wort die Intervention des böhmischen Gubernialrats.

⁶⁵ Vgl. Dudík: Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte.

⁶⁶ Siehe Anm. 4.

Der Vierte Theil seiner Aufzeichnungen⁶⁷ ist dem „Axel Oxenstierna's Archiv“ gewidmet. Dieses Archiv befand sich auf Schloß Tidö, gelangte 1848 durch Kauf in den Besitz des Staates und bildete 1852 noch einen besonderen Teil des Reichsarchivs. Leider wurde es nachher nach Betreffsgrundsätzen mit den übrigen Beständen des Reichsarchivs „systematisch“ vereinigt, so daß es heute nicht möglich ist, die von Prowe angeführten Archivalien herkunftsmäßig zu eruieren. Vieles, wobei man systematisch in Verlegenheit war, landete in dem Sammelbestand Biografica. Prowe zitiert begreiflicherweise hauptsächlich preußische und polnische Akten, aber u. a. auch Familienpapiere des Erzherzogs Karl, des Vaters Kaiser Ferdinands II., die wohl Prager Beutegut gewesen sein können.

Auf Grund von Verhandlungen zwischen dem Wiener Außenministerium und der schwedischen Regierung sind 21 Handschriften der Kriegsbeute 1878 in ihre böhmisch-mährische Heimat zurückgekehrt⁶⁸. In den folgenden Jahrzehnten sind immer wieder die im Dreißigjährigen Krieg nach Schweden gelangten Handschriften und Drucke von böhmischer und mährischer Seite wissenschaftlich beachtet und gewürdigt worden, aber die im Stockholmer Reichsarchiv liegenden Reste⁶⁹ der Archivalienbeute von 1648 sind bislang so gut wie unbeachtet geblieben.

Der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie in Nationalstaaten zeitigte als eine der vielen Folgen auch eine Rückführung von im 18. Jahrhundert nach Wien in die zentralen Archive tradierten Archivalien an die provenienzmäßig zuständigen Verwahrungsorte. Am 21. Dezember 1920 fand der Transport von 2082 Urkunden nach Prag statt, wo sie im Böhmisches Landesarchiv eine neue Bleibe erhielten. Unter diesen Urkunden waren auch 48 der Schwedischen oder Nostitzischen Dokumente, Consignation F, die so zu den 1750 in Prag verbliebenen wiederum hinzukamen⁷⁰. Von den nach Wien tradierten Schwedischen oder Nostitzischen Büchern, Consignation G, ist 1923 bloß die Dietrichsteinsche Korrespondenz an die Tschechoslowakei rückgeliefert worden⁷¹.

Beinahe hätte sich die eine oder andere Urkunde der Schwedischen oder Nostitzischen Dokumente nochmals auf die Wanderschaft begeben müssen, als durch die Errichtung des Protektorates Böhmen-Mähren eine neuerliche Extradierung von Archivalien aktuell wurde, diesmal aus den Prager Zentralarchiven. Von 1940 an war eine Archivkommission mit einschlägigen Arbeiten beschäftigt. Wegen der fortschreitend angespannteren Kriegslage kam man über Vorbereitungen nicht hinaus, die schließlich 1945 vollständig gegenstandslos geworden sind.

⁶⁷ Prowe, L.: Mittheilungen aus schwedischen Archiven und Bibliotheken. Berlin 1853, S. 36 ff.

⁶⁸ Schieche 140.

⁶⁹ Siehe Abschnitt IV.

⁷⁰ Koss Archiv 273 und 275 ff.: *Conspectus litterarum archivi coronae regni Bohemiae, de quibus in hoc tomo mentio fit*, mit Angabe der Nummern der Consignation F.

⁷¹ Groß 290.

III

Der 1656 verstorbene Alexander Erskine hinterließ die Witwe Lucia Christina geb. von Wartensleben, die Söhne Alexander und Karl Gustav und vier Töchter. Bei Aufteilung des Nachlasses übernahmen die Söhne Bibliothek und Archiv in Schwinge und fanden die Schwestern mit einer Hypothek von 10 000 Reichstalern ab. Am 20. April 1667 richtete die Stockholmer Regierung Schreiben an die Erksinschen Erben und an den Präsidenten beim Bremischen Etat in Stade, Schweder Dietrich Kleihe, in Sachen von Erksins „gar selecte Bibliotec“, die man käuflich erwerben möchte, um mit ihr Stockholms Kgl. Bibliothek „aufzufüllen“. Kleihe möge, um eine billige „Erstattung“ zu erzielen, vorher mit dem Bibliothekar in Schwinge, Cipingius, als Vermittler verhandeln, den bei Kaufabschluß unter günstigen Gehaltsbedingungen für die Kgl. Bibliothek zu übernehmen man bereit ist. Kleihe möge auch ernstlich darauf bedacht sein, daß von den Büchern nichts verlorengelasse, da man in Stockholm „große Begierde“ habe, die ganze Bibliothek zu erwerben⁷².

Am 6. Juli 1667 richteten die Söhne Erksins ihre Antwort an die Stockholmer Regierung⁷³. Die Bibliothek ihres Vaters sei nicht so auserlesen und so beschaffen, wie die Stockholmer Regierung vermeint, sie sei vielmehr „zufällig erkauffet undt beysammen gebracht worden“. Präsident Kleihe sei ein Katalog der Bücher überreicht worden, als Kaufpreis werden die 10 000 Reichstaler namhaft gemacht, mit denen die Brüder wegen der Übernahme der Bibliothek ihre vier Schwestern abfinden mußten.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß der Katalog, den Präsident Kleihe von den Söhnen Erksins erhalten und nach Stockholm weitergereicht hat, mit dem Verzeichnis der in Schwinge befindlichen Bücher, Handschriften und Akten identisch ist, das heute in der Stockholmer Kgl. Bibliothek verwahrt wird⁷⁴. Es ist durchaus möglich, daß Christian Ravius um die Sammlungen in Schwinge gewußt, vielleicht sogar gemeinsam mit Cipingius und anderen das Verzeichnis abgefaßt und bei der Stockholmer Regierung den Kauf der Bücher für die Kgl. Bibliothek angeregt hat. Für diese Annahme sprechen die Einbeziehung des Cipingius, der von der Stockholmer Regierung als Vermittler und eventuell zu übernehmender Bibliothekar in Erwägung gezogen wird, sowie der Umstand, daß ausschließlich von den Büchern die Rede ist und nicht auch von den Akten, die für Ravius weniger begehrenswert gewesen sind.

Der Kauf ist nicht zustande gekommen. Der Preis war wohl reichlich hoch, und ein Studium des Katalogs dürfte ergeben haben, daß Alexander Erksins zufällig zusammengebrachte Bibliothek nicht so „selecte“ ist, wie man ursprünglich angenommen hatte. Es hat jedoch den Anschein, als ob nicht gleich alle Bemühungen aussichtslos waren, die Bibliothek als Ganzes

⁷² RA Stlm, Riksregistraturet 1667, Bl. 647 und 648, April 20.

⁷³ Ebenda, Bremensia Vol. 54.

⁷⁴ U 302; siehe Anm. 44.

in Schweden zu veräußern, denn noch am 12. April 1682 schrieb Alexander an seinen Bruder Karl Gustav von Stockholm aus, in Sachen Bibliothek nichts Positives abzuschließen, ohne ihn vorher davon in Kenntnis gesetzt zu haben, „pour certaine pensée que j'ay là dessus“⁷⁵. Trotzdem waren die Brüder bereits Ende des gleichen Jahres entschlossen, die Bücher auf dem offenen Markt loszuwerden. Einem von Karl Gustav am 4. November 1682 geschriebenen Promemoria ist zu entnehmen, daß ein Katalog der Bibliothek in 200 Exemplaren auf Druckpapier und 20—25 Exemplaren auf Schreibpapier gedruckt werden soll⁷⁶. Der 1683 bei Hermann Brauer in Bremen erschienene Katalog⁷⁷ enthielt im Gegensatz zu dem Stockholmer Verzeichnis bloß die Bücher und nicht die Handschriften und die Akten⁷⁸. Die Bibliothek war wohl zu diesem Zweck nach Bremen verbracht worden, denn es ist eine Rechnung über den Transport der Bibliothek in „21 Kasten“ von Bremen über Buxtehude nach Hamburg erhalten⁷⁹. In den Monaten Mai und Juni des Jahres 1684 wurde die Bibliothek in Hamburg versteigert⁸⁰.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß wie Alexander Erskeins Bücher so auch seine Urkunden, Akten und Handschriften bis in den Anfang der 1680er Jahre auf Schloß Schwinge verblieben sind und kaum Einbußen erlitten haben. Dagegen muß vieles seinem Dienstarchiv bei der schwedischen Verwaltung in Stade entnommen worden sein, als in den Jahren 1676—80 der kurzen lüneburgischen Besitznahme die cellische Regierung das Archiv in Stade sichten und für Braunschweig-Lüneburg wichtiges Material nach Celle bringen ließ⁸¹.

Der kaiserliche Resident in Hamburg, Johann Dietrich von Rondeck, berichtete am 24. Dezember 1681 nach Wien⁸², daß der schwedische Kämmerer und Oberstleutnant Karl Gustav Baron Erskine ihm am Tage vorher zu „verstehen gegeben“ habe, „wie in seines verstorbenen Vaters hinterlassenen

⁷⁵ Kgl. Bibl. Stockholm, Autografsamling Erskine.

⁷⁶ RA Sthlm, E 3589.

⁷⁷ Titelblatt in RA Sthlm, Biografica E 15. Der langatmige Titel informiert über den Inhalt der Bücher: *Bibliotheca instructissima libris undique selectissimis theologicis, juridicis, medicis, philosophicis, philologicis, hebraeis, graecis, latinis, germanicis variisque peregrini idiomatis celeberrimorum per universam Europam, qua ad humanitatem eruditur, virorum incomparabili studio ac sumtibus permagnis viri . . . Alexandri liberi bar. ab Erskin serie plurimum annorum collecta atque pro varietate argumenti in quinque classes distributa, alphabeti ordine ubivis servato.*

⁷⁸ Almquist, Joh. Ax.: *Sveriges bibliografiska litteratur*. Bd. 2. Stockholm 1906—1911, S. 377, Nr. 4232: ein Exemplar in der Bibliothek in Dresden. Freundliche Mitteilung vom 27. Februar 1967 der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden: Der Katalog des Baron Erskin, Signatur Bibl. priv. 79, 1, gehört seit 1945 zu unseren Kriegsverlusten.

⁷⁹ RA Sthlm, Biografica E 15.

⁸⁰ Ebenda E 3589.

⁸¹ Bär, Max: *Geschichte des königlichen Staatsarchivs zu Hannover*. Mitteilungen der k. preußischen Archivverwaltung 2 (1900) 45 f.

⁸² Wien HHStA, Kurrent-Akten 29/1750.

Bibliothek ein und andre sonderbare Manuscripta vorhanden, welche er für drey tausend Reichsthaler abzustehen wohl gesinnet wäre“, und ihm eine einschlägige Specifikation überreicht habe. Da Rondeck der Ansicht war, daß „gedachte Manuscripta und Sachen zweifelsohne von nicht geringer Consideration und vielleicht E. Kaiserl. Maj:t nicht unanständig seyn möchten“, reichte er die Specifikation weiter und bat um Resolution, „welche gedachter Baron desto eher verlanget, weil derselbe im Februario nacher Schweden zu reisen vorhabens ist, auch seinem Bericht nach die Königin Christina zu diesen Manuscriptis wohl Belieben tragen möchte“⁸³.

Die Specificatio quorundam manuscriptorum hat 12 Nummern, von denen die ersten acht Prager und Nikolsburger Beute sind. Nr. 1: Litterae et acta caesarea italica, 1553—1647, 14 sehr dicke Bände; Nr. 2: Noch ein Großgebund italienische Sache; Nr. 3: Litterae cardinalis de Dietrichstein in originali, 1571—1656 [!], acht dicke Bände; Nr. 4: Österreichische, hungarische und böhmische Sachen und Urkunden, 4 große Bände; Nr. 5: Statuta und Landesordnung des Marggrafthums Mähren; Nr. 6: Allerhand Reichssachen und Verträge, 6 sehr dicke Bände; Nr. 7: Allerhand alte kaiserl. Privilegia und Nobilitationes, wie auch Instructiones, Vorschriften u. dgl., 2 Bände; Nr. 8: Kaiserl. Cammergerichtsformular, 1 Band. — Hinzugefügt ist eine „Designation allerhand auf Pergamen geschriebener Originalurkunden, abgetheilet in vier Theile“, im ganzen 120 Nummern. Jede Nummer der ersten drei Teile hat ein ausführliches Regest mit Angabe von Ort und Zeit. Am Ende der Designation ist vermerkt: „Rubricirt und numerirt den 22:t. Decembr. a:o 1680 Johann Erich Witteneben“⁸⁴. Die Nummern 50—88 des dritten Teils sind „allerhand lateinische und teutsche Urkunden in Privilegiis, Obligationibus, Pactis dotalibus, Instrumentis notariorum und andren Sachen bestehend“ und sind zum größten Teil Prager Herkunft. Die Nummern des vierten Teils sind nicht regestiert, da heißt es bloß: „Hat in sich allerhand unleserliche in pohnisch- oder böhmischer Sprache beschriebene Schriften und alte Documenta und Urkunden, bestehend in N:is 89 usque 120.“ Ohne Zweifel desgleichen sudetenländische Provenienz.

Am 21. Februar 1682 erfolgte auf Karl Gustav Erskeins Anerbieten, „unterschiedliche Bücher, Manuscripta und Originalia das Königreich Böhme betreffend laut Specifikation gegen 3000 Rth. zu extradiren“, folgende kaiserliche Resolution⁸⁵: „Wenn dann diese Documenta vermuthlich durch den schwedischen Einfall zu Prag a:o 1644 [!] weggekommen seyn mögen, welche hernach bey den fürgewesten Friedenstractaten 1648 wiederum billig

⁸³ Königin Christina, die nach ihrer Thronentsagung 1654 bloß 1660—61 und 1667 in Schweden weilte, um ihre wirtschaftlichen Interessen zu überwachen, hatte dort Beauftragte, die ihre Interessen und Wünsche wahrnahmen; vielleicht sollten diesen die Akten angeboten werden. Christinas „Belieben“ kann aber auch nur ein Vorwand gewesen sein, um Wiens Kaufbereitschaft anzueifern.

⁸⁴ In Kurrent-Akten 29/1750 ist nicht das Original sondern nur eine Abschrift der Designation Johann Erich Wittenebens überliefert, der wohl Bibliothekar und Archivar auf Schloß Schwinge gewesen ist.

⁸⁵ Kurrent-Akten 29/1750.

hätten herzugebracht werden sollen, nun aber dem H:n Baron Eßkhin vielleicht an solchen Schriften wenig gelegen seyn wird, als wolle der Herr [sc. von Rondeck] auf allergnädigsten Befehl mit ihm H:n Baron Eßkhin, um solche zu überkommen, gegen einer Discretion etwa von 4 bis 500 Rth. bestmöglichst tractiren.“

Wien gab sehr deutlich zu verstehen, daß Alexander Erskein die nun angebotenen Akten entsprechend den Bestimmungen der Nürnberger Friedensexekution⁸⁶ hätte zurückstellen sollen, sie also widerrechtlich behalten hat. Deswegen käme ein käuflicher Erwerb nicht in Frage; wenn jedoch Erskeins Sohn an den Akten „wenig gelegen“ sei, könnten sie übernommen werden, allerdings bloß gegen eine „Discretion“, nie gegen eine Kaufsumme. Drei Jahre nach diesem Briefwechsel, der keine praktischen Folgen gezeitigt hat, wurde Johann Anton Nostitz kaiserlicher Gesandter in Stockholm und begann dort nach weggeführten böhmischen Archivalien Ausschau zu halten. Für ihn war es offenbar belanglos, ob das in Schweden entdeckte Schriftgut hätte restituiert werden sollen, denn sonst hätte er kaum den erheblichen Erlös von 1000 Dukaten geboten. Es nimmt wunder, daß Nostitz diesen Erlös mit Leopolds I. „gnädigster Genehmigung“ ausgelegt hat, im Unterschied zu Wiens versteifter Einstellung gegenüber Karl Gustavs Angebot. Es wird wohl so gewesen sein, daß Nostitz das Geschäft mit einflußreichen Personen abgeschlossen hat, die zu verärgern politische Weiterungen hätte nach sich ziehen können, und daß Nostitz das käuflich zu erwerbende Schriftgut hat sehen und einschätzen können, während man bei Erskeins Angebot auf ein Verzeichnis angewiesen war.

Späterer Forschung muß die Klärung dessen überlassen bleiben, wie, wann und in welchem Umfang die von Alexander Erskein privat gesammelten Archivalien ein Teil des Regierungsarchivs in Stade geworden und mit dessen dortigem Dienstarchiv mehr oder weniger vereint worden sind. Es ist als sicher anzunehmen, daß die Söhne Erskeins nach dem mißlungenen Kontakt mit dem kaiserlichen Residenten von Rondeck mehrere Versuche unternommen haben, um Material einzeln zu veräußern oder zu versteigern, und daß sie Erfolg gehabt haben mußten, denn sonst fände das Auftauchen so vieler Schwinger Archivalien in Antiquariaten und bei Auktionen des 19. Jahrhunderts kaum eine Erklärung. Die Erskeinschen Archivbestände blieben bis auf weiteres in Stade, wurden in den 1860er Jahren geordnet und 1870 in das Staatsarchiv Hannover überführt⁸⁷. Dort bekamen sie als „Erskeinsche Sammlung“ die Designation Calenberg Br. 32 und als „Kgl. Schwedisches Archiv“ die Designation Celle Br. 105a⁸⁸. Das Kaiserhaus und die österreichischen Erblände betreffendes Schriftgut wurde ausgesondert und 1874 im Tauschweg an das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien extra-

⁸⁶ Siehe Anm. 29.

⁸⁷ Bär: Geschichte d. kgl. Staatsarchivs zu Hannover 48 f.

⁸⁸ Bär, Max: Übersicht über die Bestände des k. Staatsarchivs zu Hannover. Mittheilungen der k. preußischen Archivverwaltung 3 (1900) 41 und 52. — Weise 91.

diert⁸⁹. Die „Erskeinsche Sammlung“ wurde 1961 mit zugehörigem Repertorium an das Niedersächsische Staatsarchiv in Stade abgegeben und bildet dort jetzt die Repositur 32: Erskeinsche Sammlung (Stader Reichsarchiv), 1431—1655⁹⁰.

Das Stockholmer Reichsarchiv kaufte 1882 vom Antiquariat J. Baer in Frankfurt (Main) Erskein-Akten und vervollständigte diese durch Käufe in den Jahren bis 1921⁹¹ zu der Erskeinska samling, Sign. E 3586—3589. Die Erskein-Papiere in der Autografsamling der Stockholmer Kgl. Bibliothek wurden 1925 von Karl von Hohenlocher in Berlin gekauft⁹². Die Provinzial-Bibliothek in Hannover verwahrt einige Handschriften, die einst in Alexander Erskeins Besitz gewesen sein dürften, ohne Zweifel ist dies bei Nr. 721 der Fall, der Korrespondenz des Kardinals Franz von Dietrichstein aus den Jahren 1605—1633⁹³. So dürften wohl von Bibliotheken, Archiven und Privatpersonen auf dem öffentlichen Markt Archivalien erworben worden sein und noch erworben werden, ohne zu wissen und zu ahnen, daß sie einst von Alexander Erskein mitgenommen und von seinen Söhnen verkauft, wenn nicht gar verschleudert worden sind oder neuerdings auf unrechtmäßige Weise den Besitzer gewechselt haben.

IV

Unter Signatur Extranea 195 wird im Stockholmer Reichsarchiv ein Rest der in Schweden verbliebenen Prager Archivalienbeute verwahrt, der ohne Zweifel ein Teil des Privatarchivs Kaiser Ferdinands III. gewesen ist. Die folgende Übersicht will auf diesen Bestand lediglich aufmerksam machen, jedoch nicht als Repertorium erachtet werden.

- 1 Kaiser Ferdinands II. Witwe Eleonora von Mantua
an ihren Sohn Kaiser Ferdinand III.

30 Briefe italienisch und eigenhändig, ein Fragment

- | | | |
|------|---------------------|------------|
| 1— 6 | 1647 Juli — August, | Schönbrunn |
| 7—30 | 1647 Sept.—Dez., | Wien |

- 2 Erzherzog und Bischof Leopold Wilhelm
an seinen Bruder Kaiser Ferdinand III.

102 Briefe deutsch, z. T. chiffriert, und eigenhändig, drei davon Fragmente;
ein Brief kanzleimäßig, bloß eigenhändig unterzeichnet

⁸⁹ Koss Archiv 204 f. Die einschlägigen Übernahmeverzeichnisse 230—233, 239 und 240 des HHStA sind nicht durchgearbeitet worden, auch wurde nicht untersucht, ob einige Stücke nach dem Ersten Weltkrieg an die Tschechoslowakei ausgeliefert worden sind.

⁹⁰ Weise 247.

⁹¹ Brulin 107.

⁹² Über Hohenlochers Versteigerung und Verkauf gestohlener Archivalien vgl. Archival. Zeitschr. 36 (1926) 181 ff.

⁹³ Bodemann, E.: Die Handschriften der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Hannover. Hannover 1867.

- | | | |
|--------|-------------------------------|-----------------|
| 1— 15 | 1644 Febr.— März, | Wien und Bayern |
| 16— 50 | 1644 April — Okt., | Niederlande |
| 51— 90 | 1646 Febr.— Mai, | Oberpfalz |
| 91—103 | 1646 Juni — Aug., Nov., Dez., | Bayern |

3 Kurfürstin Maria Anna von Bayern
an ihren Bruder Kaiser Ferdinand III.

40 Briefe deutsch und eigenhändig

- | | | |
|-------|--------------------|-------------|
| 1— 2 | 1646 Nov.— Dez., | Wasserburg |
| 3— 8 | 1647 Febr.— April, | Wasserburg |
| 9—19 | 1647 Mai — Sept., | München |
| 20—27 | 1647 Sept.— Okt., | Schleißheim |
| 28—37 | 1647 Nov.— Dez., | München |
| 39—40 | 1648 Jan., | München |

4 König Ferdinand IV.
an seinen Vater Kaiser Ferdinand III.

- | | | | |
|---------------|-----------|--------------|-------------|
| 1646 Juli 19, | ohne Ort, | italienisch, | eigenhändig |
| 1647 Dez. 21, | Wien, | lateinisch, | eigenhändig |
| 1648 Jan. 4, | Wien, | lateinisch, | eigenhändig |

5 (Kaiser) Leopold (I.)
an seinen Vater Kaiser Ferdinand III.

- 1647 Dez. 20, Wien, deutsch, eigenhändig

6 (Königin) Maria Anna (von Spanien)
an ihren Vater Kaiser Ferdinand III.

11 Briefe eigenhändig

- | | | | |
|------|------------------|------------|------------|
| 1 | 1646 März 22, | Graz, | lateinisch |
| 2—5 | 1646 Mai — Juli, | Graz, | deutsch |
| 6 | 1646 Dez. 18, | Wien, | deutsch |
| 7 | 1647 Aug. 10, | Wien, | deutsch |
| 8 | 1647 Sept. 28, | Ebersdorf, | spanisch |
| 9—10 | 1647 Dezember, | Wien, | spanisch |
| 11 | Fragment, | | deutsch |

7 König Philipp IV. von Spanien
an (seinen Schwager) Kaiser Ferdinand III.

4 Briefe spanisch und eigenhändig

- | | |
|----------------|-----------|
| 1646 Juni 13, | Saragossa |
| 1646 Nov. 12, | Saragossa |
| 1647 Febr. 10, | Madrid |
| 1647 Juli, | Madrid |

8 Herzog [Nicolaus Franciscus] von Lothringen
an Kaiser Ferdinand III.

- 1647 Dez. 22, Wien, eigenhändig und italienisch

9 [Herzog] Francesco Piccolomini
an Kaiser Ferdinand III.

11 Briefe eigenhändig und italienisch, Florenz, ein Fragment

1— 6 1646 Jan.—April

7— 8 1646 September

9—11 1647 Oktober

10

[Fürst] Sigismund Karl [von] Radzivil an Kaiser Ferdinand III.

ein Brief, undatiert, ohne Ort, italienisch

eine Condesa de Coruña an Kaiser Ferdinand III.

Wien, 1647 Nov. 6, spanisch

eine Dame Clara an eine Señora, 1647 Jan. 11, spanisch

11

Gedichte und Texte zu Liedern, Canzonen, Sonetten, Madrigalen und Musikdramen in italienischer Sprache

italienisches Huldigungsgedicht des Antonio Abate an Kaiser Ferdinand III.

lateinisches Huldigungsgedicht für Kaiser Ferdinand III.

italienisches Konzept

spanisches Konzept, Saragossa, 1646 Juni 13

Designatio sacrorum pro augustissima imperatrice Maria Pragae lectorum.

(Im ganzen 1460 Messen, Kaiserin Maria Anna starb 1646.)

DIE PFARRKIRCHE ST. PETER UND PAUL IN KRALOWITZ (KRALOVICE BEI PLASS)

Von Klaus Merten

Die Stadt Kralowitz, 35 Kilometer nördlich von Pilsen gelegen, zeichnet sich durch einen höchst bemerkenswerten Kirchenbau aus, ein Bauwerk aus der Zeit zwischen Gotik und Barock, das von der Forschung — der tschechischen wie der deutschen — bisher fast unbeachtet geblieben ist, nichtsdestoweniger aber einer etwas eingehenderen Betrachtung würdig ist. In dem sehr guten böhmischen Inventar aus der Zeit der Monarchie ist dieser Bau in dem Bande Kravolice von 1912 zum ersten und auch beinahe letzten Male veröffentlicht worden¹. In späterer deutschsprachiger Literatur geschieht seiner höchst selten Erwähnung², in der tschechischen Literatur wird er zuletzt in Samánková's Buch „Architektura české renesance“ sehr kurz und mit nur zwei wenig aufschlußreichen Abbildungen abgehandelt, ohne daß auf die Bedeutung des Bauwerks näher eingegangen wird³. Dieses Schicksal teilt die Kralowitzer Kirche mit den meisten anderen Kirchenbauten der Epoche zwischen 1570 und 1620 in Böhmen.

Der Ort Kralowitz, 1547 zur Stadt erhoben⁴, gehörte seit dem Jahre 1539 zur Hälfte zu den Gütern des einige Jahre früher aus Tirol in Böhmen eingewanderten Herrn Florian Griesbeck von Griesbach⁵, der in König Ferdinands Diensten stand und seit 1532 Sekretär, seit 1538 Rat der böhmischen Kammer in Prag war⁶. Als königlicher Kammerrat führte Florian von Griesbeck die Aufsicht über alle Bauten Ferdinands in Böhmen und in der Hauptstadt Prag⁷.

Im Jahre 1575 ließ Florian von Griesbeck die damals seit zehn Jahren protestantischem Gottesdienst eingeräumte gotische Pfarrkirche St. Peter und

¹ Podlaha, Antonín: Soutpis památek historických a uměleckých v politickém okresu kralovickém [Verzeichnis der historischen und künstlerischen Denkmäler im politischen Bezirk Kralowitz]. Prag 1912, S. 53—70.

² Kirschbaum, Engelbert: Deutsche Nachgotik. Augsburg 1930, S. 62 und 109 f.

³ Samánková, Eva: Architektura české renesance [Die Architektur der tschechischen Renaissance]. Prag 1961, S. 30, 32, 119, Abb. 49, 50.

⁴ Appel, Karel: Návšteva u Griespeku v Kralovicích [Besuch bei Griesbeck in Kralowitz]. Květy 8, Heft 16 (1886) 342.

⁵ Griesbach, Hermann: Die Genealogie der Familie Griesbach und von Griesbach. Gießen 1929, S. 58.

⁶ Ebenda 58.

⁷ Köpl, Karl: Urkunden, Acten, Regesten und Inventare aus dem k. k. Statthalterciarchiv in Prag. Jahrbuch der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 10 (1889) LXX, Reg. 5959; LXXVI, Reg. 5997.

Paul⁸ bis auf den Turm, den Mauerkranz des Chores und kleine Teile der Langhausmauern abbrechen und durch einen Neubau ersetzen, der im Jahre 1581 vollendet war⁹. Da es auf Florian von Griesbecks Residenz Schloß Kaceřov, zu dessen Herrschaft Kralowitz gehörte, keine Schloßkirche gab, erfüllte die Kralowitzer Pfarrkirche auch diese Funktion und diente zugleich mit einer großen Grabkapelle und Gruft als Grablege für die herrschaftliche Familie.

Über Einzelheiten des Bauvorganges sind wir ebensowenig unterrichtet wie über den Architekten der Kirche.

Baubeschreibung

Vom mittelalterlichen Bau der Kralowitzer Kirche — einem, den Fensterleibungen nach zu schließen, wohl ursprünglich unverputzten Backsteinbau, blieb der einjochige, in fünf Seiten des Achtecks geschlossene Chor mit dem nordwestlich daran anschließenden Turm im Mauerwerk erhalten. Diesen vom älteren Bau übernommenen Teilen wurde im Westen ein breites sechsjochiges Langhaus angefügt, ein in seinen vier westlichen Jochen von Emporen umzogener Wandpfeilersaal; die Wandpfeiler des Langhauses werden in den beiden Ostjochen an der Südseite von der großen, im Grundriß quadratischen Grabkapelle der Griesbecks aufgesogen, an der Nordseite springt in sehr häßlicher Weise der Turm in das Langhaus herein, da die Südseite des Turms mit der Nordwand des eingezogenen Chores fluchtet.

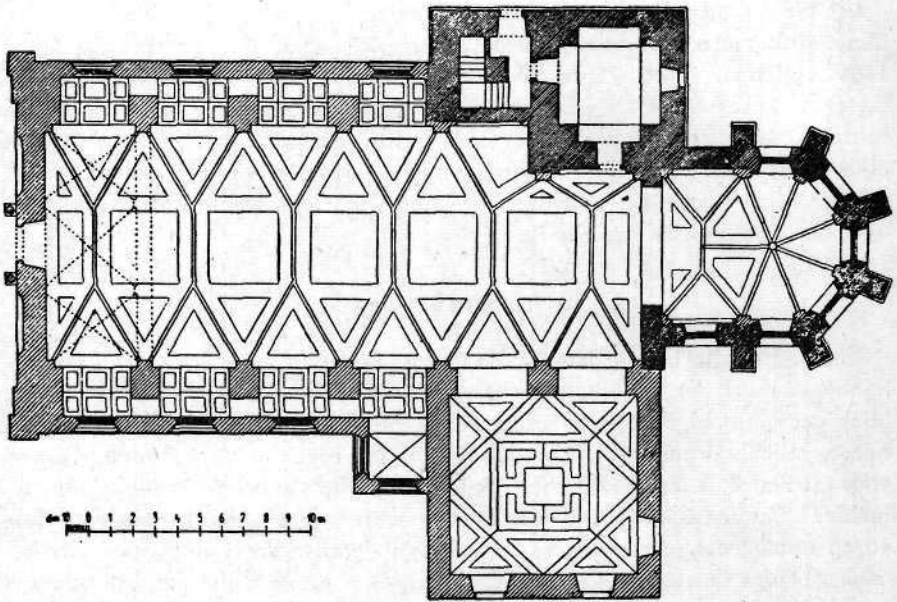
Toskanische Kolossalpilaster gliedern die Stirnseiten der Wandpfeiler, zwischen denen eine Empore über Rundbogenarkaden eingespannt ist; diese Rundbogenarkaden sind an der Nord- und Südseite allerdings auf Blendarkaden reduziert, da die früher so erwünschten, nunmehr aber in der protestantischen Kirche nicht mehr benötigten Kapellen sich hier in Kralowitz als große rundbogige Halbkreisnischen nach außen öffnen. Die über diesen Nischen befindlichen Emporenjoch tragen kassettierte Halbkreistonnen, die mit großen Stichkappen in die Korbbogentonne einschneiden, die das Schiff überwölbt und durch breite, rahmende Rippen in große kassettenähnliche Felder eingeteilt wird¹⁰. Das Emporengeschoß öffnet sich nach außen in jedem Joch in einem großen, zweiteiligen, spitzbogigen Maßwerkfenster, dem einzigen Zugeständnis an die sonst übliche gotisierende Kirchenarchitektur der Zeit, das sich am Langhaus der Kralowitzer Kirche findet.

Ebenso ungotisch wie der beschriebene Wandpfeilersaal selbst ist auch seine Westfassade. Eine Kolossalordnung von abgestuften toskanischen Pilastern gliedert die Fassade in drei Achsen, die mit dem ebenfalls toskanischen Säulenportal und dem Kreisfenster in der Mitte, den flachen Rundbogennischen

⁸ Podlaha, Antonín: Posvátná místa království českého [Heilige Orte im Königreich Böhmen]. Reihe 1. Erzdiözese Prag, Teil 3. Prag 1909, S. 14.

⁹ Appel 342. — Podlaha: Soupis 53. — Schaller, Jaroslav: Topographie des Königreichs Böhmen 1, Rakonitzer Kreis. Prag 1785, S. 156. — Sommer, Johann Gottfried: Das Königreich Böhmen 6, Pilsner Kreis. Prag 1838, S. 319.

¹⁰ Bei Kirschbaum 62 wird das Gotisierende dieser Rippen wohl etwas überbewertet.



Kralowitz, Pfarrkirche, Grundriß

und den Rechteckfeldern an den Seiten und in der oberen Zone sehr streng gegliedert sind, ohne die geringste Spur von nordisch-krauser, mitteleuropäischer „Renaissance“.

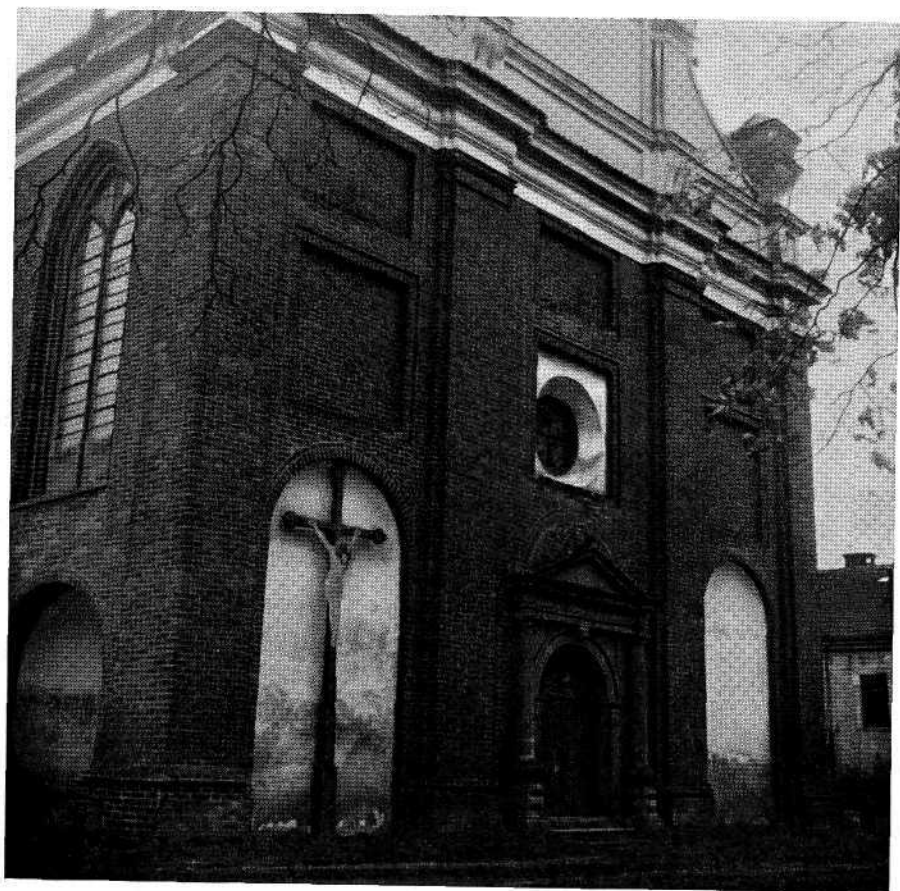
Der Giebel — ein mittleres pilastergerahmtes Rechteckfeld mit Anschwüngen, bekrönt von einem trapezförmigen Feld — ist dann allerdings über den Pilastern und der Mitte mit merkwürdigen Balustern besetzt, die als einziges an dieser hier ganz fremdartigen Fassade offensichtlich böhmischer Herkunft sind, an Kirchenfassaden aber höchst selten auftreten.

Das Langhaus ist — wie wohl auch der mittelalterliche Vorgängerbau — ganz in von jeher unverputztem Backstein errichtet¹¹, ein absoluter Einzelfall in dieser Gegend, die in weitem Umkreis keinen zweiten Bau dieser Art aufzuweisen hat¹². Der Giebel, die Griesbecksche Grabkapelle und die mittelalterlichen Bauteile sind verputzt und — bis auf den Giebel — mit einer Sgraffitoquaderung überzogen, die, wie die Giebelbaluster an böhmischen Palastbauten der Zeit gang und gäbe, an Kirchenbauten aber recht ungewöhnlich ist¹³.

¹¹ Appel 342.

¹² Die nächsten größeren backsteingotischen Kirchenbauten stehen in Niederbayern, in Budweis und Königgrätz.

¹³ Sonst nur an in Schloßbauten einbezogenen Kirchen oder Kapellen anzutreffen, wie zum Beispiel an der Kapelle des Schlosses Leitomischl, erbaut von den Brüdern Giovanni Battista und Ulrich Austalis 1568—73, geweiht 1577, mit Sgraffito und Balustern.



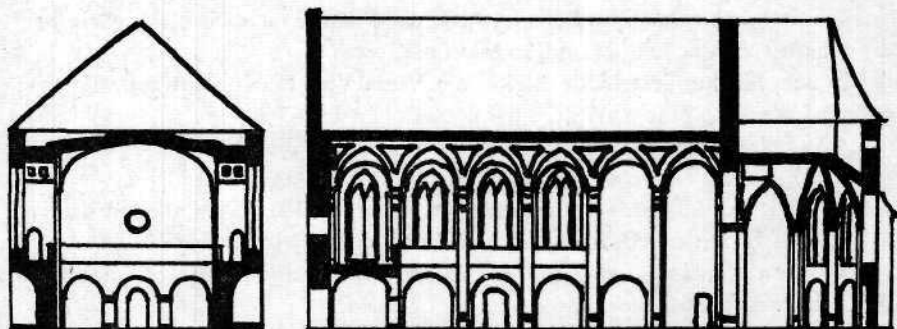
Kralowitz, Pfarrkirche, Westfassade

Foto: Matyášová, Prag



Kralowitz, Pfarrkirche, Langhaus nach Westen

Foto: Akademie der Wissenschaften, Kunstgeschichtliches Institut, Prag



Kralowitz, Pfarrkirche, Aufrisse

Die Wandpfeilerkirche

St. Peter und Paul in Kralowitz ist die erste freistehende nachmittelalterliche Wandpfeilerkirche im damaligen Deutschen Reich. Es soll darum der Versuch unternommen werden, eine historische Ableitung dieses Erstlingsbaues eines für die spätere barocke Kirchenarchitektur so hochbedeutenden Bautypus zu finden¹⁴.

Eine 1575 erbaute Wandpfeilerkirche vertritt keineswegs einen völlig neuen Bautypus; die Wandpfeilerkirchen der Spätgotik sind hinlänglich bekannt, gerade im weiteren Umkreis von Kralowitz finden sich bedeutende Beispiele dieser Gattung: in Amberg, Annaberg und Brüx. Im zweiten und dritten Viertel des 16. Jahrhunderts entstehen — wiederum nicht allzuweit von Kralowitz entfernt — Kirchenbauten dieses Typus innerhalb der Schlösser von Torgau, Dresden und Augustusburg in Sachsen, die Florian von Griesbeck auf seinen verschiedenen Reisen nach Sachsen sicher kennengelernt hatte¹⁵. Es handelt sich in den genannten Fällen zwar um keine selbständigen Kirchenbauten, sondern um Schloßkirchen, die dritte dieser Kirchen aber, die von Augustusburg (vollendet 1571), ist in ihrer völlig ungotischen Struktur — einem tonnengewölbten Saal mit einem Emporengeschoß — durchaus als Verbindungsglied zwischen den gotisierenden Vorgängerbauten und dem Kralowitzer Langhaus anzusehen. Eingepfercht in schmale, hohe Schloßflügel sind diese Bauten allerdings ganz anders proportioniert als der wunderbar breite Saal der durch nichts beengten, frei in der Landschaft stehenden Kirche von Kralowitz.

Die Kirche von Kralowitz ist auch ihrer bereits erläuterten Bestimmung wegen durchaus dieser Reihe der Renaissance-Schloßkirchen anzuschließen,

¹⁴ In der einschlägigen Literatur, beispielsweise bei Franz, Heinrich Gerhard: Die Wandpfeilerhalle im Böhmischem Barock. Forschungen und Fortschritte 35 (1961) 87, wurde auf diesen Bau niemals hingewiesen.

¹⁵ Griesbach 58/59.

ist sie doch mehr Haus- und Gruftkirche der Familie Griesbeck von Griesbach als Pfarrkirche der kleinen und unbedeutenden Stadt¹⁶.

Bis zur Jahrhundertwende bleibt die Wandpfeilerkirche im mitteleuropäischen Sakralbau eine Rarität¹⁷, dann entstehen in rascher Folge verschiedene Bauten, böhmische und mährische Beispiele sind die Wälsche Spitalkirche (1611 ff.) und St. Simon und Juda (1615 ff.) in Prag und die Liechtensteinsche Gruft- und Wallfahrtskirche Wranau bei Brünn (1619 ff.), die aber in der einschlägigen Literatur ebenso wenig erwähnt werden wie Kralowitz.

Von diesen drei Bauten hat nur die protestantische Kirche St. Simon und Juda in Prag umlaufende Emporen aufzuweisen.

Die Emporenkirche

Die umlaufenden Emporen sind feste Bestandteile der erwähnten mittelalterlichen Wandpfeilerkirchen und auch der meisten mittelalterlichen und nachmittelalterlichen Schloßkapellen, sie überraschen in Kralowitz also keineswegs. Dennoch soll ein Übriges getan und die Gruppe der in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Böhmen entstandenen protestantischen Emporen-Säle oder -Hallen erwähnt werden, um darzulegen, wie unerlässlich die Empore bereits für den frühesten protestantischen Kirchenbau war und die Empore in Kralowitz nicht nur vom Schloßkirchen- oder mittelalterlichen Wandpfeilerkirchen-Typus übernommen wurde, sondern aus praktisch-liturgischen Gründen hier nun auch erforderlich und in Böhmen bereits üblich war¹⁸. Bei allen früheren böhmischen Beispielen ist die Empore auf Arkaden in den Raum hereingestellt; in Kralowitz ergibt sich nun die für den Sakralbau der damaligen Zeit beinahe einzigartige Situation, daß die Empore nicht ein-, sondern ausspringt¹⁹. Da auf die Kapellen unter den Emporen verzichtet werden konnte, andererseits die Längswände des schmaleren mittelalterlichen Langhauses teilweise noch verwendet werden sollten²⁰, gelangte man zu der höchst merkwürdigen Lösung der nach außen geöffneten kapellenartig, tiefen Nischen, des im Inneren im Erdgeschoß schmalen, im Emporengeschoß sich mächtig verbreiternden Langhauses.

Typisch Protestantisches ist an St. Peter und Paul kaum wahrzunehmen, hat sich zu diesem frühen Zeitpunkt im damaligen Deutschen Reich im protestantischen Kirchenbau auch noch kaum herausgebildet (die etwas drasti-

¹⁶ Auf die schloßkirchenähnliche äußere Erscheinung wurde bereits oben hingewiesen (Anm. 13).

¹⁷ Dazu gehört vor allem St. Michael in München.

¹⁸ Beispiele: Joachimsthal, Pfarrkirche, 1534; Jungbunzlau, Kirche der Böhmischen Brüder, 1544; Friedland, Pfarrkirche, 1549; Klášter Hradiště, Pfarrkirche, 1560; Nachod, Pfarrkirche, 1570.

¹⁹ Ähnliches geschieht in der 1601—14 von Schickhardt erbauten Pfarrkirche in Freudenstadt; dort werden die Marktplatzarkaden an der Kirche unter der Empore hindurchgeführt.

²⁰ Teile der mittelalterlichen Langhausmauern mit einem Portalrest an der Südseite, am dritten Joch von Westen, noch sichtbar.

sche Maßnahme der auswärts gekehrten Kapellen ist vielleicht eine Demonstration, aber eine Rarität und keineswegs typisch). Der breite, von bequem niedrigen Emporen umzogene Saal mit möglichst zentral — an der Ecke des in das Langhaus hereinspringenden mittelalterlichen Turmes — angebrachter Kanzel, von allen drei Emporen aus sichtbar und für viele Plätze in derselben Sichtlinie wie der im Chor aufgestellte Altar gelegen, stellt insgesamt einen Raum dar, der protestantischer Liturgie sehr angemessen ist, sich aber von gleichzeitigen katholischen Kirchenräumen nur in den Proportionen unterscheidet²¹. Die architektonischen Methoden der Konfessionen waren zu diesem Zeitpunkt — in dem Jahre, als sich die „Confessio Bohemica“²² erst konstituierte — einander noch sehr ähnlich.

Die Nachgotik

Beim Neubau der Kralowitzer Kirche wurde der alte gotische Chor beibehalten und nur im Innern — in der Wand- und Gewölbegliederung — dem Langhaus angepaßt²³.

Umgekehrt erhielt das neue Renaissance-Langhaus die ganz unzugehörig wirkenden gotisierenden Maßwerkfenster, die im Innern kaum bemerkt werden, dem Außenbau aber das ausgesprochen gotische Gepräge geben. Sowohl die Übernahme des alten gotischen Chores in den Neubau als auch die applizierten Gotizismen am Renaissance-Langhaus sind für den Sakralbau der damaligen Zeit typisch, galt doch die Gotik noch bis ins 17. Jahrhundert hinein vielerorts als der einzig mögliche Sakralstil, der, wenn nicht für den ganzen Kirchenbau, so doch wenigstens für den Chor, den Ort des Allerheiligsten bzw. des Abendmahls, verbindlich war²⁴. Die Ausstattung des Renaissance-Langhauses mit gotisierenden Maßwerkfenstern ist in diesen Jahren ebenfalls nichts Ungewöhnliches und nicht oder nicht nur als Angleichung an den Chor zu verstehen. Die in denselben Jahren wie Kralowitz neuerrichteten chorlosen Renaissance-Kirchen in Würzburg und Mainz²⁵ haben ähnliche Maßwerkfenster aufzuweisen, die sich ebenfalls nur am Außenbau bemerkbar machen.

Bei einigen gleichzeitigen und späteren Kirchenbauten im damaligen Deutschen Reich ist diese Diskrepanz von Langhaus und Chor noch wesentlich ausgeprägter als in Kralowitz, am deutlichsten in Schwarz Kosteletz in Böh-

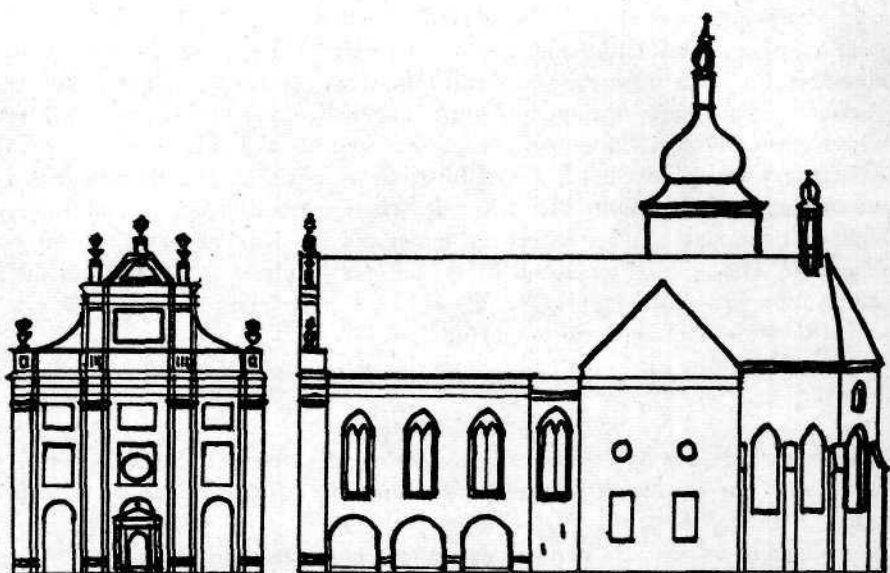
²¹ Allerdings ist eine Wandpfeilerkirche für den protestantischen Kult recht unpraktisch, da die Wandpfeiler die Sicht auf Kanzel und Altar versperren, und wurde sonst nur selten — beispielsweise in St. Simon und Juda in Prag, 1615 — realisiert.

²² Im Jahre 1575 fand der Zusammenschluß aller protestantischen Parteien Böhmens zur Confessio Bohemica statt.

²³ Toskanische Pilaster tragen ein gotisierendes Kreuzrippengewölbe (ähnlich der Chor der 1583—86 erbauten Pfarrkirche von Kaiser Rudolfsstadt bei Budweis).

²⁴ Vgl. dazu Germann, Georg: Der protestantische Kirchenbau in der Schweiz. Zürich 1963, Kapitel Nachgotik, S. 165—68.

²⁵ Juliusspitalkirche, 1576, und Neubaukirche, 1582, in Würzburg, St. Gangolf, ca. 1575, in Mainz.



Kralowitz, Pfarrkirche, Aufrisse

men²⁶ und in Scharfenau in der Steiermark²⁷; dort werden einem Querbau bzw. einem regelmäßigen Dodekagon polygonal geschlossene gotisierende Chöre angefügt. Noch tief im 17. Jahrhundert geschieht es, daß der ehemals lutherischen, rein frühbarocken Dreifaltigkeitskirche auf der Prager Kleinseite bei ihrer Umwandlung zur Karmeliterkirche Maria de Victoria ein langer dreijochiger gotisierender Chor angefügt wird²⁸. Dieses Festhalten an gotischen Formen ist Katholiken und Lutheranern im 16. und 17. Jahrhundert gemeinsam und veranschaulicht den Anspruch beider auf die Tradition, d. h. auf Katholizität und apostolische Herkunft.

Die Fassade

Die Westfassade der Kralowitzer Kirche hat indessen gar nichts Gotisches mehr aufzuweisen; zusammen mit der Fassade von St. Gangolf in Mainz²⁹ stellt sie die erste Kirchenfassade mit kolossaler Pilasterordnung im Deutschen Reich dar, zwei frühe Einzelercheinungen, denen sich erst nach dem Jahre 1600 ähnliche Bauten anschließen (ein früherer Nachfolgebau von Kra-

²⁶ 1568.

²⁷ ca. 1580.

²⁸ Stefan, Oldřich: *Pražské kostely* [Prager Kirchen]. Prag 1936, S. 144, Abb. 49.

²⁹ Arens, Fritz: *Die Kunstdenkmäler der Stadt Mainz. Die Kirchen* 1. München-Berlin 1961, S. 303 ff.

lowitz ist sehr wahrscheinlich die Pfarrkirche von Smečno bei Prag, 1587/88)³⁰. Der Unterschied zwischen den Fassaden von Mainz und Kralowitz ist allerdings beträchtlich: in Mainz stellen die Kolossalpilaster Teile einer der Fassade aufgelegten, schmalen Rahmenarchitektur dar, miteinander verbunden durch ein schwaches, kaum in Erscheinung tretendes Gebälk. Die Kralowitzer Fassade hingegen mit den vier kraftvollen abgestuften Pilastern und dem schweren Gebälk darüber läßt den Unterschied zwischen dem niederländischen und dem sicher italienischen Baumeister in aller Deutlichkeit hervortreten³¹. Das große gotisierende Maßwerkfenster an der Mainzer Fassade trägt außerdem dazu bei, den niederländisch-nordischen Charakter der Fassade zu betonen.

Der Architekt

Der Architekt der Kralowitzer Kirche ist unbekannt. Der Bauherr Florian Griesbeck von Griesbach hatte selbstverständlich als Leiter aller königlichen Bauten und überhaupt als baufreudiger Herr enge Verbindung zu allen Baumeistern am Prager Hofe, meist Italienern bzw. Tessinern, deren Muttersprache er ausgezeichnet beherrschte³². Da jedoch ebenso wenig für Kralowitz wie für Florians Schloßbauten in Kaceřov und Mühlhausen (Nelahozeves) irgendwelche Künstlernamen überliefert sind, ist es fast unmöglich, bestimmte Beziehungen festzustellen. Nur in einem Falle ist — nach Šamánková — ein Baumeister in Griesbeckschen Diensten nachzuweisen; als Florian im Jahre 1568 am Ujezd auf der Prager Kleinseite ein Haus mit großem Garten (dem späteren Seminargarten am Laurenziberg) erworben hatte, wurde Ulrich Austalis, einer der begehrtesten Architekten seiner Zeit in Prag und Böhmen, mit dem Neubau des Hauses beauftragt³³. Austalis, Mitglied einer in Böhmen sehr zahlreichen Baumeisterfamilie, stammte wie die meisten zu seiner Zeit in Böhmen wirkenden Architekten aus der Gegend von Lugano. Er war in erster Linie an Schloßbauten beschäftigt, und nur zwei Kirchenbauten — St. Adalbert auf der Burg und St. Thomas auf der Kleinseite in Prag — sind mit seinem Namen in Verbindung zu bringen³⁴. St. Adalbert ist seit beinahe hundert Jahren verschwunden, und St. Thomas ist fast völlig barockisiert, so daß Vergleiche, mit deren Hilfe die Kralowitzer Kirche vielleicht zugewiesen werden könnte, sehr schwer durchzuführen sind.

Der kleine gestreckte Zehneckbau von St. Adalbert wurde im Auftrag des Prager Erzbischofs Anton Brus von Müglitz in demselben Jahre begonnen wie St. Peter und Paul in Kralowitz und bereits ein Jahr später, 1576, voll-

³⁰ Velc, Ferdinand: *Soupis památek historických a uměleckých v politickém okrese slanském* [Verzeichnis der historischen und künstlerischen Denkmäler im politischen Bezirk Schlan]. Prag 1904, S. 301.

³¹ Der Architekt der Mainzer Kirche ist der Niederländer Georg Robyn.

³² Köpl: Reg. 5959.

³³ Šamánková 62.

³⁴ Thieme, Ulrich/Becker, Felix: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler*. Bd. 2. Leipzig 1908, S. 260.

endet³⁵. In alten Veduten, photographischen Aufnahmen und Rissen ist er uns überliefert³⁶. Eine jede Polygonalseite wird außen durch eine hohe, flache Rundbogennische, umrahmt von einer Kolossalordnung toskanischer Pilaster, gegliedert, Motive, die am Sakralbau der Zeit höchst selten erscheinen, an der Pfarrkirche von Kralowitz aber ebenfalls zu finden sind. St. Thomas³⁷ hat in seinem heutigen Zustand wenig Verwandtes aufzuweisen; dort erinnern allenfalls die — als einzige Bauteile ursprünglich erhaltenen — Emporengeschosse mit ihren Korbbogentonnen an das Langhaus von Kralowitz³⁸. Mit anderen Kirchenbauten, die zu jener Zeit in Prag und in Böhmen entstanden, haben die genannten Bauten gar nichts gemeinsam, mit Ausnahme der bereits erwähnten Kirche von Smečno, falls die kolossalen Pilaster und die Blendnischen der Fassade dem Bau des 16. Jahrhunderts angehören³⁹.

Aus den genannten Gründen ergibt sich zwar die Möglichkeit, in der Kralowitzer Kirche ein Werk des Ulrich Austalis zu sehen, doch die Entwicklungsgeschichtlich interessantesten Teile des Baues, vor allem die Fassade, sind kaum Inventionen dieses eben doch nur zweitrangigen Architekten; sie sind wohl vielmehr auf venezianische Anregungen, besonders auf Serlio, zurückzuführen. Die Längs- und Polygonalbauten mit großen Außennischen, die mächtigen Kolossalordnungen hat Austalis in Kralowitz und auch an St. Adalbert in Prag sicher von Serlio übernommen⁴⁰. Möglicherweise aber hat sich auch der Bauherr Florian Griesbeck von Griesbach die fertigen Pläne direkt aus Italien kommen lassen, wie das z. B. einige Jahre später beim Bau des neuen rudolfinschen Marstalls auf der Prager Burg geschehen sein soll⁴¹. Drei von Florians Söhnen studierten seit dem Jahre 1573 in Padua⁴², so daß gerade in den Jahren des Baubeginns Florians Beziehungen zu Oberitalien recht eng gewesen sein müssen und direkte italienische Einflüsse bei seinen Bauten durchaus denkbar sind.

Die Leistung des Austalis hingegen bestünde in erster Linie darin, diese Einflüsse venezianischer Renaissance und böhmische Backsteingotik in höchst

³⁵ Köpl in: Jahrbuch der Kunstsammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses 12b (1891) LI, Reg. 8165; LXI, Reg. 8213.

³⁶ Photographische Aufnahmen im Stadtmuseum und bei Firma Stenc, Prag; Risse im Burgarchiv, Prag, und in: Podlaha, Antonín/Hilbert, Kamil; Soupis památek historických a uměleckých, Metropolitní chrám sv. Víta v Praze [Verzeichnis der historischen und künstlerischen Denkmäler, Metropolitankirche St. Veit in Prag]. Prag 1906, S. 101—103.

³⁷ Prag, Staatsarchiv Dejvice, SM, P 128, 28; SM, A 44, 2, 33.

³⁸ Die Ansicht von Vydrová, Jiřina: Kostel sv. Tomáše na Malé Straně [Die Kirche St. Thomas auf der Kleinseite]. Ročenka kruhu (1934) 142, die Emporen seien dem Barockumbau zu verdanken, ist angesichts des Baubefundes völlig unhaltbar.

³⁹ Diese Ansicht im Inventar vertreten (s. Anm. 30).

⁴⁰ Serlio, Sebastiano: Tutte l'opere d'architettura et prospetiva 7. 1. Aufl. Frankfurt am Main 1575, S. 113 und 125; 5 (erste italienische Auflage 1551), S. 202 v, 203, 215 v, 219 v.

⁴¹ Hegemann, Hans Werner: Die deutsche Barockbaukunst Böhmens. München 1943, S. 11.

⁴² Griesbach 59.

origineller Weise einander durchdringen zu lassen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren in Böhmen und auch im übrigen Deutschen Reich von Austalis' Landsleuten ausschließlich nachgotische Kirchenbauten mit applizierten Renaissanceportalen, -giebeln oder -kapitellen errichtet worden; hier in Kralowitz kehrt sich das Verhältnis jetzt um, hier entsteht zum ersten Mal eine Renaissancekirche, durchsetzt mit gotisierenden Elementen⁴³, die bei einigen Renaissancekirchen der folgenden Jahre⁴⁴ bereits ausgeschieden werden.

Es ist höchst unwahrscheinlich, daß von St. Peter und Paul in Kralowitz direkte Einflüsse auf spätere Kirchenbauten ausgegangen sind — die Kirchenbauten der Epoche sind zumeist Einzelwesen, und eine an den Denkmälern zu verfolgende Entwicklung setzt erst wesentlich später ein —, doch als erste Renaissancekirche, als Erstlingsbau einer langen Reihe von Spätrenaissance- und Frühbarockkirchen in Böhmen und im übrigen Deutschen Reich ist sie von hoher Bedeutung.

⁴³ Ebenso in der gleichzeitigen Schloßkirche St. Gangolf in Mainz.

⁴⁴ Beispielsweise an St. Michael in München, 1583 beg., und an St. Lorenz in Loosdorf (Niederösterreich), 1587 beg.

ST. SALVATOR IM CLEMENTINUM — EHEMALS BÖHMI- SCHE JESUITENKIRCHE — UND DIE WALSCHE KAPELLE IN DER ALTSTADT PRAG

Von Klaus Merten

Ansiedlung der Jesuiten in Prag

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts gab es in Europa keine Stadt, die eine so verwirrende Fülle christlicher Bekenntnisse in ihren Mauern vereinigte wie Prag. Neben den Utraquisten verschiedener Richtungen, denen der größte Teil der tschechischen Bevölkerung angehörte, hatte sich inzwischen die Gruppe der Böhmisches Brüder gebildet; die dem Katholizismus bis dahin weitgehend treugebliebenen Deutschen gingen allmählich zu Luthertum und Calvinismus über, die von Sachsen und der Oberpfalz her in Böhmen eindrangen. Die Berufung der Jesuiten nach Prag im Jahre 1555 durch Kaiser Ferdinand I. geschah infolgedessen zunächst weniger als andernorts in militant-gegenreformatorischer Absicht, als vielmehr zur Erhaltung dessen, was in Prag und Böhmen von der katholischen Kirche noch übriggeblieben war¹.

Bereits im Jahre 1554 empfahl Kaiser Ferdinand I. seinem Sohn und Statthalter in Böhmen, Erzherzog Ferdinand von Tirol, im Dominikanerkloster St. Clemens in der Prager Altstadt Jesuiten anzusiedeln, die Dominikaner dagegen nach Pilsen ziehen zu lassen. Im Jahre darauf wurde auch das Augustiner-Chorherrenstift St. Thomas auf der Kleinseite als künftige Jesuiten-niederlassung in Erwägung gezogen, doch Petrus Canisius, vom Kaiser mit der Gründung des Kollegs beauftragt, zog das Altstädter Dominikanerkloster vor, vielleicht wegen der günstigeren städtebaulichen Lage unmittelbar an der Karlsbrücke. Am 18. April 1555 traf Petrus Canisius mit zwölf Patres in Prag ein, wenige Wochen später verließen die Dominikaner ihr altes Kloster, und am 8. Juli begann im neugegründeten Kolleg der Unterricht².

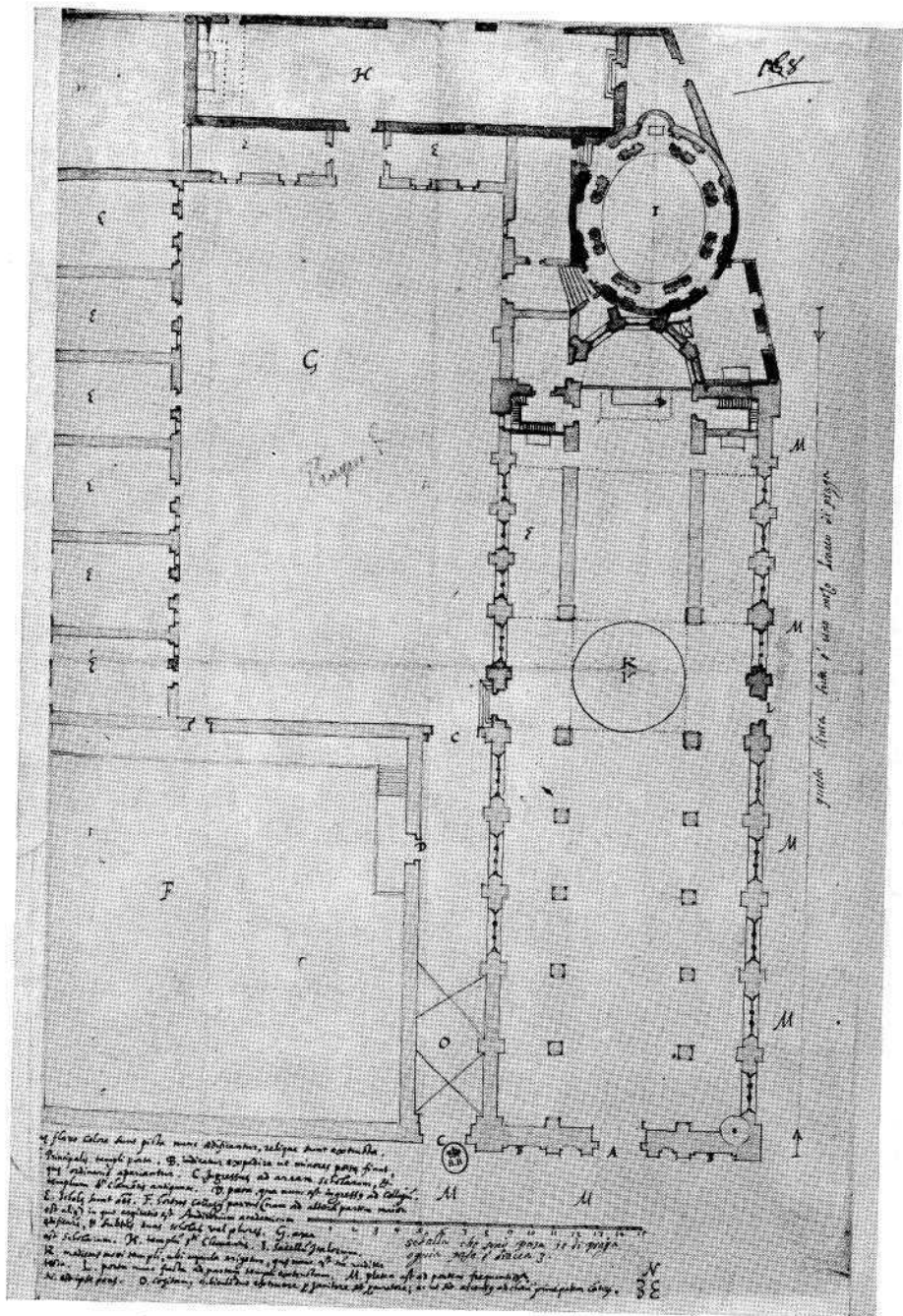
¹ Ältere ausführliche Darstellungen der Geschichte des Jesuitenkollegs: *Litterae annuae Societatis Jesu* (zitiert: Lit. ann.). — *Historia Provinciae Bohemiae Societatis Jesu*. Authore P. Joanne Miller S.J. Prag 1723. — *Historia Foundationis Collegii Pragensis cum narratione quarundam rerum maioris momenti, 1555—78*. Daran anschließend: *Historia Collegii Pragensis ad S. Clementem, ab ipsis eius initiis diligenter omnibus Archivi manuscriptis, Diariis et Rectorum Schedulis, verbo: omnibus memoriis etc etc descripta a P.G.G.B.* (zitiert: Hist. Clem.). — Damit beinahe wörtlich übereinstimmend: Schmidl, Johannes (S.J.): *Historiae Societatis Jesu Provinciae Bohemiae Pars Prima etc.* 5 Bde. Prag 1747—59. — Kroess, Alois (S.J.): *Geschichte der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu*. Bd. 1: *Geschichte der ersten Kollegien in Böhmen, Mähren und Glatz*. Wien 1910, S. 16 ff.

² Miller 78—102. — Kroess 18—30.



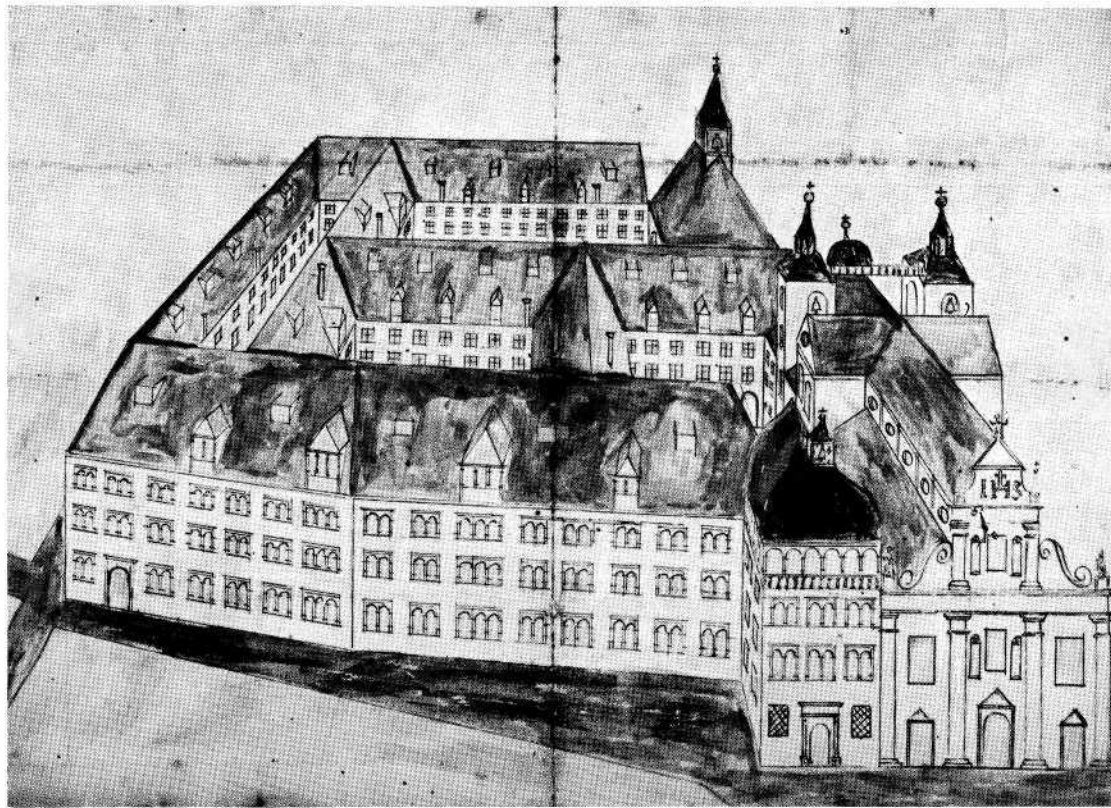
Prager Stadtansicht von Sadeler 1606, Ausschnitt mit St. Salvator und Wälscher Kapelle

Foto: Nationalgalerie, Prag



Grundriß von St. Salvator und Wälscher Kapelle, Plan um 1600, Paris, Bibliothèque nationale, Cabinet des Estampes, Hd 4 d, fol. 168

Foto: Fotoarchiv Marburg



St. Salvator mit den geplanten Fassaden des Clementinums, 1631.

Archiv der Curia Generalizia des Jesuitenordens, Rom, F. G. (Collegia) 1541/4/57



Wälsche Kapelle, Inneres nach Osten

Foto: Kotrba, Prag

Das Dominikanerkloster St. Clemens hatte zur Zeit der Hussitenkriege sehr gelitten. Die Kirche war um die Mitte des 16. Jahrhunderts nur noch in ruinösen Resten vorhanden, ein Teil ihrer Grundfläche war schon mit Wohnhäusern verbaut, das übrige Kloster und die von den Dominikanern bis zuletzt benutzte Kapelle befanden sich in äußerst schlechtem Zustand³.

Unter der Leitung des Hofbaumeisters Bonifaz Wolmut wurde zunächst das Kollegiengebäude instandgesetzt⁴; anschließend — zu Anfang der sechziger Jahre — wurde die Kapelle, die dem deutschen Gottesdienst bestimmt war, renoviert und als gotisierende Wandpfeilerkirche erweitert⁵. Die tschechischen Gottesdienste der Jesuiten fanden zunächst in der Minoritenkirche St. Jakob statt⁶.

Der Bau der Salvatorkirche

Chor und Querhaus

Der Plan, die alte Dominikanerkirche als Jesuitenkirche wiederaufzubauen, bestand ganz sicher seit der Gründung des Kollegs, doch an die Ausführung ging man erst 20 Jahre später⁷. Vom Jahre 1577 an wurde das Gelände der alten Kirche mit deren ruinösen Resten, die in den Neubau einbezogen werden sollten, und einigen abzubrechenden Wohnhäusern vom Kollegium erworben⁸, und im Sommer des folgenden Jahres wurde mit dem Bau der Kirche begonnen⁹. Kaiser Rudolf II., seine Mutter, Kaiserin Maria, Erzherzog Karl von der Steiermark und der ganze katholische Adel, besonders Wenzeslaus Pless und Vratislav Pernstein — seit 1580 auch die damals neugegrün-

³ Schaller, Jaroslav: Beschreibung der königlichen Residenzstadt Prag. Bd. 3. Prag 1796, S. 45/46: Das Dominikanerkloster St. Clemens wurde 1239 an der Stelle des heutigen Clementinums gegründet und 1420 von den Hussiten zerstört. Zu seinem Bereich gehörten die eigentliche Klosterkirche (Mitte 13. Jh.) und wahrscheinlich mehrere Kapellen. Es ist kaum vertretbar, daß die im 16. Jahrhundert St. Clemens genannte Kapelle ein Teil der alten Hauptkirche war, diese lag sicher an der Stelle der heutigen Salvatorkirche; ihr im 16. Jahrhundert noch bestehender Teil wurde aber stets St. Bartholomäus genannt. Womöglich hatte nach der Zerstörung durch die Hussiten ein Patroziniumswechsel stattgefunden, und die Dominikaner hatten das Patrozinium St. Clemens von der zerstörten Hauptkirche auf die von ihnen noch benutzte Kapelle übertragen.

⁴ Archiv ministerstva vnitra v Praze [Archiv des Innenministeriums in Prag]. (Zitiert: Archiv) SM, J 20, 2/1: Schreiben Kaiser Ferdinands I. an den Rektor, 9. April 1560. — Kroess 64f.

⁵ Archiv, Plan des Clementinums Nr. 2910b. — Kroess 67.

⁶ Miller 102.

⁷ Archiv, SM, J 20, 2/1: Schreiben Kaiser Ferdinands I., 9. April 1560.

⁸ Schaller Tab. II. — Kroess 557/558. — Archiv, SM, J 20, 2/1.

⁹ Schmidl Bd. 1, Buch 4, S. 421. — Kroess 558. — Richter, Václav: Stavební vývoj kostela sv. Salvatora v Klementíně [Baugeschichte der Kirche St. Salvator im Clementinum]. Pam. arch. 34 (1925), Resumé S. 371. — Stefan, Oldřich: Pražské kostely [Prager Kirchen]. Prag 1936, S. 147. Hier das Jahr 1577 als Datum für den Baubeginn.

dete Fronleichnambruderschaft —, unterstützten den Bau tatkräftig¹⁰. Der Architekt der Salvatorkirche ist unbekannt; er ist wahrscheinlich — wie fast alle Architekten seiner Zeit in Prag — ein Lukaner.

Die Bauarbeiten an dieser allerersten monumentalen Jesuitenkirche im damaligen Deutschen Reich begannen im Sommer 1578¹¹ und beschränkten sich zunächst auf Chor und Querhaus, die auf den Fundamenten der alten Kirche errichtet wurden¹². Ob Teile aufgehenden Mauerwerkes in den Neubau einbezogen wurden, ist nicht bekannt. Daß der alte Chor in seiner vollen Höhe übernommen wurde, wie der Chronist Schmidl schreibt, ist unwahrscheinlich¹³. Dem Chor — vielleicht auch schon dem Querhaus — wurde im Jahre 1580 das Dach aufgesetzt¹⁴, anschließend begann der Innenausbau, gefördert durch reiche Spenden¹⁵. Im Jahre darauf wurden in der Kirche zwei wahrscheinlich hölzerne Emporen eingebaut, um dem Volk das Anhören der Predigt zu erleichtern¹⁶; da diese Emporen nur in den Raum hineingestellt und kein fester Bestandteil seiner Architektur waren, wie die Emporen in den meisten späteren Jesuitenkirchen, ist es nicht sicher, ob sie von Anfang an geplant waren, oder sich erst während des Baues als notwendig erwiesen. Sie sind zudem als erste Vertreter ihrer Gattung im katholischen Kirchenbau ohne Vorbild¹⁷. Ebenfalls im Jahre 1581 scheint einer der beiden das Chorpolygon flankierenden Türme — wohl der Südturm — vollendet worden zu sein, denn es wurden zwei Glocken gestiftet und aufgehängt¹⁸. Zu Ende desselben Jahres, am 20. Dezember, dem Feste des Apostels Thomas, wurde der neue Hochaltar, ein Alabaster imitierender Aufbau, vom Prager Erzbischof konsekriert und Christus Salvator geweiht¹⁹; einen Monat später, am 21. Januar 1582, hielt der Rektor des Kollegs in St. Salvator die erste Predigt in tschechischer Sprache²⁰. Im folgenden Jahr waren beide Türme vollendet²¹;

¹⁰ Archiv, SM, J 20, 2/1: Schreiben Kaiser Rudolfs II. vom 19. Februar 1580. — Diarium I des Clementinums in der Bibliothek des Stiftes Strahov [zitiert: Diarium]. S. 198 — Hist. Clem. 35, 196, 205/206, 212. — Schmidl Bd. 1, Buch 4, S. 421; Bd. 1, Buch 5, S. 453.

¹¹ Grundsteinlegung nach Miller 102 im August, nach Schmidl Bd. 1, Buch 4, S. 421 am 19. Juni 1578.

¹² Schmidl Bd. 1, Buch 4, S. 421. — Kroess 557f.

¹³ Schmidl Bd. 1, Buch 4, S. 421: die Kirche St. Bartholomäus, die bis dahin den Novizen diente, als Chor für die neue Kirche übernommen; angezweifelt wurde dies bereits von Richter 371 und von Stefan 147, der die Lage von St. Bartholomäus überhaupt für ungeklärt hält.

¹⁴ Schmidl Bd. 1, Buch 4, S. 445.

¹⁵ S. Anm. 10.

¹⁶ Hist. Clem. 212: „duae item pergulae ad audiendum conciones“.

¹⁷ Braun, Joseph: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Bd. 1. Freiburg 1908, S. 9f., bezeichnet die einige Jahre jüngeren Emporen in St. Achatius in Köln, 1582, als die ersten Seitenemporen in einer Jesuitenkirche des damaligen Deutschen Reiches.

¹⁸ Diarium 206 v. — Hist. Clem. 212. — Schmidl Bd. 1, Buch 5, S. 453. — Kroess 559.

¹⁹ Diarium 202. — Hist. Clem. 212. — Schmidl Bd. 1, Buch 5, S. 453. — Kroess 559. — Stefan 147.

²⁰ Diarium 204 v. — Miller 102. — Kroess 558f.

die Bauarbeiten wurden nunmehr eingestellt^{21a} und alle Kräfte auf die Vollendung und Ausstattung des noch ziemlich rohen Innenraumes konzentriert²². Über dem provisorischen Westportal des Querhauses wurde 1583 eine Chorpore errichtet, in demselben Jahr wurden Wände und Gewölbe stuckiert und bemalt und Glasfenster eingesetzt²³. Vom Jahre 1584 an ruhten die Arbeiten, wohl aus Geldmangel²⁴. Inzwischen war auch die deutsche Jesuitenkirche St. Clemens erweitert und renoviert worden (1581—85)²⁵.

Der Bau der Wälschen Kapelle

Im Jahre 1590 wurden die Bauarbeiten wieder aufgenommen, allerdings nicht am Langhaus, sondern an der Chorpartie von St. Salvator. Im Jahre 1575 hatten Mitglieder der sehr bedeutenden italienischen Kolonie in Prag unter Führung der Jesuiten nach römischem Vorbild eine Marianische Kongregation gegründet, die die missionarische Tätigkeit des Jesuitenordens selbst tatkräftig zu unterstützen beabsichtigte²⁶. Zunächst hielten Kolonie und Kongregation ihre Gottesdienste in einer 1569 am Kolleg errichteten Kapelle ab²⁷, bis diese Kapelle den Anforderungen nicht mehr genügte und im Sommer des Jahres 1590 abgebrochen wurde²⁸.

²¹ Hist. Clem. 322 und Schmidl Bd. 1, Buch 5, S. 486: eindeutige Berichte, daß die beiden Türme 1583 vollendet seien. Dennoch bei Richter 371 das Datum 1600/01.

^{21a} Die Arbeiten waren allerdings bereits im Juli 1582 wegen der damals ausbrechenden Pest weitgehend eingestellt worden. (Archiv der Curia Generalizia, Fundatio Collegii Pragensis 1696, Blatt 48 v.)

²² Hist. Clem. 321. — Schmidl Bd. 1, Buch 5, S. 486.

²³ Hist. Clem. 321. — Kroess 559f. — Richter 371.

²⁴ Schmidl Bd. 4, Buch 5, S. 503.

²⁵ Hist. Clem. 212. — Schmidl Bd. 1, Buch 5, S. 513. — Kroess 558: 1582—86.

²⁶ Rigetti, Peter: Historische Nachricht sowohl von der Errichtung der Wellischen Congregation unter dem Titel Mariae Himmelfahrt als auch des dazu gehörigen Hospitals. Prag 1773, S. 39, und Romanese, Odoardo: Riassunto storico sulla fondazione della Congregazione e sulla erezione della Cappella italiana di Praga. Prag 1898, S. 8: beide Autoren nennen als Gründungsdatum das Jahr 1573. Kristén, Zdeněk: Storia della Congregazione Italiana di Praga. Prag 1949, S. 4: Gründung im Jahre 1575.

²⁷ Schaller 50: 1567 an der heutigen Stelle erbaut. — Schmidl Bd. 1, Buch 6, S. 594. — Rigetti 37. — Romanese 7 und 9: 1569 an der Stelle der heutigen Kapelle erbaut. — Stefan 143 vermutet in der Vorgängerkapelle einen provisorischen Bau an anderer Stelle, vielleicht sich gründend auf den Plan in der Bibliothèque nationale in Paris, Hd, 4c, fol. 70, zw. 1581 und 1600, der die „Capella Italarum“ in einen Raum des Kollegs verlegt. Bei diesem Kapellenraum handelte es sich wahrscheinlich um eine Interimskapelle, die während der Bauzeit der Wälschen Kapelle eingerichtet worden war. — Rigetti 37: „Nachdem sich auch selbst unter der Hofstat des Landesfürsten, eine Anzahl von mehr, als hundert Seelen, befand, womit sich die Italienische Gemeine seit kurzen vermehret sahe, entschloß sich dieselbe, im Jahre 1569, um sich für den damals immer stärker in Böhmen einreissenden Irrglauben, gewisser neuer Secten, desto besser verwahren, und gleichsam als in einen sichern Schaafstall verschliessen zu können; eine eigene Wellische Kapelle in dem Zwischenraum der Clementinischen, und St. Bartholomäuskirche (an deren letzteren nachhero die gegenwärtige herrliche St. Salvatorskirche, im

Am 23. Juli 1590 wurde durch den päpstlichen Nuntius östlich des Chores von St. Salvator der Grundstein zum Neubau gelegt²⁹, am Ende des Jahres war der Rohbau fast vollendet³⁰. Als doppelschaliger Längsovalbau erhebt sich die Wälsche Kapelle, aus der Achse der Salvatorkirche wegen der benachbarten Clemenskirche etwas nach Süden verschoben und dem leichten Schwung der Karlsgasse städtebaulich ausgezeichnet eingepaßt³¹. Die Gliederung der Kapelle in acht Achsen und 2 Geschosse ist von höchster Klarheit; das Äußere trägt in beiden Geschossen eine einfache, große Rechteckfelderung³², das Obergeschoß öffnet sich in jeder Achse in einem mächtigen, dreiteiligen, gestelzten Thermenfenster; ein Kranzgesims auf Konsolen umzieht den Bau.

Der doppelschalige Innenraum wird von zweigeschossigen Rundbogenarkaden umzogen. Zwischen den beiden Raumschalen liegen im unbeleuchteten Untergeschoß Kapellen, im Obergeschoß zieht sich über den Kapellen ein von den Thermenfenstern hell beleuchteter Umgang hin. Kapellen und Umgang sind mit Quertonnen gewölbt, der Kirchenraum selbst trägt eine hohe Kuppel mit Laterne. Der Haupteingang lag ursprünglich in der nordwestlichen Diagonalachse, da man die Kapelle vom Jesuitenkolleg aus betrat³³; der Hauptaltar stand, da die Kapelle orientiert war, in der Mittelachse der östlichen Schmalseite³⁴.

Die Abberufung des den Bau der Kapelle sehr energisch vorantreibenden portugiesischen Predigers Vega im April 1591 verzögerte den Innenausbau der Kapelle um einige Jahre³⁵. Erst im Jahre 1594 verhalfen Stiftungen zur Ausstattung der Kapelle mit Altären und der Dekorierung der bis dahin noch kahlen Wände³⁶. Im Jahr 1597 begann man, die Kuppel mit Stuck und

Jahr 1577, zu bauen angefangen wurde) zu Ehren der Allerseligsten Mutter Gottes, Mariae Himmelfahrt aufzuführen, um daselbst, Ihren Gottesdienst desto geziemender, eifriger, und ungestörter abwarten zu können.“

²⁸ Schmidl Bd. 1, Buch 6, S. 594. — Romanese 9. Hätte die Kapelle von 1569 sich an anderer Stelle oder in einem Raum des Kollegs befunden (s. Anm. 27), so wäre ein Abbruch nicht nötig und auch gar nicht möglich gewesen.

²⁹ Miller 103. — Hist. Clem. 334. — Schmidl Bd. 1, Buch 6, S. 594. — Rigetti 56. — Kroess 565. — Stefan 143. — Brabcová, Jana: Vlášská Kaple [Die Wälsche Kapelle]. Prag 1962, S. 2/3.

³⁰ Kroess 565.

³¹ Allerdings war die Wälsche Kapelle zu der Zeit ihrer Erbauung noch eingekeilter als jetzt, da die Fassade von St. Clemens damals noch einige Meter weiter in die Karlsgasse hereinragte (Plan der Karls-(Jesuiten-)Gasse von 1711, Stadtarchiv Prag, Sbírka listin I, 236).

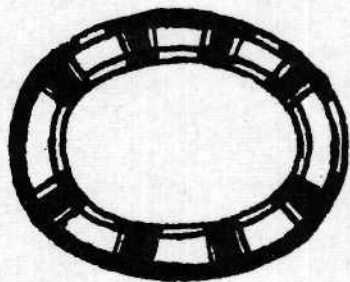
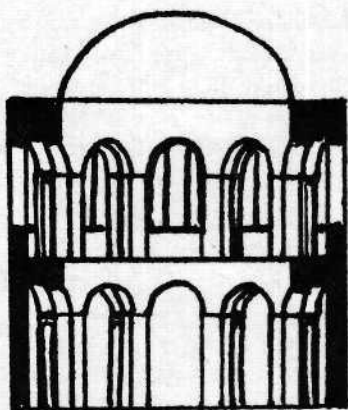
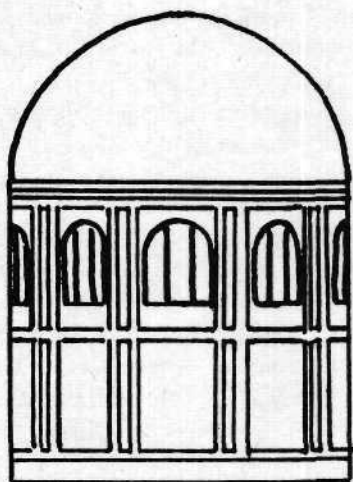
³² Brabcová 7: 1715. Da es aber solche Rechteckfelderungen um 1600 mehrfach gibt, ist diese Gliederung sicher ursprünglich.

³³ Kapelleneingang 1718 an die Ostseite verlegt, unter Verwendung des alten Portals von 1590/97; stilistisch sehr ähnlich dem Hauptportal von St. Salvator von 1601 (s. u.). Brabcová 9.

³⁴ Auf dem Plan in der Bibliothèque nationale, Paris, Hd, 4 d, fol. 168, um 1600, hinterfangen von einer flachen Apsis, die auf keinem der übrigen Pläne wiedergegeben ist.

³⁵ Kroess 565 f.

³⁶ Lit. ann. 1594/95, S. 376/377. — Rigetti 57.



Wälsche Kapelle, Aufriß, Querschnitt und Grundriß

Malereien — der Himmelfahrt Mariae — zu schmücken³⁷. In demselben Jahre wurde auch der Hochaltar errichtet und die Kapelle als vollendet bezeichnet³⁸. In den folgenden Jahren wurde die Kuppeldekoration mit Hilfe von Stiftungen fertiggestellt und am 9. August 1600 durch den päpstlichen Nuntius zu Ehren Mariae Himmelfahrt geweiht³⁹.

Daß das heutige Kuppelfresko mit der Himmelfahrt Mariae aus dem 18. Jahrhundert nur eine Erneuerung des Originals aus dem späten 16. Jahrhundert darstellt⁴⁰, ist schon wegen der Umorientierung des Raumes im 18. Jahrhundert höchst unwahrscheinlich⁴¹. Es ist allerdings durchaus möglich, daß die ursprüngliche Kuppel architektonisch ebenso wenig unterteilt war wie die jetzige und gänzlich von einer großen Darstellung der Himmelfahrt Mariae eingenommen wurde, denn in eben diesen Jahren entstehen in Mitteleuropa die ersten schon ausgesprochen illusionistischen frühbarocken Kuppelfresken, von denen wir wissen. Überliefert sind ein Christoph Schwarz zugeschriebener Entwurf mit einer Himmelfahrt Christi⁴² und die Darstellung des Weltgerichts am Gewölbe des Freiburger Domchores, 1584—94 von Nosseni und seinen Mitarbeitern in Fresko und plastischen Stuckfiguren ausgeführt⁴³. Stukkaturen, von denen wir nichts Näheres wissen, befanden sich auch an der Kuppel der Wälschen Kapelle, möglicherweise aber nur als Radialrippen; wahrscheinlich jedoch war das Mysterium ähnlich wie in Freiberg als Fresko mit applizierten Stuckfiguren dargestellt. Die künstlerischen Beziehungen zwischen Sachsen und Böhmen waren um 1600 sehr eng, und der 1594 vollendete Freiburger Domchor war unter den italienischen Künstlern Prags, die zudem fast alle aus derselben Landschaft wie der Freiburger Meister Nosseni, nämlich vom Luganer See, stammten, gewiß wohl bekannt. Es ist außerordentlich zu bedauern, daß dieses Erstlingswerk frühbarocker Dekmalerei in Prag nicht auf uns gekommen ist.

Die Innenausstattung der Wälschen Kapelle war im Jahre 1600 noch

³⁷ Lit. ann. 1598, S. 288: „caelatura et gypso et picturis“. — Miller 103: „fastigium eius emblematis picturisque est exornatum sumtu florenorum trecentorum“. — Schmidl Bd. 2, Buch 2, S. 120. — Rigetti 58. — Kroess 566.

³⁸ Schmidl Bd. 2, Buch 2, S. 120. — Rigetti 58. — Romanese 12. — Kroess 566.

³⁹ Rigetti 58: „Im Jahre 1600. den 9. Augusti wiederfuhr dieser schon mit Päbstl. Privilegien bestätigten Kapelle die ausnehmende Ehre, daß sie, von Ihro Eminenz, Herrn Philipp Spinelli, einem Neapolitaner, aus dem Fürstl. Hause Cariati, Erzbischofs zu Colossa, Kardinal St. Bartholomäi, und Päbstl. Nuncius, bey Ihro Kayserl. Majest. Rudolph den II. im Beyseyn vieler Christl. Gesandten, eines zahlreichen hohen Adels, und einer großen Menge Volks, auf das feyerlichste eingeweiht wurde.“

Romanese 13. — Kroess 566.

⁴⁰ Von Brabcová 7 vermutet.

⁴¹ Brabcová 7: Umorientierung und Bau des neuen Portikus an der Ostseite infolge des Neubaus von St. Clemens 1711—15 (s. Anm. 33).

⁴² Tintelnott, Hans: Die barocke Freskomalerei in Deutschland. München 1951, S. 31.

⁴³ Rieß, Gustav: Der Dom zu Freiberg. Dresden 1931, S. 81, Abb. 50; S. 92, Abb. 59.

keineswegs abgeschlossen; die sieben Kapellen — und wahrscheinlich auch der Umgang darüber — wurden erst im Jahre 1607 dekoriert⁴⁴, die Kapellen mit dem Marienleben, die Umgangsjoche mit der Passion Christi (möglicherweise auch im Erdgeschoß die Sieben Freuden, im Obergeschoß die Sieben Schmerzen Mariae).

Wie bei St. Salvator ist auch bei der Wälschen Kapelle der Architekt unbekannt. Ganz gewiß entstammt er dem Kreis der Luganer Baumeister, die die Hauptstützen der Italienischen Marianischen Kongregation darstellten. Daß Domenico Bossi der entwerfende Architekt gewesen sei, ist eine nur sehr schwach fundierte Vermutung⁴⁵. Auch läßt sich an Hand des überlieferten Quellenmaterials gar nicht nachweisen, ob die beiden Kirchen — St. Salvator und die Wälsche Kapelle — zusammen oder einzeln konzipiert wurden.

Der Bau der Salvatorkirche

Langhaus

Noch vor der feierlichen Einweihung der Wälschen Kapelle im August des Jahres 1600 wurden die an der Salvatorkirche im Jahre 1582 unterbrochenen Arbeiten wieder aufgenommen. Dem bereits bestehenden und benutzten Chor und Querhaus sollten nun — wohl nach den Plänen von 1578^{45a} — Langhaus und Vierungskuppel hinzugefügt werden⁴⁶. Im Frühjahr 1600 wurden auf dem nun schon von allen früher dort befindlichen Baulichkeiten gesäuberten Bauplatz die Fundamente der längst untergegangenen Dominikanerkirche ergraben und für stark genug befunden, den Neubau zu tragen⁴⁷.

Infolgedessen verkürzte sich die Bauzeit beträchtlich, und das im April begonnene Mauerwerk war Ende November schon bis zum Kranzgesims aufgeführt⁴⁸. Im Sommer des folgenden Jahres wurden die Dächer aufgesetzt, die Gewölbe in allen drei Schiffen eingezogen und zum Teil auch schon

⁴⁴ Lit. ann. 1607, S. 758: „Altera congregatio B. M. Virginis assumptae, quae Italica dicitur, sacelli, quod habet in Collegio nostro elegans, septem arcus gloriosis B. Virginis vitae mysteriis partim plasticis, partim pictura radiante sumptuose effectis exornavit.“

Rigetti 45: sogar der Papst gab einen Zuschuß zur Vollendung der Kapelle.

⁴⁵ Poche, Emanuel: Prahou krok za krokem [Schritt für Schritt durch Prag]. Prag 1963, S. 39. — Rigetti 56: eine Kommission aus italienischen Baumeistern und den Vorstehern der Kolonie hatte die Bauleitung.

^{45a} „Nihil plana ab antiqua delineatione et idea mutant.“ (Archiv der Curia Generalizia, Germ. 179, Epistolae Germanicae 1600, Blatt 119, Schreiben des Provincial Trevirinus nach Rom vom 22. 5. 1600.)

⁴⁶ Vallery-Radot, Jean: Le Recueil de Plans d'édifices de la Compagnie de Jésus conservé à la Bibliothèque nationale de Paris. Rom 1960, S. 317, Nr. 1033: Plan Hd, 4d, fol. 168, um 1600 (vgl. Anm. 34): „Quae flavo colore sunt picta, nunc aedificantur, reliqua sunt extructa. — K: medietas novi templi, ubi cupola erigetur, quae nunc est t(antu)m ruditer tecta.“

⁴⁷ Lit. ann. 1600, S. 453. — Hist. Clem. 231. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 215. — Kroess 560. — Stefan 147: Lage der Vorgängerkirche St. Bartholomäus bisher strittig (s. Anm. 13).

⁴⁸ Hist. Clem. 231. — Kroess 560.

bemalt⁴⁹. Im westlichsten Mittelschiffsjoch wurde eine neue Musikempore angelegt⁵⁰, denn die alte Empore war wohl inzwischen mit der provisorischen Abschlußwand am Querhaus gefallen. Demzufolge wurde nun auch im Chor der erst 20 Jahre alte Hochaltar durch einen neuen Aufbau ersetzt, der dem nun etwa doppelt so langen Kirchenschiff angemessener war als der alte. Dieser im Oktober 1601 vollendete Altar zeigte ein Gemälde mit der Verklärung Christi, umrahmt von acht Statuen, darunter Franz Xaver und Ignatius, und war bekrönt von einem Engelschor⁵¹.

Zu Ende des Jahres 1601 war der Kirchenbau bis auf die Vierungskuppel fast vollendet⁵²; die Ausstattung des Inneren zog sich dann allerdings noch bis in den Sommer des folgenden Jahres hin. Erst am 6. August 1602, dem Tage der Verklärung Christi, wurde die Kirche durch den päpstlichen Nuntius und unter den Klängen der kaiserlichen Kapelle den böhmischen Jesuiten und dem Volk von Prag, das in Scharen herbeigeströmt war, übergeben⁵³. Reiche Spenden vom Kaiser und vom katholischen Adel hatten die sehr kurze Bauzeit von zwei Jahren ermöglicht⁵⁴. Mit der weiteren Ausstattung des Inneren waren die Jesuiten noch bis zu ihrer Vertreibung 1619 beschäftigt⁵⁵. Von Januar bis Oktober 1620 diente St. Salvator als reformierte Kirche, die Altäre wurden entfernt und unter anderem auf lutherische Kirchen verteilt⁵⁶, aus denen sie nach der Schlacht am Weißen Berg nach St. Salvator zurückkehrten⁵⁷.

Rekonstruktion

Nach den eingreifenden Umbauten des späteren 17. und des 18. Jahrhunderts⁵⁸, nach der Aufstockung der Seitenschiffe und der Türme, dem Aufbau der Kuppel, der Veränderung aller Fenster, und nach der gänzlichen Neu-

⁴⁹ Lit. ann. 1601, S. 665. — Hist. Clem. 234. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 242f.

⁵⁰ Lit. ann. 1601, S. 665. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 243.

⁵¹ Lit. ann. 1601, S. 665. — Hist. Clem. 234. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 243. — Kroess 560.

⁵² Lit. ann. 1601, S. 665. — Hist. Clem. 234. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 242.

⁵³ Hist. Clem. 238. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 278.

⁵⁴ Lit. ann. 1600, S. 454. — Miller 103. — Hist. Clem. 231. — Kroess 560.

⁵⁵ Archiv, SM, J 20, 2, 35: Stiftung eines Altars von der Familie Waldstein. — Lit. ann. 1603, S. 352: Stiftung einer Ignatiusstatue durch den päpstlichen Nuntius und der Kanzel durch den königlichen Praefecten. — Lit. ann. 1604, S. 468. — Hist. Clem. 238—242 und 264: Stiftung eines Maria Magdalenen-Altars von Maria von Martinitz, verw. Waldstein, 1609. — Schmidl Bd. 2, Buch 3, S. 350; Buch 5, S. 567; Buch 6, S. 688: Stiftung eines Verkündigungsaltars von dem kaiserlichen Rat Johannes Barbitius, 1613.

⁵⁶ Schmidl Bd. 3, Buch 2, S. 211: Der Verkündigungsaltar des Johannes Barbitius kam in die Kleinseitzer Dreifaltigkeitskirche, der Geburt-Christi-Altar in die Altstädter Salvatorkirche.

⁵⁷ Schmidl Bd. 3, Buch 2, S. 247.

⁵⁸ Richter 371. — Duras, Amelie: Die Architektenfamilie Lurago. Prag 1933, S. 14—18. — Franz, Heinrich Gerhard: Bauten und Baumeister der Barockzeit in Böhmen. Leipzig 1962, S. 29; vollkommen unzutreffende Darstellung, ausgehend von einer „dreischiffigen Pfeilerhalle“, in die Emporen eingezogen worden seien!

ausstattung des Inneren hat St. Salvator seine ursprüngliche Gestalt weitgehend verloren; eine genaue Rekonstruktion des Baues ist mangels eindeutiger und authentischer Risse und Veduten schwierig. Eine nach der Restaurierung von 1925 von Václav Richter versuchte Rekonstruktion läßt wichtige Risse und Veduten unberücksichtigt und ist infolgedessen nur bedingt brauchbar⁵⁹. Von den zahlreichen erhaltenen Grundrissen des Klementinums — von Kolleg und Kirche — aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert erscheint am genauesten und zuverlässigsten ein Riß aus der Sammlung der Bibliothèque nationale in Paris, etwa aus dem Jahre 1600, der nur St. Salvator mit der Wälschen Kapelle und dem angrenzenden Hof zeigt und die bereits vorhandenen Teile von St. Salvator in gelber, die noch zu errichtenden dagegen in roter Farbe wiedergibt⁶⁰. Von den auf uns gekommenen Veduten ist keine einzige absolut zuverlässig; auch die sehr kleinteilig und scheinbar sehr genau gezeichnete Ansicht von Prag von Sadeler, 1606⁶¹, enthält zahlreiche nachweisbare Fehler — auch im Falle von St. Salvator. Die flüchtiger gezeichnete Ansicht von Willenberg, 1601⁶², ist mindestens ebenso glaubwürdig, in manchen Fällen sogar zuverlässiger als die Sadelersche Ansicht. Die wahrscheinlich genaueste Vedute ist jedoch eine Zeichnung im Archiv der Curia Generalizia in Rom vom Jahre 1631^{62a}. Das ursprüngliche Aussehen von St. Salvator läßt sich darüber hinaus auch teilweise noch aus dem heutigen Baubefund erschließen.

Der ursprüngliche Bau von St. Salvator stellt eine Basilika über dem Grundriß eines lateinischen Kreuzes dar. An den vierjochigen, in fünf Seiten des Zehneckes geschlossenen Chor schließen sich die Vierung und die jeweils einjochigen Querarme an, deren zweiachsige Stirnseiten mit den Außenwänden der Seitenschiffe fluchten, darauf folgt das fünfjochige Langhaus mit der Westfassade. Über den östlichsten Seitenschiffjochen des Chores, die tiefer sind als die übrigen Chorjoche, erheben sich die dreigeschossigen, verhältnismäßig niedrigen Türme, die den Dachfirst der Kirche kaum überragen. Über der Vierung war schon 1578 eine Kuppel geplant⁶³, die aber erst 1648/49, bestimmt nach neuen Plänen, zur Ausführung kam.

Polygon und Seitenschiffe des Chores haben spitzbogige zweiteilige Maßwerfenster, die ganze Obergadenzone der Kirche öffnet sich in großen Kreisfenstern, die unter den heutigen Seitenschiffdächern noch vorhanden sind.

⁵⁹ Richter 368 f.

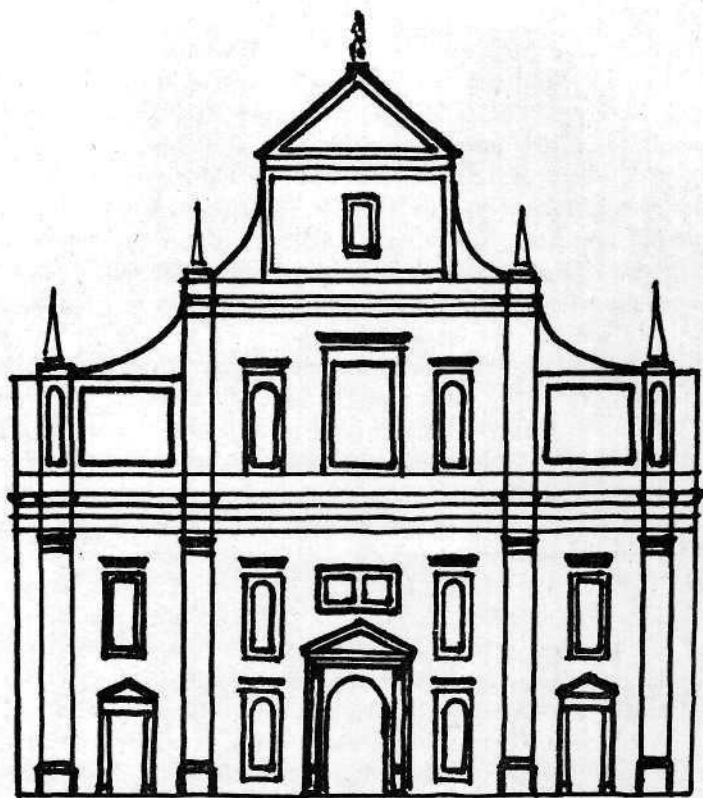
⁶⁰ S. Anm. 34 und 46. — Franz, Heinrich Gerhard: Die böhmische Wandpfeilerhalle im achtzehnten Jahrhundert. Zeitschrift für Ostforschung 11 (1962) 625 ff., Taf. VIII, Abb. 8.

⁶¹ Novotny, Antonín: Grafické pohledy Prahy [Graphische Ansichten von Prag]. Prag 1946, Text- und Tafelband. Taf. IV, Joh. Wechter nach Philipp v. d. Bussche, Kupferstich von Egidius Sadeler, 1606 datiert.

⁶² Novotny Taf. III. Holzschnitt von Jan Willenberg, bezeichnet 1601.

^{62a} Unveröffentlicht; aufgeführt bei Valléry-Radot II Appendice, S. 495, Nr. 258, F. G. (Collegia) 1541/4/57.

⁶³ S. Anm. 46. — Schmidl Bd. 4, Buch 5, S. 503. — Pollak, Oskar: Studien zur Geschichte der Architektur Prags 1520—1600. Wien-Leipzig 1910, S. 134.

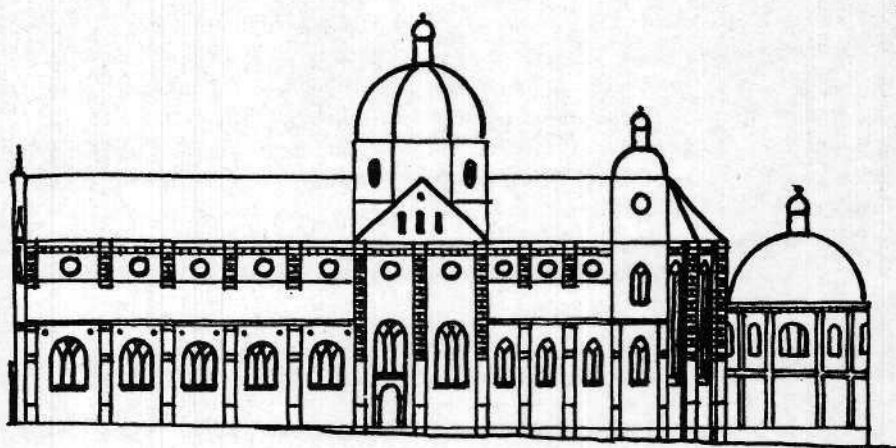


St. Salvator, Rekonstruktion der Westfassade

Die Seitenschiffe des Langhauses haben breite, dreiteilige, rund- oder leicht spitzbogige Maßwerkfenster⁶⁴, die möglicherweise dieselben oder annähernd dieselben Umrisse haben wie die heutigen Fenster. Unsicher ist die Fenster-einteilung der Querhausstirnseiten; nach Sadeler befinden sich hier — ebenso wie am Chorpolygon — lange, schmale, wohl spitzbogige Fenster. Nach Willenberg aber, nach Bendls Relief im Veitsdom (ca. 1630)⁶⁵ und nach der Zeichnung von 1631 sind die Stirnseiten der Querarme zweigeschossig gegliedert, d. h. nach Willenberg und Bendl erscheinen die Kreifenster der Obergadenzone auch hier — somit in ununterbrochener Reihe an der Nord- und Südseite der Kirche; die Zeichnung von 1631 hingegen zeigt im Obergeschoß hohe, halbrund geschlossene Fenster. Darunter liegen dreiteilige Maßwerkfenster, ähnlich denen der Langhausseitenschiffe, allerdings etwas

⁶⁴ Richter 371: Rundbogenfenster; die Maßwerkfenster waren wahrscheinlich ähnlich denen der 1582—91 erbauten Neubaukirche in Würzburg.

⁶⁵ Georg Bendl, Relief mit der Flucht des Winterkönigs aus Prag, um 1630, Prag, Veitsdom, Chorumgang.



St. Salvator und Wälsche Kapelle, rekonstruierter Aufriß der Südseite

höher; unter dem jeweils westlichen dieser Fenster ist ein Rundbogenportal angebracht, das bei einem späteren Umbau in das jeweils zweite Westjoch der Kirche übertragen wurde. Den ganzen Kirchenbau umzieht ein System von flachen, lisenenartigen, mehrmals abgetreppten Strebepfeilern, die in dem ebenfalls noch vollständig erhaltenen, wenn auch größtenteils unter den Seitenschiffdächern verborgenen Konsolenkranzgesims auslaufen.

Dem Bau vorgesetzt, ohne jede formale Beziehung zu ihm und offenbar ganz frei von gotischen Reminiszenzen, erhebt sich die Westfassade, die auf der Zeichnung von 1631 sehr gut sichtbar wiedergegeben ist. An der heutigen Fassade, Ergebnis des Umbaus von 1653, entstammen dem ursprünglichen Bau ohne jeden Zweifel die drei rotmarmornen Portale, wahrscheinlich auch das große Rechteckfenster des Mittelschiffs, da es von dem neuen Portikus überschritten wird, und die Fenster über den Portalen. In großen Zügen läßt sich die Fassade folgendermaßen rekonstruieren: Kolossalpilaster gliedern die Front entsprechend den drei Schiffen in drei Achsen. Über dem Kranzgesims setzt sich das Mittelschiff in einem Halbgeschoß fort, zu dem Voluten von den Attiken, die die Seitenschiffdächer verdecken, herüberleiten. Das Mittelschiff bekrönt ein Dreiecksgiebel über Anschwüngen⁶⁶. Dieser Fassade nahe verwandt ist die Front der 1587—95 erbauten Kalischer Jesuitenkirche, die heute noch besteht⁶⁷. Zu jedem der drei Schiffe führt ein eigenes Portal, zum Mittelschiff ein großes Rundbogenportal, flankiert von kanne-

⁶⁶ Sadlers Ansicht gibt einen Giebel mit Anschwüngen und bekrönendem Dreiecksgiebel wieder, geschmückt mit Obelisk und einer Statue zuoberst; Willenberg und Hollar (Ansicht von Prag 1636, aus Zeiller, *Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae*, Frankfurt 1649; abgebildet bei Novotný, Taf. V) zeigen kleinteilige Volutengiebel.

⁶⁷ Miłobędzki, Adam: *Zarys dziejów architektury w Polsce* [Abriß der Geschichte der Architektur in Polen]. Warschau 1963, Abb. 55 bei S. 129.

lierten jonischen Säulen, die einen flachen Dreiecksgiebel tragen⁶⁸; zu den Seitenschiffen führen kleinere Rechteckportale mit Flachgiebeln⁶⁹. Über dem Mittelportal ist ein Rechteckfenster angebracht, eingefügt im Innern unter die Musikempore; über den Seitenportalen öffnen sich einfache Rechteckfenster. Ein größeres Rechteckfenster unmittelbar über dem Kranzgesims beleuchtet Musikempore und Mittelschiff. Dieses und das darunter liegende Fenster werden von Halbkreisnischen flankiert.

Die dreigeschossigen Türme waren im Erdgeschoß und wahrscheinlich auch im ersten Obergeschoß wie die Chorseitenschiffe mit einem zweiteiligen Maßwerkfenster, im Freigeschoß mit einem Kreisfenster gegliedert. Sie trugen flachkuppelige Hauben mit Laternen⁷⁰.

Im Innenraum von St. Salvator kam der nachgotische Charakter der Kirche sicher viel deutlicher zur Geltung als am reich und vielfältig gegliederten Außenbau. Mit den großen Maßwerkfenstern bestimmten die im Chor schmalen, im Langhaus breiteren Spitzbogenarkaden und die gotisierenden Rippen- gewölbe mit ebenfalls spitzbogigem Querschnitt den Raum, der umso mittelalterlich-gotischer wirkte, als die geplante Vierungskuppel zunächst nicht zur Ausführung gelangte. Die Gewölbe lassen sich nach den in Prag in denselben Jahren entstandenen Beispielen in der Allerheiligenkirche auf der Burg⁷¹ und in Maria Schnee⁷² leicht rekonstruieren. Die Allerheiligenkirche — unmittelbar vor St. Salvator und ebenfalls unter Verwendung einer gotischen Kirchenruine entstanden — hat ihre ursprüngliche Gestalt von 1570—74 verhältnismäßig gut bewahrt; Gewölbe und Maßwerkformen mögen an St. Salvator sehr ähnlich gewesen sein wie hier, auch finden sich hier die gleichen breiten Korbbogennischen unter den Fenstern der Abseiten wie sie auch heute noch im Querhaus und Langhaus von St. Salvator vorhanden sind. Im Querhaus von St. Salvator sind die Gewölbe in ihrer Grundstruktur wahrscheinlich ebenso unverändert geblieben wie die übrigen Gewölbe der Kirche und waren wohl ähnlich den in der ostdeutschen gotischen Architektur oft erscheinenden, zwischen zweiachsiger Seitenschiffwand und Langhausarkade vermittelnden Konstruktionen aus halbierten Sternengewölben⁷³.

⁶⁸ Plastiken aus der Zeit der späteren Umbauten. Inschrift: IESU CHRISTO MUNDI SALVATORI DICATUM MDCI.

⁶⁹ Die Seitenschiffportale sind völlig gleich dem Südportal von St. Thomas, 1614.

⁷⁰ Die alten Fenster im Inneren der Türme teilweise noch erkennbar. Die Laternen werden bei Willenberg, Sadeler und auf der Zeichnung von 1631 mit spitz zulaufenden, bei Bendl und Hollar mit kuppeligen Abschlüssen wiedergegeben. Die Turmhelme waren schiefergedeckt und mit silbern glänzenden Bleisternen besetzt. Schmidl Bd. 2, Buch 5, S. 486: „Turres geminae, inferne quidem laminis ferreis; superne autem lapide nigro stanneis stellis, argenti speciem praeferentibus interincto absolutae.“

Die Türme von St. Salvator waren sicher sehr ähnlich denen der Klosterkirche von Strahov, die — womöglich nach dem Vorbild von St. Salvator — 1601—05 erbaut wurden und in alten Ansichten wesentlich besser überliefert sind als die Salvatortürme.

⁷¹ Stefan 149: 1570—74 erbaut.

⁷² Stefan 144: 1606.

⁷³ Wohl noch ähnlicher das Gewölbe in der quadratischen Griesbeckschen Grab-

Die kunstgeschichtliche Stellung

Beide Kirchenbauten — St. Salvator und die Wälsche Kapelle — sind, einzeln und zusammen betrachtet, von hervorragender Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der frühbarocken Architektur Mitteleuropas. St. Salvator stellt einen der frühesten monumentalen Kirchenbauten der Gegenreformation im damaligen Deutschen Reich dar, errichtet allerdings ganz auf dem Grundriß der Dominikanerkirche⁷⁴. Die Kreuzkuppelanlage und die dem Bau vorgesetzte Schaufassade⁷⁵ einerseits, die den Chor flankierenden Türme andererseits sind für den späteren katholischen Kirchenbau architektonische Komponenten von größter Bedeutung und erscheinen in der nachmittelalterlichen Architektur des Nordens hier zum ersten Mal⁷⁶. Die ziemlich niedrigen Türme, die kaum das Kirchenschiff überragen und im Stadtbild nur wenig hervortreten, finden in den folgenden Jahren bei Kirchenbauten ähnlicher Größe zahlreiche Nachfolger⁷⁷; Chortürme — einzelne oder Turmpaare — werden im katholischen Kirchenbau der Gegenreformationszeit zur Regel, geradezu ein Unterscheidungsmerkmal zum protestantischen, der die Doppelturmfassade oder den einzelnen Fassadenturm bevorzugt. Worauf diese architektonische Betonung der Chorphatie sich gründet, ist unklar; möglicherweise läßt sie sich aus der Liturgie erklären, aus dem zur Zeit der Gegenreformation gerade in Prag neuaufliebenden Fronleichnamskult (1580 Gründung der Fronleichnambruderschaft bei St. Thomas⁷⁸); der Ort des Allerheiligsten — die Türme flankieren bei St. Salvator unmittelbar den Hochaltar — soll nun auch nach außen hin gebührend hervorgehoben werden⁷⁹.

Die Emporen im Inneren sind von geringerer architekturgeschichtlicher Bedeutung, es handelte sich um nachträglich aus praktischen Gründen ein-

kapelle an der Pfarrkirche in Kralowitz (Kralovice bei Pläß). Dieses Gewölbe wird hier in St. Salvator genau übernommen, des querrechteckigen Grundrisses wegen aber halbiert. Auch die zweigeschossige Gliederung der Kapellenfassade — Kreisfenster über hohen, schmalen Rechteckfenstern — ist ähnlich wie am Querhaus von St. Salvator. Die Pfarrkirche von Kralowitz entstand annähernd gleichzeitig mit Chor und Querhaus von St. Salvator 1575—81.

⁷⁴ Ein Querhaus und einen Chorturm besaß wahrscheinlich auch schon die alte Dominikanerkirche, auf deren Fundamenten sich St. Salvator erhebt; der Einsturz des Turmes 1466 ist überliefert. Von einem Querhaus wissen wir nichts Bestimmtes, doch haben die fast gleichzeitig entstandenen nächstbedeutenden Dominikanerkirchen in Böhmen und Schlesien, Budweis und Breslau, seltsamerweise ebenfalls Querhäuser aufzuweisen, was in der Baukunst der Dominikaner höchst ungewöhnlich ist. Schließlich sind die langgestreckten Grundrißproportionen der Salvatorkirche ganz dominikanisch und für eine Kirche des späten 16. Jahrhunderts sehr außergewöhnlich.

⁷⁵ Eine ähnliche Schaufassade mit Kolossalordnung — einige Jahre früher entstanden — besitzt die Pfarrkirche von Kralowitz (1575—81).

⁷⁶ Wenig später die Türme der Jesuitenkirche in Douai, 1583—91.

⁷⁷ In Prag bei der Abteikirche in Strahov, vgl. Anm. 70.

⁷⁸ Diarium 189.

⁷⁹ Karger, Nicolaus; Der Kirchturm in der österreichischen Baukunst. Würzburg 1937, S. 47: der Turm als „Beschützer des Altars“.

gestellte hölzerne Aufbauten, sicher ohne irgendwelche architektonischen Funktionen im Gegensatz zu den früheren Emporenanlagen in Klosterbruck⁸⁰ und Kralowitz⁸¹, doch sind sie wichtig als die frühesten, in einer Jesuitenkirche Mitteleuropas nachweisbaren Vertreter ihrer Gattung⁸²; denn bei aller architektonischen Verschiedenheit der Jesuitenkirchen des Deutschen Reiches waren doch den meisten von ihnen die Emporen gemeinsam. Spätere Jesuitenkirchen haben allerdings in der Regel mit der Konstruktion (Wandpfeilersälen oder Basiliken mit zweigeschossigen Seitenschiffen) festverbundene Emporenanlagen, Ausnahmen bilden die Prag zeitlich und örtlich verhältnismäßig nahegelegenen Bauten in Brünn⁸³ und Krakau⁸⁴, die niemals Emporen besessen haben.

Zeigen sich am Außenbau, beispielsweise an der Fassade, gewisse Abhängigkeiten von oberitalienischer Architektur, so finden wir dergleichen vor allem im Inneren der Kirche; hier lassen sich in der Obergaden- und Gewölbezone Einflüsse lombardischer Kirchenbauten feststellen, die nicht überraschen, da die in Prag wirkenden italienischen Architekten alle aus der nördlichen Lombardei und Lugano stammten. Ähnliche Kreisfenster und gotisierenden Rippengewölbe hat beispielsweise die Mailänder Kirche S. Maurizio von 1503⁸⁵ aufzuweisen.

Die Mischung von Gotik und Renaissanceformen ist in der sakralen Architektur Mitteleuropas im späten 16. Jahrhundert keineswegs etwas Ungewöhnliches. St. Salvator hat in dieser Hinsicht durchaus keine Schlüsselstellung in der Architekturgeschichte, doch ist die Möglichkeit nicht ganz auszuschließen, daß es doch bei einem jüngeren sehr bedeutenden Bau als Anregung gedient hat; fast ein Jahrzehnt nach der Vollendung der Kirche besuchte Erzherzog Leopold von Österreich, Bischof von Straßburg und Passau, Prag und sicher auch die neue Jesuitenkirche St. Salvator⁸⁶. Vier Jahre später begann er mit dem Bau der eigenen Jesuitenkirche in Molsheim bei Straßburg⁸⁷, ebenfalls einem sehr langgestreckten nachgotischen Bau mit — allerdings niedrigerem — Querhaus. Diese Kirche ist in ihrer ursprünglichen Gestalt ziemlich gut erhalten und kann bis zu einem gewissen Grad eine Vorstellung von der alten Salvatorkirche vermitteln.

⁸⁰ 1572—80 von Giovanni Pietro di Barca erbaut.

⁸¹ S. Anm. 73.

⁸² S. Anm. 17.

⁸³ 1598—1602 von Georg Gialdi erbaut.

⁸⁴ 1597—1619 von Britius, Bernardoni und Trevano erbaut. Die komplizierte Bau-geschichte am besten dargestellt bei Dmochowski, Zbigniew: *Architecture in Poland*. London 1956, S. 246—248.

⁸⁵ Ponzoni, Carlo: *Le Chiese di Milano*. Mailand 1930, S. 209.

⁸⁶ Balbin, Bohuslav: *Epitome Historica Rerum Bohemicarum. Historia Boleslaviensis*. Prag 1677, Bd. 7, Buch 9, S. 27.

⁸⁷ 1614—1619 von Christoph Wamser erbaut, „auf Kosten des Bischofs Erzherzog Leopold von Österreich für die als Widerpart gegen die protestantischen hohen Schulen Straßburgs berufenen Jesuiten“. (Dehio, Georg: *Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler*. Bd. 4b: Elsaß und Lothringen. Berlin 1942, S. 45.)

Entwicklungsgeschichtlich mindestens ebenso bedeutend und ästhetisch von weit höherem Wert, ein Bauwerk von fast antiker Großartigkeit, ist die Wälsche Kapelle vor dem Chor der Salvatorkirche. Sie ist der erste Ovalbau in der Sakralarchitektur seit St. Gereon in Köln⁸⁸ (ob der wie die Wälsche Kapelle von Emporen umzogene Temple du Paradis in Lyon von 1564 ein Rund- oder Ovalbau war, läßt sich heute leider nicht mehr feststellen). Der Ovalbau der Wälschen Kapelle wurde in Prag vorbereitet durch die 1575—76 von Ulrich Austalis für die Gebeine des heiligen Bischofs Adalbert von Prag vor der provisorischen Westwand des Veitsdomes erbaute Grabkapelle⁸⁹, ein dem Oval angenähertes gestrecktes Dekagon, die Achsen innen und außen ausgehöhlt von hohen Blendnischen, das Innere überwölbt von einer mächtigen Kuppel. Die Wälsche Kapelle ist wesentlich größer als St. Adalbert; aus den inneren Nischen sind in dem doppelschaligen Bau tiefe Kapellen geworden, dazu kommt ein zweites Geschoß mit Emporenzugang, doch der Typus ist ganz derselbe geblieben, nämlich der des Mausoleums oder der Memorialkirche, die sich stets über einem zentralisierenden Grundriß erheben⁹⁰. Infolgedessen wirkt die Wälsche Kapelle in ihrer Lage in der Achse der Hauptkirche hinter dem Chor und zweitens in ihrer Zentralform wie die wenige Jahre später allenthalben in Europa ähnlich entstehenden fürstlichen Mausoleen (Florenz, Düsseldorf, Stadthagen etc.), sie ist auch rein formal als deren Vorläufer anzusehen, obgleich sie niemals eine derartige Bestimmung hatte⁹¹.

Es soll darum ein Versuch gewagt werden, die höchst originelle Form der Wälschen Kapelle zu erklären; dazu muß etwas weiter ausgeholt werden. Im Jahre 1614 wurde ebenfalls in der Altstadt von Prag — einige hundert Meter von der Jesuitenkirche St. Salvator entfernt — die deutsch-lutherische Pfarrkirche St. Salvator geweiht⁹². Einige Jahre zuvor war neben der Kirche schon eine Schule eröffnet worden — beides, Kirche und Schule, als Kon-

⁸⁸ Memorialkirche, aus der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts. Von Hegemann, Hans W.: Die deutsche Barockbaukunst Böhmens. München 1943, S. 11 und von Bachmann, Erich u. a.: Barock in Böhmen. München 1964, S. 16 ist die Wälsche Kapelle auch bereits als Erstlingsbau erkannt worden, Breuer, Tilmann: Augsburg. München-Berlin 1966, S. 33 hat sie dagegen übersehen (St. Michael in Augsburg, 1603—05 von Elias Holl erbaut, als erster Ovalbau nördlich der Alpen bezeichnet).

⁸⁹ Brabcová 5; bei einem Ovalbau wie der Wälschen Kapelle liegt es nahe, an Einflüsse Vignolas oder seiner Schule zu denken, doch hat die Wälsche Kapelle mit Vignolas Oalkirchen außer dem Oval des Grundrisses nichts gemeinsam.

⁹⁰ In ganz richtigem Verständnis des Bautypus sah man schließlich auch während des Zweiten Weltkrieges die Umwandlung der Wälschen Kapelle in ein Mausoleum bzw. eine Memorialkirche für gefallene italienische Soldaten vor.

⁹¹ Die Wälsche Kapelle war Gottesdienstraum der Italienischen Kolonie und der Marianischen Kongregation, mit deren römischer Hauptkirche, erbaut 1562—67, die Wälsche Kapelle allerdings gar keine Ähnlichkeit hat. (Mullan, Elder: Die Marianische Kongregation. Wien 1913, S. 20. — Frutaz, Amato Pietro: Le Pianti di Roma 2. Rom 1967, Taf. 265 und 315.)

⁹² 1611—14 von Johann Christoph aus Graubünden (Roveredo?) erbaut.

kurrenzinstitute zu den entsprechenden katholischen, das heißt denen der Jesuiten, gegründet⁹³. In der Einweihungspredigt zu dieser Kirche wurde der Anspruch erhoben, diese neue Kirche stehe ganz in der Nachfolge der allerersten frühchristlichen Kirchenbauten und ganz speziell in der Nachfolge der konstantinischen Salvatorkirche auf dem Berge Golgatha⁹⁴. In Anbetracht dessen, wie sehr sich um 1600 beide großen Religionsparteien mit den gleichen Waffen bekämpften, wie mühsam beide versuchten, Katholizität und apostolischen Ursprung für sich allein in Anspruch zu nehmen — es wird in diesem besonderen Falle ja schon aus dem sogleich übernommenen Patrozinium deutlich —, so liegt es durchaus im Bereich des Wahrscheinlichen, daß zwölf Jahre zuvor bei der Einweihung der Jesuitenkirche ähnliche Ableitungen vorgenommen worden waren. Die lutherische Salvatorkirche hat architektonisch mit der Golgathakirche gar nichts gemeinsam, die Jesuitenkirche mit der Wälschen Kapelle dagegen doch einiges, vom Standpunkt mittelalterlicher Architekturkopien aus schon sehr viel. Einer langgestreckten Basilika schließt sich ein doppelschaliger, mehrgeschossiger Zentralbau mit Kuppel und großer Laterne an. Die Basilika ist St. Salvator geweiht, beim Zentralbau wurde das Patrozinium mariologisch übersetzt, das heißt die Rotunde ist nicht der Anastasis Christi, sondern der Himmelfahrt Mariae geweiht, eine Übersetzung getreu dem Programm der Marianischen Kongregation, die Marienverehrung ganz besonders zu pflegen. Die Wälsche Kapelle hat mit der Anastasisrotunde selbstverständlich mehr Ähnlichkeit als die meisten mittelalterlichen Kopien, ermöglicht durch die Ende des 16. Jahrhunderts entstandenen sehr getreuen Wiedergaben Amigos, die in Prag wahrscheinlich bekannt waren. Die formale Ableitung vom Typus des Mausoleums und der Memorialkirche wurde weiter oben schon vorgenommen, und dieser Typus hat seinerseits ebenfalls seinen Ursprung in spätantiken Grabbauten wie der Anastasisrotunde auf dem Berge Golgatha.

Bibliographie

Bachmann, Erich, u. a.: Barock in Böhmen, München 1964.

Balbin, Bohuslav: *Epitome Historica Rerum Bohemicarum*, Authore Bohuslao Balbino, *Historia Boleslaviensis*, Prag 1677.

⁹³ Derartige Konkurrenzinstitute gab es um 1600 in konfessionell gemischten Gegenden mehrfach, beispielsweise die protestantische Hohe Schule und Kirche in Loosdorf bei Stift Melk (Feuchtmüller, Rupert u. a.: *Renaissance in Österreich*. Wien-Hannover 1966, S. 13), die Hofkirche in Neuburg an der Donau als Gegenstück zu St. Michael in München (Horn, Adam/Meyer, Werner: *Die Kunstdenkmäler von Schwaben*. Bd. 5: Stadt und Landkreis Neuburg. München 1958, S. 84), in Prag die Kleinseitner Dreifaltigkeitskirche als „neues Zion“ und Gegenpol zu dem von alters her Berg Zion genannten Stift Strahov (vgl. auch Anm. 87).

⁹⁴ Garthius, Helvicus: *Christliche Einweyhung und Glückwünschung: Der Newen Evangelischen deutschen Kirchen zum SALVATOR*, In der Königlichen Haupt- und Alt-Stadt Prag in Böhmeib. Freiberg 1615, S. 9.

- Brabcová, Jana, Vlašská Kaple: Seminararbeit bei Prof. Květ, Prag 1962, maschinengeschriebenes Manuskript, von der Verfasserin freundlichst zur Verfügung gestellt.
- Braun, Joseph: Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten I, Freiburg 1908.
- Breuer, Tilmann: Augsburg, München-Berlin 1966.
- Dehio, Georg: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Band IVb, Elsaß und Lothringen, Berlin 1942.
- Diarium I des Clementinums, in der Bibliothek des Stiftes Strahov.
- Dmochowski, Zbigniew: Architecture in Poland, London 1956.
- Duras, Amelie: Die Architektenfamilie Lurago, Kölner Dissertation, Prag 1933.
- Feuchtmüller, Rupert, u. a.: Renaissance in Österreich, Wien-Hannover 1966.
- Franz, Heinrich Gerhard: Bauten und Baumeister der Barockzeit in Böhmen, Leipzig 1962.
- Ders.: Die böhmische Wandpfeilerhalle im achtzehnten Jahrhundert, Zeitschrift für Ostforschung 11, 1962, Heft 4, S. 625 ff.
- Frutaz, Amato Pietro: Le Pianta di Roma, Vol. II, Rom 1967.
- Fundatio Collegii Pragensis ad S. Clementem et Synopsis Historia ejusdem Collegii allata an. 1696.
- Garthius, Helvicus: Christliche Einweyhung und Glückwünschung: Der Newen Evangelischen Kirchen zum SALVATOR, In der Königlichen Haupt- und Altstadt Prag in Böhmeib, Freiberg 1615.
- Hegemann, Hans W.: Die deutsche Barockbaukunst Böhmens, München 1943.
- Historia Foundationis Collegii Pragensis cum narratione quarundam rerum maioris momenti, 1555—78, anschließend: Historia Collegii Pragensis ad S. Clementem etc, in der Bibliothek des Clementinums.
- Horn, Adam und Meyer, Werner: Die Kunstdenkmäler von Schwaben, V., Stadt- und Landkreis Neuburg. München 1958.
- Karger, Nicolaus: Der Kirchturm in der österreichischen Baukunst, Wiener Dissertation, Würzburg 1937.
- Kristen, Zdeněk: Storia della Congregazione Italiana di Praga, Prag 1949.
- Kroess, Alois: Geschichte der böhmischen Provinz der Gesellschaft Jesu I, Geschichte der ersten Kollegien in Böhmen, Mähren und Glatz, Wien 1910.
- Litterae annuae Societatis Jesu, 1594 ff., Neapel 1594 ff.
- Miller, Johannes: Historia Provinciae Bohemiae Societatis Jesu, Authore P. Joanne Miller S.J., Prag 1723.
- Miłobędzki, Adam: Zarys dziejów architektury w Polsce, Warschau 1963.
- Mullan, Elder: Die Marianische Kongregation, Wien 1913.
- Novotny, Antonín: Grafické pohledy Prahy, Prag 1946, Text- und Tafelband.
- Poche, Emanuel: Prahov krok za krokem, Prag 1963.
- Pollak, Oskar: Studien zur Geschichte der Architektur Prags 1520—1600, Wien-Leipzig 1910.
- Ponzoni, Carlo: Le Chiese di Milano, Mailand 1930.
- Richter, Václav: Stavební vývoj kostela sv. Salvatora v Klementině, Pam. arch. 34, 1925.
- Rieß, Gustav: Der Dom zu Freiberg, Dresden 1931.
- Rigetti, Peter: Historische Nachricht sowohl von der Errichtung der Wellischen Congregation unter dem Titel Mariae Himmelfahrt als auch des dazu gehörigen Hospitals, Prag 1773.

- Romanese, Odoardo: Riassunto storico sulla fondazione della Congregazione e sulla erezione della Cappella italiana di Praga, Prag 1898.
- Schaller, Jaroslaus: Beschreibung der königlichen Residenzstadt Prag, III., Prag 1796.
- Schmidl, Johannes: Historiae Societatis Jesu Provinciae Bohemiae Pars Prima etc, Prag 1747—59.
- Stefan, Oldřich: Pražské kostely, Prag 1936.
- Tintelnot, Hans: Die barocke Freskomalerei in Deutschland, München 1951.
- Vallery-Radot, Jean: Le Recueil de Plans d'édifices de la Compagnie de Jésus conservé à la Bibliothèque nationale de Paris, Rom 1960.

ZWEI BILDNISSE VON JOHANNES KUPEZKY

Von Erich Bachmann

Unter den zumeist von auswärts zugewanderten Porträtvirtuosen, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die höfische Bildnismalerei in Deutschland beherrschten, war Johannes Kupezky entwicklungsgeschichtlich wahrscheinlich der interessanteste. Zwar sind ihm andere an Noblesse, dekorativer Sicherheit und weltläufig extravertierter Leichtigkeit (wenn auch keineswegs an psychologischer Charakterisierungskraft) überlegen gewesen, so vor allem der Berliner Hofmaler Antoine Pesne oder der bemerkenswerte Kolorist Georg Desmarées am kurfürstlichen Hofe zu München, aber nur in den Arbeiten Kupezkys ist schon am Anfang des 18. Jahrhunderts die Wendung von der höfischen zur bürgerlichen Bildnismalerei des Frühklassizismus in Mitteleuropa vorgebildet. Kupezky ist denn auch der einzige von diesen höfischen Porträtisten, der noch in der Goethezeit gerühmt wurde, obwohl diese sonst durchaus in scharfem, ja kontradiktorischem Gegensatz zum Absolutismus stand. Zwei Generationen nach dem Tode Kupezkys sagt der Physiognomiker Lavater, der übrigens selbst ein Porträt von ihm besaß: „Kupezky hat wohl am meisten deutsche Freiheit und Wahrheit . . . das Trutzige, Freydeutsche, geradeweg redende ist vorteilhaft . . . ausgedrückt.“ Noch weiter geht Anton Graff, einer der führenden Porträtisten des Frühklassizismus und des deutschen Idealismus: „In den Gemälden Kupezkys herrscht die Natur, das Leben selbst, alle anderen Gemälde wirken daneben flach.“

Ähnlich wie bei Rembrandt, mit dem sich sowohl Graff als auch Kupezky, wenn auch auf je verschiedene Weise, auseinandergesetzt haben, bezeugt schon die außergewöhnlich hohe Zahl der Selbstbildnisse — Nyári² erwähnt nicht weniger als 35 Selbst- und Familienporträts, eine Zahl, die sich mittlerweile um einige neu aufgefundene Gemälde noch erhöht hat — das introvertierte Interesse an der Entwicklung und Ergründung der eigenen Persönlichkeit. Nicht so sehr um den äußeren gesellschaftlichen Rang ging es diesen Porträtisten, sondern mehr um das innere seelische Wachstum der Persönlichkeit oder, um mit Graff zu reden, für den die „Augen die Fenster der Seele“ waren, um die „Wahrheit der Natur“. Es handelt sich gewissermaßen um eine Art von säkularisierter Gewissenserforschung. In der Tat ist der desillusionierende, psychologische Tiefblick Kupezkys ohne eine lange Schulung pietistischer Introspektion kaum denkbar.

¹ Šafařík, Eduard: Joannes Kupezky. Prag 1928, S. 39.

² Nyári, Alexander: Der Porträtmaler Johann Kupezky, sein Leben und seine Werke. Wien 1889.

Seit seiner Übersiedlung 1723 aus dem katholischen Wien, wo er die Stelle eines kaiserlichen Hofmalers (nicht zuletzt wohl aus religiösen Gründen) abgelehnt hatte, nach dem bürgerlichen und protestantischen Nürnberg überwiegen die bürgerlichen Porträts ohnehin immer mehr. Es charakterisiert die Situation am Vorabend der Französischen Revolution und den beginnenden Zerfall der höfischen Gesellschaft des Absolutismus, daß sich darunter erstaunlich viele Bildnisse von Künstlern und Freunden befinden. Statt Gesellschaft, Freundschaft! Das Zeitalter der Empfindsamkeit, der schwärmerischen Freundschaften und Herzensergießungen kündigt sich an.

Entscheidend für die Porträts von Kupezky ist nicht so sehr der scharfe schonungslose Naturalismus, der physiognomische Unregelmäßigkeiten eher betont als unterdrückt — dergleichen findet man auch bei anderen Malern vor und neben ihm (vgl. etwa die in der Nachfolge der holländischen Malerei stehenden Bildnisse des Danzigers Daniel Schultz) —, sondern seine durchdringende Seelenkenntnis und außerordentliche physiognomische Affizierbarkeit. Die Diskrepanz zwischen dem Glanz der äußeren Erscheinung und der inneren Wirklichkeit wird sichtbar und eben dies macht viele seiner repräsentativen Bildnisse befremdlich hintergründig. Manche sind von bestürzender Lebensunmittelbarkeit und Existenznähe. Der Betrachter tritt mit dem Dargestellten sofort und unmittelbar in seelischen Kontakt und zwar nicht *par distance* als gesellschaftliches Wesen, sondern mehr mit der untersten Schicht des Seelischen, sozusagen „von Mensch zu Mensch“. Eine Atmosphäre von betulicher Intimität, mitunter allerdings auch von peinlicher Vertraulichkeit ist hergestellt. Das Ergebnis ist, daß viele seiner Porträts wie Enthüllungen wirken. In den Selbstbildnissen vollends geht das Bekenntnis-hafte oft bis zur Selbstentblößung. Auch dringen ganz neue, befremdliche Menschentypen in die mitteleuropäische Bildnismalerei ein: Physiognomien von bedrohlicher Vitalität und östlicher Wildheit; Frauen von zweideutigem, sinnlich-animalischem Reiz; Exzentriker von lähmender Suggestivkraft; kleinbürgerliche, perückenlose Glatzköpfe in einer privaten Tätigkeit ganz und gar leger und posenlos; oder Verwahrloste mit offener Hemdbrust, liederlichen, ungekämmten Haarschöpfen und verwüsteten Gesichtern, die sich hingeben und ungeniert kratzen und schon durch ihre herausfordernde, forcierte Ungezwungenheit wie ein Protest gegen das theatralische Pathos der repräsentativen höfischen Bildnismalerei des Barock wirken.

Daß die strengen religiös-reformerischen Anschauungen des Künstlers den Ausbruch aus Konvention und gesellschaftlichem Zeremoniell vorbereiteten, ist sicher, allein entscheidend waren sie keineswegs. Kupezky war offensichtlich nicht ganz frei von sozialen Ressentiments gegen die höfische Gesellschaft. Übrigens erkannte schon sein Freund und Biograph Füßli³, daß Kupezky von nichts „einen idealischen Begriff“ hatte, und „durch sein Schicksal eine niedrigere, nicht so regelmäßige empfindende Seele“. Dasselbe meint

³ Füßli, Johann Kaspar: *Leben Georg Rugendas und Johannes Kupezkis*. Zürich 1758.

im Grunde auch Goethes Freund Lavater, wenn er von den Arbeiten Kupezkys sagt, daß seine „idealen (Personen) gar nicht, aber seine gemeinen Naturen, mit denen er ganz innig sympathisiert, am meisten Wahrheit“ hätten. In der Tat hat man manchmal den Eindruck, daß er mehr von unten, aus der schiefen Perspektive der Bedienten und daher nicht ohne eine gewisse Aufsässigkeit und Renitenz, auf die dargestellten Standespersonen sieht. Die Fürsten sind zwar immer mit allen Requisiten gesellschaftlicher Repräsentation und staatlicher Macht dargestellt, aber oft ohne Sympathie. Blickt man auf das Wesen, dann sind viele seiner höfischen Bildnisse nichts weniger als schmeichelhaft. Die *Désinvolture* wird mitunter zur Arroganz; die Attitüde der noblen großen Existenz und fürstlichen Überlegenheit zur leeren Pose. Prinz Eugen, der Freund und Gönner Kupezkys in Wien, ist nicht als „Edler Ritter“ charakterisiert, er hat vielmehr durch die energisch verschobene Kinnpartie einen Zug rauher Kraft, ja Brutalität. Und was die wegen ihrer Herzensgüte allgemein als Landesmutter verehrte Markgräfin Christiane Charlotte von Ansbach⁴ betrifft, so gab er ihr einen kalten distanzierenden Blick von erschreckender Gleichgültigkeit. Kaiser Karl VI. ist breitwüchsig, mit auffallend gedrunghenen Proportionen und übergroßem Kopf dargestellt; der sogenannte Rakocsy II. hat einen Ausdruck von berserkerhafter Wildheit und geradezu irrer Mordlust. Viele der jungen Aristokraten wirken zynisch wie Roués. Bei seinen Frauenbildnissen wird man vergeblich Reinheit und unschuldige Naivität suchen, dafür blicken manche den Betrachter mit herausfordernder Koketterie oder einem Zwinkern des Einverständnisses an.

Bis zu einem gewissen Grade zeigen einige dieser befremdlichen Eigenschaften auch zwei höfische Bildnisse, für die hier (nicht zuletzt aus diesem Grunde) Johannes Kupecky als Urheber vorgeschlagen wird: Eines hängt im Vorsaal des Schlosses Wawel in Krakau, das andere im Audienzzimmer der Markgräfin (Raum 12) der Residenz Ansbach, wie denn überhaupt viele der seit der gründlich gearbeiteten Biographie Eduard Šafaříks neu aufgefundenen oder identifizierten Gemälde Kupezkys aus fränkischen⁵ Schlössern und Sammlungen stammen.

Was zunächst das Porträt im Wawel angeht (Abb. 1), so galt es bisher als Werk der „Französischen Schule, um 1700“. Die äußeren Merkmale⁶

⁴ Schuhmann, Günter: Kupezkys Bildnis Christiane Charlottes. In: Festschrift Stollreither. Erlangen 1950, S. 323 ff.

⁵ Bachmann, Erich: Ein unbekanntes Selbstbildnis Kupezkys in der Neuen Residenz Bamberg. Fränk. Blätter f. Geschichtsforschung u. Heimatpflege 25 (1952) 97 ff. — Ders.: Neue Residenz Bamberg. Amtlicher Führer. München 1956, S. 51. — Ders.: Neues Schloß Bayreuth. Amtlicher Führer. München 1957, S. 42. — Ders.: Ein unbekanntes Bildnis des Prinzen Eugen. Stifter-Jahrbuch 2 (1952) 95—100. — Ders.: Über einige wiederaufgefundene Gemälde Kupezkys und die Ursprünge seiner Kunst. Stifter-Jahrbuch 5 (1957) 152—173.

⁶ Freundliche Mitteilung von Prof. Dr. Jerzy Szablowski, Direktor der Staatlichen Kunstsammlungen auf dem Wawel, Krakau, dem ich auch für die lebenswürdige Übersendung der Fotografie und die Erlaubnis zur Veröffentlichung zu danken habe.

dieses Gemäldes sind: Öl auf Leinwand, 97.2 cm hoch, 72.5 cm breit; Inv. P.Z.S. na Wawelu 2345. Der Dargestellte, ein junger Aristokrat, ist bisher noch nicht identifiziert worden. Es handelt sich um ein Bildnis in halber Figur (Hüftstück) nach links: In Rüstung, mit gepuderter Allongeperücke, Spitzenjabot und Stulphandschuhen; über der rechten Schulter eine Mantel-draperie; in der (aufgestützten) Linken den rechten Stulphandschuh.

Der Kavalier blickt zwar aus dem Bild heraus auf den Betrachter, doch erzeugt der weit zurückgesetzte linke Arm in der Gegenbewegung eine Schiebung nach links. Schon aus Gründen des Gleichgewichts denkt man sich zu dem zurückgenommenen linken Arm ergänzend das rechte Bein vorgesetzt und den rechten Arm erhoben, ohne daß diese Bewegung nach links hin determiniert wäre, da die Gebärde nur eben angedeutet ist und die Gliedmaßen entweder gekappt sind oder überhaupt unsichtbar bleiben. Dafür werden die divergierenden Bewegungsrichtungen von der aufgestützten Linken gebündelt. Das Ergebnis ist, daß die Komposition, die sich aus dem Gegenüber von Antlitz und linker Hand entwickelt, einhüftig wird und ins Unge- wisse nach links hin offen bleibt. Die zurückgenommene Linke gibt die gepanzerte Brust frei, auf der metallische Glanzlichter spielen. Die sorglose Unbekümmertheit, mit der der Leib dargeboten wird, hat etwas Herausfor- derndes und Kühnes. Der Gesichtsausdruck ist zwar beherrscht und kalt, jedoch scheint die Attitüde von Überlegenheit und gravitatischem Ernst forciert (Abb. 1).

Eine einfache, aber, sobald man näher hinsieht, nichtsdestoweniger geistvoll differenzierte Komposition. Über das konventionelle Schema der höfischen Porträtmalerei geht sie allerdings nicht wesentlich hinaus, doch erzeugt die nuancierte Verlagerung der Gewichte und das kontrapostartige Gegenein- ander von Bewegung und Blickrichtung jene eigentümliche Gespanntheit in Gestus und Komposition, die in mancher Hinsicht für den Personalstil Kupez- kys charakteristisch ist. Mehr noch indessen als die stilistischen Merkmale sprechen die physiognomischen für diesen Porträtisten, vor allem die dunkle, seelische Mächtigkeit und bedrohliche Daseinsunmittelbarkeit des Bildnisses und das lauernd Hintergründige. Eine gewisse physiognomische Ähnlichkeit zwischen dem Dargestellten und Kupezkys Bildnis des Thomas Adam Grafen Harrach von 1711 ist nicht zu verkennen, überzeugend ist sie jedoch keines- wegs⁷. Soviel indessen machen die allgemeinen physiognomischen Merkmale immerhin wahrscheinlich, daß nicht nur der Künstler, sondern auch der Dar- gestellte im östlichen Mitteleuropa beheimatet ist, ohne daß man freilich sagen könnte, ob es sich um einen böhmischen oder polnischen Edelmann han- delt. Für diese Herkunft spricht der eigentümlich wissende und gebrochene Blick, der abschätzig und zugleich unsicher auf den Betrachter gerichtet ist; die tierhaft witternde Wachheit der Sinnesorgane, vor allem die gespannten Nasenflügel und die davon affizierte Oberlippe. Fixiert man einseitig das linke Auge, dann scheint das rechte asymmetrisch seitlich verrückt: Der Blick

⁷ Šafařík: Taf. XXXVIII.

wird astigmatisch. Man ahnt ein Temperament von leicht ausbrechender, unbeherrschter Erregbarkeit.

Daß Beziehungen zwischen Kupezky, der seinem „Vaterlande nach ein Böhm“ war, wie Jäck berichtet, und Polen bestanden, ist so gut wie sicher. Prinz Alexander Sobieski hatte sich für Kupezky schon in der römischen Zeit interessiert und mehrere Werke von ihm erworben. Auch ist eine ganze Anzahl Porträts prominenter Polen überliefert: So von König Johann III. Sobieski im Erdelyi Museum in Klausenburg (Cluj), das noch 1835 als Titelblatt im 2. Band des Werkes „Dieje Naroda Polskiego“ von Jerzy Samuel Bandtke abgebildet wurde; ferner von König August von Polen und dessen Gemahlin Eberhardine Christine, Markgräfin von Brandenburg-Bayreuth (Stadtmuseum Lemberg, Herzogliche Galerie Salzdahlem). In der ehemaligen Graf Edmund Zichyschen Galerie befanden sich u. a. die Porträts eines „jungen Polen in Nationaltracht“ sowie eines „Unbekannten Polen mit polnischer Mütze und herabhängendem Schnurrbart und Haar“. Eines der besten Frauenbildnisse Kupezkys ist das „Porträt einer jungen Polin“ in der Braunschweiger Galerie⁸.

Möglicherweise gehört auch das Bildnis, das hier zur Erörterung steht, zu diesen „polnischen“ Werken Kupezkys. Wir wissen nicht, wann und woher es in den Wawel kam. Entstanden ist es wahrscheinlich um 1715. Ob es sich freilich um eine zur Gänze eigenhändige Arbeit Kupezkys handelt, müßte erst noch an Ort und Stelle nachgeprüft werden. Vielleicht verschafft uns die bevorstehende Restaurierung darüber Gewißheit.

Wesentlich mehr wissen wir über das hier Kupezky zugeschriebene Porträt in der Ansbacher Residenz (Audienzzimmer). Es handelt sich zweifellos um ein Jugendbildnis des Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach, des sogenannten „wilden Markgrafen“ (geb. 1712, reg. 1729—57), das bisher wegen falscher Zuschreibung und Bestimmung verschollen war, obwohl es schon im 18. Jahrhundert mehrfach archivalisch genannt wird (Abb. 2). Das Problem kompliziert sich insofern, als es von diesem Bildnis eine ganze Anzahl Repliken gibt, die das vermeintliche Urbild nicht genau wiederholen, sondern variieren und zwar alle in fast gleicher Weise, sodaß sich sogleich eine ganze Anzahl weiterer Folgerungen aufdrängen, auf die allerdings erst unten eingegangen werden kann. Eine dieser Repliken befindet sich übrigens in der Residenz Ansbach selber (Schlafzimmer des Markgrafen, Raum 6), andere im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg, im Musée de Dijon, auf Schloß Rüdenhausen u. a. a. O. (Abb. 3).

Verschaffen wir uns zunächst Klarheit über die beiden Ansbacher Varianten. Bisher wurden alle zwei dem Ansbacher Hofmaler Johann Christian Sperling (um 1690—1746) zugeschrieben, nur das eine (im Schlafzimmer) galt jedoch schon immer als Jugendbildnis des „wilden Markgrafen“, in dem anderen (hier Kupezky zugewiesenen) Porträt im Audienzzimmer der Mark-

⁸ Šafařík 82, 95, 109, 131, 142, 143, Taf. LI.

gräfin vermeinte man dagegen dessen Sohn zu erkennen⁹. Der „Amtliche Katalog der Gemäldegalerie im Schlosse Ansbach“ von 1902 erwähnt (unter der Nummer 63) sonderbarerweise nur das Jugendbildnis des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich. Es heißt dort: „der 13 jährige Fürst mit dem gepuderten Naturhaar trägt einen roten, goldbestickten Rock über gelber Damastweste mit Jabot. Bezeichnet (vor der Rentoilierung) auf der Rückseite: J. C. Sperling pinxit 1725. Halbfigur von vorn. Leinw. 0.84 h, 0.48 breit“. Diese Beschreibung stimmt in der Hauptsache mit dem Bildnis im Schlafzimmer des Markgrafen (Raum 6) überein, mit Ausnahme der im Katalog offensichtlich falsch angegebenen Breite des Gemäldes von 48 cm. Da repräsentative Fürstenbildnisse dieses Formats (84:48) durchaus ungewöhnlich sind, zumal bei einer Darstellung in halber Figur, handelt es sich wahrscheinlich um einen Druckfehler. Nicht 48 sondern 68 cm muß es heißen. Dies entspricht nicht nur den obligaten Proportionen damaliger Porträts, sondern vor allem den tatsächlichen Abmessungen des Bildnisses im Schlafzimmer. Mit allen übrigen Daten hingegen, vor allem mit der Zuschreibung an J. C. Sperling sowie mit der Datierung 1725, gesichert durch die überlieferte Bezeichnung auf der Rückseite („J. C. Sperling pinx. 1725“), wird man sich aus stilistischen und physiognomischen Gründen, die weiter unten darzulegen sein werden, unbedenklich einverstanden erklären können. Sie sind denn auch mit Recht in den Amtlichen Führer von 1939 (Seite 46) übernommen worden¹⁰.

Ganz anders aber nun verhält es sich mit der (hier Kupezky) zugeschriebenen Variante im Audienzzimmer der Markgräfin (Abb. 2). Im Katalog der Ansbacher Gemäldegalerie von 1902 ist dieses Bildnis (Öl auf Leinwand, 93 cm hoch, 74.5 cm breit), soweit ich sehe, überhaupt nicht erwähnt; im Amtlichen Führer der Residenz Ansbach von 1939 gilt es als Bildnis des 8 jährigen Prinzen Christian Friedrich Carl Alexander von Ansbach-Bayreuth (geb. 1736, reg. 1757—91) und als Werk des Ansbacher Hofmalers J. C. Sperling, ohne daß diese Bestimmungen überzeugen können, weder der Urheber noch die Person und das Alter des Dargestellten und daher auch nicht die daraus abgeleitete spätere Datierung. Zwar wissen wir, daß J. C. Sperling 1743, drei Jahre vor seinem Tode, in der Tat ein Bildnis des 7 jährigen Christian Friedrich Carl Alexander von Ansbach-Bayreuth gemalt hat, doch bezeugt der von G. Lichtenstäger (1700—1781) danach angefertigte Stich (Abb. 4) mit der Altersangabe des Prinzen („Alt VII An“), daß dieses bis heute noch verschollene Gemälde nur in der spiegelverkehrten Gebärde und im Ausschnitt eine gewisse Ähnlichkeit mit der einen (J. C. Sperling zugeschriebenen) Bildnisvariante im Schlafzimmer der Residenz hatte, sonst aber physiognomisch und zeitstilistisch durchaus verschieden war, zumal der Dar-

⁹ Kreisel, Heinrich: Residenz Ansbach. Amtlicher Führer. München 1939, S. 46, 59, Abb. 6.

¹⁰ Von mir allerdings (Residenz Ansbach. Amtlicher Führer. München 1962, Abb. 2, S. 80) durch eine Verwechslung der Bildvorlagen ebenfalls als Werk Kupezkys irrig bezeichnet und abgebildet.



Abb. 1. Johannes Kupezky: Bildnis eines unbekannten Edelmannes.
Krakau, Wawel



Abb. 2. Johannes Kupezky: Bildnis des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach, Residenz Ansbach, Audienzzimmer der Markgräfin

Foto: Bild-Presse-Studio Beer, Ansbach



Abb. 3. Johann Christian Sperling: Bildnis des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach, Residenz Ansbach, Schlafzimmer



Abb. 4. Stich von G. Lichtensteger nach J. C. Sperling: Bildnis des Markgrafen Carl Alexander Christian Friedrich von Ansbach (im Alter von 7 Jahren)

gestellte kein Knabe von 13 Jahren, sondern offensichtlich ein Kind von 7 Jahren ist. Schon daß Prinz Carl Alexander auf dem Stich Lichtenstägers vor einer frei und unregelmäßig gewachsenen Baumkulisse steht, macht die im Laufe einer Generation wesentlich veränderte Atmosphäre deutlich, ganz abgesehen von der Frisur mit dem preußischen Zopf, der sich mittlerweile auch in Ansbach durchgesetzt hatte, sowie dem unter den linken Arm geklemmten Dreispitz. Schon aus zeitstilistischen Gründen kann Carl Alexander, der letzte Markgraf von Ansbach-Bayreuth, nicht dargestellt sein, sondern nur sein Vater Carl Wilhelm Friedrich, allerdings im jugendlichen Alter als Prinz. Die physiognomische Ähnlichkeit dieses Bildnisses im Audienzzimmer mit jenem von Sperling aus dem Jahre 1725 im Schlafzimmer der Residenz ist so groß, daß ein Zweifel daran kaum möglich ist. Auf beiden Bildnissen trägt der Prinz (statt des späteren preußischen Zopfes) das „gepuderte Naturhaar offen“; die langen blonden Locken fallen in einer Weise frei herab, wie dies vorübergehend in der Régencezeit (um 1720) als Protest gegen die gravitatischen Riesenperücken unter Ludwig XIV. der Fall war. In der Tat war der „wilde Markgraf“ beim Tode seines Vaters noch minderjährig und knapp 11 Jahre alt. Erst 1729, sechs Jahre später, mit 17 Jahren, übernahm er dann die Regierung. In diesem Zeitraum, zwischen 1723 und 1729, sind die beiden Varianten demnach wahrscheinlich entstanden, es fragt sich nur, welches davon das Urbild war und zuerst entstand. Zwar scheint nun diese Frage durch die (zweifelloso richtige) Bestimmung und Datierung des Bildnisses im Schlafzimmer (J. C. Sperling 1725) bereits beantwortet, zumal der Prinz darauf einen jüngeren, jedenfalls aber unmündigeren Eindruck macht, aber ein Vergleich zeigt sofort, daß das Porträt im Audienzzimmer an künstlerischem Rang, suggestiver Daseinsintensität und psychologischer Hintergründigkeit alle bezeugten Arbeiten Sperlings weit hinter sich läßt. Betrachten wir daher diese beiden Bildnisvarianten eingehender (Abb. 2, 3):

Gemeinsam haben sie den Ausschnitt (halbe Figur von vorn), die Kleidung (Weste und Rock, beide, wie üblich in der Régence, weit geöffnet, sodaß das Spitzenjabot sichtbar wird), ferner die Frisur (freier Fall des gepuderten, blonden Naturhaars) und nicht zuletzt jenes auffallende und vexierende Motiv des Jabotzipfels im Westenknopfloch, das zumindest ursprünglich eine bestimmte kompositionelle Bedeutung und künstlerische Notwendigkeit hatte, auf die unten noch einzugehen sein wird. Verschieden ist dagegen die farbige Erscheinung der beiden Bildnisvarianten und die Gebärde des Dargestellten. Auf dem Bildnis Sperlings im Schlafzimmer sind Rock und Weste des Prinzen rot, der Hermelinmantel hingegen blau; das Porträt Kupezkys im Audienzzimmer ist gerade umgekehrt tingiert, der Rock blau und der Hermelinmantel rot. Sperling hat leuchtende und üppige Farben, Kupezky nähert sie einem Gesamtton an und zugleich haben sie eine hinweisende symbolische Bedeutung. Das düstere, mit Schwarz gesättigte Blau („couleur d'agate“) am Rock hat das Verschlussene einer Rüstung, die rote Hermelindraperie, die den Prinzen wie mit einer Schlinge einfängt, ist nicht nur ein raum-

bildender Faktor, sondern auch kompositionell mit dem anderen Herrschaftszeichen, dem Marschallstab, verbunden.

Was die Gebärde betrifft, so formieren die Hände zusammen mit dem Antlitz zwar auf beiden Bildnissen ein Dreieck um das Zentrum des Jabotzipfels, aber die Kompositionen sind nichtsdestoweniger verschieden. Auf dem Bildnis Sperlings fällt sie in einer sinkenden Diagonale von links oben nach rechts unten. Der Prinz deutet mit der angewinkelten Rechten auf sich selber, mit der Linken nach unten und vorne auf den imaginären Betrachter, der vor dem illusionistischen Bildraum im realen Raum steht. Er stellt sich gewissermaßen vor. Die Gebärde ist elegant, aber verspielt und konventionell, die Hände effeminiert, das Spiel der Finger maniert und kraftlos, der Gesichtsausdruck ins Kindlich-Süßliche embelliert (Abb. 3).

Beim Bildnis im Audienzzimmer (Abb. 2) dagegen zeigt das Kompositionsdreieck nach rechts oben. Alles richtet sich auf und steigt. Die Gebärde ist entschieden. Eine eigenartige Dynamik kommt sogleich ins Bildgefüge. Die Komposition ist gewissermaßen am Gegeneinander von Hand und Antlitz kraftvoll verspannt. Auch hat die Gebärde außer der kompositionellen noch eine hinweisend-symbolische Bedeutung: Die in die Hüfte gestützte Rechte faßt zugleich nach dem Hermelinmantel und verweist so auf dieses Attribut fürstlicher Würde; die Linke pflanzt den Marschallstab unübersehbar vor dem Betrachter auf. Die Komposition schiebt dieses Zeichen staatlicher und militärischer Macht auffällig nach rechts in den Vordergrund. Das untere Ende des Marschallstabes steht auf dem Hermelin des Krönungsmantels, der in einer kurvig geführten Draperie den Prinzen von hinten umfängt, dann über der rechten Schulter vorne herabhängt und von der rechten Hand gerafft wird. Der schmale Knabenkörper steht wie in einer Nische, geborgen und zugleich gefangen. Die Komposition zirkuliert in sich selber: Die Bewegung, die von der rechten zur linken Hand geht, kehrt über den Marschallstab und den Hermelinmantel wieder zum Ausgang zurück. Die Herrschaftszeichen sind dadurch zu einem zwingenden und unübersehbaren Bestandteil der Komposition geworden. Sehr schön aber ist, wie durch diese und andere kompositionelle und koloristische Kunstgriffe das Antlitz des jungen Fürsten aufblüht: Auf beiden Bildnisvarianten ist der junge Prinz so in die Mitte gerückt, daß Körper- und Bildachse einander decken. Während aber Sperling den Prinzen leicht schräg postiert — die rechte Schulter ist nach rückwärts geschoben, der linke Arm dafür nach vorn genommen —, stellt Kupezky ihn streng frontal auf und überdies vollkommen parallel zur vorderen Bildebene. Illusionistischer Bildraum und Bildfläche stehen in orthogonalem Bezug. Im Gegensatz zu den im Barock obligaten Diagonalkompositionen und vexierenden Grenzverwischungen zwischen illusionistischem und realem Raum — bekommt das Bildnis Kupezkys dadurch einen Zug hieratischer Feierlichkeit und ikonenhafter Ferne. Rock und Weste blättern sich (wie üblich in der Régencezeit) vor der Brust weit auf und legen das blendend weiße Spitzenjabot frei, das als überaus schmales und steiles Dreieck von blendender Weiße unter dem Kinn labil auf der Spitze balanciert.

Das Antlitz bekommt dadurch etwas Losgelöstes und Schwebendes; mehr noch: Durch die Gegenbewegung der über die rechte Schulter herabstürzenden Draperie gerät die Figur ins Wachsen, das Antlitz scheint langsam aufzusteigen. Es kommt hinzu, daß die lang herabflutenden blonden Haarlocken das Gesicht wie eine Aureole rahmen. Ein Ausdruck der Verklärung und feierlichen Erwartung liegt auf dem Antlitz. Der Knabe „fühlt sich“ gewissermaßen in der neuen, ihm eben erst zugewachsenen staatlichen Würde. Sein Antlitz leuchtet! Obwohl aber nun alle Register der hochdifferenzierten höfischen Porträtmalerei des Absolutismus gezogen sind, um dem Fürsten durch die geistvolle Komposition und nuancierte koloristische Erscheinung einen Ausdruck von nahezu sakraler Würde zu geben, ist er keineswegs etwa mit Devotion oder mit Sympathie gesehen. Der Blick des Prinzen geht fern und gleichgültig durch den Betrachter hindurch, der sich durch ein hochgespanntes hieratisches Selbstbewußtsein sogleich distanziert und ausgeschlossen fühlt, ohne daß die Persönlichkeit oder das seelische Gewicht des Prinzen diesen Anspruch rechtfertigten. Man fühlt sich zwar angeblickt, wird aber gewissermaßen nicht zur Kenntnis genommen. Auch hat das auffallend asymmetrische Antlitz durch die wesentlich kleinere und dazu noch etwas tiefer sitzende rechte Gesichtshälfte etwas Verkümmertes und Spitziges. Ein Zug schwächerer, unbeherrschter Reizbarkeit wird spürbar. Der kleine Mund mit der zu kurz geratenen, etwas dürrtigen Oberlippe, deren Enden noch dazu nach oben gebogen sind, erzeugt einen Ausdruck von Gefühlskälte und Grausamkeit. In der Tat war der „wilde Markgraf“, der eigenhändig einen Bürger und einen Hundeknecht erschoss und als passionierter Jäger mehr als 40 000 Stück Wild erlegte, wegen seines Jähzorns, seiner Trunksucht und Zügellosigkeit verhaßt.

Prüft man alle Möglichkeiten, dann kommt aus stilistischen, archivalischen und psychologischen Gründen recht eigentlich nur Johannes Kupezky als Urheber dieser außerordentlichen Porträtleistung in Betracht. J. C. Sperling scheidet jedenfalls mit Sicherheit aus und ebenso alle anderen zeitgenössischen Hofmaler Ansbachs, sowohl J. P. Feuerlein (gest. 1728) als auch J. C. W. Liebhard. Für Kupezky spricht die geistvolle Komposition (nicht zuletzt auch das vexierende Motiv des Jabotzipfels im Westenknopfloch), die Verlagerung des Akzents auf die Träger des seelischen Ausdrucks: Antlitz und Hände und vor allem der enthüllende psychologische Tiefblick und die Hintergründigkeit des Porträts. Die Draperien und Stoffe ließ Kupezky ohnehin zumeist von anderen Künstlern malen, so u. a. auch von dem Ansbacher Gabriel Müller (dem sogenannten „Kupetzky-Müller“). Für die rechte Hand des Prinzen fand Kupezky eine bemerkenswerte unkonventionelle, wenn auch einigermaßen summarische malerische Formel, wie sich denn der feste Zugriff der Hand überhaupt von dem vagen und manierten Spiel der Finger auf dem Bildnis Sperlings unterscheidet.

An den protestantischen Höfen Frankens stand Kupezky seit seiner Übersiedlung nach Nürnberg als Porträtist in hohem Ansehen. Er wurde mehrfach sowohl nach Bayreuth als auch nach Ansbach gerufen. Markgraf Carl Wil-

helm Friedrich von Ansbach, ein besonderer Gönner Kupezkys, erwarb 1740 aus seinem Nachlaß 19 Bilder für 16 000 Gulden, Markgraf Friedrich von Bayreuth nicht weniger als 24 Gemälde für 24 000 Gulden. 1786 befanden sich jedenfalls nach J. H. Jäck noch immer 13 Gemälde von seiner Hand in der Residenz Ansbach, darunter allein zwei Porträts des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich von Ansbach. Das eine davon zeigte den „wilden Markgrafen“ als 12-jährigen Prinzen (!). 1724 erhielt Kupezky dafür 650 Gulden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß damit das jetzt noch im Audienzzimmer der Residenz Ansbach vorhandene Bildnis gemeint ist.

Wichtiger noch als dieser archivalische Hinweis ist ein schriftliches Zeugnis aus dem Jahre 1736 von dem Ansbacher Hofmaler J. C. Sperling, dem Urheber der Bildnisvariante im Schlafzimmer, zumal dieser die Schloßgalerie und alle anderen Gemälde in der Residenz Ansbach zu betreuen hatte. In dem Gemäldeinventar¹¹ der Residenz Ansbach, das J. C. Sperling am 14. Januar 1736 anlegte, wird denn auch ein Porträt des Prinzen wie folgt beschrieben: „der regierende Herr Marggraff als Erbprinz ohngefähr Anno 1724 von Kupezky“. Dreierlei scheint demnach so gut wie sicher zu sein: Daß Kupezky überhaupt den Erbprinzen gemalt hat, daß sich dieses Gemälde noch im 18. Jahrhundert in der Ansbacher Residenz befand und daß es ungefähr 1724 entstand, somit noch vor dem 1725 datierten Erbprinzenbildnis Sperlings. Da Hofmaler Sperling das Bildnis seines Konkurrenten Kupezky schwerlich ohne Notwendigkeit ein Jahr früher als sein eigenes Werk datiert hätte, wäre nunmehr auch durch archivalische Belege die Frage der zeitlichen und damit auch der künstlerischen Priorität zugunsten Kupezkys so gut wie entschieden, immer vorausgesetzt freilich, daß das für Kupezky zweifach archivalisch bezeugte Erbprinzenbildnis identisch ist mit jenem, das heute im Audienzzimmer der Residenz Ansbach hängt. Um es deutlicher zu sagen: Fraglich ist nicht mehr, ob das Prinzenbildnis im Audienzzimmer ein Werk Kupezkys ist — die oben angestellten stilkritischen Überlegungen lassen daran, wie mir scheint, kaum noch einen Zweifel aufkommen —, fraglich ist jedoch noch immer bis zu einem gewissen Grade, ob dieses Porträt mit jenem identisch ist, das 1724 entstand, genauer bezahlt wurde. Bei den guten Beziehungen des Künstlers zum Ansbacher Hof, sowohl zum „wilden Markgrafen“ wie zu seiner Mutter Christiane Charlotte, die er ja ebenfalls porträtiert hat, wäre es denkbar, daß Kupezky den Erbprinzen öfter als einmal und zwar in verschiedenem Alter malte. Es gibt tatsächlich einige Gründe, die dafür zu sprechen scheinen, daß es von Kupezky noch ein zweites Bildnis des Erbprinzen und zwar in jüngeren Jahren gab. Dazu gehört, daß der Erbprinz auf dem ein Jahr später (1725) datierten Bildnis Sperlings zweifellos jünger, jedenfalls aber harmloser und kindlicher aussieht als auf dem früher entstandenen (1723/24) von Kupezky. Auf dem Bildnis Sperlings war der Erbprinz somit 13, auf dem Kupezkys 12 Jahre alt. Das ist möglich, aber ebensogut könnte

¹¹ Vgl. Bachmann, Erich: Residenz Ansbach. Amtlicher Führer. München 1962, S. 67. — Staatsarchiv Nürnberg Nr. 476, Bauwesen 1731—41.

der Erbprinz auf dem Bildnis Kupezkys auch einige Jahre älter sein; ob man freilich soweit gehen darf, darin ein offizielles Paradeporträt aus Anlaß der Regierungsübernahme 1729 mit 17 Jahren zu sehen, wofür die von der Komposition demonstrativ betonten Herrschaftszeichen (Hermelin und Marschallstab) zu sprechen scheinen, bleibe dahingestellt. In diesem Falle freilich würde die Bildnisvariante Sperlings nicht das derzeit im Audienzzimmer vorhandene Prinzenporträt von Kupezky variieren, sondern ein früheres, das verschollen ist. Damit wäre zwar einerseits erklärt, warum die zahllosen Varianten dieses Bildnisses in anderen Sammlungen und Schlössern nicht das erhaltene Bildnis Kupezkys abwandeln, sondern die Redaktion Sperlings übernehmen; wie aber soll man dann die zweifellos bestehenden engen kompositionellen Zusammenhänge zwischen den beiden vorhandenen Erbprinzenbildnissen Sperlings und Kupezkys in der Residenz Ansbach deuten, die ausgefallenen Details, die Sperling von Kupezky übernahm und offensichtlich mißverstand, wodurch zugleich ausgeschlossen scheint, daß Kupezky sich umgekehrt etwa von Sperling hat inspirieren lassen. Bezeichnenderweise zeigen sich diese Deformierungen gerade dort, wo Sperling von der Komposition Kupezkys abweicht und selbständig zu sein versucht. Besonders deutlich wird dies an dem nach unten gestreckten linken Arm des Erbprinzen. Abgesehen davon, daß der Ansatz in der Schulterpartie und die Drehung des Arms in der Zeichnung unbefriedigend gelöst sind, resultiert daraus am rechten Bildrand, dort wo sich auf dem Bildnis Kupezkys die linke Hand mit dem Marschallstab befindet, eine fühlbare kompositionelle Lücke. Sperling, in Verlegenheit, wie er diese leere Stelle sinngemäß und überzeugend füllen sollte, dreht dafür die goldbestickte Manchette des Ärmels nach außen, sodaß diese nun in ganzer Breite und geradezu hypertrophischer Größe sichtbar ist, mit dem Ergebnis, daß das Porträt aus dem Gleichgewicht kommt, weil ein nebengeordneter Teil der Komposition, ein belangloses Kleidungsstück in übertriebener Weise akzentuiert scheint. Das auffallende, wenn auch einigermaßen befremdliche Motiv des Jabotzipfels im Westenknopfloch wurde von Sperling genau kopiert, aber nicht eben glücklich in seine Komposition eingefügt. Bei Kupezky markiert der Zipfel, der sich im Schnittpunkt der drei Höhen des Kompositionsdreiecks und der gegeneinander verspannten Bewegungsrichtungen befindet, zwar das kompositionelle Zentrum, zugleich aber bringt er Unruhe in das Bildgefüge: Der Zipfel zeigt zur linken Hand des Erbprinzen mit dem Marschallstab. Dadurch kommt, vorbereitet durch die spiralige Drehung des Jabots, eine Schiebung in die Komposition. Das Bild krängt nach rechts vorn zum Marschallstab hin. Bei Sperling hat man hingegen eher den Eindruck einer modischen Marotte. Und da das Spitzenjabot eine verkleinerte Gegenbewegung zum linken Arm vollführt und daher mit diesem zusammengesehen wird, wirkte die Linke nur umso verkümmert, jedenfalls aber unnatürlich in der Bewegung. Sperling versucht das Bildnis Kupezkys offensichtlich in selbständiger, wenn auch nicht gerade glücklicher Weise weiterzubilden. Daß trotzdem dann seine Version und nicht das Urbild von Kupezky für die zahlreichen anderen Varianten und Repliken des Erbprinzenbildnisses außerhalb der Residenz Ans-

bach vorbildlich wurde, das hat seinen Grund vermutlich darin, daß die meisten Repliken, wie bei Fürstenporträts üblich, aus der Werkstatt des Hofmalers hervorgingen, zumal die embellierte Porträtauffassung Sperlings der allgemeinen Vorstellung auch eher entsprach. Sperling sieht den Erbprinzen so, wie dieser bis dahin im Bewußtsein der Ansbacher Bevölkerung lebte: als hochgeborenes und nobel geartetes, wenn auch unmündiges Kind, das an die väterlichen und mütterlichen Beschützerinstinkte der Untertanen appellierte. Kupezky hingegen sieht in dem Knaben bereits den Jüngling; er errahnt mit psychologischem Takt die ausgereifte Persönlichkeit und stellt diese antizipierend dar.

Wie immer man sich indessen entscheidet, ob man nun annimmt, daß es noch ein zweites älteres Erbprinzenporträt von Kupezky gab oder nicht, ausgeschlossen ist nach alldem, daß Sperling beide Bildnisvarianten der Ansbacher Residenz schuf. Nur das Bildnis im Schlafzimmer ist von seiner Hand, das zweite im Audienzzimmer der Markgräfin ist fraglos eine eigenhändige Arbeit Kupezkys und zwar eine der vollkommensten Schöpfungen, die diesem bedeutenden Porträtisten überhaupt je gelangen.

DIE MATHEMATISCHEN, PHYSIKALISCHEN UND ASTRONOMISCHEN HANDSCHRIFTEN IN DEN BIBLIOTHEKEN DER SLOWAKEI

Von Karl Fischer

Voraussetzung für die Erarbeitung einer Geschichte der Astronomie in der Slowakei ist das Erfassen der einschlägigen Handschriften-Bestände der slowakischen Bibliotheken. Der Ersteller eines derartigen Inventars muß leider feststellen, daß nur ein kleiner Teil der ursprünglich vorhanden gewesenen Bestände erhalten blieb. Die großen Verluste sind vor allem drei Ursachen zuzuschreiben. Die ersten Verluste entstanden im vergangenen Jahrhundert dadurch, daß im Zuge der Ausweitung des Madjarismus als kultureller Idee auf die Slowakei zahllose Kulturwerte aus der Slowakei nach Ungarn verbracht wurden. Dies begann bereits mit der Verlegung der Tyrnauer Universität nach Ofen im Jahre 1773. Ein weiterer starker Abfluß von Kulturgütern aus der Slowakei ist zur Zeit der Gründung der ČSR im Jahre 1918 festzustellen, als madjarische Adelige und geistliche Würdenträger bestrebt waren, ihren Besitz nach Ungarn zu verlagern. Es ist jedoch festzuhalten, daß der Großteil der zahlreichen slowakischen Schlösser nur Sommerschlösser waren, nicht aber dauernder Wohnsitz der Adelligen und daß deren kulturelles Inventar deshalb relativ gering war.

Nach dem Zweiten Weltkrieg schließlich wurden zahlreiche slowakische Schlösser von der einheimischen Bevölkerung ausgeplündert. Die Preßburger Universitätsbibliothek konnte deshalb bei ihrer Übernahme der kirchlichen und Adelsbibliotheken in den Jahren 1947—1950 nur mehr Reste bergen. Immerhin waren es noch etwa 400 000 Bände, die von der Preßburger Universitätsbibliothek zusammengetragen und vorläufig in deren Kellern verwahrt wurden. Erst in den 50er Jahren konnte mit der Katalogisierung dieser Bestände begonnen werden.

Auch die bischöfliche Bibliothek in Tyrnau, die fast 100 000 Werke umfaßte, wurde nach Kriegsende weitgehend ausgeplündert. Aus dieser ehemals reichen Bibliothek sind heute in Preßburg nur mehr einige Handschriften und Drucke erhalten. In der „Stalin-Ära“ hatte niemand den Mut, sich gegen den „Willen des Volkes“ zu stellen und sich für die Erhaltung der slowakischen Kulturgüter einzusetzen. Auch die katholische Kirche war zu machtlos, um die Vernichtung der Klosterbibliotheken verhindern zu können. Dem damaligen Direktor der Preßburger UB, Dr. Jan Čáplovič (ein evangelischer Pastor), gelang es, die evangelischen Bibliotheken, mit Ausnahme der Kesmarker, die einige Verluste erlitt, zu retten. Es ist bedauerlich, daß er dagegen zu wenig für die Rettung der Kloster- und Adelsbibliotheken unter-

nahm. Daß dies möglich gewesen wäre, zeigt das Beispiel Südmährens, wo Dr. Dokoupil, der Leiter der Handschriftenabteilung der UB Brunn, an Ort und Stelle alle kirchlichen Bibliotheken zur Verwahrung übernahm. In der Slowakei dagegen fand sich in der ersten Nachkriegszeit niemand, der in dieser Richtung eine Initiative ergriffen hätte. In den folgenden Jahren wurden dann aus der Ostslowakei die Reste der ehemaligen Adels-Bibliotheken nach Betliar und der kirchlichen nach Jasov verbracht, wo sie noch auf ihre Katalogisierung warten. Erschwert wird diese vor allem dadurch, daß fast alle Kataloge der früheren Bibliotheken verschwunden sind. Die Zuordnung einzelner Werke ist deshalb vielfach nicht möglich.

Insgesamt ist somit festzustellen, daß die heutigen slowakischen Bibliotheken nur kleinste Restbestände der zahlreichen früheren slowakischen Bibliotheken verwahren. Das nachfolgende Verzeichnis der astronomischen Handschriften in der Slowakei ist dementsprechend auch sehr knapp ausgefallen. Eine später folgende Arbeit wird sich sodann mit den Handschriften slowakischen Ursprungs in ungarischen Bibliotheken befassen, die der Verfasser auf mehreren Studienreisen ermittelte.

1. Universitätsbibliothek Preßburg

Der größte Teil der Handschriftenbestände der UB Preßburg stammt von der Jesuiten-Universität Tyrnau. Nach Verlegung dieser Universität nach Ofen und nach Auflösung des Jesuiten-Ordens kam ein Großteil der Handschriften vorerst in die Bibliothek des höheren katholischen Gymnasiums in Preßburg. Da sich im vergangenen Jahrhundert in der Slowakei niemand Spezialwissenschaften widmete und sich das allgemeine Interesse auf Theologie und Philosophie beschränkte, kamen die Handschriften dann in die Stadtbibliothek und erst nach Gründung der Preßburger Universität in die dortige UB. Erst der jetzige Leiter der Handschriften- und Altdrucke-Abteilung der UB, Dr. Imrich Kotvan, ließ diese Bestände ordnen.

Unter den Beständen der UB befindet sich auch die große Handschriftensammlung der Grafen Erdögi. Über Astronomie handeln jedoch nur zwei Werke. Der Rest der Handschriften der UB sind Ankäufe, Konfiskate, Deposita und anderweitige Gaben, von denen manche für unser Thema wichtig sind.

- Cod. 11 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 14).
Charta saec. XVIII., 16,5 × 21,5 cm, 54 S.
Calculo differentialis et integralis.
Rein mathematischer Inhalt.
- Cod. 12 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 15).
Charta saec. XVIII., 16,5 × 21,5 cm, 44 S.
Experiment-physik.
- Cod. 17 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 20).
Charta saec. XVII./XVIII., 17 × 20,5 cm, 542 fol.
fol. 1—325 Physica,
fol. 326—542 Physica particularis.

- Zwischen fol. 130 u. 131 ist ein Folio-Einblattdruck eingeklebt: *Assertationes ex universa Philosophia* (behandelt auch astronomische Fragen), auct. Carolus Petterffy S.J., praeside S. Mitterdorfer S.J., Univ. Graecensis.
- Cod. 28 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 33).
 Charta saec. XVII., 16 × 20,5 cm, 132 fol.
Tractatus in physicam Aristotelis particularem.
 Ein typisch scholastisch-jesuitischer Kommentar.
- Cod. 34 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 39).
 Charta saec. XVIII., 16 × 20,5 cm, 206 fol.
Physica particularis seu in Philosophiam Aristotelis tractatus III.
 Tyrnaviae 1717. Johannes Kazy.
 Disp. I. ist der Astronomie gewidmet; dabei wird das Weltsystem des Tycho und Riccioli erklärt.
- Cod. 68 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 76).
 Charta A. 1666, 15 × 20,5 cm, 6 + 290 + 2 fol.
 Ex Christophori Rudolphi a Iavex *Arithmetica Cossae seu Algebra* 1524 edita ac a Michaelae Stifelio anno 1552 additamentis illustrata tandemque Amstelodami Anno 1615 apud Wilhelmum Jason edita.
 fol. 1: Collegii Tyrnaviensis Soc. Jesu catalogo inscriptus A. D. 1690,
 fol. 290 v: Finitum 15. novembris 1666 hora vesperarum Zakolcae in
 Domo mea 61 $\frac{1}{2}$ Annorum Joannes Rakolupski.
 Verkürzte Abschrift obengenannten Druckes.
- Cod. 37 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 42).
 Charta saec. XVIII., 17 × 21 cm, 154 fol.
Physica particularis.
 fol. 150 v: Tyrnaviae, 27. Aprilis 1731.
 Behandelt auch astronomische Fragen, so in Artikel 7 die Kopernikanische Lehre, die zwar bezweifelt aber nicht bestritten wird.
- Cod. 67 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 75).
 Charta saec. XVIII., 16,5 × 20 cm, 240 fol.
Disputationes in VIII Libros Physicarum Aristotelis seu de physica auscultatione.
 fol. 103 r—240 v: De meteoris igneis.
 Hinter fol. 195 ein eingeklebter Kupferstich der vier Weltsysteme.
- Cod. 85 (Bibl. Univ. Tyrn. Cod. 110).
 Charta saec. XVIII., 10 × 15,5 cm, 266 fol.
 Georgius Arway: *Tractatus in Physicam Particularem Aristotelis*
 Anno 1734, 10. Novembris.
- SF 1827 (War in Tyrnau unter die Drucke eingereiht).
 Charta saec. XVIII., 17 × 20,5 cm, 430 + 26 fol., 14 Tafeln.
 P. Stephano Gasó S.J. prof. ord.: *Tractatus in particularem Aristotelis . . . aliosque veterum Authorum . . . Physicam.*
 Conscripsit Casparus Kossela magister philosophiae. Tyrnaviae 1753.
 430 fol.

Appendix seu Compendium . . . Scientiarum Spirituum. Tyrnaviae 1753, 26 fol., 14 schön gemalte Tafeln zur Astronomie.

Cod. 287 (ex bibl. Scholarum Piarum Levensis).

Charta saec. XVIII., 14,5 × 18,5 cm, 190 fol.

fol. 4r—6v: Calendarium practicum verum in multos Annos duraturum,

fol. 19r—88v: Jakob Ferdinand Feilber: Haus und Landkalender, Nürnberg 1722 (handschr. Abschrift),

fol. 90r—91v: Calendarium oeconomicum perpetuum,

fol. 92r—137v: Calendarium oeconomicum perpetuum Dno Mauritio Knauer,

fol. 138r—149r: Philippi Theophrasti Paracelsi Aurelii Vaticanum,

fol. 151r—154r: (Paracelsus?): Von den Gesätzen und Genulichen unter der Erden Büttern,

fol. 155r, v: Somnarium iuxta XII. Signe Zodiaci,

fol. 156r—184v: Zebelis Genithalici: De interpretaatione quorundam Accidentim. Pragae 1647.

Vor fol. 170: Tab. II. mit tschechischem und slowakischem Text.

Cod. 313 (Familienkalender eines südmährischen Grundbesitzers).

Charta saec. XVIII., 12 × 19 cm, 8 + 200 S.

S. 1—8: Eine verborgene Schrift zu schriben,

S. 1—136: Calendarium oeconomicum cum practica perpetuum to gest Kalendář Hospodářský . . . od r. 1701—1801 . . . Anno 1784,

S. 137—191: Sedlská Pranostyka . . . ,

S. 192—200: Familiennotizen aus dem XVIII./XIX. Jh.

Cod. E 796 (Aus der Erdögy Bibl.).

Charta saec. XVII/XVIII., 17,5 × 22,5 cm, 38 fol.

fol. 1r—4r: De Metalis,

fol. 4v—8v: De sigiliis planetarum,

fol. 9r—16r: Secretissima omnium secretorum,

fol. 12r—15v: Secretum secretorum,

fol. 15v: Wörterbuch der Zauberschrift von Flamel,

fol. 16v: Extractum J. E. Toetius Philosophi: Coelum philosophicum et chemicum,

fol. 17r—38r: Philippi Theophrasti: Wünsch-Hüttel.

Cod. E 1256 (Aus der Erdögy Bibl.).

Charta saec. XVIII., 16,5 × 20,5 cm, 122 + 176 + 146 S.

Materia primi lapidis philosophorum. 3 Bde., 1758.

Bd. 1 hat ein schönes Titelblatt auf Pergament.

2. Bibliothek des Preßburger Kapitels (früher beschrieben von Knauz, Fred.: Codices Manuscripti Capituli Poseniensis.

Knauz, Nandor: A Pozsonyi Kaptolannak keziratai. Pozsonyi 1903).

Cod. 68 Questiones Physicarum rev. mag. Joh. Byridani (verloren).

- Cod. 133 (Knauz 136).
 Charta saec. XVII., 15,5 × 20 cm, 211 fol.
 fol. 206 sequ.: Breve compendarium eorum, quae continentur in
 4 libris Meteorum. Stephanus Robonczy, Ungarus, Artium et Philo-
 sophiae Studiosus.
- Cod. 142 (Knauz 145).
 Charta saec. XVII., 14 × 18,5 cm, 407 fol.
 De Physicis.
 Kommentar zu Aristoteles. Die ersten 3 fol. fehlen.
- Cod. 143 (Knauz 146).
 Charta saec. XVII., 15,5 × 19 cm, 982 fol.
 In octo Lib. Physicorum Aristotelis Commentaria et Questiones . . .
 finitus 23. Decembris 1603.
- Cod. 152 (Knauz 155).
 Charta saec. XVII., 13 × 19,5 cm, 324 fol.
 Disputatio II — in librum II — Physicorum. A. 1650.
 Eingeklebt: Folio-Einblattdruck der Thesen der Dissertation von
 Johannes Kalmanczay, Romae 1649. Gemaltes Titelblatt.
- Cod. 174 (Knauz 177).
 Charta saec. XVII., 16,5 × 21,5 cm, 252 fol.
 Tractatus in Physicam particularem.
 Abschrift und Kommentar einer Arbeit über Meteore. Schwer be-
 schädigt und ausgeschnitten.
- Cod. 183 (Knauz 186).
 Charta saec. XVIII., 16,5 × 20 cm, 201 fol.
 Physica ad mentem Aristotelis explicata. Tyrnaviae 1715.
- Cod. 202 (Knauz 205).
 Charta saec. XVII., 15 × 19,5 cm, 356 fol.
 Disputationes in libros physicorum Aristotelis.
 fol. 315 sequ.: Tractatus de Arithmetica,
 fol. 324 sequ.: Tractatus in sphaera,
 fol. 330r: Zeichnung des Ptolemäischen Weltsystems,
 fol. 330v: Zeichnung des Tychonianischen Weltsystems,
 fol. 331r: Zeichnung des Ricciolischen Weltsystems,
 fol. 346 sequ.: Tractatus de horologia (enthält mehrere Zeichnun-
 gen von Sonnenuhren).
- Cod. 204 (Knauz 208).
 Charta saec. XVII., 15,5 × 18,5 cm, 161 fol.
 In octo libros Aristotelis de physico auditum . . . beschädigt.
- Cod. 205 (Knauz 209).
 Charta saec. XVII., 15 × 19 cm, 179 fol.
 Disputationes XVI. in libri Physicorum.

3. Miestne pracovisko Matice Slovenskej v Bratislave (Abt. der Slowakischen Nationalbibliothek in Preßburg).

Diese Abteilung enthält Reste der Klosterbibliotheken aus dem westlichen Gebiet der Slowakei. Nach Auflösung der Klöster im Jahre 1950 wurden die Klosterbibliotheken zuerst ungeordnet in das Kloster Marienthal und später in die Keller des Preßburger Franziskanerkloster verbracht. Erst nach etwa 7 Jahren wurden die Bestände teilweise geordnet. Da viele Werke keine Exlibris oder Klostervermerke tragen, ist deren Ursprung nicht mehr festzustellen. In der Zeit zwischen den Klosterauflösungen und der Zusammenführung der Bibliotheken wurden die Klöster von politischen Organen verwaltet, denen der Wert alter Bücher nicht bekannt war. Durch Unachtsamkeit und mutwilliges Zerstören — z. B. durch Einheizen von Altdrucken — entstanden gewaltige Verluste.

Ba-A-32 (ex Bibl. gymnasii Psoniensis S.J.).

Charta saec. XVIII., 15 × 19 cm, 126 fol.

Johannes Luca, alias Struchius, S.J.: Physica.

Vorträge von der Olmützer Universität, niedergeschrieben von Johannes Stankowicz.

Ba-A-76.

Charta saec. XVII., 17,5 × 22 cm, 680 fol.

Tractatus II. in Aristotelis lib. Physic. 1700.

Ba-D-9 (Vielleicht aus dem Preßburger Jesuiten-Gymnasium).

Charta saec. XIX., 19,5 × 24,5 cm, 235 S.

J. C. Skryňski: Physica 1830. Questio 33a: Elementa astronomiae. Enthält mathematische Geographie auf Grund der Kopernikanischen Lehre.

Ba-D-16 (Aus dem Franziskanerkloster Hlohovec vet. sign. 162).

Charta saec. XVIII., 19 × 23,5 cm, 474 fol.

In nomine Domini Incipiunt Institutiones Physicae ad Mentem Recensionum consimatae in Venerabili Conventu Galgacziensi ad OO. SS. Ordinis Minorum SPN Francisci ARS 1797 Pro usu Fratris.

Bespricht die Kopernikanische Lehre ohne Kommentar.

Ba-D-18 (Aus dem Piaristischen Kollegium Podolinec).

Charta saec. XVII., 15 × 19 cm, 529 fol.

Mathematica selecta / Gnomonica, Geometria, Geographia etc. collecta per Fr. Lucam a S. Edmundo scholarum Piarum clericum. Initio facto A.D. 1675.

fol. 9—33: Problemata geometrica,

fol. 41—49: Problemata geometrica,

fol. 57—58: Geographia et astronomia,

fol. 61—71: Geometria,

fol. 73—81: Trigonometria,

fol. 91—118: De motu et aspectibus Lunae,

fol. 111—114: bespricht die Monduhr (von anderer Hand),

fol. 119—124: varia astrologica,
 fol. 125—426: Gnomonica seu horographia (enthält viele Zeichnungen von Sonnenuhren und der Klepsydra),
 fol. 429—448: Tractatus de computo ecclesiastico,
 fol. 453—472: Adnotationes de sphaerae et de horologiis,
 fol. 473—479: Tafeln der geographischen Breiten,
 fol. 480—498: Portatilia horologia,
 fol. 499—516: Problemata geographica,
 eingeklebter, wahrscheinlich Tyrnauer Kalender, für das Jahr 1677,
 fol. 517—520: Varia horologica,
 fol. 521—529: Index.

Ba-D-23.

Charta saec. XVIII./XIX., 15 × 19 cm, 12 fol.
 Meteorologische Beobachtungen aus Loutov (1700).

Ba-D-33.

Charta saec. XIX., Din A 4, 88 S.
 Prolegomena matheseos.

Ba-D-38.

Charta saec. XIX., Din A 4, 24 S.
 Geometria, J. Vavrik, Skalica.

Ba-D-39.

Charta saec. XIX., Din A 4, 24 S.
 A. Zsebery: Physica 1840.

Ba-D-40 (ex Bibl. Coll. Posoniensis S.J.).

Charta saec. XIX., Din A 4, 6 mal 24 S.
 P. Vavrik: Physica 1863.
 Enthält auch Astronomie auf Grund der kopernikanischen Lehre.

Ba-D-41 (Bibl. Coll. Pos. S.J.).

Charta saec. XIX., Din A 4, ca. 80 S.
 J. Vavrik: Physica 1863.

Ba-D-43 (Bibl. Coll. Pos. S.J.).

Charta saec. XIX., Din A 4, 6 mal 24 S.
 Physica 1860.
 Fragment einer größeren Arbeit.

Ba-D-45 (Bibl. Coll. Pos. S.J.).

Charta saec. XIX., Din A 4, 24 S.
 Physica pro usu fr. benigni Sztopka. Ca. 1860.

Ba-D-49 (Bibl. Coll. Pos. S.J.).

Charta saec. XIX., Din A 4, 20 S.
 Synopticus conspectus matheseos Francisci Močnik per P. Innocentium Vavrik eiusdem instituti ac provinciae lectorem prepositus 1870/71.

Ba-D-50.

Charta saec. XIX., 21 × 26 cm, 118 S.
 Joh. Gabriel Kovats-Martiny: Studium Physicae.

Vorträge aus dem ev. Lyzeum in Preßburg, niedergeschrieben von J. Matušek.

Ba-D-53 (Bibl. Coll. Pos. S.J.).

Charta saec. XIX., $19,5 \times 25$ cm, 64 S.

Franc. Močnik: Mathematica, dictata per B. Sztopka. 1870.

Ba-D-54.

Charta saec. XIX., 17×21 cm, 73 S.

Franc. Močnik: Studia matheseos.

Ba-D-63.

Charta saec. XVII., $17 \times 20,5$ cm, 220 S.

Physica 1750.

Ba-D-65.

Charta saec. XIX., Din A 4, 2 mal 24 S.

Institutiones physicae 1830.

Ba-D-68.

Charta saec. XIX., Din A 4, 2 mal 24 S.

M. Sirakovszky: Physica 1818.

4. Bibliothek des evangelischen Lyzeums in Preßburg.

Dem Einsatz ihres Verwalters Dr. Hans Čáplovič ist es zu verdanken, daß diese Bibliothek nach dem Zweiten Weltkrieg keine Schäden erlitt.

Cod. 44. Charta saec. XIX., Sammelband von Einzelblättern verschiedener Größe, ca. Din A 4.

adl. 1: Tabelle der Gleichungen bei Bestimmung des Mittagpunktes durch korrespondierende Sonnenhöhen, berechnet für den Preßburger Meridian $48^{\circ} 08' 30''$,

adl. 2: Tabula eclipseos solaris anno 1833, die 17. VII. subsecuturæ,

adl. 3: Cursus Cometæ Halleiani 1835/36 conspionî,

adl. 4: Kováts-Martiny egy czillágászati rajza 1820,

adl. 5: Kováts-Martiny Rajza,

adl. 6: Külenféle csillágászati rajzok Martini Kovátstól.

Cod. 114. Charta saec. XVIII., $19,5 \times 24$ cm, 115 fol.

Physica per cl. Dn. conrectorem Ferd. Ott. Leizta. Modra 1796.

Vorträge, niedergeschrieben von J. G. Kováts-Martiny.

Cod. 132. Charta saec. XVIII., 20×27 cm, 200 S.

Studium matheseos. Dictatum per Prof. Szabel, conscr. G. Martiny, Posonii 1800.

Cod. 141. Charta saec. XVIII., $12 \times 19,5$ cm, $83 + 114 + 4 + 42$ S.

Pars I: Matheseos-arithmetica, per Joh. Grosz, Modra, Gabr. Martiny conscr. 1798,

pars II: elementa geometriae,

pars III: elementa geographiae mathematicae (enthält einen Abriß der modernen Astronomie).

Cod. 145. Charta saec. XVIII., 20×26 cm, 97 S.

Mathesis applicata per Paulum Bilnitza, excerpta per G. Kováts-Martiny. Posonii 1799.

Pars I: Elementa Geometriae (enthält auch Geodesie),
pars II: Institutiones arithmeticae.

5. Bibliotheca Čáplovičiana Dolný Kubín.

Diese Bibliothek eines Adligen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, der viel zum Erwachen des slowakischen Nationalbewußtseins beigetragen hat, gehört zu den wertvollsten adeligen Bibliotheken der Slowakei. Sie zählt zu den zwei Adelsbibliotheken, die von Nachkriegsplünderungen verschont blieben. Trotzdem hat auch diese einige Verluste zu verzeichnen, die jedoch nicht Bereiche der exakten Wissenschaften betreffen. Die Bibliothek entstand durch Ankäufe im Lande und in Wien.

Cod. 325: sign. C-3/54.

Charta saec. XVIII., 4^o, 563 S., 6 Taf.

S. 1—404: Tractatus Philosophico-Metaphysicus in Aristotelis Libros Physicae particularis,

S. 405—563: Tractatus Philosophicus in Libros Oeconomicorum Aristotelis.

Behandelt die Astronomie nach allen Systemen mit Schwergewicht auf dem Kopernikanischen System. Große Aufmerksamkeit wird aber auch dem Cartesianischen System gewidmet. Enthält drei ausgezeichnete Tabellen, drei eingeklebte Kupferstichtabellen und einen Folio-Einblattdruck der Dissertations-Thesen: *Assertationes ex universa philosophia . . . in universitate Viennensi 1734, mense Maio die . . . Johannes Schotter S.J. relig. praeside R. P. Ludovice Debiele S.J. Philos. Doctore, eiusdem prof. ordinario.* Nach § 31 neigt er dem Tychonianischen Weltsystem zu und verneint Kopernikus und Cartesius.

Cod. 373, sign. C-3/101.

Charta saec. XVII./XVIII., 4^o, 254 S.

Horologium Solarium, Lunarium, Stellarium, vetus et nova descripto Auctore Pe. Jacobo Philippo Simonelli Soc. Jesu Maceratensi.

Enthält Tafeln der Sonnenhöhen für die geographischen Breiten 30°—60° sowie Beschreibungen der Konstruktionen verschiedener Sonnenuhren.

Auf S. 49 und 55 befindet sich in der rechten unteren Ecke des Blattes ein Stempel der jesuitischen Universität in Peking.

Liber I: Prolegomena ad Horologium descriptionem,

liber II: De horologiis horizontalibus,

liber III: De horologiis verticalibus,

liber IV: De horologiis inclinatis,

liber V: De horologiis reflexis,

liber VI: De horologiis portatilibus.

6. Bibliothek des evangelischen Lyzeums in Kesmark (derzeit unzugänglich).

Cod. 251. Charta saec. XVIII., 4^o.

Gostomy Andreas: *Introductio in Physicam*. 1798.

Cod. 246. Charta saec. XVIII., 4^o.

Physica specialis.

Cod. 39. Charta saec. XVIII., 8^o.

Thomarzy Johannes: *Notata physica per me*. 1798.

Kompendium der Physik nach den Vorträgen des Prof. Daniel Waitner in Eperjes.

7. Bibliothek des evangelischen Lyzeums in Eperjes.

Cod. 0—183. Charta saec. XIX., 8^o.

Tractatus de abolitione Iulianii calendarii. Leutschowiae 1826.

Cod. 0—528. Charta saec. XVIII., 4^o.

Tractatus in universam Aristotelis physicam particularem. Kesmark.

8. Bibliotheca Diocesana Nitraensis.

Die Bibliothek blieb nach dem Zweiten Weltkrieg, unter der Verwaltung des Kanonikus Dr. Stefan Drozd, vollständig erhalten. Es handelt sich um die wertvollste Bibliothek der Slowakei, die als unbeschädigter Korpus aus den vergangenen Jahrhunderten erhalten blieb. Die Bestände sind z. Zt. schwer zugänglich. So wurde mir nach mehr als acht Jahre langem Ansuchen erst in diesem Jahre von der staatlichen Verwaltung erlaubt, die astronomischen Handschriften an zwei Halbtagen aufzunehmen.

Die mathematisch-physikalischen Handschriften dieser Bibliothek stammen aus zwei Quellen: 1. Reste der Handschriften der ehemaligen Jesuiten-Universität Tyrnau, 2. Sammlung aus dem Collegium Pázmanianum, das für slowakische Studenten in Wien gegründet worden war.

Cod. 1—62*—172 (vet. sign. Cod. 28, aus der Tyrnauer Univ.).

Charta saec. XVIII., 4^o, 292 fol.

Physica generalis sub Prof. Ferd. Litkey scripta per Antonium Comitum Bévay. Tyrnaviae 1737/38.

Cod. 1—62*—173 (vet. sign. Cod. 39).

Charta saec. XVII., 4^o, 175 fol.

Tractatus in 8 libros Aristotelis per Engelbertum Bischoff propositus, per Paulum Zichy scriptus. Viennae 1689.

Cod. 1—62*—174.

Charta saec. XVII., 4^o, non pagn., 296 fol.

Tractatus in octo libros Aristotelis seu de auscultatione naturali, manuscriptum Blasii Jahlin 1661.

Cod. 1—62*—175 (vet. sign. Cod. 56, vielleicht aus Tyrnau).

Charta saec. XVII., 4^o, 215 fol.

Tractatus in VIII libros Aristotelis de mundo et coelo.

- Cod. 1—62*—178 (wahrscheinlich aus Tyrnau).
Charta saec. XVIII., 4^o, 189 fol.
Tractatus I. in Aristotelis libros Physicorum seu de physica.
- Cod. 1—62*—179 (vet. sign. Cod. 54, wahrscheinlich aus Tyrnau).
Charta saec. XVII., 4^o, 445 fol.
Secunda pars Philosophiae. Physica universalis. 1670.
Enthält Zeichnungen der Weltsysteme, Finsternisse und von Sonnenuhren.
- Cod. 1—62*—180 (vet. sign. Cod. 23, wahrscheinlich aus Tyrnau).
Charta saec. XVIII., 4^o, 186 fol.
Physica universalis 1742.
- Cod. 1—62*—185 (vet. sign. Cod. 45, wahrscheinlich aus Tyrnau, Ex libris Georgii Loudarii).
Charta saec. XVII., 4^o, sine fol., ca. 300 fol.
Commentarius in universam Aristotelis logicam. 1637.
- Cod. 1—62*—186 (vet. sign. Cod. 27).
Charta saec. XVII., 4^o, 439 fol.
Tractatus in universam Physicam.
- Cod. 1—62*—187 (vet. sign. Cod. 25).
Charta saec. XVIII., 4^o, 142 fol.
Tractatus in Physicam particularem. Viennae 1713.
Eingeklebter Einblattdruck der Thesen der Dissertation von Ignatius Eigmann S.J. Vindobonae 1713.
- Cod. 1—62*—188 (vet. sign. Cod. 43, vielleicht aus Wien).
Charta saec. XVII., 4^o, 177 fol.
Tractatus in 8 libros Aristotelis Physicorum sub R. P. Marco Titanovics 1658.
Zwiebelförmige Zierzeichnung auf dem Titelblatt.
- Cod. 1—62*—189 (vet. sign. Cod. 47, vielleicht aus Tyrnau).
Charta saec. XVII., 4^o, 161 S.
Physica. Tractatus de metheoris 1672.
- Cod. 1—62*—190 (vet. sign. Cod. 20).
Charta saec. XVII., 4^o, 119 fol.
Physica seu naturalis philosophia 1667.
Eingeklebter Einblattdruck der Dissertationsthesen von P. Franciscus Meleggi, Tyrnaviae Typ. academ. Math. Reithmiller.
- Cod. 1—62*—191 (vet. sign. Cod. 15, wahrscheinlich aus Wien).
Charta saec. XVIII., 4^o, 106 fol.
Physica particularis 1743.
- Cod. 1—62*—192 (vet. sign. Cod. 42, wahrscheinlich aus Tyrnau).
Charta saec. XVII., 4^o, 201 fol.
Tractatus II. in VIII. Libros physicorum 1695.
- Cod. 1—62*—193 (vet. sign. Cod. 21, vielleicht aus Tyrnau).
Charta saec. XVIII., 4^o, 167 fol.

- Tractatus in Physicam Aristotelis 1768.
Eine kalligraphisch geschriebene Dissertation; am Ende die Thesen derselben.
- Cod. 1—62*—196 (vet. sign. Cod. 12, vielleicht aus Tyrnau).
Charta saec. XVIII., 4^o, 240 fol.
Tractatus philosophicus in Aristotelis Physicam generalem 1726.
- Cod. 1—62*—198 (vet. sign. Cod. 63, sicher aus Wien).
Charta saec. XVII., 4^o, 272 fol.
Tractatus in Libros Aristotelis sub Prof. Glaispereck auditus a Com. Antonio Erdögy 1668.
- Cod. 1—62*—201 (vet. sign. Cod. 9, vielleicht aus Tyrnau).
Charta saec. XVII., 4^o, 207 fol.
Tractatus in Aristotelis Physicam particularem. Kalligraphisch geschriebene Dissertation mit am Ende beigefügten Thesen.
- Cod. 1—62*—205 (vet. sign. 29, vielleicht aus Tyrnau).
Charta saec. XVII., 4^o, 263 fol.
Tractatus phys.-metaphysicus in Libros Aristotelis.
- Cod. 1—62*—206 (vet. sign. Cod. 29).
Charta saec. XVII., 4^o, 210 fol.
Tractatus Physicae generalis sub Prof. Ignatio Saigho per Johannem Kostyán. Tyrnaviae 1751.
Aus der Übergangszeit, in der die Lehre des Kopernikus nicht verurteilt, aber noch nicht als richtig erklärt wurde.
- Cod. 1—62*—208 (vet. sign. Cod. 24).
Charta saec. XVIII., 4^o, 249 fol.
Tractatus Physicae particularis.
Vielleicht unter Einfluß von Jaszliński in Tyrnau geschrieben.
- Cod. 1—62*—210 (vet. sign. Cod. 14).
Charta saec. XVIII., 4^o, 214 fol.
Physica generalis sub Ignatio Kampmiller S.J. scripta per Ioannem Terlanday. Viennae 1728.
- Cod. 1—62*—211 (vet. sign. Cod. 11, wahrscheinlich aus Wien).
Charta saec. XVIII., 4^o, 182 fol.
Tractatus in Aristotelis libros VIII. physicorum seu de mundo.
- Cod. 1—62*—214.
Charta saec. XVIII., 4^o, 140 + 180 fol.
Tractatus Aristotelis de Mundo, coelo, ortu et interitu elementis a Iohanne Nep. Bakos. Agriae 1779.
Konvolut verschiedener kurzer Abhandlungen.
- Cod. 1—62*—217 (vet. sign. Cod. 3).
Charta saec. XVIII., 4^o, 136 fol.

Physica generalis sub P. Stephanum Gasse per Iohannem Holly.

Tyrnaviae 1752.

9. Literararchiv der Matica Slovenská in Turčanský Svätý Martin.

Die Handschriftenbestände der Matica Slovenská befinden sich geschlossen in deren Literararchiv. Die ursprünglich in der Bibliothek der Matica Slovenská eingereihten Handschriften wurden in der Nachkriegszeit in das Literararchiv umgestellt. In ihm sollen sich auch die handschriftlichen Sammlungen der mittelslowakischen Klöster befinden. Die Bestände sind z. Zt. nur zu einem sehr geringen Teil benutzbar, da die Katalogisierung noch nicht sehr weit gediehen ist und da sich nur ein kleiner Teil der Sammlung in Sv. Martin selbst befindet. Der größere Teil der Bestände soll im Schloß Diviaky in Turc ausgelagert sein. Die dortigen Handschriften sind Benutzern z. Zt. überhaupt nicht zugänglich. Nach Aussage einer Beamtin seien sie noch in Stapeln gelagert.

In Sv. Martin wurden mir folgende Handschriften vorgelegt:

Cod. 53. Charta saec. XVIII., 18 × 22,5 cm, 213 fol., 6 gezeichnete, 3 gedruckte Tafeln.

Tractatus physico-metaphysicus scriptus sub admodum Rev. P. S. J. Stephano Gasó in philosophicis pro hunc professore per me Antonium Sigismundi L. G. C. R. H. Alumnum, Anno 1753.

In Explicit: . . . finita die 7^m Maj 1753.

Cod. 114. Charta saec. XVIII., 19 × 24 cm, 96 fol.

Geographia podle sepsání Giřího Kryst. Raff predkladaná v škole Skalicke Roku 1799.

Einführung in die Astronomie nach der Kopernikanischen Lehre.

Cod. 372. Charta saec. XIX., 13 × 21 cm, 13 fol.

Samuel Štúr, učitel zay-uhorský: Fysyka o promenách a prípad-nostinách 1849.

Erklärung meteorologischer Erscheinungen.

Cod. 685. Charta saec. XIX., 12,5 × 20 cm, 24 fol.

Samuel Štúr, učitel zay-uhorský: Z Fysiky. O Bauri 1822 aneb blýskání a krýmanj.

Cod. 951. Charta saec. XVIII., 19,5 × 25 cm, 19 fol.

Heptameron seu elementa Magicae, Petri de Abano, Philosopho [lateinisch mit slowakischen Marginalien].

Stammt aus dem Familienarchiv der Grafen Erdögyi aus Ladowa.

Gabe von Jos. Orságh 1905.

Cod. 1014. Charta saec. XVIII., 10,5 × 17 cm, 14 fol.

Djaniška Stephan: Physika 1866.

Sehr primitiv geschrieben.

Verzeichnis der angeblich in Diviaky befindlichen Handschriften:

Von diesen gegenwärtig überhaupt nicht zugänglichen Beständen existieren zwei Kataloge, von denen der ältere umfangreicher ist und mehr Handschrift-

ten enthält als der jüngere, der mit „Marianka“ bezeichnet ist. Hier können deshalb auch nur die Katalogsbeschreibungen der Handschriften genannt werden. Die in Klammern beigefügten Zahlen sind dabei die Signaturen des neueren Verzeichnisses (Marianka).

- Cod. 3 (4). Ferdinand Luca: *Arithmetica practica* Podolini 1702.
Cod. 88 (57). *Physica manu scripta* P. Franciscus Rajtmán S. J. 1761.
Cod. 168 (119). *Physica* 1838.
Cod. 169 (120). *Philosophia naturalis*.
Cod. 171 (121). In VIII. libros Aristotelis sive de auscultatione naturae commentarius.
Cod. 205 (—). *Czesc Algebry* [polnisch].
Cod. 375 (273). *Elementa matheseos purae et applicatae*.
Cod. 389 (—). *Physik* [deutsch].
Cod. 490 (349). *Institutiones Physicae*.
Cod. 493 (352). *Physica universalis sive Tractatus physiologici* 1730.
Cod. 496 (—). In *Philosophiam naturalem Alberti Magni Tractatus*.
Cod. 652 (—). *Astronomie*. Krems 1846 [deutsch].
Cod. 681 (503). *Algebrae pars II*. P-St. Ustrzycki 1785.
Cod. 766 (—). In VIII. libros Aristotelis de *Physica Commentarius*. Scripta per Andr. Thomassowski sub Alexandro Rocca. Graecii 1627.
Cod. 768 (577). *De physica particulari* 1725.
Cod. 821 (616). *Tractatus de physica particulari*. Tyrnaviae 1705.
Cod. 954 (—). *Theses e physica . . . propositae in Cultu Nitriensi* 1819.
Cod. 968 (—). *Studium mathesis applicatae*.
Cod. 969 (—). *Exempla aequationum simplia*.
Cod. 1001 (—). *Cosmologia*.

Außerdem enthält das Handschriftenverzeichnis folgende „Codices Germanici“:

- Cod. germ. 3. *Kalender*.
Cod. germ. 10. *Die Naturlehre oder Physik*.
Cod. germ. 12. [Verschiedene Betreffe.]
Cod. germ. 52. *Kurze Einleitung und Beschreibung der Trigonometrie*.
Cod. germ. 64. *Physik*.
Cod. germ. 96. *Physik*.
Cod. germ. 98. *Astronomie*. Krems 1846 [vielleicht identisch mit Cod. 652].
Cod. germ. 104. *Enumeratio*.

Zum Schluß spreche ich folgenden Herren, die diese Arbeit ermöglicht haben, meinen innigsten Dank aus: Dr. Josef Bálent (Preßburg), Dr. Jan Čáplovič (Preßburg), Dr. Stephan Drozd, *Cannonicus Nitraensis* (Neutra), Dr. Vsevlad J. Gajdos OFM, Josef Kolodziejský (Eperjes), Dr. Josef Kuzmik (Preßburg), Josef Smetana (Dolný Kubín), František Sedlák (Preßburg) und Josef Tvrdoň (Kesmark).

DIE SCHLACHT BEI KÖNIGGRÄTZ ALS GESCHICHT- LICHER WENDEPUNKT*

Von Otto v. Habsburg

Im deutschsprachigen Raum, ob es sich nun um Österreich, um die Bundesrepublik oder auch um das unsichtbare Reich der Heimatvertriebenen handelt, ist eine Zeit geschichtlicher Gedenktage und Jahre angebrochen. 1966 erinnert uns an die Schlacht von Königgrätz, während 1970 und 1971 die Reichsgründung zu Versailles in den Blickpunkt stellen wird. Es ist darum keineswegs erstaunlich, daß wir auf dem deutschen Büchermarkt nicht nur eine wachsende Anzahl geschichtlicher Neuerscheinungen finden, sondern daß sich auch Strategen, Philosophen und Politologen mit der Problematik befassen, die auf uns als Erben historischer Tage überkommen ist. Selten hat es eine Zeit gegeben, in der man so wie heute mit erschreckender Klarheit ermessen kann, daß die Geschichte in ihren großen Augenblicken wie in den Stunden menschlichen Versagens eine Kontinuität aufweist, die dem Handelnden das Ausmaß seiner Verantwortung vor Augen führt, und gleichzeitig auch den Begriff des Verhängnisses wohl nicht in der Form der düsteren Tragik der Antike, immerhin aber als eine die persönliche Schuld mindernde Tatsache erscheinen läßt.

Man muß sich allerdings bei solchen Betrachtungen im klaren darüber sein, daß die Geschichte nicht nur in „kurzen Wellen“, sondern auch in „langen Wellen“ verläuft, und daß die Kausalzusammenhänge oft ausgedehnte Zeiträume umspannen. Ein Jahrhundert, die Epoche, die uns von Königgrätz trennt, das sind drei Menschenalter. Die neuere Psychologie zeigt uns, welche Bedeutung die Generationenfolge für das Denken und mehr noch für die Emotionen hat. Wir haben uns in den letzten Jahren mit solchen Fragen wie dem Vater- und dem Großvaterproblem oft aus aktuellem Anlaß beschäftigt. Ein Ereignis, wie es das von Königgrätz war, übt auf die Zeitgenossen bestimmte Wirkungen aus. Unter den Miterlebenden werden freilich wieder diejenigen, die handelnd dabei waren, die Alten, die es mehr passiv beobachteten und die Jungen, die noch nicht am Zuge waren, anders empfinden. König Wilhelm, der um mehr als ein halbes Menschenalter jüngere Bismarck und Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Bismarcks Sohn hätte sein können, haben auf den Krieg und den Sieg Preußens jeweils verschieden reagiert. Der König, der noch ein Altpreuße war, hat die Gründung des kleindeutschen Reiches mit sehr zwiespältigen Gefühlen über sich ergehen lassen und noch 1871 seinem Kanzler gegrollt, weil er ihm den Kaisertitel

* Vortrag, der am 16. Juni 1966 in der Universität München gehalten wurde.

aufdrängte, der ihm nichts sagte; der Kronprinz, der 1866 gegen den Krieg war, ist 1870/71 ein leidenschaftlicher Verfechter des Kaisergedankens geworden, den er in den Rahmen eines spätrömantischen Mythos einspannen wollte. Bismarck war nach 1866 noch wandlungsfähig genug, der großpreussischen Politik, die er bis dahin mit Leidenschaft vertreten hat, eine Wendung ins Gesamtdeutsche zu geben. Seinen Haß gegen Österreich wandelte er buchstäblich noch unter dem nachhaltenden Donner der Entscheidungsschlacht in ein, leider verspätetes, mitteleuropäisches Denken, in dem der Bestand Österreichs, wie er schon in dem berühmten Schreiben an König Wilhelm in Nikolsburg ausführte und später oft wiederholte, im europäischen Interesse unentbehrlich war. Er näherte sich damit jener Erkenntnis, die Palacký 1848 ausgesprochen hatte: „Bestünde Österreich nicht, so müßte man es schaffen, im Interesse Europas, ja im Interesse der Humanität.“

Auch in der rückblickenden Betrachtung haben die Geschichte gewordenen Ereignisse von Generation zu Generation ein anderes Gesicht. Sie werden neu gewogen und neu gewertet. Und in gleichem Maße machen sie nun wieder Geschichte. Nichts was einmal geschehen ist und unabänderlich festliegt, ist tot. Es wirkt weiter, es wird zur Ursache für neues Handeln. Nur wenn wir das erkennen, werden wir imstande sein, die Zusammenhänge zwischen den Ereignissen unserer Zeit und den hundert Jahre zurückliegenden zu verstehen. Man muß an ein Gespräch denken, das im Jahre 1870, nach Sedan und dem Sturz Napoleons III., der große Historiker Ranke mit einem neutralen Ausländer führte. Dieser fragte den deutschen Gelehrten, gegen wen die Deutschen denn jetzt nach dem Sturze des bonapartistischen Kaiserreichs noch Krieg führten. „Gegen Ludwig XIV.“, antwortete Ranke. Eugen Rosenstock weist in seinen „Europäischen Revolutionen“ auf ein anderes Beispiel hin, wie Ursache und Wirkung sich über Jahrhunderte weg geradezu auf mystische Weise verknüpfen: Als Friedrich II. von Hohenstaufen sein dem Papste gegebenes Versprechen brach und die Vereinigung Siziliens mit dem römisch-deutschen Reiche, die *Unio regni ad imperium*, vollzog, sprach der Papst in der Bannbulle von der *Vulnerata conscientia*, dem verwundeten Gewissen des Kaisers. Fast auf das Jahr genau, aber drei Jahrhunderte später verwendet Martin Luther genau das gleiche Wort in seiner Antwort an den Papst. Er spricht von der *Vulnerata conscientia* des Papstes, und in gewissem Sinne war die Reformation der Gegenschlag der Deutschen auf den Kampf der Päpste gegen die Staufer.

Kommen wir unserer Zeit und unserem Thema näher: der Ausschluß aus dem Deutschen Bund erzeugte in Österreich ein Trauma, eine tiefe seelische Wunde. Um dieses zu kompensieren, stürzten sich viele in geradezu absurde Emotionen. Sie wurden die Bismarck-Verehrer, aber sie verneinten mit dem gleichen Fanatismus, mit dem sie den preussischen Staatsmann auf das Postament eines Halbgottes hoben, sein politisches Konzept. Hatte dieser den großdeutschen Gedanken gedemütigt und entmachtet, so wollten sich die Deutschösterreicher nicht mit, der im Prager Frieden erzwungenen Teilung Deutschlands abfinden. Hatte Bismarck aus einer Reihe von Gründen, die er in dem

schon erwähnten Schreiben an den König im einzelnen auseinandersetzte, jede Vereinigung Preußens mit den deutschsprachigen Gebieten Österreichs abgelehnt, so forderten die Anhänger Schönerers in den achtziger und neunziger Jahren den Anschluß an den Staat der Hohenzollern. Als man Bismarck damals fragte, was er wohl täte, wenn sich die Deutschösterreicher an das Reich anschließen wollten, antwortete er eiskalt: „Gegen sie Krieg führen.“

Aus diesen seelischen Komplexen, dem Trauma von 1866 und der Überkompensation des Minderwertigkeitsgefühles durch die alldutsche Bewegung, erklärt sich die politische Atmosphäre, aus der Hitler kam. An dem überhitzten Nationalismus dieses Schönerer-Jüngers ist der von Bismarck gegründete kleindeutsche Nationalstaat zugrunde gegangen. Der gebürtige Österreicher Hitler war es, der dem preußisch-kleindeutschen Staat imperiale Ziele setzte, die weit über seine Kraft hinausgingen und ihn in die furchtbarste Niederlage der Geschichte stürzten.

Über Generationen hinweg hängen Ursache und Wirkung zusammen. Als Heinrich Friedjung Anfang der neunziger Jahre sein Werk über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ beendete, das für lange Zeit die Grundlagen für die Beurteilung der Ereignisse von 1866 legte, lebte Bismarck noch, regierte in Österreich noch Kaiser Franz Joseph, dienten in den nunmehr verbündeten Armeen der Habsburger und der Hohenzollern noch hunderte Offiziere, die einander bei Königgrätz in Waffen gegenübergestanden waren. Friedjung schloß sein Buch mit den Worten: erst wenn die Generation von Königgrätz ins Grab gestiegen sein werde, könnten die Wunden, die der deutsche Krieg der Nation geschlagen, vernarben. Aber auch das war eine zu kurz gesetzte Frist. „Die Tradition der toten Geschlechter lastet wie ein Alpdruck auf den lebenden“, sagt Karl Marx. Diese scharfsinnige Beobachtung wurde seit der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg und der Zerstörung Österreichs aufs neue bestätigt.

Man kann gegenüber den Gedenktagen, die nunmehr auf uns zukommen, zwei grundlegende Stellungen beziehen.

Auf der einen Seite befinden sich die sogenannten Vergangenheitsbewältiger. Ihre Haltung verrät ein tiefes Schuldbewußtsein, das fast immer in einen Verdrängungskomplex übergeht. Man versucht wohl nicht die Tatsache abzuleugnen, aber man kann nur in Schwarz und Weiß zeichnen, wobei weitgehend, insbesondere in der Geschichte des eigenen Volkes, der Blick nur auf die Schattenseiten gerichtet ist, während das Licht entweder übersehen, oder aber als volkspädagogisch unberechtigt verdunkelt wird. Diese Haltung mündet bei einigen in Masochismus, einer leidenschaftlichen Verneinung der eigenen Vergangenheit und jener Sehnsucht nach dem Jahr Null, das an gewisse altertümliche Praktiken, von denen uns auch die Hl. Schrift berichtet, erinnert.

Eine solche Einstellung zur Geschichte ist vielleicht psychiatrisch interessant, sicherlich aber unfruchtbar. Wie es anders gemacht werden kann, zeigt uns das Beispiel von Kaiser Franz. Als Napoleon im Jahr 1809 auf kurze Zeit Wien besetzte, ließ dieser vor dem Schloß Schönbrunn — der Residenz

des Kaisers — seine steinernen Adler aufstellen. Nachdem der Feind aus der österreichischen Hauptstadt abgezogen war, wurde dem Herrscher geraten, die Symbole der Okkupationsmacht zerstören zu lassen. Franz I., ein Monarch, dessen tiefe Weisheit die Geschichte häufig unterschätzt hat, vielleicht weil er in kluger Zurückhaltung oft im Schatten Metternichs gestanden ist, wies das Ansinnen zurück. Auch die Siegeszeichen des Gegners seien Teil der Geschichte Österreichs, betonte er, selbst dann, wenn seine Vorherrschaft nur kurz gedauert habe. Sie gehören damit zum Gesamterbe seines Volkes und sollen nicht zerstört werden.

Die Haltung des Kaisers zeigt ein gesundes, nicht komplexbeladenes Verhältnis zur Geschichte. Es nützt nun einmal nichts, unter der Last der angeblichen oder echten Schuld geistig zusammenzubrechen, ganz abgesehen davon, daß es auf alle Fälle unberechtigt ist. Die Geschichte eines jeden Volkes hat ihre Licht- und Schattenseiten, ihre edlen und großen Stunden, sowie Zeiten, in denen das Schlechte obsiegt. Eine objektive Geschichtsbetrachtung beweist, daß es keine „guten“ aber auch keine „schlechten“ Völker gibt, sondern daß in jedem etwas von beiden zu finden ist. Eine sachliche Bilanz wird zeigen, daß bei Allen das Gute überwiegt und daß daher die einzige legitime Haltung gegenüber der Geschichte nur die sein kann, sich zu ihrer Gesamtheit zu bekennen, und sie als ein unteilbares Erbe zu übernehmen. Geistiges Flagellantentum kann Ereignisse und seien sie noch so häßlich, nicht ungeschehen machen. Wo etwas der Geschichte angehört, d. h. nicht mehr gewandelt werden kann, ist es daher besser, das Vergangene so zu nehmen, wie es ist, zu versuchen, ihm positive Seiten abzugewinnen und wo dies unmöglich erscheint, zumindest die Lehren für die eigene Handlungsweise aus ihm abzuleiten.

Man hat die Geschichte die Lehrmeisterin der Menschen genannt. Es ist wahr, auch dann, wenn leider die Völker allzu oft nur zu spärlichen Gebrauch von ihr gemacht haben. Diese potentiell segensreiche Rolle für die Weiterbildung der Menschheit wird allerdings in dem Augenblick unmöglich gemacht, wo der Versuch unternommen wird, die Vergangenheit durch schwarz-weiß Malerei zu verfälschen und sie nach subjektiven Auffassungen und Schuldgefühlen der Gegenwart umzudichten. Unwahrhaftigkeit hat niemals erzieherisch gewirkt; und gar ein Problem, das man versucht hat, unter den Teppich zu kehren, kommt bestimmt in wesentlich verschärfter Form im ungeeignetsten Augenblick wieder.

Es ist demnach Aufgabe desjenigen, der die Geschichte betrachten will, daß sie ihm und seinen Zeitgenossen als Maß für das Künftige diene, immer wieder zu versuchen, eine reelle Bilanz aufzustellen. Gewiß müssen wir uns dabei der Beschränkung unserer eigenen Fähigkeiten bewußt bleiben. Der Mensch kann die absolute Sachlichkeit nicht erreichen; sie ist für den Sterblichen bloß ein Ziel, dem er nachstreben soll. In dem Maße, in dem wir auf diesem Wege fortschreiten, können wir aufbauend wirken. In diesem Sinne müssen wir trachten, die Bedeutung des 3. Juli 1866 in seiner historischen Ausstrahlung zu erkennen und daraus jene Schlüsse zu ziehen, die uns in der Ausrichtung für die Gegenwart von Nutzen sein werden.

*

Wenn man die gewaltige Literatur durchliest, die sich mit dem schicksalsschweren deutschen Bruderkrieg befaßt hat, wird man wahrscheinlich erkennen, daß es Heinrich von Srbik am besten gelungen ist, bis zum innersten Wesen der geschichtlichen Wende vorzudringen. Der allzu oft verkannte Historiker hat die Schlacht von Königgrätz als den endgültigen Untergang des Heiligen Reiches bezeichnet. Hier haben wir in einem einfachen Satz die Essenz dessen, was vor hundert Jahren geschehen ist. Auf den Feldern und im Hügelgelände Böhmens rangen an jenem Tage nicht nur Stämme oder Staaten, nicht nur Regierungen und Heere, sondern in Wahrheit die zwei Grundkonzeptionen der Politik miteinander.

Eine Studie der Geschichte zeigt, daß, wenn man zum Letzten vordringt, es in der Politik nur einige wenige ganz einfache Ideen und Tendenzen gibt. Man darf, um zu diesen zu gelangen, allerdings nicht an den täglich sich wandelnden äußeren Erscheinungsformen hängenbleiben. Das Fundament ist nämlich ebenso unverrückbar wie die Natur. Die großen Katastrophen, die diese von Zeit zu Zeit heimsuchen, verändern an dem Wesen der Landschaft nur wenig. Bäume werden entwurzelt, Menschenwerk stürzt zusammen, aber die Berge und Täler bleiben. Nicht anders ist es in der Politik, die ja mit dem wenigstens wandelbaren Element der sichtbaren Welt zu tun hat: dem Menschen.

In diesem Blickwinkel der Ereignisse erkennen wir im öffentlichen Leben zwei Elemente, die dasselbe in der letzten Analyse immer wieder bestimmen.

Es ist beinahe schon ein Gemeinplatz, daß jede politische Diskussion, wenn sie bis zum Ende geführt wird, in der Theologie landet. Diese Tatsache sollte uns nicht erstaunen, da die Grundsätze des Gemeinschaftslebens zwangsläufig die Frage nach dem, was der Mensch wirklich ist, aufwerfen. Aus dieser ergibt sich dann ebenso logisch die weitere Frage, was er auf dieser Welt zu suchen hat, was die Sinngebung seiner Existenz ist. Die Form der Gemeinschaft hängt nämlich von der letzten Zielsetzung ihrer Einzelteile ab. Hier stehen wir bereits mitten in der Theologie. Die Erkenntnisse der Königin der Wissenschaften formen zwangsläufig die Ausrichtung in allen Öffentlichkeitsfragen, in denen ja letztlich eine beinahe zwingende Logik zu finden ist.

So gesehen, gibt es im Grunde genommen nur zwei Antworten. Auf der einen Seite sind jene, die an einen Gott glauben, den Mittelpunkt des Universums, der in seiner Weisheit die Geschicke der Menschheit lenkt und Herr der Geschichte ist. Die großen Entscheidungen der Politik sind seinem Gesetz unterworfen. Man könnte diese Gedankenschule die theozentrische Auffassung von der Welt nennen. Ihr entgegengesetzt sind jene, die die Materie und damit den sterblichen Menschen als etwas Autonomes betrachten, das von einem höheren Wesen unabhängig ist. Der Mensch sei demzufolge das Zentrum der sichtbaren Welt. Man könnte diese Auffassung die anthropozentrische nennen, da ihr zufolge der Mensch als die derzeit höchste Entwicklungsstufe der Materie ein Kraftzentrum darstellt, das sich jenseits von Gutem und Bösem befindet, der Gesetzgeber, der allerdings in logischer Folge an die eigenen Bestimmungen nicht gebunden ist.

Aus dieser ersten Wahl zwischen den zwei grundlegenden Gedankenschulen entwickelt sich alles weitere. Die materialistische Auffassung führt beinahe zwangsläufig zu der Vergöttlichung des Menschlichen. Da es aber nahezu unmöglich ist, auf die Dauer einen Sterblichen zu verabsolutieren und ihm eine Allmacht zuzusprechen, die durch die Ereignisse Lügen gestraft werden muß, liegt die Flucht in das Kollektiv nahe. Sie bedeutet also die Vergöttlichung der jeweils größten menschlichen Gemeinschaft. Wir kommen damit vom Materialismus zwangsläufig zum Nationalismus.

So erstaunlich es klingen mag, ist es doch noch immer notwendig, wenn man von Nationalismus spricht, ihn gegenüber dem Patriotismus abzugrenzen. Trotz aller Tragödien, die uns heimgesucht haben, finden wir noch immer allzu viele Europäer, die sich der tiefen Antithese der beiden Begriffe nicht bewußt sind. Gerade wir, im Herzen Europas, sollten allerdings gelernt haben, daß sich Nationalismus von Patriotismus unterscheidet wie Böses vom Guten oder Nacht vom Tag. Der Patriotismus gründet auf der naturgegebenen Liebe des Menschen zu seiner Gemeinschaft — also Familie, Gemeinde, Stamm und Land. Dieses Gefühl ist durchaus positiv. Es bedeutet ein Treueverhältnis, macht aber nicht blind. Der Patriot freut sich über die guten Eigenschaften seiner Gemeinschaft; er anerkennt aber, daß auch andere ebensolche Qualitäten aufweisen können. Noch wichtiger allerdings ist die Tatsache, daß der Patriot über sich und über den größeren Kollektiven eine objektive Rechtsordnung anerkennt, der alle gleichermaßen unterworfen sind. Angesichts dieser höheren moralischen Werte gibt er die Möglichkeit zu, daß auch sein Vaterland sich schuldig machen kann, wobei diese Erkenntnis keineswegs der gebotenen Liebe Abbruch tut. Der Nationalist demgegenüber vergöttert, verabsolutiert seine Gemeinschaft, die das höchste Wesen seiner Ersatzreligion ist. Er setzt sie jenseits von Gut und Böse, etwa nach dem Satz, daß Recht ist, was dem Volke nützt. Der Nationalist ist daher politisch amoralisch. Gleichzeitig führt seine Haltung dazu, alles andere herabzusetzen und in der Regel nicht anzuerkennen, was von benachbarten menschlichen Gemeinschaften geleistet wird. Der Nationalismus enthält somit ein Element des Hasses, der, wie die Erfahrung zeigt, vergiftend auf das zwischenstaatliche Leben wirken muß.

Die Verabsolutierung der eigenen Nation führt unvermeidlich über kurz oder lang zum Totalitarismus. Das Göttliche hat totalen Anspruch. Für den, der an einen transzendenten Gott glaubt, ist der dem Menschen innewohnende Drang nach dem Totalen — übrigens ein natürlicher Trieb — auf etwas Geistiges, Überweltliches gerichtet. Somit befriedigt, kann der Mensch in der untergeordneten Sphäre seiner Welt Toleranz üben. Dort aber, wo die höchste Ordnung sich auf der Erde selbst befindet, ist es unvermeidlich, daß der totalitäre Trieb sich in der greifbaren Welt austobt, ganz gleichgültig, ob auf der nationalen oder sozialen Ebene. In der letzten Analyse und in ihrer Auswirkung auf die Gemeinschaft sind sich beide gleich.

Wie bereits im Vorhergehenden angedeutet, führt eine theozentrische Auffassung in die genau entgegengesetzte Richtung. Sie wird, wenn sie zu Ende

gedacht ist, einen richtig verstandenen Liberalismus fördern. In dem Augenblick nämlich, in welchem der Mensch in seinem Nächsten nicht nur eine zeitbedingte Erscheinungsform der Materie sieht, sondern ein gottverwandtes Wesen, das eine unsterbliche Seele besitzt und daher die gewaltige und erschreckende Gabe erhalten hat, durch einen Entschluß seines freien Willens sein eigenes Heil oder ewige Verdammnis zu bestimmen, wird er förmlich zwangsläufig veranlaßt, die Entschlüsse und Gedanken seines Nächsten zu respektieren — mit einem Wort, Toleranz zu üben. Es ist wahr, die Geschichte zeigt uns oftmals Ausbrüche des Hasses und der Unduldsamkeit gerade im Namen religiöser Bekenntnisse. Immerhin kann man feststellen, daß diese Rückfälle in die Barbarei in der menschlichen Schwäche begründet waren, nicht aber in den Grundsätzen, die sich aus dem religiösen Glauben ergeben. Religionen werden besonders in Verfallszeiten intolerant.

Das 19. Jahrhundert, das Zeitalter der gefährlichen Ersatzreligionen, der nationalistischen wie der klassenkämpferischen, gipfelt in den Kriegen zwischen 1848 und 1870/71. In ihnen fällt die Entscheidung zwischen Reichsidee und Nationalitätenprinzip, zwischen dem bündischen und dem jakobinischen Gedanken. Zu welchem Zeitpunkt Unwiderrufliches geschehen ist, darüber kann man streiten. Die Wiederkehr der jakobinischen Ideen begann zweifellos schon mit der Pariser Julirevolution von 1830. Im Jahre 1839 erschien die Schrift von Louis Napoleon Bonaparte, dem späteren Napoleon III., über die „Idées Napoléoniennes“, 1840 schlug der Nationalismus in Frankreich und in Deutschland hohe Wogen und hätte beinahe bereits zu einem sinnlosen Kriege geführt — sinnlos deshalb, weil sich der glühende Nationalhaß an einer völlig abseitigen Frage, an dem im Grunde nur England, Frankreich und Rußland wirklich interessierenden Orientproblem, entzündete. Es ist übrigens typisch für den Nationalismus, daß nicht wirklich patriotische und nationale Gefühle oder Interessen die von ihm ausgelösten Kriege hervorrufen, sondern daß Volk und Vaterland herhalten müssen, um irgendwelche imperialen Ziele und Prestigefragen zu bemänteln.

Noch in den fünfziger Jahren hatten föderalistische Ideen in der europäischen Politik eine große Rolle gespielt. Die während des Krimkrieges von Wien ausgehenden Pläne einer europäischen Zollunion und eines Verteidigungsbündnisses sind in Denkschriften und diplomatischen Noten niedergelegt. Emil Daniels, der von den Augenblicken spricht, da „der Historiker meint, den Sekundenzeiger an der Weltenuhr vorrücken zu sehen“, glaubt, daß die Schlacht von Solferino am 24. Juni 1859 den Wendepunkt ins Verderben darstelle, und er nennt sogar die genaue Uhrzeit, 12 Uhr mittags, da mit dem Angriff der französischen Garde auf Solferino die Entscheidung über Entwicklungen fiel, die er bis in die Gegenwart — das Buch ist 1928 geschrieben — verfolgt. Aber einige hundert Seiten weiter gibt der gleiche Historiker zu, daß es auch 1866 hätte anders ausgehen können und meint, daß es am 28. Juni dieses Jahres um 11 Uhr vormittags von einem einzigen Entschluß eines einzigen Österreichers abgehängt habe, ob Deutschland durch Preußen geeinigt würde. Er denkt an den Augenblick, da Feldzeug-

meister Benedek bei Skalitz mit drei Korps, ein viertes in erreichbarer Nähe, einem preußischen Korps gegenüberstand und den zum Greifen nahen Teilsieg ausschlug, um einen anderen Plan zu verwirklichen, der um jene Stunde gar nicht mehr auszuführen war. Es ist der Augenblick, von dem Friedjung sagt, daß hinter Benedek, als er seinen Wagen wenden ließ und nach Josephstadt zurückfuhr, sein Soldatenglück für immer zusammengebrochen sei. Benedek freilich scheint noch auf dem Schlachtfeld von Königgrätz an die Möglichkeit des Sieges geglaubt zu haben, bis zu jener schrecklichen Minute, da ihm gemeldet wurde, die Preußen stünden in Chlum, also im Zentrum seiner Aufstellung, nur einige Hundert Meter von seinem Feldherrnhügel entfernt, und er, um diese Meldung als Unsinn zu erweisen, sein Pferd in Trab setzte, um selbst nach Chlum zu reiten, bis ihm wenige Sekunden später bereits die Salven der Zündnadelgewehre entgegenschlugen. Bis zu dieser Zeit hatten auch die Preußen im Gefolge König Wilhelms auf der Höhe von Dub — bis auf den einzigen Moltke, der des Sieges sicher war — und verschiedene preußische Generale in der Front der 1. Armee ernsthaft am Erfolg gezweifelt. Als aber wenig später die Entscheidung gefallen und Königgrätz — „bis zwei Uhr mittags eine für die Österreicher gewonnene Artillerieschlacht“ (Friedjung) — zur furchtbaren Niederlage geworden war, hatte sich unwiderruflich entschieden, daß die Neugestaltung Mitteleuropas nicht im reichischen Sinne in der Form eines Staatenbundes von der Nordsee bis zum Balkan, sondern im kleindeutsch-nationalstaatlichen erfolgen werde. Damit war der Weg zu einem föderalistisch geordneten Europa auf mehr als ein halbes Jahrhundert blockiert und mit der kleindeutschen überhaupt die gefährlichen kleinräumigen Lösungen stabilisiert, von denen die beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts ausgehen.

Nebst der Bedeutung der letzten Fragen in der Politik können wir in der Geschichte noch eine zweite Kraftlinie feststellen: die Bewegung zum Großraum. Wir finden hier im öffentlichen Leben eine interessante Parallele zu dem tragenden Gedanken der Philosophie Teilhard de Chardins, der Entwicklung auf den Punkt Omega hin. Wie der einzelne sucht auch das Gemeinschaftsleben einen Punkt, der noch weit in der Ferne liegt, einen Zustand der Ruhe und des Gleichgewichtes, der nur im größten Raum erreicht werden kann. Wir sehen hier das Streben von der Familie über die Zeltgemeinschaft zum Stamm, von der Dorfgemeinde über die Stadt zu den Territorien und schließlich zu kontinentalen Zusammenschlüssen, die schon wieder ihrerseits auf weltweite Lösungen hinweisen. Diese unaufhaltsame Bewegung ist heute von besonderer Aktualität. Die ausgesprochene Akzeleration der Geschichte unter dem Einfluß des technischen Fortschrittes gibt ihr ständig kräftigste Impulse. Zu diesen gesellt sich das Zerbrechen altbekannter Formen in Politologie und Soziologie und das Schwinden der Bedeutung der Grenzen.

Gerade in dem letzten Jahrzehnt ist uns diese Entwicklung besonders klar vor Augen geführt worden. Bis zu der Erfindung der interkontinentalen Raketen und der Massenzerstörungswaffen hat es in der Welt noch Sicherheits-

zonen gegeben. Sie bestehen heute nicht mehr. Das was man seinerzeit Pufferstaaten oder „cordon sanitaire“ nannte, ist militärisch nicht mehr wirksam, da die Welt vor den letzten Waffen eins geworden ist. Das Ende aller Sicherheit, von dem Winfried Martini spricht, ist gekommen und damit auch jene Relativierung der Grenzen, die aus der Tatsache entspringt, daß diese historisch gesehen erdgebundene Verteidigungslinien waren. Sie haben heute ebenso wenig militärische Bedeutung wie etwa eine Festung von Vauban gegenüber einer Hydrogenbombe. Ein moderner Krieg hat keine Fronten mehr.

Diese Phänomene, zu denen sich die fortschreitende Arbeitsteilung in der Welt und die ins Unheimliche wachsende Vermischung der Bevölkerung gesellt, lassen heute schon vor unseren Augen in einer nicht zu fernen Zukunft jene neue Phase aufscheinen, die jenseits der noch erstrebten kontinentalen Einigung bereits auf weltweite Regelungen hinweist. Eine der beängstigendsten Fragen unserer Zeit ist es ja, ob dieser gewaltige Übergang ohne noch größere Erschütterungen möglich ist als jene, die früher die verschiedenen Etappen markiert haben, die die Menschheit bereits durchgemessen hat. Ein jeder Schritt nach vorne ist nämlich um den Preis gewaltiger Konvulsionen, Kriege und Bürgerkriege erfolgt. Die heutige Entwicklung zeigt uns, daß ein Konflikt in der Zukunft bloß in der Form eines Bürgerkrieges der Menschheit stattfinden kann, einer Katastrophe von solch unbeschreiblichem Ausmaß, daß sie alle Kataklysmen der Weltgeschichte in den Schatten stellen würde.

Wenn wir den bisher zurückgelegten Weg in dieser Perspektive betrachten, so wird sich zeigen, daß es auch hier zwei Schulen gegeben hat, deren Gedanken seit dem Ursprung immer wieder die Handlungen in dem von der Zeit und vom Entwicklungsstadium gegebenen Rahmen bestimmt haben. Es sind dies das Konzept der universalen Monarchie auf der einen Seite, der reichische Gedanke auf der anderen.

Das Wort „Universalmonarchie“ darf nicht nach dem landläufigen Gebrauch mit dem Begriff Staatsform verwechselt werden. Es hat seine Sinngebung auf zwischenstaatlicher Ebene. Die Schule, die dieses Konzept vertritt, geht von der Auffassung aus, daß größere Einheiten notwendig sind, daß diese aber nur durch die Ausdehnung eines schon bestehenden Herrschaftsbereiches geschaffen werden können. Mit anderen Worten: eine Gemeinschaft ist berufen, die sie umgebenden Gebilde gleicher Art zu beherrschen, nicht nur weil sie die kräftigste und fortschrittlichste ist, sondern auch den für die weitere Entwicklung aussichtsreichsten Gedanken trägt. Diese Auffassung bedeutet somit, daß es ein Kollektiv gibt, das den anderen überlegen ist und daher die Aufgabe hat, diese sich untertan zu machen, um sie dereinst auf die eigene Entwicklungsstufe emporzuheben. Einigung und Fortschritt seien daher nur durch Vorherrschaft zu erreichen. Dies wieder bedeutet Zentralismus, ja sogar Totalitarismus, da nur auf diese Weise der Wille von oben wirkungsvoll durchgesetzt werden kann.

Dem Begriff der Universalmonarchie steht der reichische Gedanke gegenüber. Auch er ist bestrebt, größere Räume zu schaffen und zu einigen. Allerdings sieht er diese nicht unter Beherrschung sondern in der Perspektive

einer weiten über den Gemeinschaften liegenden Rechtsordnung, deren Durchsetzung und gerechte Verwaltung dem Reiche obliegt. In diesem Sinne ist zu verstehen, daß im Heiligen Römischen Reich der Kaiser vor allem der Richter und der oberste Rechtswahrer gewesen ist, der sich durch seine internationale Funktion von den territorialen Fürsten — von den „armen Kün- gen“, wie sie Walter von der Vogelweide nannte — unterscheidet. Der reichische Gedanke sucht also nicht Vorherrschaft, sondern Harmonie. Er vertritt die Gleichheit unter den Völkern. Nach innen drückt er sich in dem sogenannten Subsidiaritätsprinzip aus, der Antithese zu dem von der Universalmonarchie geübten Zentralismus. Nach diesem Grundsatz der Verwaltung kann der größere Raum und die höhere Autorität nur dort eingreifen, wo das Kleinere nicht befähigt ist, zufriedenstellend zu funktionieren. Damit wird im Reich der erste Rechtsträger die geringste und schwächste Einheit, was ja auch schon darum logisch ist, weil jede echte Rechtsordnung vor allem für das am meisten schutzbedürftige Mitglied der Gemeinschaft zu sorgen hat. Ein Rechtsstaat erkennt sich an dem Respekt für die Rechte der unbedeutendsten und der unbeliebtesten Minderheiten; denn der Mehrheit zu dienen ist keine Kunst.

Der große tschechische Politiker und Historiker Palacký hat das sehr deutlich erkannt und ausgesprochen, als er in seinem oft mißgedeuteten und als nationalistisch verdächtigen „Absagebrief“ an den Fünfziger-Ausschuß zur Vorbereitung der Frankfurter Nationalversammlung vor der „russischen Universalmonarchie“ warnte, die der Gewinner sein werde, wenn man Österreich zerstörte. Die Zerstörung Österreichs aber erschien ihm als die unausweichliche Folge der Errichtung eines deutschen Nationalstaates. Die Tschechen hatten 800 Jahre dem deutschen Reich angehört und waren gut dabei gefahren. Sie könnten aber keinem deutschen Nationalstaate angehören. Palacký begriff, daß Österreich, der Staat der vielen kleinen Völker, die jedes für sich zu schwach seien, sich selbst gegen die großen zu schützen, aber gemeinsam stark genug seien, ihre Freiheit zu bewahren — dies eine Definition, die von Kaiser Franz Joseph stammt —, den Tschechen und Europa gegen den russischen Imperialismus Sicherheit gewähren könnte, dessen Gefahr Palacký als einer der ersten in der Tendenz zum Totalitarismus, zur „Universalmonarchie“ sah. Daher könnte sein Volk zur Zerstörung Österreichs nicht die Hand reichen. Wie recht er hatte, mußten die Tschechen im 20. Jahrhundert erkennen. Heute reicht die „russische Universalmonarchie“ bis an den Böhmerwald. Übrigens hat Bismarck dies später begriffen. In jenem berühmten Satz, mit dem er 1879 das Bündnis mit Österreich rechtfertigte, sagt er, daß „Böhmen in russischer Hand“ Deutschlands Verderben, „Böhmen in unserer Hand der Krieg ohne Gnade und ohne Unterlaß“ mit dem russischen Imperium wäre: „Sie sehen, es ist unser Interesse, daß Österreich lebe.“

*

Dieser grundlegende Unterschied zwischen dem Konzept der Universalmonarchie und dem Reichsgedanken führt uns wieder an das eigentliche

Thema — den geschichtlichen Wendepunkt von Königgrätz — heran. Denn das Wort Srbiks über das Ende des Heiligen Reiches erst 1866 zeigt uns, daß die Schlacht eine gewaltige Konfrontation von zwei Grundprinzipien der menschlichen Entwicklung gewesen ist. Sie wurde durch die Vertreter der Universalmonarchie, d. h. durch das kleindeutsche Staatskonzept gewonnen.

Wenn wir heute nach hundert Jahren auf dieses welterschütternde Ereignis zurückblicken — und das ist ja in der Geschichte eine relativ kurze Zeit —, werden wir erkennen, daß man im Fall Königgrätz eigentlich nicht nur von einem Leidtragenden sprechen kann. In dieser historischen Tragödie war nicht nur Österreich und das Sudetendeutschtum der Verlierer, sondern genauso, wenn nicht sogar mehr, das anscheinend siegreiche Preußen.

Daß dem so ist, daß tatsächlich Königgrätz noch mehr ein Pyrrhussieg war als das berühmte Vorbild im Altertum, geht auf einen bedeutenden sachlichen Unterschied zwischen den beiden politischen Grundformen zurück. Ein Reich kann auch durch einen Staat oder ein Volk geschaffen werden, das nicht eine erste Militärmacht ist. Der nachgerade zu Tode zitierte Satz des „tu felix Austria nube“ weist ja auf diese Wahrheit hin. Die Größe der Habsburgischen Herrscher hat meist auf diplomatischen und nicht auf militärischen Erfolgen beruht. Dies erklärt übrigens manchmal den sonst schwer verständlichen Haß derjenigen gegen die Dynastie des Heiligen Reiches, die unter dem Einfluß der romantischen Pubertäterscheinungen des späteren 19. Jahrhunderts, wo so viel von falsch verstandener Nibelungentreue oder von „viel Feind, viel Ehr“ gesprochen wurde, einem Friedrich III., Karl V., Leopold oder auch Kaiser Franz vorwarfen, lieber durch geduldige Verhandlung oder langfristige Verträge als durch „Blut und Eisen“ das Reich zu mehren. Dabei zeigt uns die Geschichte schlüssig, daß friedliche Eroberungen dauerhafter sind als Staaten, die ihren Ursprung ausschließlich militärischen Erfolgen verdanken.

Während also ein Reich, im richtigen Sinne des Wortes, auch durch eine zweitrangige Militärmacht gegründet werden kann, bedarf es zur Schaffung einer Universalmonarchie, also der Aufstellung einer Herrschaft des einen über andere, überragender militärischer Kraft. Diese hat Preußen trotz dem Heldenmut seiner Männer und der Fähigkeit seiner Heerführer aus geopolitischen und wirtschaftlichen Gründen stets gefehlt, beziehungsweise hat Preußens Macht nicht genügt, um Augenblickserfolge in dauerhafte Zustände zu verwandeln.

Der deutsche Historiker Barnik hat in seinem neuerdings erschienenen Werk „Deutschlands Schuld am Frieden“, die spekulativ interessante These aufgestellt, daß der historische Fehler Preußens darin bestanden habe, allzu friedfertig gewesen zu sein. Der Autor führt aus, Bismarck hätte im Jahre 1870 nicht stehenbleiben sollen, sondern das augenblickliche Übergewicht dazu verwenden müssen, alle Nachbarn zu entmachten und zu unterwerfen. Dann wäre die Welt zu einem gesunden, vielleicht sogar glücklichen Großpreußen geworden. Barnik, den man den klassischen Vertreter des kleindeutsch-universal-monarchischen Gedankens in unseren Tagen nennen kann,

stützt seine Theorie mit einigen Begründungen, denen man die scheinbare Logik nicht absprechen wird. Ohne uns mit den Einzelheiten seiner Auffassung auseinandersetzen zu wollen, muß ihm jedoch der Grundfehler seines gesamten gedanklichen Aufbaues entgegengehalten werden: er übersieht die strukturelle Schwäche Preußens, die nicht nur in der historischen Entwicklung gelegen ist, sondern insbesondere darin, daß Preußen nur dann hätte genügend Kraft entwickeln können, wenn es tatsächlich der Vertreter des Gesamtdeutschtums geworden wäre. Das war ihm aber aus charakterlichen wie aus geographischen Gründen versagt. Ein Griff nach den Sternen mit ungenügenden Mitteln hat immer zu Katastrophen geführt. Aus Preußen eine Universalmonarchie zu machen, mußte daher auch im beschränkten deutschen Raum die Interessen des Gesamtvolkes lebensgefährlich bedrohen.

Es stellt sich allerdings hier die Frage, ob auch bei Vorhandensein der materiellen Gegebenheiten, die Preußen mangelten, es überhaupt möglich gewesen wäre, eine Universalmonarchie aufzustellen — wie sie die logische Folge von Königgrätz hätte sein müssen, sollte Bismarcks Werk bestehen. Mit einem Wort, ist eine Universalmonarchie überhaupt denkbar? Die Bestrebungen dazu, die im Laufe der Geschichte nicht gefehlt haben, scheinen den Beweis zu erbringen, daß ein solcher prometheischer Versuch immer zum Scheitern verurteilt sein wird. Das Unternehmen, die Herrschaft eines Volkes über die gesamte Welt aufzustellen, zumindest in dem Rahmen, der durch die technischen Bedingungen der Zeit gegeben ist, ist schon darum zum Fehlschlag verurteilt, weil unvermeidlich die Summe der Gegenkräfte immer größer sein wird als die Macht desjenigen, der zur Eroberung antritt. Darüber hinaus erfordert die Herrschaft eines einzelnen eine so gewaltige Anstrengung, daß der Betreffende, sogar wenn ihm für einige Zeit das Glück hold sein sollte, an der Überbeanspruchung zerbrechen mußte. Die Geschichte zeigt uns, daß die Universalmonarchie immer ein Ziel sein wird, dem Menschen nachstreben werden. Ihre Anstrengung wird jedoch der Sisyphus-Arbeit gleichen. Man wird dem Gipfel nahekomen, ihn aber niemals erreichen. Jeder Sieg auf diesem Wege bringt den unvermeidlichen, grausamen Rückschlag näher.

In diesem Sinne ist es berechtigt zu sagen, daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Königgrätz und Potsdam besteht. Der Same der Katastrophe des Jahres 1945 lag in dem preußischen Sieg von 1866.

*

Schon Nietzsche hat betont, daß wir nur insoweit der Geschichte dienen sollen, als diese dem Leben dient. Genauso ist die historische Betrachtung dessen, was Königgrätz als geschichtliche Wende bedeutet hat, wenig fruchtbar, solange wir uns nicht auch mit einer praktischen Nutzenanwendung für unsere Tage befassen. Die Tragödie, die die Folge des prometheischen Griffes Preußens nach den Sternen gewesen ist, kann uns den Weg weisen. Eine aufbauende Geschichtsbetrachtung kann dazu führen, daß ein Rückschlag nicht Ende, sondern neues Beginnen bedeutet, wie auch der einzelne in seinem Leben gewöhnlich nur in den harten Zeiten etwas lernt.

Königgrätz zeigt uns vor allem, daß die Lösung der Zukunftsaufgaben nur in einer reichischen Idee gefunden werden kann. Der Nationalismus, den Preußen 1866 verkörperte, hat seinen letzten Ausdruck im apokalyptischen Brande der Reichskanzlei in Berlin gefunden. Die Generation, die solches erlebt hat, sollte im Jahre 1966 fähig sein, sich nicht nur von vergangenen Irrlehren abzuwenden, sondern, vorerst einmal im europäischen Rahmen, den richtigen Weg zu finden.

In der Gegenwart sehen wir zwei Weltmächte, die Vereinigten Staaten und Rußland, und zwei potentielle Mächte, Asien und Europa. In dem Ringen unserer Zeit ist es bezeichnend, daß die beiden derzeitigen Weltmächte Tendenzen zur Universalmonarchie verraten, die ihnen gleichzeitig gewaltige Impulse geben, sie aber auch entscheidend schwächen. Rußlands „Weltrevolution“, besonders in dem Sinne, den der Kreml dem Worte gegeben hat, ist nichts anderes als universeller Imperialismus, wobei sich die der Formel innewohnende Schwäche in den großen Revolutionen innerhalb des kommunistischen Imperiums, in der Dissidenz Jugoslawiens und Chinas gezeigt hat. Amerika wiederum wird vom geistreichen Autor Amaury de Riancourt in seinem Buche „The coming Cesars“ als der puritanische Nachfahre des Römischen Reiches gekennzeichnet, wobei man allerdings bemerken muß, daß in der Politik der Vereinigten Staaten oftmals nicht-imperialistische, sondern reichische Elemente aufscheinen, so daß ein abschließendes Urteil noch nicht berechtigt ist. Bezeichnenderweise haben bisher die imperialistischen Momente zu den größten Rückschlägen der USA geführt; die reichischen wiederum waren die Lichtpunkte in dem Aufstieg Amerikas. Zwischen diesen beiden Weltmächten steht nun Europa.

Bei uns, besonders in der Jetztzeit, überwiegen die reichischen Elemente, die sich in der Fähigkeit zu integrieren und, unter Anerkennung der notwendigen Verschiedenheit, das Gemeinsame herauszuarbeiten zeigen. Besonders im Verhältnis Europas zu Überseegebieten — Afrika wie Südamerika — ist die reichische Tradition von entscheidender Wichtigkeit. In beiden Erdteilen ist eine Konföderation auf der Grundlage der Freiheit in einer größeren Gemeinschaft mit Europa heute durchaus möglich. Dieser Weg weist übrigens bereits auf die nächste Phase der menschlichen Entwicklung, die überkontinentalen Zusammenschlüsse hin. In der Zeit der kontinentalen Großraumbildung sind wir gegen andere zurückgeblieben. Es liegt heute in unserer Hand, durch die Schaffung von Pan-Europa und gleichzeitig durch die Erkenntnis, daß dieser Erdteil berufen ist, über seine geographischen Grenzen geistig hinauszugreifen, uns den Primat in der nächsten Etappe der Menschheit zu sichern. Das allerdings wird im wesentlichen davon abhängen, ob es uns gelingt, Europa auf den Weg des Reiches zurückzuführen und die uns wesensfremde Form der nationalistischen Universalmonarchie der Jahre unseres Unglückes zu bannen.

*

Wenn wir die Geschichte des Heiligen Römischen Reiches studieren, wird uns klar, daß die Deutschen die Berufung hatten, Träger des Reichsgedankens zu sein. Lange hat das Deutschtum diese Aufgabe erfüllt und damit Entscheidendes zur Schaffung unserer christlich-abendländischen Zivilisation beigetragen. Eine solche hohe historische Mission hat allerdings zwei Seiten. Sie kann das Schönste hervorbringen und sie kann schon wegen der Höhe ihres Fluges zu dem schwersten Sturze führen. Nur aus einem Engel des Lichtes kann ein Satan werden, und Ernst Jünger sagt mit Recht, daß Dämonen an den verlassenen Altären hausen. Darum wurde der Abfall des Deutschtums von seiner reichischen Sendung, über den Hermann Ullmann in seiner Studie über den „Weg des 19. Jahrhunderts“ so aufschlußreich spricht, zu einer gesamteuropäischen Tragödie. Nicht nur Deutschland mußte eine historische Katastrophe erleben; es riß die ganze alte Welt mit sich in den Abgrund. Von Deutschlands Gesundung wird es also auch vornehmlich abhängen, ob unser Erdteil noch einmal in Größe erstehen wird.

Die schweren Schicksalsschläge, die uns zuteil wurden, haben das Sudetendeutschtum besonders hart getroffen. Das Volk, das bei Königgrätz mit übermenschlichem Heroismus für die wahre großdeutsche Idee angetreten ist, hat die Folgen der Niederlage des Reiches am furchtbarsten verspürt. Sein Recht auf Heimat kann erst dann erfüllt werden, wenn Europa wieder zu der ihm eigenen christlichen Tradition zurückkehrt und sich damit von der zerstörenden Irrlehre des 19. Jahrhunderts, dem Nationalismus, abwendet. Daß die Zeichen für eine solche Umkehr günstig stehen, kann nur der freiwillig Blinde übersehen.

Es ist für die großen Zusammenhänge der Geschichte symbolhaft, daß der Ruf nach Europa, der bei Königgrätz verhallte, wieder auf sudetendeutschem Boden zu Beginn der Endkatastrophe ertönte. Es war ein Landsmann, Richard Coudenhove-Kalergi, der nach Schluß des Ersten Weltkrieges als erster den Mut hatte, entgegen dem angeblichen nationalistischen Zeitgeist, von Paneuropa zu sprechen. Es ist bezeichnend, daß gerade im Jahre 1966 die Sudetendeutsche Landsmannschaft ihren Karlspreis diesem Manne verliehen hat. Das Bekenntnis des Sudetendeutschen Volkes zu diesem Sohn seiner Erde zeigt den Geist, der heute wieder lebendig ist.

1966 kann ein großer Anfang werden. Vor hundert Jahren bedeutete Königgrätz den Tod des Heiligen Reiches, wie Srbik sagte. Vor fünfzig Jahren, 1916, ist der letzte Kaiser, der noch in Österreich und Deutschland die Krone trug, gestorben, als Franz Joseph seine Augen für immer schloß. Ein halbes Jahrhundert später wiederum bekennt sich eines seiner Völker, das seinem Herzen besonders nahe gestanden ist, zu dem geistigen Erbe, das die Helden von Königgrätz gegen erdrückende Übermacht verteidigt und dem der alte Kaiser noch durch ein halbes Jahrhundert im Donaureiche gedient hat. Die Werte, die 1866 scheinbar unterlagen, sind unsterblich. Es gilt heute, sie zu erkennen und in den Formen der Gegenwart zu neuem Leben zu erwecken.

DIE POLITISCHE ENTWICKLUNG EUROPAS SEIT 1866*

Von Otto v. Habsburg

In der umfangreichen Literatur, die sich nunmehr seit Jahrzehnten mit der Schlacht von Königgrätz befaßt, ist so ziemlich alles enthalten, was über dieses Ereignis ausgesagt werden kann. Unter den vielen anregenden Bemerkungen trifft allerdings eine Äußerung Heinrich von Srbiks den Kern der Sache am besten. Die Schlacht von Königgrätz, so sagt der bekannte Historiker, habe das Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation besiegelt. Dieser Satz ist nicht nur ideologisch aufzufassen, wenngleich sein geistesgeschichtlicher Inhalt zweifellos überwiegt; man muß ihn auch in der politischen Perspektive sehen.

Wenn wir hier von Politik und Weltpolitik sprechen, soll dieser Begriff im höchsten Sinne des Wortes verstanden werden. Er ist das Wissen vom Leben der Gemeinschaft als Ganzes, nicht nur ein Begriff, der sich mit Teilen derselben, mit Parteien, befaßt.

Weltpolitisch gesehen ist demnach Königgrätz darum ein entscheidender Wendepunkt, weil die Schlacht nicht nur die Seele des Abendlandes, das Heilige Reich, zerstörte, sondern weil sie auch dem alten Gleichgewicht, der traditionellen Struktur des Erdteiles ein Ende setzte. Die Neuordnung schwächte die wichtigsten Verteidigungsstellungen Europas gerade in dem Augenblick, als diese am notwendigsten gebraucht worden wären.

Die Geschichte unseres Erdteiles weist auf eine Eigenart des deutschen Raumes hin. Dieser war ohne natürliche Grenzen, ein Reich der Mitte, das nach Ost wie nach West langsam in die benachbarten Länder überging. Es gab somit breite Gebiete der Osmose, in denen die verschiedenen Sprachen- und Rassengruppen, die Europa bilden, vermischt und in Symbiose lebten. Wir sehen dies besonders deutlich im Westen, wo durch Jahrhunderte das Regnum Lotharii, das alte Burgund und das Mosaik der Herrschaften in Elsaß, in der Franche Comté und in den Niederlanden, eine dauernde Koexistenz zwischen französischen und deutschen Elementen hervorrief. Der König von Frankreich hatte genau so seine „sujets allemands“ wie der Kaiser französisch-sprachige Untertanen. Diese Elemente wurden zu jenen naturgegebenen Brücken, wie insbesondere das Herzogtum Burgund im 15. und 16. Jahrhundert, die nach den unvermeidlichen Kriegen immer wieder erlaubten, den Frieden wiederherzustellen und allzu scharfe Vorstöße der einen wie der anderen Seite abzufangen.

Im Osten war das kulturelle Gefälle etwas ausgeprägter; trotzdem hat

* Vortrag, der am 18. Juni 1966 in München bei einer Tagung der Arbeitsgemeinschaft Sudetendeutscher Erzieher gehalten wurde.

es auch dort eine echte Vermischung der Völker gegeben. Dies drückte sich in der deutschen Kolonisation aus, die wohl im Baltikum manchmal den Charakter militärischer Eroberung trug, während sie in der Mitte und weiter südlich ausgesprochen friedliche Züge aufwies. Dort, wo es sich nicht um urdeutschen Boden handelte, sind die Deutschen auf Einladung der Völker selbst erschienen, um diesen ihr Wissen und ihre technischen Errungenschaften zu bringen, bzw. um nach verheerenden Kriegen, wie sie den Donauraum während der Türkenzeit heimgesucht hatten, verödete Landschaften neu zu bevölkern und fruchtbar zu machen.

Dieser Mangel einer klar umschriebenen Grenze erlaubte es den deutschen Stämmen, als Reichsvolk aufzutreten. Es hatte damit die Funktion einer Mitte übernommen, die nicht nur in ost-westlicher Richtung, sondern vielfach auch auf der nord-südlichen Achse wirksam wurde.

In dieser weltpolitisch bedeutsamen Aufgabe des deutschen Raumes war die Verbindung zwischen ihm und dem Donaureich wesentlich für beide Seiten. Das Donaubecken war ja seit langem von einem Völkergemisch besiedelt, in dem sich slawische, magyarische und deutsche Elemente mehr oder weniger das Gleichgewicht hielten. Dank dieser, man könnte sagen, wohl ausgewogenen Vielfalt konnte das Donaureich seine historische Mission erfüllen. Dazu war es allein niemals mächtig genug. Insbesondere zu einer Zeit, da der Druck aus dem Osten wuchs, brauchte daher der Donauraum lebenswichtig die Unterstützung des Reiches. Ohne einen Rückhalt in Deutschland hätte er über kurz oder lang dem Ansturm erliegen müssen, bzw. nach der Besetzung durch fremde Mächte nicht mehr befreit werden können. Die feste, organische Anlehnung im Westen war somit die sicherste Garantie Mitteleuropas gegen die Balkanisierung. Gerade die zeitgenössische Entwicklung zeigt uns die Wahrheit dieses geopolitischen Axioms. Mit größter Anschaulichkeit tritt uns dies in der Geschichte der Abwehr der großen Nomaden-Einbrüche aus dem Osten und in der ruhmreichsten Epoche der altösterreichischen Geschichte, der Zeit der Türkenkriege, entgegen. Der große Hunnenzug, der die kleinen Völkerschaften Mitteleuropas überrannte und ihre Reiche bis an den Rhein zerstörte, wurde erst durch das Zusammenwirken der süd- und westeuropäischen Völker auf den Katalaunischen Gefilden aufgefangen. Die Awaren blieben jahrzehntelang eine Geißel für die Völker des Donauraumes, bis Karl der Große, gestützt auf die Kräfte des Frankenreiches, der ersten Ausprägung europäischen Gemeinschaftswillens, diesen Druck von Mitteleuropa nahm.

Die Macht der Türken brach sich zweimal vor Wien. Das erstemal, 1529, war es Österreich allein, das den Stoß abwehrte. 1683 fanden sich zum Entsatz der belagerten Stadt, die dem riesigen Türkenheer gegenüber den ganzen Sommer aus eigener Kraft Widerstand geleistet hatte, Kriegsvölker aus dem Reich, aus Böhmen und Österreich, sowie das Hilfskorps der Polen zusammen. Mit dem Beistand des deutschen Reiches wurde Ungarn von den Türken befreit. Andererseits deckten die Völker des Donauraumes die Südostflanke Deutschlands.

Der Donaauraum ist nämlich, historisch gesprochen, im wahrsten Sinne des Wortes die Festung Europas. Seine Gebirgskzüge, die Karpaten, die Sudeten, die Alpen, beherrschen weitgehend die traditionellen Einfallstraßen. Wer Siebenbürgen in der Hand hat, kann einen Vormarsch auf den Balkan und bis zu den Meerengen des Bosphorus und der Dardanellen abwehren. Die Siebenbürgischen Alpen überdachen den engen rumänischen Küstenstreifen, der sie vom Schwarzen Meere trennt. Im 19. Jahrhundert hat es für Österreich-Ungarn genügt, in Siebenbürgen zu mobilisieren, um die Russen von militärischen Operationen auf der Balkanhalbinsel auch ohne Krieg abzuhalten.

Noch wichtiger aber, in gesamteuropäischer Perspektive, war die Rolle der Sudeten. Wie ein mächtiges Bollwerk flankieren sie im Süden die große Nordeuropäische Ebene, die der einzige brauchbare Weg ist, um Westeuropa aus dem Osten her zu überrennen. Es gibt kein größeres Hindernis zwischen Norddeutschland, den Niederlanden und den französischen Hafenstädten des Ärmelkanals bzw. der atlantischen Küste. Die reiche Ebene mit ihren überaus günstigen Verkehrsbedingungen zieht förmlich die Kräfte an, die die „Halbinsel Asiens“ erobern und beherrschen wollen. Die Straße nach Europa führt daher zwangsläufig zwischen Stettin und den Sudeten hindurch. In weit vergrößertem Ausmaß entsteht hier die gleiche strategische Lage wie gegenüber dem Balkan. Sind die böhmischen Berge in den Händen einer Macht, die dem Angreifer nicht wohlgesonnen ist, dann hat es diese in der Hand, die Verbindungs- und Nachschublinien des letzteren zu bedrohen. Er kann sich daher nicht allzu weit nach Westen vorwagen, wenn er nicht vorher seine südliche Flanke gesichert hat.

So gesehen ist also der Donaauraum nicht nur eine Pufferzone, sondern die europäische Verteidigungsstellung, deren Erhaltung ein eminentes deutsches Interesse ist, die aber andererseits gegenüber einem starken und angriffslustigen Osten einer festen Anlehnung im Westen bedarf. Nur so kann nämlich ein geeinter Donaauraum genügend Kraft haben, um die eigene Bevölkerung und damit den restlichen Erdteil zu schützen.

Der Deutsche Bund faßte die westlichen Länder des Kaisertums Österreich mit denen des alten Deutschen Reiches zu einer staatenbündischen Einheit zusammen. Man hat den Deutschen Bund oft gescholten, und in der Zeit, da die kleindeutsche Schule der Geschichtsschreibung schrankenlos herrschte, gehörte es geradezu zum guten Ton, ihn als ein jämmerliches Gebilde hinzustellen. Seine Konstruktion wurde als die Ausgeburt antideutscher Tücke, die man vor allem Metternich unterschob, geschildert, obwohl Preußen an der Planung und Gründung des Bundes genau so wie Österreich beteiligt war und die vom Wiener Kongreß 1815 beschlossene Bundesakte auf einen gemeinsamen Antrag der beiden deutschen Großmächte zurückging. Von 1815 bis 1848 war der „friedliche Dualismus Österreichs und Preußens“, wie man die Entente der beiden Mächte nannte, die Grundlage der gesamtdeutschen Politik. Zur Zeit des Deutschen Bundes hat Deutschland — in 51 Jahren — einen einzigen auswärtigen Krieg führen müssen, den Feldzug gegen Dänemark zur Wahrung der Rechte Schleswig-Holsteins. Es hat kein deutsches

Gebiet verloren, es hat wirtschaftlich und sozial einen gewaltigen Aufschwung genommen. Auch für die Überwindung der wirtschaftlichen Zerrissenheit Deutschlands waren die Bundesakte kein dauerndes Hindernis. Die ökonomische Integrierung Deutschlands hat sich völlig legal und evolutionär im Rahmen des Bundes vollzogen. Allerdings muß gesagt werden, daß Metternich als österreichischer Politiker versagte, als er ruhig zusah, wie unter preußischer Führung und nicht ohne preußischen Druck der Deutsche Zollverein entstand, der 1834 ins Leben trat, statt daß er versucht hätte, Österreich mindestens zum Teilnehmer der Einigung zu machen. Er lehnte es ab, das Prinzip des geschlossenen Handelsstaates aufzugeben. So entstand im Schoße des Deutschen Bundes ein wirtschaftliches Kleindeutschland. Als dann Metternichs bedeutendster Nachfolger, Fürst Felix Schwarzenberg, um 1850 versuchte, nicht nur die zum Bund gehörenden Länder des Habsburgerreiches in den Zollverein zu führen, sondern diesen bis auf den Balkan auszudehnen, also auch Ungarn, Galizien, Kroatien und das Lombardo-venezianische Königreich in den Zollverein einzubeziehen, widersetzte sich Preußen. Der Kampf Österreichs um den Beitritt bzw. um die Klausel der Verträge, die Österreich den Weg offenhielt, gehört in die Vorgeschichte des Krieges von 1866, er ist vielleicht sogar der bedeutsamste Konfliktstoff zwischen Österreich und Preußen gewesen. Als die preußische Regierung, allerdings gegen den Willen Bismarcks, der als Ministerpräsident von seinem eigenen Kabinett überstimmt wurde, im Jahre 1865 die Klausel strich und Österreich damit wirtschaftlich aus dem Bunde ausschloß, waren die Würfel bereits gefallen. Österreich konnte aus Gründen seiner Selbstachtung und seiner Interessen einen weiteren Schritt in Richtung auf das kleindeutsche Ziel Preußens nicht mehr ohne äußerste Gegenwehr hinnehmen. Zweifellos wäre es, wenn Österreich den Krieg von 1866 gewonnen hätte, die wichtigste Friedensbedingung gewesen, Österreich, und zwar die Gesamtheit der habsburgischen Länder, in den Zollbund aufzunehmen und damit nicht nur die wirtschaftliche Einheit Mitteleuropas zu sichern, sondern mit ihr auch ein Zentrum der europäischen Einigung zu schaffen. Die staatsphilosophische Schule der deutschen Föderalisten, deren bedeutendste Vertreter der norddeutsche Protestant Konstantin Frantz und der bayerische Katholik Josef Edmund Jörg waren, erwartete von einem mitteleuropäischen Staatenbund, daß sich ihm die kleinen Balkanstaaten, die niederländischen Staaten und Dänemark, später auch Frankreich und Italien angeschlossen hätten. Für die westdeutsche Wirtschaft hätte das bedeutet, daß ihr ein großer innerer Markt geöffnet worden wäre, der ihr statt der Richtung nach Übersee, wo das auf dem Kontinent nicht genügend geschützte Deutschland früher oder später in die Händel der Weltpolitik verstrickt werden mußte, die Richtung nach Südosten gewiesen hätte.

So gesehen lag die Tragödie von 1866 in dem Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bund. Eine spätere Geschichtsklitterung hat hier zwei Punkte zu vernebeln versucht, die von entscheidender historischer Bedeutung sind, will man den klaren Blick für die großen Zusammenhänge behalten.

Der Krieg von 1866 war nicht ein Kampf der Konfessionen. Zwar war

Österreich als Vormacht des Katholizismus bekannt, aber die großdeutsche Koalition, die gegen Preußen angetreten ist, war keineswegs auf die katholischen Staaten beschränkt. Protestantische Länder Mittel- und Norddeutschlands, wie Teile von Thüringen, Sachsen, Württemberg, Hessen und Hannover, standen im österreichischen Lager. Italien andererseits hat entscheidend zum Siege Preußens beigetragen, indem es Österreich zwang, einen Zwei-Fronten-Krieg zu führen. Wieder einmal hatten kleindeutsche Nationalisten ein Bündnis gegen das Reich mit dem Auslande geschlossen. Die Methoden, die Bismarck dabei anwandte, sind kein Ruhmesblatt für ihn und die preußische Politik. Er hatte das Bündnis mit Italien, das ausdrücklich gegen die Wiener Bundesakte verstieß, im geheimen geschlossen, gleichzeitig aber mit Österreich ein öffentliches Abkommen über die Einstellung der beiderseitigen Rüstungen. Als nun Italien zu rüsten begann, sah sich Österreich im Süden bedroht und begann seine in Venetien stehende „Italienische Armee“ auf Kriegsfuß zu setzen. Daraufhin erklärte Bismarck, offenbar gegen besseres Wissen, daß Österreich das Stillhalte-Abkommen gebrochen habe, und bewog mit dieser Begründung den widerstrebenden König Wilhelm, die Mobilmachung der preußischen Armee zu befehlen. Auf Italien wirkte Preußen damals im Sinne einer totalen Kriegsführung gegen Österreich ein, forderte, daß die Italiener die Magyaren und die Südslawen der Monarchie aufwiegeln und mit Waffen versorgen sollten, und krönte diese Propaganda für einen revolutionären Partisanenkrieg mit der berühmten, von Italien 1867 veröffentlichten „Stoß ins Herz Depesche“, die zu Beginn des Krieges den Italienern nahelegte, durch einen kühnen Vorstoß mitten ins Herz Österreichs diesem den tödlichen Schlag zu versetzen. Daß Italien den Krieg völkerrechtlich korrekt und nicht als revolutionären Krieg (bis auf Garibaldis Unternehmungen gegen das Trentino) führte, war das Verdienst des italienischen Ministerpräsidenten und Generals La Marmora, eines ritterlichen Soldaten, dem Bismarcks jakobinische Methoden gegen den Strich gingen.

Es standen also in dem Kriege auf der einen Seite Österreich mit seinen rund ein Viertel der Staatsbevölkerung ausmachenden deutschen Bewohnern und die deutschen Mittelstaaten, auf der anderen Seite Preußen und das Königreich Italien.

Diese Tatsache zeigt, daß der Kampf gegen Wien wohl eine preußische, keinesfalls aber eine deutsche Angelegenheit war. Die Mehrheit des Deutschen Bundes stand auf der Seite Österreichs. Noch wichtiger vielleicht ist es, daß praktisch die Deutschen des Donau- und Sudetenraumes fast ausnahmslos Großdeutsche waren, d. h. den österreichischen Staatsgedanken bejahten. Emil Franzel hat in einer jüngst erschienenen tiefeschürfenden Studie bei der Analyse der preußischen Propaganda im Jahre 1866 darauf hingewiesen, daß es Bismarck, dem an der Zersetzung seines Gegners vor Königgrätz lag, nicht eingefallen ist, die deutschen Völker Habsburgs gegen die Krone aufzurufen. Er wußte, daß dies ein vergebliches Beginnen wäre. Seine Proklamationen und Versprechen richteten sich demzufolge ausschließlich an die nichtdeutschen Nationalitäten der Habsburger Monarchie, insbesondere

an die Tschechen und an die Magyaren. Diese allein versuchte er an die Seite Preußens zu ziehen, allerdings auch hier ohne namhaften Erfolg.

Der Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bunde hat dem Donauraum gerade in dem Augenblick seine westliche Verankerung geraubt, als sich der ernsteste Ansturm aus dem Osten abzuzeichnen begann. Wäre der Deutsche Bund weiter unter der Führung Österreichs verblieben, wäre es wahrscheinlich niemals dazu gekommen, daß der seines Gleichgewichtes beraubte Donauraum, die Rettung in einer politischen Fehlkonstruktion, wie es der Dualismus zweifelsohne war, gesucht hätte.

Mit Recht ist die Reorganisation der Habsburger-Monarchie durch den Ausgleich von 1867 kritisiert worden. Was geschaffen wurde, konnte nicht bestehen. Allerdings übersieht man nur zu oft, daß die Handlungen, die gesetzt wurden, unter dem schwersten Druck historischer Ereignisse stattfanden. Sie waren vor allem der Versuch, ein verlorengegangenes geschichtliches Gleichgewicht mit Zufallsmitteln wieder herzustellen. Man könnte die Lösung des Dualismus mit den verzweifelten Anstrengungen eines Piloten vergleichen, sein Flugzeug, trotz des Verlustes eines Flügels, noch irgendwie, ohne zu großen Schaden, zu landen. Es ist klar, daß dies nicht möglich ist; andererseits muß in einer solch aussichtslosen Situation alles unternommen werden, um vielleicht doch noch irgendwie, und sei es durch den Glauben an ein Wunder, das Leben der Passagiere zu retten.

Für die Deutschen im Donauraum im besonderen war die Schlacht von Königgrätz der Ausgangspunkt der großen Tragödie. Als Minderheit in den meisten Ländern, war ihr Bestand nur so lange gesichert, als sie in einer übernationalen Gemeinschaft lebten, wie sie das Heilige Reich und Österreich waren. Dadurch, daß der Nationalismus durch Preußen in Deutschland zum Siege gelangte, war es seit 1866 wahrscheinlich geworden, daß früher oder später die übernationale Ordnung im Donauraum, die ohne ihre westliche Rückendeckung geblieben war, ebenfalls zusammenbrechen mußte. War aber einmal der Nationalismus in Böhmen und im Karpatenbecken siegreich, dann mußten die Deutschen gewärtig sein, nicht nur als rechtlose Minderheit behandelt zu werden, sondern über kurz oder lang in der Welle des völkischen Wahnes unterzugehen. Denn in den Minderheiten-Statuten, die nach dem Ersten Weltkrieg von den Nachfolgestaaten geschaffen wurden, befand sich bereits der Same der Austreibung, wenngleich er damals noch nicht von allen erkannt wurde.

Der geschwächte Donauraum war somit nach 1866 nicht mehr befähigt, seine Funktion voll und ganz zu erfüllen. Bismarck und sein König selbst hatten, in Ermangelung des Verständnisses für die großen historischen Zusammenhänge, im Donauraum Hand angelegt, um die traditionellen Schutzwälle Deutschlands zu zerstören. Der Donauraum war damit zu einer dauernden Einladung für den Angriff aus Rußland geworden, sobald Petersburg oder Moskau genügend Kraft haben würden, nach Westen vorzustoßen. In diesem Sinne kann man sagen, daß die Kleindeutschen Politiker des 19. Jahrhunderts geistig die Vorfahren Ulbrichts gewesen sind; auch machtpolitisch

führt eine klare Linie von Königgrätz nach Potsdam. Am 3. Juli 1866 hat ein Verhängnis seinen Lauf genommen, das von da ab mit der düsteren Logik eines griechischen Dramas sich fortentwickeln mußte, bis zu dem Punkte, wo man heute schon sagen kann, daß die Hauptleidtragenden der Schlacht von Königgrätz die Bewohner Preußens gewesen sind. Wohl haben die Sudetendeutschen ihre böhmische Heimat verloren. Es ist aber zumindest der Mehrheit der Volksgruppe gelungen, im Exil die persönliche Freiheit zu retten. Das Schicksal der 1866 siegreichen Preußen ist noch grausamer: sie haben im Gefolge ihrer kleindeutschen Politik nicht nur die Heimat, sondern auch die Freiheit eingebüßt und müssen heute auf dem eigenen Boden als rechtlose Sklaven leben.

In Bismarcks Haltung gegenüber Österreich kann man allerdings drei verschiedene Phasen feststellen. In seinen jüngeren Jahren war er ein überzeugter Anhänger des Zusammengehens mit Österreich, weil er in dem Bündnis der beiden Mächte die einzig sichere Garantie der Erhaltung des konservativen Altpreußen sah. Als Preußen im Dezember 1850, dem österreichischen und russischen Druck weichend, das Abkommen von Olmütz unterzeichnete, womit es seine kleindeutschen Pläne zunächst begraben hatte, und in den Frankfurter Bundestag zurückkehrte, sah sich die Krone und das Ministerium heftigsten Angriffen von seiten der demokratischen und national liberalen Parteien ausgesetzt, die das Schlagwort von der „Schmach von Olmütz“ ausgruben. Der einzige konservative Abgeordnete, der es wagte, in offener Kammersitzung die Politik von Olmütz zu verteidigen, und in der herausforderndsten Weise zu erklären, die Schmach sei es, vor der schwarzrotgoldenen Demokratie zu kapitulieren, war der Junker von Bismarck. Als er bald darauf von König Friedrich Wilhelm IV. auf Betreiben der Brüder Gerlach als Bundestagsgesandter nach Frankfurt versetzt wurde, galt Bismarck als unbedingter Befürworter der preußisch-österreichischen Zusammenarbeit. In seiner Frankfurter Zeit aber wandelte er sich zu einem Feind des Habsburgerreiches. 1859 machte er kein Hehl aus seinen Sympathien für Italien und das Frankreich Napoleons III. Er agitierte gegen die Unterstützung Österreichs durch Preußen. Die folgenden Jahre sind mit konspirativen Verhandlungen ausgefüllt, in denen Bismarck die Zusammenarbeit zwischen Napoleon III. und Preußen anzubahnen suchte. Als Ministerpräsident hat Bismarck die Bundesreform, die auf dem Fürstentag zu Frankfurt beschlossen wurde, vereitelt und Österreich, nachdem dieses im Jahre 1864 im Feldzug gegen Dänemark Preußen wertvolle diplomatische und militärische Hilfe gewährt hatte, systematisch einzukreisen und zu demütigen versucht.

Unmittelbar nach der Entscheidung von Königgrätz wird er zum Befürworter eines, wie er meinte, milden Friedens, plädiert für die Erhaltung Österreichs und behauptet später, er habe schon in Nikolsburg das kommende Bündnis mit Österreich ins Auge gefaßt. Tatsächlich kennen wir aus seiner späteren Zeit von ihm eigentlich nur Äußerungen, in denen er die Erhal-

tung der Großmachtstellung Österreichs geradezu als ein Axiom der deutschen Politik verteidigt. Ob er jemals gemerkt hat, daß er dem Donastaat trotz dem annexionslosen Frieden von Prag mit dem Ausschluß aus dem Deutschen Bund eine nie mehr vernarbte Wunde zugefügt hat, ist nicht bekannt. Jüngere Forschungen — ich denke vor allem an das Buch „Bismarck und die Revolution“ von Professor Rein — lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß der große Realpolitiker doch weitgehend von Gefühlen bestimmt war und daß sein Charakter eine stark revolutionäre Komponente erhielt, nicht im ideologischen, sondern im emotionalen Sinne. Rein sieht in ihm einen Spätling der Geistesrichtung des deutschen „Sturm und Drang“, einen Mann, dessen Wesen von Vorbildern wie Beethoven und Lord Byron und den Helden Shakespeares geprägt war. Diese Haltung scheint auf der Höhe seines Lebens, zwischen 1851 und 1866, alles andere verdrängt zu haben. Daher rühren auch seine Sympathien für Napoleon III., den er noch 1871 gern wieder auf den französischen Thron gesetzt hätte, und nicht zuletzt auch seine Einstellung zu Ferdinand Lassalle, einen der wenigen Zeitgenossen, den er uneingeschränkt respektierte und von dem er Rat annahm.

Nach Königgrätz hat Bismarck geäußert, die Schlacht habe die deutsche Uhr auf hundert Jahre richtiggestellt. Hat nicht eher sein Freund Roon recht gehabt, der ihm am Abend der Schlacht, als sie ins Quartier ritten, aufatmend sagte: „Bismarck, heute hat uns der preußische Grenadier noch einmal herausgehaut.“ Noch einmal — denn trotz der glänzenden Siege von 1870 war von nun an Deutschland in steter Gefahr. In seinen letzten Jahren quälte Bismarck „le cauchemar des coalitions“, der Alpdruck der Koalitionen. Er starb in der Angst um sein Werk. 1918 ging das hohenzollernsche Deutschland unter. 1933 kam jener Österreicher Hitler an die Macht, der wie eine Karikatur Bismarcks wirkt; 1945 trat ein, was der Thurn-Taxische Diplomat Gruben, einer der Väter der Entwürfe des Frankfurter Fürstentages, damals in einer Denkschrift sagte: „Ein preußisches Kleindeutschland würde die deutsche Nation als solche unter den großen Nationen auslöschen, ihr das Schicksal Polens bereiten.“

Die Katastrophe, die auf das Deutschtum und mit ihm auf alle Völker Mittel- und Osteuropas ab dem Jahre 1938 hereinbrach, ist somit nicht ein unerwarteter Schicksalsschlag, wie etwa ein Naturereignis, sondern der Endpunkt einer gewaltigen historischen Entwicklung, deren entscheidender Markstein die Schlacht von Königgrätz gewesen ist. Solche Dramen können Gegenstand tiefeschürfender historischer Betrachtungen sein, die aber, so sie nicht mit dem heutigen Leben in Verbindung stehen, verhältnismäßig unfruchtbar sind. Die Schlacht von Königgrätz hat der Gegenwart viel zu sagen. Es ist unsere Aufgabe, als Europäer aus dem historischen Geschehen Lehren für unsere Zeit abzuleiten und diese in der praktischen Politik zu verwirklichen. Denn gerade die jüngste Entwicklung zeigt, daß es uns die gegenwärtige Situation ermöglicht, die Fehler, die seinerzeit die Folge kleindeutscher Verblendung waren, gutzumachen und damit ein neues Beginnen in die Wege zu leiten.

Betrachtungen über die Schlacht von Königgrätz müssen von der Tatsache ausgehen, daß sich Fehler in der Geschichte immer über kurz oder lang rächen und daß es daher von entscheidender Wichtigkeit ist, die Gesetze der Politik zu erforschen und nach ihnen zu handeln. Insbesondere ist es aber die Frage des internationalen Gleichgewichtes, die sich immer wieder stellt; jede Störung auf diesem Gebiet hat katastrophale Folgen gehabt.

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Lage, wie sie sich vor der Schlacht von Königgrätz darstellte. Durch die Verbindung des österreichischen Kaiserstaates mit dem Deutschen Bund gab es damals im Herzen Europas eine echte Großmacht, die die Brücke zwischen Ost und West bildete, gleichzeitig aber schon im eigenen Interesse darüber wachte, daß über diese Brücke nur ein friedlicher Verkehr möglich sei. Unsere zeitgenössische Geschichtsschreibung zeigt zu wenig, wie sehr noch bis in die Tage von Königgrätz diese deutsche Trias eine politische Realität war. Noch am deutschen Fürstentag von 1863 wäre es durchaus möglich gewesen, das alte Reich in neuer Form aufleben zu lassen. Mehr als zwei Drittel der Deutschen wünschten eine solche Lösung und Bismarck stand damals in seinem Kampfe allein. Hätte sein König dem eigenen Urteil getraut und sich nicht dem eisernen Willen seines Kanzlers gebeugt, wäre dem deutschen Volke wahrscheinlich der furchtbare Leidensweg unseres Jahrhunderts erspart geblieben. Somit bestand am Vorabend des 3. Juli 1866 noch immer eine Kraft der Mitte, die erst dann in Verfall geriet, als der Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bund die Atomisierung Mitteleuropas in die Wege leitete.

Heute befinden wir uns, allerdings unter verschobenen Bedingungen, erneut vor einer Situation, die der Zeit vor Königgrätz gleicht. Der Unterschied besteht hauptsächlich darin, daß, während in der Mitte des 19. Jahrhunderts die weltpolitische Problematik ihr Hauptgewicht innerhalb des europäischen Erdteiles hatte, da die übrigen Erdteile als unabhängig Handelnde nicht zählten, wir heute das gleiche auf interkontinentaler Ebene wiederfinden.

Ein Blick auf die Karte zeigt die Parallele. Vor hundert Jahren gab es ein West- und ein Osteuropa; dazwischen lag Mitteleuropa, dessen Schwächung das Aufeinanderprallen der Großmächte zur Folge haben mußte. Heute ist die Funktion, die damals dem Deutschen Bunde und dem Donauraume zufiel, auf ganz Europa übergegangen. Dieses befindet sich eingekeilt zwischen Rußland und Amerika, in der Lage Mitteleuropas von 1866. Die Wahl ist wieder, wie im 19. Jahrhundert, zwischen einer großen und einer kleinen Lösung.

Diese Perspektive zeigt die Bedeutung des Augenblickes wie auch den Weg, der gegangen werden muß, um eine aufbauende, dauerhafte Lösung zu erreichen. Allerdings ist es geboten, die alten Realitäten in die Sprache des 20. Jahrhunderts zu übertragen. Die großen technischen Wandlungen haben zur Folge, daß die gleichen Phänomene unter stark gewandelten Formen auftreten, so daß die Erstellung einer historischen Parallele nicht immer leicht ist. Das Reich der Mitte nämlich, das im 19. Jahrhundert klar sichtbar war, besteht heute noch nicht als greifbare politische Gestalt, obwohl seine Kräfte allenthalben fühlbar sind. Außerdem dürfte die Entscheidungsschlacht,

die auf uns zukommt, nicht in der Form einer innereuropäischen Konfrontation stattfinden, sondern darin, ob es uns gelingt oder nicht, gegen den Widerstand der Kleineuropäer eine große Lösung durchzusetzen, bevor es zu spät ist.

Die Zeit drängt. Wir sind in den letzten Jahren einer Entwicklung, die sichtbar mit dem Vertrag von Jalta begann und die sich nunmehr ihrem logischen Ende nähert. Der Kalte Krieg war der politische Ausdruck jener Grundgleichung der Kräfte, die auf der Krim geschaffen wurde. Da diese aber wider die Natur gewesen ist und dem Gesetz des europäischen Lebens widersprach, geriet die im Frühjahr 1945 aufgestellte Ordnung in eine Krise. Darüber hinaus hat die Zeit ihrer Existenz kriegsrische Spannungen hervorgerufen, die nur darum zu keinen Kampfhandlungen im klassischen Sinne geführt haben, weil das Auftauchen der Massenzerstörungswaffen die Großmächte daran gehindert hat, ihre Differenzen mit militärischen Mitteln auszutragen. Dafür allerdings ist der politische, wirtschaftliche, revolutionär konspirative und propagandistische Krieg nicht minder zerstörend gewesen.

Die Krise, deren Herannahen nicht mehr übersehen werden kann, wird auch darin eine eigene Form haben, daß sie wahrscheinlich als Verhandlung der Weltmächte mit unbeschränktem Einsatz auftreten wird. Die Sowjetunion ist infolge ihres übermäßigen Sieges im Jahre 1945 in eine gefährliche Lage gekommen, aus der sie hofft, sich dank eines neuen Jalta retten zu können. Wenn man die Politik des Kreml verfolgt, ist es klar und auch logisch, daß dieser versucht, den Kalten Krieg mit einem Vergleich abzuschließen, der ihm direkt oder indirekt die Gewinne des Jahres 1945 sichert und gleichzeitig jene Rückendeckung gibt, die er unbedingt braucht, um dem drohenden Sturm aus dem Osten begegnen zu können. Das neue politische Jalta, das heute gesucht wird, kann allerdings nur dann erreicht werden, wenn der Abschluß, wie seinerzeit, in einem zweiseitigen Gespräch mit den Vereinigten Staaten erfolgt, ohne daß Europa seine Belange vertreten kann.

Man müßte blind sein, um die herannahende Entwicklung nicht zu sehen. Es gibt aber leider noch immer Personen, die nicht erkennen, daß heute das Einigende zwischen Moskau und Washington — viel weniger umgekehrt — schon stärker ist als das Trennende. Wenn der Kreml auch weiterhin eine scharfe Sprache führt, so wird der Wissende darin bloß den weltweiten Unterschied sehen, der heute im Osten zwischen dem Wort und der Tat besteht. Lautstark werden die Vereinigten Staaten noch immer verurteilt; sobald es sich aber um wesentliche internationale Konferenzen handelt, ist die Einstellung Rußlands die eines Sekundanten, nicht diejenige eines Widersachers. Immer klarer sichtbar befindet sich die Bruchlinie der Welt nicht zwischen Ost und West, sondern zwischen Nord und Süd.

Die historische Bedeutung des kommenden Dialogs kann nicht überschätzt werden. Was hier beschlossen und festgelegt wird, mag die Form der Welt für die kommende Generation sein. Ersteht hier eine neue Jaltaordnung, wird Europa übergangen und werden seine Belange in seiner Abwesenheit geregelt, so droht der Menschheit eine Katastrophe. Die Frage aber, ob Europa an

diesen Verhandlungen teilnimmt, hängt ausschließlich von uns selbst, nicht aber von Rußland und Amerika ab.

Weltpolitik ist ein grausames, hartes Spiel. Wenn es sich um wesentliche Entscheidungen handelt, gelten die schönsten Versprechungen, Beteuerungen, ja sogar Bündnisse nicht mehr. In der letzten Viertelstunde sprechen bloß Macht und Interesse. Dort, wo die Welt geformt wird, ist in der Regel nur derjenige anwesend, der genügend stark ist, daß man ihn einfach nicht übergehen kann, beziehungsweise so stark, daß man nicht fähig ist, ohne seine Zustimmung abzuschließen. Heute ist unser aufgesplittertes Europa nicht mächtig genug, seine Teilnahme an Verhandlungen über die Zukunft der Welt zu erzwingen. Weder Frankreich noch Deutschland, noch Großbritannien haben die nötigen Mittel, sich Gehör zu verschaffen, wenn das Schicksal der Menschheit auf dem Spiel steht. Dazu wäre nur ein einziges Europa fähig. Solange dieses nicht besteht, werden wir nicht gehört werden.

Die Entwicklung, die mit Königgrätz begann, hat gezeigt, was der Verlust der Mitte für die Menschheit bedeutet. Weltweit gesehen ist heute Europa die Mitte zwischen den beiden Weltmächten. Vom Nordpol her — die einzige Perspektive, die sich im Zeitalter der Flugzeuge und Raketen rechtfertigt — erscheint Europa wie das Bindeglied zwischen den beiden gewaltigen Flügeln: Vereinigte Staaten und Sowjetunion. Das ist nicht nur strategisch-geographisch so. Man darf nicht vergessen, daß Rußland wie Amerika Schöpfungen Europas sind. Das entscheidende Problem, das sich uns stellt, ist, ob dieses Europa als unabhängiges, also ausgleichendes Zentrum bestehen bleibt, oder ob ein zweiseitiges Abkommen der Weltmächte diese Mitte geistig und machtpolitisch kolonisiert und damit jene bipolare Weltordnung schafft, die über kurz oder lang zwangsläufig zu einem neuen blutigen Bürgerkrieg der weißen Rasse führen muß.

Wie bereits gesagt, das letzte Wort in dieser Frage liegt heute ausschließlich bei uns. Ob und wie es ausgesprochen wird, hängt von dem Ausgang des Kampfes zwischen einer großen und einer kleinen Lösung ab. Letztere bedeutet das Ausscheiden des Erdteiles aus den weltweiten Entscheidungen. Eine großeuropäische Lösung andererseits gibt uns Einflußnahme dort, wo es wirklich zählt, und damit die Auferstehung jener Mitte, die allein einen dauerhaften Frieden sichern kann. Die Verantwortung für die Zukunft der Menschheit können wir weder auf die Russen noch auf die Amerikaner abwälzen. So paradox es dem oberflächlichen Beobachter klingen mag, stellt sich uns heute wieder einmal jene Schicksalsfrage, die schon über dem Schlachtfeld von Königgrätz schwebte. An uns ist es, darauf Antwort zu geben und damit zu entscheiden, ob Europa eine Großmacht oder ein Schlachtfeld von morgen sein wird.

Die Schicksalsfrage, die an unseren Erdteil herantritt, muß vor allem unsere Heimatvertriebenen bewegen, insbesondere die Sudetendeutschen. Auf ihrem Boden tobte vor hundert Jahren die Schlacht, ihre Söhne haben mit beispielloser Tapferkeit für die österreichische Lösung gekämpft. Sie haben die Heimat als späte Folge des verlorenen Feldzuges eingebüßt. Sie haben

unter schwersten Opfern mit beispielgebender Energie und Arbeitskraft auf den Trümmern einer apokalyptischen Katastrophe eine neue Existenz aufgebaut und es Deutschland ermöglicht, nicht nur die Ruinen wegzuräumen, sondern der Menschheit ein einmaliges Beispiel unzerstörbaren Lebenswillens zu geben. Die Sudetendeutschen wissen daher, was der Verlust der Mitte bedeutet. Sie verstehen aber auch darüber hinaus, daß das Recht auf Heimat nur dann durchgesetzt werden kann, wenn die europäische Ordnung nicht mehr auf Nationalismus begründet ist, sondern auf einem größeren übernationalen Begriff. Hätte Königgrätz zur Niederlage des kleindeutschen Nationalismus geführt, wäre die verhängnisvolle Ereignisfolge nicht eingetreten, die zwangsläufig zur Austreibung geführt hat. Das Recht auf Heimat als gemeinsamer europäischer Grundsatz hängt im wesentlichen von einer Neuordnung ab, die allen gleiche Rechte und gleiche Pflichten sichert. Denn der Begriff Europa, richtig verstanden, schließt den Nationalismus, die Herrschaft eines Volkes über die anderen aus, ohne dafür die echte Heimatliebe, den Patriotismus, zu beeinträchtigen. Nur so wird es möglich sein, eine Lösung zu finden, die dem Naturrecht entspricht, die allen gleichermaßen annehmbar ist, die die Spannungen, die das letzte Jahrhundert geschaffen hat, schrittweise abbaut, weil sie unter dem Zeichen einer größeren Gemeinsamkeit steht.

In diesem Sinne ist den Heimatvertriebenen heute eine gewaltige Aufgabe gestellt. Mehr denn alle anderen sind sie berufen, führend für die Einigung des Erdteiles zu wirken. Es war ein erhebender Augenblick, als gestern die Sudetendeutsche Landsmannschaft einem der großen Söhne der engeren Heimat, Richard Coudenhove-Kalergi, den Karlspreis überreichte. Das Sudetendeutschtum hat sich damit zu jenem paneuropäischen Gedanken bekannt, der bei uns seinen Ausgang genommen hat und schon vor vierzig Jahren auf den einzigen Weg zur Rettung der alten Welt hingewiesen hat. Dieser Entschluß der legitimen Vertreter des Volkes, gerade da wir die hundertste Jahreswende eines der großen Schicksalstage der europäischen Geschichte begehen, hat gewaltige Bedeutung. Es ist auch nicht von ungefähr, daß Coudenhove in der Rede, mit der er den Karlspreis annahm, zum Kampf gegen Jalta aufrief. Es handelt sich hier um eine Aufgabe, die uns gestellt ist, wenn wir einen wirklichen, echten Frieden für alle — Europa, Amerika, aber auch Rußland — haben wollen; wenn wir die verlorene Mitte erneut schaffen und das einige Europa erstellen wollen, das allein befähigt ist, seinen Völkern, wie auch in weiterer Zukunft der ganzen Welt, einen Frieden in Freiheit zu geben.

Als man am Tage nach Königgrätz dem päpstlichen Kardinalstaatssekretär Antonielli die Nachricht von der katastrophalen Niederlage der österreichischen Armee überbrachte, schlug er die Hände zusammen und rief entsetzt aus: „Casca il mondo!“ — Die Welt bricht zusammen! Sieht man in den Ereignissen des folgenden Jahrhunderts eine kausal zusammenhängende Folge, die von Königgrätz nach Sedan, von der Kaiserproklamation in der Spiegelgalerie zu Versailles zur Unterzeichnung des Friedens im Jahre 1919 am gleichen Orte führt, von Bismarcks Entlassung zum Ersten Weltkrieg,

von der Marneschlacht des Jahres 1914 zu der des Jahres 1918, von der Kaiserrede am 4. August 1914 zur Ausrufung der Republik am 9. November 1918, von Scheidemanns zu Hitlers Machtergreifung und von dieser zum Fall von Berlin und der Kapitulation von Reims, dann möchte man dem Kardinal recht geben: die Welt des alten Europa brach zusammen, als die Signalhörner der kaiserlich-königlichen Armee am 3. Juli 1866 Retraite bliesen. Jetzt nach hundert Jahren ist es an der Zeit, die zerstörte Welt Europas wieder aufzubauen.

WOODROW WILSON UND DAS SELBSTBESTIMMUNGS- RECHT

Das Problem der böhmischen Grenze

Von James H. Wolfe

Präsident Woodrow Wilson verkündete zum erstenmal vor einer Vollversammlung des amerikanischen Kongresses am 8. Januar 1918 die 14 Punkte, die Grundsätze für einen gerechten Frieden in Europa¹. Besondere Bedeutung kam dabei Punkt X zu, der allen Nationen Österreich-Ungarns das Recht der autonomen Entwicklung versprach. Im Juli desselben Jahres führte Wilson diesen Punkt weiter aus und versicherte, daß es das Ziel der amerikanischen Politik in Europa sei, der Herrschaft des Rechts, basierend auf der Zustimmung der regierten Völker, zum Durchbruch zu verhelfen. Mit anderen Worten handelt es sich also um nationale Selbstbestimmung — ein Grundstein von Wilsons politischer Philosophie. Danach bedeutet „Nationale Selbstbestimmung“ das demokratische Recht eines Volkes zur Lenkung seines eigenen politischen Geschickes frei von fremder Oberherrschaft². Im Sudetenland und in Südtirol wurde dieses Prinzip auf die schwierigste Probe gestellt. In beiden Fällen siegten die Kräfte des nationalen Imperialismus über Wilsons Idealvorstellung. Die Frage der Autonomie Südtirols bleibt immer noch aktuell und die Stärke der sudetendeutschen Landsmannschaften demonstriert ganz klar die Bedeutung ihres Anspruches auf ihr Heimatrecht.

In den böhmischen Ländern führte der Verrat des nationalen Selbstbestimmungsrechts im Jahre 1919 schließlich zur Vertreibung der Sudeten-deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg. Wilson wollte eine solche Tragödie vermeiden, aber er hatte die Verwirklichung von Punkt X und damit einen gerechten Ausgleich zwischen den Völkern der Doppelmonarchie nicht erreichen können. Am Beispiel der Sudetenfrage zeigen sich besonders deutlich der Verrat eines Ideals und auch die Fehler der amerikanischen Nachkriegsdiplomatie in Mitteleuropa. Die amerikanische Regierung hat den Ein-schluß von dreieinhalb Millionen Deutschen in die Tschechoslowakische Republik zugelassen. Eine Untersuchung darüber, wie es dazu kam, schließt die hauptsächlichen historischen Faktoren ein, die für das Verständnis des Verhältnisses von Wilson zur nationalen Selbstbestimmung unerläßlich sind.

Begrifflich bietet die Methodologie der Entscheidungstheorie das beste Mittel für das Verständnis dafür, wie sich Wilsons Diplomatie im Fall des böh-

¹ Bailey, Thomas A.: Woodrow Wilson and the Lost Peace. Chicago 1963, S. 333 f.

² Baker, Ray Stannard: The Versailles Treaty and After. New York 1924, S. 12.

mischen Grenzproblems entwickelte. Diese Betrachtungsweise erfordert die Untersuchung der soziologischen und politischen Faktoren hinter einer Entscheidung als Einleitung zu einer Aufzählung der historischen Ereignisse, die zur Entscheidung selbst führen.

I. Hintergrund der Entscheidung

Die Faktoren im Hintergrund bei der Formulierung der amerikanischen Außenpolitik können in drei Rubriken eingeteilt werden:

A. Bereich der Kompetenz: Die legale und traditionelle Beschreibung derjenigen Politiker, die die endgültige Entscheidung treffen, setzt den politischen Rahmen fest, innerhalb dessen sie ihre Funktionen ausüben sollen. Bei dieser Untersuchung kommt dem Verhältnis zwischen dem Präsidenten und dem „Secretary of State“, d. h. dem Außenminister, große Bedeutung zu.

B. Information: Sowohl in Hinsicht auf ihren Inhalt als auch auf ihre Quellen ist die Information der führenden Politiker sehr wichtig. Wenn Informationsquellen nicht beachtet werden, haben sie natürlich keinen Einfluß auf den Gang der Dinge, obwohl sie vielleicht sachverständige Bewertungen der Lage darstellen.

C. Motivierung: Die persönlichen Ziele eines führenden Politikers bestimmen die Art, wie er seine Informationen ausnützt, und wie er seine institutionelle Rolle erfüllt. Die Weltanschauung eines amerikanischen Präsidenten dominiert wirklich die Geschichte seiner Amtsperiode.

A. Bereich der Kompetenz

Die amerikanische Verfassung basiert auf dem Begriff eines Gleichgewichtes der Macht zwischen dem Präsidenten und den beiden Kammern des Kongresses. Dieses Gleichgewicht zwischen Exekutive und Legislative erhält besondere Bedeutung, wenn es sich um außenpolitische Entscheidungen handelt. Beide Kammern, der Senat und das Repräsentantenhaus, müssen ihre Zustimmung zu Staatsausgaben für innen- und außenpolitische Zwecke geben. Außer der finanziellen Kontrolle der Außenpolitik verfügt der Senat noch über eine andere Handhabe: Er muß alle internationalen Verträge mit einer Zweidrittelmehrheit billigen. Der erste amerikanische Präsident, George Washington, versuchte, aus dem Senat einen Staatsrat zu machen, mit dem er sich über wichtige Verträge beraten wollte. Seit dieser Versuch in den Anfangsjahren der Republik mißlang, fällt die Verantwortung für die Außenpolitik dem Präsidenten zu; der Senat hat jedoch immer noch sein Vetorecht, das er im Fall des Versailler Vertrages auch ausübte.

Der Einfluß eines Präsidenten gegenüber dem Senat ist kein konstanter Faktor, sondern hängt von der Fähigkeit des jeweiligen Präsidenten ab. Als sogenannter „starker“ Präsident wird meistens einer bezeichnet, dessen Poli-

tik sich in Einklang mit der öffentlichen Meinung befindet³. Das heißt nicht, daß ein Präsident sich dem Diktat einer öffentlichen Meinungsumfrage unterwerfen muß, aber er sollte die allgemeine Tendenz der Öffentlichkeit in einer bestimmten Frage vorausfühlen. Im allgemeinen repräsentiert der Senat die wichtigsten Sektoren der öffentlichen Meinung. Wenn ein Präsident die Unterstützung des Senats verliert, wird er bald politisch isoliert. Präsident Wilson befand sich 1920 in dieser Lage, als der Senat sich weigerte, mit ihm außenpolitisch zusammenzuarbeiten.

Woodrow Wilsons Konzeption der Präsidentschaft wurde von einem Egoismus bestimmt, der seiner unwürdig war. Er betrachtete sich mehr als Premierminister mit einer loyalen Parlamentsmehrheit anstatt als Präsident, der oft mit einem von der Opposition beherrschten Senat auskommen muß. Er hatte erwartet, daß der Senat seiner Führung folgen würde; als er auf Widerstand stieß, versuchte er ohne die Zustimmung der Senatoren zu handeln. Damit verlor er die Unterstützung des Senats, die er gerade für die Friedensverhandlungen von 1919 so notwendig gebraucht hätte⁴.

Im Rahmen der politischen Institutionen steht dem Präsidenten der „Secretary of State“ als Hauptberater in der Außenpolitik zur Seite; in diesem Fall hatte Robert Lansing dieses Amt inne. Wilson war davon überzeugt, daß Lansing nicht absolut mit seinen Zielen einverstanden war und mißtraute ihm deshalb. Lansing spielte keine entscheidende Rolle als Berater des Präsidenten; diese Tatsache hatte schwerwiegende Folgen für das Sudetenland, da Lansing zu Beginn der Konferenz nicht mit den tschechischen Ansprüchen auf dieses Gebiet einverstanden war.

Den größten Einfluß als Wilsons Berater übte Edward M. House aus. Er war ein gewandter Politiker aus Texas mit dem Ehrentitel „Oberst“ (Colonel). Obwohl Oberst House nur über verhältnismäßig wenig außenpolitische Erfahrung verfügte, besaß er einen praktischen Instinkt für die Politik und sah die Dinge realistischer als der Präsident. Wie zu erwarten, kam es im Laufe der Zeit zum Konflikt zwischen dem Realisten House und dem Idealisten Wilson. Schließlich fand sich der Präsident allein, von seinen Beratern und vom Senat isoliert. Aber trotzdem hielt er immer noch an seiner Politik fest und blieb von ihrer Richtigkeit weiterhin überzeugt.

B. Information

Drei offizielle Informationsquellen standen Wilson zur Verfügung: der „G-2“ (der militärische Nachrichtendienst), das Department of State und eine Gruppe besonderer Berater, die „Inquiry“ genannt wurde⁵. Eine vergleichende

³ Corwin, Edward S.: *The President: Office and Powers, 1787—1957*. New York 1957, S. 184—193. — Neustadt, Richard E.: *Presidential Power: The Politics of Leadership*. New York 1960, S. 184.

⁴ Smith, Daniel M.: *The Great Departure: The United States and World War I, 1914—1920*. New York 1965, S. 112 u. 135.

⁵ Gelfand, Lawrence E.: *The Inquiry: American Preparations for Peace, 1917—1919*. New Haven 1963.

Bewertung dieser Informationsquellen zeigt deutlich die intellektuellen Vorurteile und das philosophische Klima, aus denen Wilsons Diplomatie erwuchs.

Als die „George Washington“ am 4. Dezember 1918, mit Wilson und seinem Mitarbeiterstab an Bord, für die Friedensverhandlungen vom New Yorker Hafen auslief, richteten Offiziere des militärischen Nachrichtendienstes ein großes Kartenzimmer auf dem Schiff ein. Der Präsident betrat diesen Raum fast nie und machte so keinen Gebrauch von den Kenntnissen der militärischen Spezialisten von Ostmitteleuropa. Viele der Offiziere stammten aus diesem Gebiet, zwischen ihnen und dem Präsidenten bestand leider ein merklicher sozialer Unterschied. Wilson zog im allgemeinen die Gesellschaft von Universitätsprofessoren, die oft aus den einflußreichsten Familien Amerikas kamen, vor.

Gegenüber dem Außenministerium war Wilsons Haltung von Mißtrauen bestimmt. Secretary of State Lansing war als Führer der amerikanischen Konferenzdelegation vorgeschlagen worden, aber der Präsident bestand darauf, selbst an den Verhandlungen in Paris teilzunehmen, mit der Begründung, daß Lansing seinen Zielen nicht genug Sympathie entgegenbringe. Wilson informierte sich also nicht hauptsächlich durch das Department of State. Während der Friedenskonferenz war der rangälteste amerikanische diplomatische Vertreter in den Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns Archibald Cary Coolidge, ein ehemaliger Professor für Geschichte an der Harvard Universität. Nach einem sorgfältigen Studium der böhmischen Grenzprobleme kam Professor Coolidge zu dem Schluß, daß den Sudetendeutschen erlaubt werden solle, das Selbstbestimmungsrecht ohne Einschränkungen auszuüben. Er warnte in unzweideutiger Weise, daß die erzwungene Einbeziehung von dreieinhalb Millionen Deutschen in den neuen tschecho-slowakischen Staat alle Aussichten auf einen dauerhaften Frieden zerstören würde⁶. Aber seine Befürwortung der Selbstbestimmung für Böhmen blieb unbeachtet. Wilson verließ sich lieber auf andere Ratgeber und das war die „Inquiry“.

Nach dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten stellte Oberst House eine Gruppe von Akademikern zusammen, die dem Präsidenten als Berater in außenpolitischen Angelegenheiten dienen sollten. Die Mitglieder dieser Gruppe — der „Inquiry“ — verfügten praktisch über keine Erfahrung in Regierungsgeschäften und im diplomatischen Dienst, aber da sie fast alle Professoren waren, zog Wilson — selbst ein ehemaliger Professor — sie den Offizieren des militärischen Nachrichtendienstes und den Spezialisten des Außenministeriums vor. Als typisches Beispiel für die Mitglieder der „Inquiry“ kann Professor Charles Seymour gelten. Er war für die Bearbeitung von tschecho-slowakischen Problemen zuständig und kam wie Coolidge als Historiker von Yale. Trotzdem verstanden sich die beiden Männer nicht besonders gut. Coolidge hatte, dank seiner Tätigkeit als Diplomat, einen

⁶ United States Department of State, Papers Relating to the Foreign Relations of the United States: The Paris Peace Conference, 1919. 13 Bde. Washington 1942—1947; hier Bd. 2, S. 236.

tiefen Einblick in das Problem der nationalen Selbstbestimmung in seiner ganzen Tragweite gewonnen. Er sah Schwierigkeiten, die sich zwangsläufig ergeben mußten, für die Seymour überhaupt kein Verständnis hatte. Seymour sah die Grenzprobleme Ostmitteleuropas vom Olymp der „Inquiry“ aus, er war empfänglich für die Beneš-freundliche Haltung von Professor Robert J. Kerner (eines seiner Mitarbeiter in der „Inquiry“) und wußte deswegen wenig von den Hindernissen, die einer gerechten Lösung der böhmischen Frage im Wege standen⁷.

Typisch für die Art, wie sich Wilson informierte, ist die folgende Begebenheit: Am 19. Juni 1918 hatte Professor Thomas G. Masaryk den Präsidenten in Washington besucht und die Ansprüche der tschechischen Emigrantenpartei mit größter Dringlichkeit vorgebracht. An Bord der „George Washington“ wurde auch über die Festlegung der Grenzen des tschechoslowakischen Staates diskutiert und Wilson erfuhr zum erstenmal, daß der von Masaryk geforderte „tschechische Nationalstaat“ über drei Millionen deutsche Einwohner enthielt. Der erstaunte Präsident konnte nur entgegnen: „Aber Masaryk hat mir das nie gesagt“!⁸

C. Motivierung

Der diplomatische Stil Wilsons war durch seinen akademischen Beruf und seine vom Calvinismus beeinflussten religiösen Anschauungen bestimmt. Als Universitätsprofessor war er an rein logische und theoretische Lösungen politischer Probleme gewohnt und brachte keine Geduld für das oft umständliche und unlogische Funktionieren des Regierungssystems auf. Als Moralist der kalvinistischen Tradition lehnte er Machiavellis Trennung von Ethik und Politik ab und erklärte, daß seine Politik sich im Einklang mit dem ewigen Sittengesetz befinde. Dementsprechend verachtete er seine Kollegen bei der Pariser Konferenz etwas, denn er betrachtete sie als bloße Politiker mit egoistischen Zielen. Diese Haltung machte ihn bei den Alliierten bald ziemlich unbeliebt. Ein Pariser Café-Witz kennzeichnet die Reaktion europäischer Beobachter sehr treffend: „Hier ist Wilson mit seinen 14 Punkten; Gott brauchte nur 10!“

Drei Tage vor seiner Abreise nach Frankreich hielt der Präsident eine Rede in einer geheimen Sitzung der „Inquiry“. Er betonte seine Überzeugung, daß er das Vertrauen der Weltöffentlichkeit besitze und man von ihm erwarte, daß er sich für die Verwirklichung der 14 Punkte einsetze. Er stellte mit Nachdruck fest, daß er sich bei seinem Kreuzzug gegen die alten Traditionen der europäischen Diplomatie ganz auf die „Inquiry“ verlasse und wies ihre Mitglieder an: „Sagen Sie mir, was gerecht ist und ich werde dafür kämpfen“.⁹ Wilsons Haltung gegenüber den Problemen des Friedensschlusses

⁷ Ebenda Bd. 12, S. 334—336. — Vgl. Gelfand 200.

⁸ Mamatey, Viktor S.: The United States and East Central Europe, 1914—1918. Princeton 1957, S. 285 u. 307.

⁹ Vgl. Bailey 110.

war also von moralischen Prinzipien bestimmt. Im Gegensatz zu den anderen Großmächten hatten die Vereinigten Staaten keine bestimmten Ziele für die Friedenskonferenz, außer der Gründung des Völkerbundes. Dieser Mangel an Verhandlungspunkten gab Wilson eine schlechte Ausgangsbasis für die Unterredungen in Paris gegenüber so entschlossenen Politikern wie David Lloyd George und Georges Clemenceau. Der amerikanische Präsident wollte diesen Nachteil wettmachen, indem er persönlich an die Völker der Alliierten appellierte. Er reiste durch England, Frankreich, und Italien, um die Zustimmung der Bevölkerung zu seiner Politik zu erhalten. Nur in England war die Reaktion kühl, in Italien wurde er begeistert gefeiert.

Eigenartigerweise erfuhr Wilsons politische Macht in den Vereinigten Staaten eine Schwächung, während er in Europa sehr populär war. Seine demokratische Partei hatte im November 1918 bei einer Wahl, die die ganze Nation umfaßte, große Einbußen an Wählerstimmen hinnehmen müssen und die republikanische Oppositionspartei gewann Kontrolle über beide Kammern des Kongresses. Vor dieser Wahl hatte Wilson die amerikanischen Wähler in einer sehr ungewöhnlichen Weise zu einem Vertrauensvotum aufgefordert, wie es bei den europäischen Parlamenten üblich ist. Wegen dieses außergewöhnlichen Aufrufs hatte die ganze Welt diese Wahlen mit großem Interesse verfolgt und die ausländischen Regierungen betrachteten den Wahlsieg der Republikaner als persönliche Niederlage für Wilson. In Wirklichkeit hatte seine verfassungsmäßige Stellung keine Erschütterung erfahren, aber ohne Zweifel wurde der Präsident, der von seiner historischen Verantwortung für einen gerechten Frieden durchdrungen war, durch dieses enttäuschende Wahlergebnis entmutigt.

Historiker haben oft Wilsons politische Motive sehr sarkastisch kritisiert. Auf jeden Fall verärgerte er durch sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein die Berufsdiplomaten, die mit ihm während der Konferenz in Kontakt kamen. Diese Diplomaten enthüllten in ihren Memoiren ihre Verachtung für den „Professor-Präsident“, der Diplomatie auf der Grundlage ethischer Prinzipien betreiben wollte, anstatt mit den klassischen Mitteln Täuschung und Kompromiß. Wilson war sicherlich ein Idealist. Für ihn war das nationale Selbstbestimmungsrecht geheiligt, während es die Alliierten nur für eine wirkungsvolle Propagandawaffe hielten. Seiner Meinung nach gab es kaum Aussichten für einen dauerhaften Frieden in Europa, solange die nationale Selbstbestimmung im Donauraum nicht realisiert wurde¹⁰.

II. Die Entscheidung

Im Winter 1918—1919 war die amerikanische Politik gegenüber dem tschecho-slowakischen Staat noch nicht voll ausgeformt. Die Vereinigten Staaten hatten am 6. April 1917 nur Deutschland den Krieg erklärt. Wilson

¹⁰ Baker, Ray Stannard: Woodrow Wilson: Memoiren und Dokumente über den Vertrag zu Versailles. 3 Bde. Leipzig 1923; hier Bd. 1, S. 21—22.

glaubte anfangs noch, daß die Einheit Österreich-Ungarns gewahrt werden solle, denn er befürchtete andernfalls die Entstehung eines gefährlichen Vakuums im Herzen Europas. Von den Alliierten nach der italienischen Niederlage von Caporetto unter Druck gesetzt, traten die Vereinigten Staaten am 11. Dezember 1917 auch in den Krieg gegen die Doppelmonarchie ein.

Am 8. Januar verkündete Wilson seine 14 Punkte in einer Plenarsitzung des Kongresses. Punkt X versprach den Nationen Österreich-Ungarns das Recht einer autonomen Entwicklung, aber diese Entwicklung sollte im Rahmen der politischen Struktur des Habsburgerreiches vor sich gehen. Slawische Exilpolitiker wie Professor Masaryk und Dr. Eduard Beneš fanden Punkt X sehr enttäuschend. Auch die italienische Regierung war von Wilsons Politik wenig begeistert, denn der Begriff der Selbstbestimmung bedeutete, daß weder Deutsche noch Slawen in den italienischen Nachkriegsstaat einbezogen werden sollten. Im Gegensatz zum Präsidenten glaubte Außenminister Lansing, der militärische Zusammenbruch der Mittelmächte könne durch Förderung der tschechischen und jugoslawischen Separatisten beschleunigt werden. Demgemäß arbeitete er ein Memorandum aus, das eine Zerstückelungspolitik für Österreich-Ungarn vorschlug¹¹.

Wilson billigte das Memorandum im Juni 1918 in der Erkenntnis, daß Österreich keinen Separatfrieden schließen würde. Entsprechend sollte die amerikanische Kriegspropaganda die Anhänger Masaryks ermutigen. Außerdem wollte die amerikanische Regierung Kontrolle über Masaryks tschechische Legion in Sibirien gewinnen, so daß diese Truppen gegen die Bolschewisten und, wie man annehmen darf, im Notfall auch gegen die Japaner eingesetzt werden konnten. Im Bereich der Innenpolitik suchte der Präsident die Unterstützung der slawischen Minderheiten in Amerika für die kritischen Kongreßwahlen von 1918. Auch hatte Masaryks Reise durch Amerika im Mai und Juni dieses Jahres, als er den „Pittsburgh-Vertrag“ mit den Vertretern der Slowaken schloß, bei einigen Kongreßabgeordneten Sympathien für einen unabhängigen „tschecho-slowakischen Staat“ geweckt und Wilson erkannte die Vorteile, die sich für ihn durch eine Zustimmung zu diesem Vorhaben ergaben¹². England und Frankreich hatten sich schon vor den Vereinigten Staaten für die Auflösung der Donaumonarchie ausgesprochen und Masaryks „tschecho-slowakischen Nationalrat“ bereits als kriegführende Regierung anerkannt. Am 3. September 1918 folgte Amerika ihrem Beispiel. Aber sowohl Wilson als auch Lansing sprachen nur von einem „tschecho-slowakischen“ Volk und legten sich in keiner Weise auf die Grenzen eines künftigen Staates fest. Zu Beginn der Konferenz am 12. Januar 1919 stellte der Rat der Zehn die Hauptgruppe dar, von der alle Entscheidungen getroffen wurden¹³. Dieser Rat bestand aus den beiden prominentesten Delegierten der Länder Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan und der Vereinigten Staaten.

¹¹ Vgl. Smith 99—102.

¹² Vgl. Mamatey 281—286.

¹³ Marston, F.S.: *The Peace Conference of 1919: Organization and Procedure*. New York 1944, S. 164—171.

Am 5. Februar trat Dr. Beneš, der Sprecher der tschechischen Delegation, vor diesem Gremium auf und argumentierte für den Einschluß der deutschen und ungarischen Bevölkerungsteile in den neuen tschecho-slowakischen Staat¹⁴. Der Rat der Zehn verwies die böhmische Grenzfrage an die Kommission für tschecho-slowakische Angelegenheiten, eine der sechzig Kommissionen, die für die Behandlung spezieller politischer und wirtschaftlicher Probleme eingesetzt worden waren. Der Rat der Zehn sollte nur die Richtlinien festlegen, nach denen ein Abkommen getroffen werden sollte; die Kommissionen sollten dann diese Prinzipien auf spezifische Fälle anwenden.

Als Richtlinie für die Grenzregelungen sollte die Zustimmung der betreffenden Völker gelten, demokratisch ausgedrückt durch ein Plebiszit. Professor Coolidge hatte vor den politischen Konsequenzen gewarnt, die sich unweigerlich aus dem ungerechten Einschluß des Sudetenlandes in den tschechoslowakischen Staat ergeben mußten. Die Tragödie vom 4. März 1919, als 127 Sudetendeutsche von tschechischen Soldaten getötet oder verwundet wurden, bestätigte Coolidges Warnungen. Außenminister Lansing sah die Situation als kritisch an und sprach sich für ein Plebiszit im Sudetenland aus. Aber Frankreich wünschte eine für Deutschland strategisch ungünstige böhmische Grenze und unter diesem Druck gab Lansing nach und forderte nur spezielle Volksabstimmungen in Eger und Rumburg¹⁵.

Theoretisch war die amerikanische Position ganz klar: Das Nationalitätenprinzip sollte der ausschlaggebende Leitgedanke für die Arbeit der Kommission für tschecho-slowakische Angelegenheiten sein. In der Kommission selbst machten die amerikanischen Mitglieder Professor Charles Seymour und Allen Dulles dagegen nur in ganz vereinzelt Fällen einen Versuch zur Anwendung dieses Prinzips¹⁶. Sie wollten zwar Eger und Asch an Deutschland abtreten, trotz Dr. Benešs Anspruch auf die historischen Grenzen Böhmens, aber die britischen und französischen Delegierten lehnten den amerikanischen Vorschlag ab¹⁷. Seymour und Dulles hatten jedoch Erfolg mit ihrem Widerstand gegen die Forderung, daß Glatz und Ratibor der Tschecho-Slowakei zugeschlagen werden sollten. Ihre Haltung wird gekennzeichnet durch eine Bemerkung Seymours während der Konferenz: Er hielt die Festlegung der deutsch-tschechischen Grenze für ein Problem, das keine besonderen Schwierigkeiten biete.

Am 27. Februar empfahl die Kommission für tschecho-slowakische Ange-

¹⁴ Raschhofer, Hermann: Die tschechoslowakischen Denkschriften für die Friedenskonferenz von Paris, 1919—1920. Berlin 1937.

¹⁵ Miller, David Hunter: My Diary at the Conference of Paris. 21 Bde. Vom Autor privat gedruckt, 1928; hier Bd. 16, S. 14 u. Bd. 19, S. 77—78.

¹⁶ Seymour, Charles: The End of Empire. In: What Really Happened at Paris. The Story of the Peace Conference, 1918—1919. By American Delegates. New York 1921, S. 103—105.

¹⁷ Bonsal, Stephen: Suitors and Suppliants: The Little Nations at Versailles. New York 1946, S. 148—150. — Bruns, Viktor: Die Tschechoslowakei auf der Pariser Friedenskonferenz. Sonderabdruck aus d. Zeitschrift für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht 7 (1937) 724—726.

legenheiten, daß die Grenzen Böhmens und Mährens von 1914 mit unbedeutenden Berichtigungen anerkannt werden sollten. In der Zwischenzeit war der Rat der Zehn durch den Rat der Vier ersetzt worden. Seine Mitglieder waren Wilson, Lloyd George, Clemenceau und Orlando. Wilson erlitt, vollkommen überarbeitet, am 3. April 1919 einen Kreislaufkollaps. Während seiner Krankheit nahm Oberst House als Beobachter des Präsidenten an den Sitzungen des Rats der Vier teil. Am 4. April notierte House in seinem persönlichen Tagebuch, daß der Rat der Vier am Spätnachmittag zusammengetreten war, und Lloyd George, Clemenceau und Orlando den Bericht der Kommission gebilligt hatten¹⁸. Es gibt keine Hinweise dafür, daß dieses Problem jemals in Wilsons Anwesenheit vom Rat der Vier behandelt wurde. Zu diesem Zeitpunkt hatte tschechisches Militär bereits die deutschen Gebiete Böhmens und Mährens für die Prager Regierung besetzt, entgegen der ausdrücklichen Resolution des deutsch-österreichischen Parlaments in Wien, das sich für die Anwendung des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung im gesamten Staatsgebiet der ehemaligen Monarchie aussprach¹⁹. Der Rat der Vier hatte also in Wirklichkeit eine De-facto-Grenze anerkannt.

Präsident Wilson lag auf dem Krankenbett. Das Recht der nationalen Selbstbestimmung, wie es in Punkt X niedergelegt worden war, war aus den Augen verloren. Oberst House, Außenminister Lansing und die amerikanischen Mitglieder der Kommissionen für tschecho-slowakische Angelegenheiten hatten Kompromissen zugestimmt, die zu weiteren Kompromissen geführt hatten, bis das Prinzip selbst verraten worden war. Die Geschichte der böhmischen Grenzziehung bietet den besten Beweis dafür, daß politische Entscheidungen auf der Ebene der Gipfeldiplomatie mehr auf Grund von Zufällen und Vorurteilen als auf Grund sorgfältiger Expertisen getroffen werden.

Allem Anschein nach hatte der idealistische amerikanische Präsident in seinem Kampf gegen die Praktiker der Machtpolitik nur Mißerfolg geerntet. Er und Lloyd George hatten zwar eine französische Annexion des Rheinlandes verhindern können, aber es hatte sich gezeigt, daß Wilson einfach nicht über das politische Geschick verfügte, das er für die Verwirklichung seiner Ideale im Sudetenland und in Südtirol gebraucht hätte. Überdies kompromittierte er sich ohne Zweifel in der Danziger Frage und im Fall des polnischen Korridors. Professor Dr. Kurt Knoll aus Wien stand sicher für viele Enttäuschte, als er 1927 schrieb:

„Das schöne Programm der Vereinigten Staaten Nordamerikas schien ein leeres Versprechen, die Menschenrechte von Millionen fanden keine Stimme und an den Folgen jener willkürlichen Zerreißung von Völkern und Verknachtung von Volksteilen, die dann als Friede bezeichnet wurde, leidet Europa und krankt die Welt“²⁰.

¹⁸ Perman, D.: *The Shaping of the Czechoslovak State*. Leiden 1962, S. 169—170.

¹⁹ Bericht über die Tätigkeit der deutschösterreichischen Friedensdelegation in St. Germain-en-Laye. 2 Bde. Wien 1919; hier Bd. 1, S. 98.

²⁰ Knoll, Kurt: *Eine offene Schuld Amerikas*. Wien 1927, S. 22.

Doch trotz solcher Kritik bleibt Wilson eine der historisch bedeutsamsten Persönlichkeiten der Pariser Friedenskonferenz. Er hinterließ der Welt den Glauben an die nationale Selbstbestimmung als sein wichtigstes Vermächtnis. Die Tatsache, daß Diktatoren sich hinter Stacheldraht gegen dieses Recht verteidigen müssen, ist der beste Beleg dafür, daß Punkt X kein „leeres Versprechen“ war.

KAREL ČAPEKS „ŽIVOT A DÍLO SKLADATELE FOLTÝNA“ UND THOMAS MANNS „DOKTOR FAUSTUS“

Ein kritischer Vergleich

Von Frank Boldt

Die folgende Arbeit beschäftigt sich mit zwei literarischen Werken: dem Roman „Doktor Faustus (Das Leben des deutschen Tonsetzers Adrian Leverkühn, erzählt von einem Freunde.)“ von Thomas Mann und dem letzten Roman Karel Čapeks „Život a dílo skladatele Foltýna“ [Leben und Werk des Tonsetzers Foltýn]*.

Zwei Hauptanliegen hat die Arbeit: einmal, den Leser mit Karel Čapek und so mit einem wesentlichen Repräsentanten der tschechischen Literatur in unserem Jahrhundert bekannt zu machen. Dies geschieht zwar unter einem Einzelaspekt und auf der Grundlage eines Werkes, jedoch nicht ohne Čapeks Romankunst im Gesamtbild der tschechischen Literatur zu sehen, das der „Foltýn“ mitformt. Auch das böhmische Landesfluidum einer zwar oft antagonistischen, nie aber ganz zu lösenden tschechisch-jüdisch-deutschen Kulturlandschaft soll betont werden. Als Ausdruck dessen müssen die häufigen Bezugspunkte zum kritischen wie literarischen Schaffen Franz Kafkas verstanden werden.

Zum anderen geht es in der Arbeit darum, das politische und geistesgeschichtliche Geschehen der Zeit, von deren Erleben beide Romane durchtränkt sind, seine Widerspiegelung im Werk der Schriftsteller miteinander in Beziehung zu setzen. Den Reiz eines solchen Vergleichs macht nicht nur die verblüffend ähnliche Zielrichtung beider Romane aus: die Frage nach Kunst und Gesellschaft, nach Individuum und Ordnung unter dem Eindruck der politisch wie moralisch zusammenstürzenden europäischen Welt der dreißiger und vierziger Jahre, sondern darüberhinaus die Tatsache, daß in beiden Romanen Komponist/Tonsetzer¹ und Musik als ein Paradigma allen Künftertums und aller Kunst verstanden werden. Es darf auch nicht vergessen

* In Klammern beigegefügte Zahlen ohne nähere Angaben beziehen sich stets auf die entsprechenden Seiten im „Foltýn“ oder „Doktor Faustus“.

¹ Merkwürdig übereinstimmend benutzen Faustus- und Foltýn-Titel nicht das Lehnwort „Komponist/komponista“, sondern die eigensprachliche Form „Tonsetzer/skladatel“.

Allerdings umgibt den tschech. skladatel nicht der Hauch des Volkstümelnden wie im Deutschen das Wort Tonsetzer. Eine der „ur-deutschen“ Manns entsprechende romantische Note drückt der Titel des Čapekschen Romans nicht eindeutig aus.

werden, daß Thomas Mann und Karel Čapek befreundet waren². Daß dieser persönliche Kontakt keine literarischen Folgen zeitigte, bedingte im allgemeinen die Tatsache, daß Thomas Mann die tschechische Literatur fremd blieb³, im besonderen Fall von „Faustus“ — „Foltýn“ wohl auch die späte Übersetzung des tschechischen Romans ins Deutsche (nach 1945). Zu jenem Zeitpunkt mußte es Thomas Mann sehr fern liegen, sich mit dem Episode gebliebenen — und in diesem Sinne merkwürdig eng⁴ aufgefaßten — böhmischen Exil erneut auseinanderzusetzen.

Nachdrücklich muß darauf hingewiesen werden, daß sich der Aufsatz mit der Wirklichkeit in der Kunst beschäftigt und damit immer am Werk orientiert bleibt. Im Zusammenhang der hier behandelten Problematik wäre es also abseitig, etwa darüber zu streiten, ob sich der Zusammenbruch der Tschechoslowakischen Republik im September 1938 oder im März 1939 anbahnte und vollzog, denn es geht ganz unzweifelhaft aus dem „Foltýn“, aus politischen Stellungnahmen Čapeks und auch dem plötzlichen körperlichen Zusammenbruch und Tod Čapeks um Weihnachten 1938 — über dem der „Foltýn“ Torso blieb — hervor, daß er die Folgen des Münchener Abkommens als Ende empfand⁵. Zu zeigen ist vielmehr — und dies ist häufig be-

² Im Brief an die Redaktion des „Freien Deutschland“ vom 6. Februar 1946 trägt Th. Mann den Nazis besonders „den Verlust von Freunden nach, die Zierden meines Lebens waren [Karel Čapek, der an gebrochenem Herzen starb . . .]“ Th. M.-Briefe II, 478.

³ Im Brief vom 15. April 1932 an den Tschechen „Dr. Fucik“ [Fučík?]: „Was die tschechische Nationalkultur betrifft, so muß ich offen gestehen, daß ich mit ihr direkt nur durch den einen Musiker Smetana, dessen Musik ja zum Bestande europäischer Musik gehört, in Berührung gekommen bin und literarisch durch einige jüngste dichterische Erscheinungen wie den berühmten Verfasser des „Schwejk“, Hašek, ferner durch Karel Čapek, dessen Prosa ich sehr hoch schätze, und durch den Dramatiker Langer, der so viel in Deutschland gespielt wird. Das ist wenig, aber leider bildet die Sprache eine zu starke Schranke, als daß ich der tschechischen kulturellen Leistung hätte näher kommen können.“ Th. M.-Briefe I, 316.

⁴ „Bevor ich Amerikaner wurde, hatte man mir erlaubt, Tscheche zu sein; das war höchst lebenswürdig und dankenswert, aber es gab keinen Reim und Sinn. Ebenso brauche ich mir nur vorzustellen, daß ich zufällig Franzose oder Engländer oder Italiener geworden wäre . . .“ Mann, Thomas: Deutschland und die Deutschen. (Washingtoner Rede 1945.) Berlin 1947, S. 6.

Th. Mann dachte politisch — was Europa anbelangt — in engen nationalstaatlichen Kategorien und sprach demgemäß während seiner staatsbürgerlichen Zugehörigkeit zur Tschechoslowakei von sich nicht als einem Bürger dieses typischen Vielvölkerstaates, sondern als „tschechischem Bürger“, Mitglied „der tschechischen Gemeinschaft“. Im Brief an Beneš; Th. M.-Briefe II, 381.

⁵ Nejedlý, Zdeněk: Karel Čapek. (Nachruf aus dem Jahre 1938.) In: O literatuře [Über Literatur]. Prag 1953, S. 894 ff.:

„Der Fall der Nachkriegsdemokratie war deshalb für Čapek und andere ein härterer Schlag noch als für uns Menschen anderer Überzeugung. Für uns war und ist es nur ein Halt auf dem Wege zum Ziel, Čapek schien es den Boden unter den Füßen zu entziehen.“ (S. 899).

„Wie auch Čapeks Begräbnis zeigte, auf welchem in den Mauern des Vyšehrad Friedhofs vielleicht alles versammelt war, was sich heute noch ein wenig Stolz,

stritten worden —, daß der „Foltýn“ das Gegenteil einer Flucht in private Persönlichkeits-Idylle ist, daß das Gericht über Bedřich Foltýn und seine Welt in den Zeugenaussagen seiner Freunde, Verwandten, Bekannten und Feinde — und dies ist der ganze Inhalt des Romans — unmittelbar zeitkritische und polemische Grundzüge aufweist. Der komplizierten, ineinander verschlungenen Vieldeutigkeit des „Doktor Faustus“ steht ein kämpferisch eindeutiger Foltýn-Roman gegenüber. Ihn kennzeichnet, was Franz Kafka an „Kleinen Literaturen“ charakteristisch fand: „Allgemein findet sich die Freude an der literarischen Behandlung kleiner Themen, die nur so groß sein dürfen, daß eine kleine Begeisterung sich auch an ihnen verbrauchen kann, und die polemische Aussichten und Rückhalte haben“⁶, denn „die Literatur ist weniger eine Angelegenheit der Literaturgeschichte als Angelegenheit des Volkes und darum ist sie, wenn auch nicht rein, so doch sicher aufgehoben. Denn die Anforderungen, die das Nationalbewußtsein innerhalb eines kleinen Volkes an den Einzelnen stellt, bringen es mit sich, daß jeder immer bereit sein muß, den auf ihn entfallenden Teil der Literatur zu kennen, zu tragen, zu verfechten und jedenfalls zu verfechten, wenn er ihn auch nicht kennt und trägt“⁷.

„Kleine“ Literatur — „Große“ Literatur

a. *Thomas Mann und die Herausforderung der Zeit.* Erich Heller nannte Thomas Manns Faustus-Roman eine *summa demonologica*⁸. Abgestoßen von dem Hitler-Staat, den er jedoch mit Deutschland identifiziert, dabei sein Deutschland als „Idee“⁹ weiterleben läßt, trug Thomas Mann das

Selbstachtung und Niveau von gestern bewahrt hat und wobei es um den Friedhof herum schwarz vor Menschen war, vor Arbeitern und allen anderen Schichten, die gekommen waren, um wenigstens so durch ihre Anwesenheit ihre Treue zu den besseren Zeiten und dem besseren Niveau zu manifestieren, das bei uns zusammen mit anderen gerade Karel Čapek repräsentierte.“ (S. 895).

⁶ Kafka, Franz: Über die Literatur der kleinen Nationen. In: Das Kafka-Buch. Frankfurt/M. 1965, S. 180—182, hier S. 182.

⁷ Ebenda 181.

⁸ Heller, Erich: *The Ironic German. A study of Th. Mann.* London 1958, S. 260—261: „All themes come together once more in Doctor Faustus and, greatly intertwined and infernally illuminated as they now are, make the work a *summa demonologica* [im Orig. betont] of Thomas Mann's imagination.“

⁹ Am 29. Juli 1944 schrieb Th. Mann an E. Beneš: „Der Gedanke nach Deutschland zurückzukehren, liegt mir längst ganz fern. In seiner empirischen Wirklichkeit — wenn auch natürlich nicht als Idee — ist das Land mir tief verleidet und entfremdet, und es wird mir vollauf genügen, wenn mein Lebenswerk wieder Zugang hat zu denjenigen meiner ehemaligen Landsleute, die noch Sinn dafür haben — ich fürchte, es werden nicht mehr gar viele sein. In dieser Beziehung rechne ich mehr auf Frankreich, das Tschechenland, die Schweiz, kurz: auf Europa [betont] ... und auf Deutschland nur insofern es instande sein wird, sich dem neuen Europa im Geiste anzuschließen.“ Th. M.-Briefe II, 380.

Unmöglich erscheint es, ein europäisches Land gegen den Begriff „Europa“ auszuspielen, ohne ihn gerade dadurch zu einer Chimäre zu machen. Kein sonderlich historisches Denken bestimmt Th. Mann, Deutschland-Hitler-Anti-Europa gleich-

Problem Deutschland in die unirdischen Höhen des reinen Dämons¹⁰. „Die Musik ist dämonisches Gebiet . . . Sie ist christliche Kunst mit negativem Vorzeichen. Sie ist berechnendste Ordnung und chaoträchtige Widervernunft zugleich . . . , die der Wirklichkeit fernste und zugleich die passionierteste der Künste, abstrakt und mystisch. Soll Faust der Repräsentant der deutschen Seele sein, so müßte er musikalisch sein; denn abstrakt und mystisch d. h. musikalisch, ist das Verhältnis des Deutschen zur Welt . . .“¹¹.

Systematisch verknüpfte Mann im Faustus-Roman zum Zwecke der Dämonisierung die Quellen der europäischen Zivilisation mit dem schlicht Deutschen: altdeutsche und alttestamentarische bzw. tiefchristliche Namen wechseln einander ab in der Familie Leverkühn, von Adrian bis zu seinen Neffen Ezechiel, Raimund, Nepomuk und dem Vater Jonathan Leverkühn (648) . . . Den gewandten jüdischen Fitelberg läßt er den auch in milder Ironie nicht mehr sehr sinnigen Vergleich ziehen: „Ich habe das Alte Testament im Leibe, und das ist eine nicht weniger ernsthafte Sache als das Deutschtum . . .“ (551). Das Humane wird zum schlechthin Undeutschen. „Human, nicht wahr? Deutsch ist es nicht, aber human.“ (552) Schließlich wagt Mann sogar, den modernen ideologischen Nationalismus, insbesondere seine deutsche Variante, mit dem jüdischen Offenbarungsglauben gleichzusetzen: „Aber in Wirklichkeit gibt es nur zwei Nationalismen, den deutschen und den jüdischen, und der aller anderen ist Kinderspiel dagegen . . . im Vergleich mit der deutschen Einsamkeit und dem jüdischen Erwähltheitsdünkel . . .“ (553) Deutschtum, Luthertum und Faustus-Leverkühn werden zu Identitäten, ebenso Nationalismus und Reformation¹². Ein Meister-Lehrlings-Verhältnis bindet Teufel und Adrian, dessen Musik zum Tode hinführt:

„Wer das Konzert zu End' gehört,
das war ein junger Hund,
und als der Hund nach Hause kam,
da war er nicht gesund“ (630), sagt Adrians unschuldgreines „Echo“ auf.

In der Romanwirklichkeit *ist* Leverkühn Deutschland:

„Gott sei euerer armen Seele gnädig, mein Freund, mein Vaterland“, lautet der Schlußsatz des Werks.

zusetzen, um das dämonisierte Deutschland zu isolieren und aus dem gemeinsamen Europa auszuklammern.

1945 vermag Th. Mann zu behaupten: „Es [das Bismarck-Reich] war ein reines Machtgebilde mit dem Sinn der europäischen Hegemonie, und unbeschadet aller Modernität, aller nüchternen Tüchtigkeit knüpfte das Kaisertum von 1871 an mittelalterliche Ruhmeserinnerungen, die Zeit der sächsischen und schwäbischen Herrscher an.“ (Mann: Deutschland 27).

¹⁰ Heller: The Ironic German 264: „ . . . As a product of the intellectual imagination, Doctor Faustus is an overstatement of the problem of Germany.“

¹¹ Mann: Deutschland 11.

¹² Der anti-römische, anti-internationale Komplex tritt z. B. zutage in dem Zwiegespräch mit dem Teufel, S. 307: „Ihr [Teufel] wollt wirklich . . . zu mir reden auf gut Kumpfsch, in altdeutschen Brocken? Ausgerechnet hier in Welschland . . . , wo Ihr gänzlich aus Euerer Zone seid und nicht im geringsten populär? Was für

b. *Karel Čapek und die Herausforderung der Zeit.* Grundsätzlich unterscheidet sich Karel Čapeks Verhältnis zum eigenen Volk; auch literarisch gewann er entschieden anderen Zugang zu diesem Thema. Er behandelt es in vollendeter Nüchternheit, dabei aber stets mit dem Augenmerk auf das, wie es sein *soll* über allem Wie-es-ist. In seiner Sammlung von Aufsätzen „Zoon politicon“ beschrieb Čapek 1932 das, was er unter Bürgertugenden verstand und empfahl und wies den Nationalismus in die ihm gebührenden Grenzen zurück; nicht zuletzt deshalb warf man ihm vor, bloß relativistischen Skeptizismus zu predigen. Auch im eigentlich literarischen Genre herrscht ein klarer volkspädagogischer Zug vor, der das Čapek persönlich naheliegende Philosophieren eindämmt, immer wieder dem Literarischen unterordnet, andererseits dem kollektiven Ansturm des Nationalismus im eigenen Volk widersteht: „Ich wiederhole: wir haben in der Geschichte unsere Tradition eines mehr oder weniger weit und mehr oder weniger bewußt begriffenen politischen Europäertums. Vielleicht sollte uns diese Tradition auch heutzutage etwas bedeuten“¹³. In der zugespitzten Situation der dreißiger Jahre wuchs der politische Akzent der Čapekschen Werke von Stück zu Stück: Der Krieg mit den Molchen (1936), Die weiße Krankheit (1937), Die erste Gruppe (1937), Die Mutter (1938)¹⁴ . . . Der „Foltýn“ schließlich brach völlig mit dem, was Čapeks Romane zuvor kennzeichnete, mit ihrem philosophischen Relativismus¹⁵, der, gerade weil er nie zum System erstarrt war, ihren gehaltlichen Schmelz ausmachte. So lautet der Schlußsatz von „Hordubal“ — des zweiten Romans der sog. Trilogie —, gleichsam den gesamten Roman noch einmal umgreifend: „Das Herz von Juraj Hordubal ging irgendwo verloren und wurde nie begraben“¹⁶. Die Wahrheit bleibt unerkannt, ein Wert, um den es ewig zu streiten gilt; dies ist die Wahrheit von „Hordubal“.

Umgekehrt im „Foltýn“. Hier legt Čapek auf den ersten Seiten des Anfangskapitels die sichere Wahrheit über Foltýn nieder. Die Forderungen der Gemeinschaft, für die Čapek schrieb, zeitigten diese Wendung.

Ausdrücklich auf die tschechische — neben der jiddischen — Literatur bezog sich Kafka, wenn er als Charakteristikum einer kleinen Literatur betont: „die Bewegung der Geister, das einheitliche Zusammenhalten des im äußern Leben oft untätigen und immer sich zersplitternden nationalen Be-

eine absurde Stillosigkeit! . . . Zu Wittenberg oder auf der Wartburg, sogar in Leipzig noch wärt Ihr mir glaubhaft gewesen. Aber doch hier nicht, unter heidnisch-katholischem Himmel!“

¹³ Čapek, Karel: *Obrázky z Holandska* [Reisebilder aus Holland]. Prag 1957, S. 326.

¹⁴ Tschech. Titel: *Válka s mloky; Bílá nemoc; První parta; Matka*.

¹⁵ Harkins, William E.: Karel Čapek. New York-London 1962, S. 147: „In his final drama, *The Mother*, Čapek at last reached the bedrock of an ethical absolute: it is wrong, to be sure, for a mother to let her sons go off to war to be killed, but it is right for her to send them when the enemy kills other mothers and sons. The individual's claim to freedom and happiness is only relative, but the defense of life is an absolute. And in his final novel *The Life and Work of the Composer Foltýn*, Čapek finally broke with epistemological relativism as well.“

¹⁶ „Srdce Juraja Hordubala se kdesi ztratilo a nebylo nikdy pohřbeno.“

wußtseins, der Stolz und der Rückhalt, den die Nation durch eine Literatur für sich und gegenüber der feindlichen Umwelt erhält, dieses Tagebuchführen einer Nation, das etwas ganz anderes ist als Geschichtsschreibung, und als Folge dessen eine schnellere und doch immer vielseitig überprüfte Entwicklung, die detaillierte Vergeistigung des großflächigen öffentlichen Lebens...“ Literatur und nationale Geschichte sind hier unmittelbar miteinander verknüpft, das eine antwortet auf das andere, so daß in dem Maße Literatur weniger Fiktion ist, in dem sie verstärkt ein nationales Dokument darstellt und dadurch, durch „die Einschränkung der Aufmerksamkeit der Nation auf ihren eigenen Kreis, . . . die Übernahme literarischer Vorkommnisse in die politischen Sorgen . . . , einen unveränderlichen vertrauenswürdigen Block darbietet, dem der Tagesgeschmack nur wenig schaden kann“¹⁷. Lebendiger Streit, d. h. frohe Lust an der Auseinandersetzung, schienen Kafka ein solches literarisches Leben auszuzeichnen, welches beides, die überpersonale Ebene der Literatur und deren menschnahes, intimes Geborgensein in der nationalen Gemeinschaft vereint charakterisiert. Auf politischer Ebene, aber in ähnlichem Geist, sagte Čapek von sich, daß europäischer und Lokal-Patriot sich in ihm untrennbar ergänzen¹⁸ und schrieb in den „Reisebildern aus Holland“: „Eine bestimmte Intimität und Sparsamkeit in den Dimensionen ist geradezu das formale Lebensgesetz dieser Nation. Und nicht nur ein formales Gesetz. Ich würde es ein biologisches nennen — und dazu noch ein moralisches. Alles, was sich die Nation auf ihrem kleinen Territorium erbaut und einrichtet, steht irgendwie in Harmonie zum Format des Landes“¹⁹.

Dieses formale, biologische und moralische Gesetz, das Gesetz der inneren Harmonie ist es, das auch äußere Achtung verleiht. „Dauerhafte und ordentliche Dinge tun, die etwas aushalten: das bedeutet Geschichte machen“²⁰. „Allem, was darüber hinausstrebt, was dem eignen Volk nicht gemäß ist, steht Čapek fremd, ja feindselig gegenüber: „Ich weiß nicht, was die Nationen dauernd haben mit dieser ihrer Größe und Macht; sie sollen nur sehen, daß sie nicht noch vor lauter Hochmut bersten“²¹! Größe-an-sich ist Čapek von Grund auf — keineswegs nur politisch — verdächtig: „Der alttestamentarische Gott zeigte sehr wenig pragmatisches Temperament, als er von Sodom zehn vollendet und auserwählt Gerechte forderte; hätten ihm zehntausend wankelmütige, aber verhältnismäßig gutartige und alltägliche Menschen genügt, könnte Sodom noch heute stehen und die Welt wäre um nichts sündhafter“²².

Größe-an-sich, das heißt im Sinne Čapeks: Größe-ohne-sich, ohne allen wahren, wirklichen Hintergrund: heißt Bedřich Foltýn.

¹⁷ Kafka: Über die Literatur 180 f.

¹⁸ Čapek, Karel: *Cesta na sever* [Reise in den Norden]. Prag 1957, hier S. 191: „evropský lokální patriot“.

¹⁹ Hier 329.

²⁰ Ebenda 331.

²¹ Čapek: *Cesta na sever* 263 f.

²² Čapek, Karel: *Pragmatismus*. Prag 1924, S. 80 f.

c. *Thomas Mann — Karel Čapek — Franz Kafka*. Lebhaftigkeit des Streites, Entlastung durch leichte Symbolbildung und Popularität, vermittelt durch den Zusammenhang mit der Politik, schienen Kafka eine kleine Literatur zu kennzeichnen, wobei ihr, ohne Unterschied zur „großen“ Literatur, ebenfalls „ihre Gesetzgebung selbst überlassen“ bleibt, aber in verstärktem Maße der „Glaube an die Literatur“ hervorsteht.

Dieser Glaube an die Literatur spricht aus allem, was Čapek schrieb; den schmalen Grat, der ihm blieb, um einerseits populär zu schreiben, andererseits die Gesetze literarischer Sauberkeit nicht zu nötigen²³, ging er im „Foltýn“ zu Ende, in dem er vor Eitelkeit und blinder Aktivität etwa folgendermaßen warnt: „Heute würde er [Foltýn] dir meinetwegen erzählen, daß er einen Rennwagen lenkt oder an irgendeiner politischen Untergrundaktion Anteil hat . . .“ (Frau Jitka Hudcová über F.). Anders als auf Thomas Mann die deutsche Tragödie, wirkte auf ihn die seines Volkes, der Čapek allerdings ebensowenig wie Mann ausweicht, indem er sie etwa als ein politisches Ereignis, einen äußeren Einbruch gestaltet. „In Gottes Namen, machen wir uns von neuem an die Arbeit“, schrieb er am 2. Oktober 1938 in den „Lidové noviny“ [Volkszeitung], und die Zeit bis zu seinem Tode kennzeichnete ein verstärkter Rationalismus. Hatte zuvor dem kleinen Mann und dem kleinen Ereignis sein Augenmerk gegolten, so gestaltete er im „Foltýn“ mit den Mitteln juristisch anmutender Logik Mann und Ereignis als Einbildung, als Fiktion, und entlarvt sie als solche. Wo sich die äußeren Entwicklungslinien im Werke von Mann und Čapek einander nähern wie nirgendwo sonst, dort münden sie ein in zwei Werke, die verschiedenartiger sich nicht vorgestellt werden können.

Während Čapek die Welt eines Foltýn als ein eingebildetes Lügengebäude einstürzen läßt, beantwortet Mann die herausfordernde Mythisierung seiner Zeit, indem er sie selbst dämonisiert, die Herausforderung nicht nur annimmt, sie zudem noch in ihrem Wesen akzeptiert.

„Du kannst mich nicht lieben, wie sehr Du es auch willst, Du liebst unglücklich Deine Liebe zu mir, doch die Liebe zu mir liebt Dich nicht“²⁴, schrieb Milena Jesenská an Kafka; in gleicher Weise verfallen scheint im Faustus-Roman Thomas Mann seiner „Idee“ Deutschland. Je entschiedener er die „Empirie und Idee“ dieses Deutschland voneinander abzusetzen trachtete, ohne sie trennen zu können — ebensowenig wie Leverkühn und Zeitblom zu trennen sind oder auch nur einerseits der „Idee“ andererseits der „Empirie“ gleichgeordnet werden könnten —, je bewußter er sprachlich dif-

²³ Dabei mußte Čapek auch häufig Kritik in Kauf nehmen: „The book *Hovory s Masarykem* [Gespräche mit Masaryk] was criticised for its incompleteness and lack of new information on details. But Čapek did not want to write a scholarly biography, but a popular book on the saga of President Masaryk's great life for his nation.“

Wellék, René: *Masaryk's philosophy* (1945). In: *Essays on Czech Literature*. Den Haag 1963, S. 55.

²⁴ „Nemůžeš mě milovat, jakkoli silně tomu chceš, miluješ nešťastně svou lásku ke mně, ale láska ke mně Tě nemiluje.“

ferenziert, um unkritischem Verquicken zu entgehen, desto verwegener dämonisiert er den selbst aufgerichteten Zwiespalt bis hin zur ultima ratio des Teuflischen, das die schließliche Lösung allein noch zu bringen vermag und sie zugleich kraft des Dämons bringen muß und dabei Kunst und Gesellschaft selbst — und das ist das Wesen der Freundschaft zwischen Adrian und Sere-nus — zerschmettert.

Franz Kafka setzte sich anders als Thomas Mann mit dem Bereich des Gesellschaftlichen auseinander, aber vorbehaltlos grundsätzlich wie er. Hierin begegnen Mann und Kafka einander in gleicher Weise, wie sie keine Gemeinsamkeiten mit Čapeks Gesellschaftskritik aufweisen. Der zweisprachige Kafka sah der Übersetzung seiner Werke ins Tschechische bezeichnenderweise mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Sein Denken schien ihm der tschechischen Sprache unzuträglich zu sein. Gerade die Treue der Übersetzung stimmte ihn „äußerst voreingenommen“²⁵. Es steckt etwas Wahres in der Frage [Kautmans, der sie zu Recht verneint]: „Ist Hašeks Werk realistisch, kollektivistisch, menschnah, humanistisch, optimistisch, Kafkas Werk dagegen unrealistisch, individualistisch, esoterisch, antihumanistisch, pessimistisch“²⁶?

Bestimmte und typische Züge der deutschen und tschechischen Literatur fanden ihren reinsten Ausdruck im Werke Kafkas und dem Hašeks. Nahezu bis zur Identifikation mit dem Tschechentum treibt Hašek seinen Švejk; unerfahrbar scheint die Gesellschaftsform, in die K. als Fremdling und Landvermesser eintritt. Ähnlich verwandte Pole bilden Fürstin/Großmutter bei Božena Němcová und Schloß/K. bei Kafka. Ein schlichtes Wort öffnet der Großmutter die Tore des Schloßes und das Herz der Fürstin; fremd und verschlossen wie K. der Dorfgemeinschaft, ist diesem das Schloß. Was bei Božena Němcová reinste, beste Volksliteratur ist, wurde unter den Händen des ihr geistesverwandten Adalbert Stifter zu einer edlen Spätfrucht literarischen Genusses. Nicht die lautere Fröhlichkeit der Němcová, „ihres“ dörflichen Lebens, sondern der höchststilisierte Adel des einsam Ländlichen bestimmt die von aller Empirie strengst abgehobene literarische Wirklichkeit seiner Werke.

Kafka, auf den die tschechische Gemeinschaft zeitlebens eine nicht geringe Anziehungskraft ausübte, hat in seiner Charakteristik „kleiner Literaturen“ die Unterschiede zwischen deutscher und tschechischer Literatur bündig und

²⁵ Kafka, Franz: Briefe an Milena. Frankfurt/M. 1960, S. 22: „Morgen schicke ich Ihnen die Bemerkungen, es wird übrigens sehr wenig sein, seitenlang gar nichts, die wie selbstverständliche Wahrheit der Übersetzung ist mir, wenn ich das Selbstverständliche von mir abschüttle, immer wieder erstaunlich, kaum ein Mißverständnis, das wäre ja noch gar nicht so viel, aber immer kräftiges und entschlossenes Verstehn. Nur weiß ich nicht, ob nicht Tschechen Ihnen die Treue, das mir das Liebste an der Übersetzung ist . . . vorwerfen; mein tschechisches Sprachgefühl, ich habe auch eines, ist voll befriedigt, aber es ist äußerst voreingenommen . . .“

²⁶ Kautman, František: Franz Kafka a česká literatura [Franz Kafka und die tschech. Literatur]. In: Sborník o Liblické konferenci 1963 [Sammelband über die Liblicer Konferenz 1963]. Prag 1963, S. 39 ff., hier S. 61.

wohlmeinend zusammengefaßt²⁷ und seinen Abriß mit den überzeugenden Worten geschlossen: „Es ist schwer, sich umzustimmen, wenn man dieses nützliche fröhliche Leben in allen Gliedern gefühlt hat²⁸.“

Der Gefahr, über prägnanten Akzentuierungen einzelner Literaturen — besonders, wenn sie sich so klar voneinander absetzen wie deutsche und tschechische Prosa — den Wert der Literatur selbst zu verdunkeln, d. h. aus Akzentuierungen Wertmaßstäbe abzuleiten, sollte man mit den Schlußworten des berichterstattenden „Affens“ begegnen: „Im übrigen will ich keines Menschen Urteil, ich will nur Kenntnisse verbreiten, ich berichte nur, auch Ihnen, hohe Herren von der Akademie, habe ich nur berichtet²⁹.“

Die Sprache

a. Die Eindeutigkeit des „Foltýn“. Die Tragödie Leverkühns weitet sich im Faustus-Roman im gleichen Maße wie sie eine persönliche Tragödie ist, zu der einer ganzen Gesellschaft aus. Im Gegensatz dazu vollendet die Gesellschaft die persönliche Tragödie Foltýns, um sich in ihren vollen Rechten wiederherzustellen und zu bestätigen. War Foltýn auch anti-gesellschaftlich in seinem Wesen wie Leverkühn, so doch nicht deren Ausdruck wie jener. Foltýn ist kein „Held“; es sind dies die Fakten, die ihn vernichten und von Čapek mit gerichtsmäßiger Akkuratease aufgereiht werden: „Čapek ordnet im Foltýn-Roman seine Gestalten einem einzigen und einigenden Prinzip unter: die Fakten sehen, irgendwie über ihnen stehen und außerhalb von ihnen . . . Allein Fakten. Geschehnis nach Geschehnis, die das Angesicht des Menschen immer unzweifelhafter enthüllen³⁰.“ Allein die lebendige Sprache der verschiedenartigen Zeugen vermag die literarische Chiffre Foltýn mit einem Hauch von Leben zu erfüllen.

Die Bürde, die die Sprache somit zu tragen hat, ist im „Foltýn“ selten schwer. Der epische Fluß, der nie sonderlich reißend in Čapeks Werken

²⁷ Kafkas Aufriß ist weit entfernt von einer bloßen Apologie. Aus ihm geht vielmehr auch nebenbei hervor, warum K. selbst es vorzog, ein deutscher Schriftsteller in Prag zu sein. An all dem, was er als positive Seiten einer kleinen Literatur aufzählt, mangelt es ihm: an unmittelbarer Lebendigkeit, Fröhlichkeit, Gebundenheit im Nationalen . . . Daß diese — im Sinne einer romantischen Sprach- und Literaturkritik vielgescholtenen — „Mängel“, typisch für die Prager deutsche Literatur, äußerst fruchtbar wirken können, beweist die Tatsache, daß aus dem Kreise von nur 30 000 deutschsprachigen Pragern innerhalb weniger Jahrzehnte u. a. ein Rilke, Werfel, Kafka hervorgehen konnten.

²⁸ Kafka: Über die Literatur 182. — Ders.: Briefe an Milena 22: „Ich habe niemals unter deutschem Volk gelebt, Deutsch ist meine Muttersprache und deshalb mir natürlich, aber das Tschechische ist mir viel herzlicher . . .“ S. 49: „Nechápu [ich verstehe nicht]. Ein fremdartiges Wort im Tschechischen, und gar in Ihrer Sprache, es ist so streng, teilnahmslos, kaltäugig, sparsam und vor allem nußknackerhaft . . .“

²⁹ Kafka, Franz: Ein Bericht für eine Akademie. In: ER. Frankfurt/M. 1965, S. 96.

³⁰ Klíma, Ivan: Karel Čapek. Prag 1962, hier S. 143.

strömte³¹, droht im „Foltýn“ völlig zu versiegen. Hieraus entspringt die sonderbare Eigenartigkeit des „Foltýn“, die sich im Erstaunen der Kritik niederschlug. „Nahezu puritanisch streng“³² wirkte auf Arne Novák der Roman und Helena Koželuhová sagt von ihm: „Eine Sache ohne Beziehung zum Geschehen auf der Erde, individualistisch und psychologisch. Die Wahl fiel Čapek nicht leicht und die ganze Thematik war ihm fremd. Er mußte neue Wege suchen, doch tat er es ohne Verve und Freude . . .“³³. Harkins schreibt von Foltýn: „Čapek holds that true art cannot be based on self-expression. But in fact Foltýn is no illustration of this view, for *he has no personality of his own to express*“³⁴. Für Klíma ist es ein Werk des „Umbruchs“, dessen Handlung schroff absticht „in der Reihe der letzten Werke Čapeks mit weitaus schwerwiegenderer gesellschaftlicher Thematik . . . Nur schwer trennte er sich von seinem Glauben an die Überordnung der Fakten, mit seiner Sorge, die Menschen könnten in der Voreingenommenheit und Allgemeinheit ihrer Gerichte dem Menschen ein Leid zufügen. — Doch er trennte sich“³⁵. Es war dies ein Entschluß von großer Tragweite für die Romankunst Čapeks. Was sie zuvor ausgezeichnet hatte, „die Vielfalt latenter Möglichkeiten“³⁶, die in ihren Gestalten steckte, eben dies verkehrt sich ins Gegenteil: Bedřich Foltýn wurde zur latenten Unmöglichkeit. Ad absurdum führt Čapek im „Foltýn“ die Möglichkeit der Kunst, in ästhetisierender Freiheit des „Künstlers“ ethischen Ansprüchen von Zeit und Gesellschaft zu entgehen. „Der Roman über das Leben der Kunst ist zugleich ein Roman über die Kunst im Leben . . . Gerade sie [Kunst und Literatur] mußten in der Situation nach München den entscheidenden Platz im nationalen Leben einnehmen, sie mußten der Bereich sein, der die vorhandenen Kräfte zu ordnen hatte. Aus dieser Vorstellung ergab sich auch seine [Čapeks] Konzeption von Kultur überhaupt: in ihr war kein Platz für das Pseudo-Leben, Pseudo-Werk und den Pseudo-Komponisten Foltýn, nicht einmal für Adrian Leverkühn, sondern für Felix Krull“³⁷.

Eine literarische Kampfschrift beschloß Čapeks Romanwerk. Mit einem Aufruf an die bedrohte Gesellschaft, in die seine Kunst eingebettet war, suchte er der Funktion des Schriftstellers gerecht zu werden. Foltýn: das heißt der Untergang der Gemeinschaft. Mit Foltýns Tod identifiziert sich Čapek

³¹ Kundera, Milan: *Umění románu* [Die Kunst des Romans]. Prag 1960, S. 181: „Durch virtuose Kenntnis der Psychologie und eine verblüffende Fähigkeit, sie mit beredten Worte in natürlichem und flüssigem inneren Monolog auszudrücken, ersetzte Čapek die schwächliche Epik seiner Romane.“

³² „Mit zeitweilig puritanischer Strenge . . .“, Arne Novák in den *Lidové noviny* [Volkszeitung] vom 12. 3. 1939, S. 9.

³³ Koželuhová, H.: *Čapci očima rodiny* [Die Brüder Čapek mit Familien-Augen]. Hamburg 1961, hier Heft 3, S. 52.

³⁴ Harkins 157; im Original betont.

³⁵ Klíma 142, 143.

³⁶ Kundera 93.

³⁷ Matuška, A.: *Člověk proti zkáze, pokus o Karla Čapka* [Mensch gegen das Verderben, ein Versuch über Karel Čapek]. Prag 1963, hier S. 186.

gegen ihn, mit den Ansprüchen der Gesellschaft. Er bezieht Position, so eindeutig, daß Gefahr droht, über dem Postulat der Kunst diese selbst zu verlieren.

b. Die Vieldeutigkeit des „Doktor Faustus“. Den umgekehrten Weg ging Thomas Mann. Bedřich Foltýn ist krank³⁸, die Gesellschaft ist gesund und diese siegt — im literarischen Postulat. Thomas Mann gibt demgegenüber die literarische Analyse eines Unterganges. Weder mit noch gegen Leverkühn identifiziert er sich; ein unzerstörbarer, wechselseitiger Bezug verbindet Leverkühn mit der Gesellschaft. Leverkühn, Faustus, Deutschland sind Identitäten³⁹. Diese Bezüge wiederum verbindet mit dem gesamten Geschehen des Romans das Medium der Ironie, die im Faustus-Roman förmlich die eigenen Möglichkeiten erprobt, ganz im Sinne von Adrians Teufel, der feststellt: „Die Leidenschaft des Christen da für die Musik ist wahre Passion, als welche nämlich Erkenntnis und Verfallenheit ist in einem. Wahre Leidenschaft gibt es nur im Ambigüen und als Ironie . . .“ (329).

Selbst im Verhältnis von Adrian zu Serenus vertauschen sich die Rollen ständig: der Humanist Zeitblom antwortet Leverkühn mit der unbeirrbaren Inbrunst des Predigers, sein Freund benutzt einen burschikos-intellektuellen Jargon, wenn er „wie [im Orig. betont] ein Theolog“ spricht⁴⁰. Zeitweilig droht die kunstvolle Sprachkultur Thomas Manns in künstliche Sprachironie zu entgleiten: „. . . die Bel-Etage des von ihm erbauten herrschaftlichen Mietshauses, unter deren Fenstern, in wohl reguliertem Bett, die Isar ihr unverdorbenes Bergwasserrauschen betrieb.“ (556)⁴¹

³⁸ Siehe Harkins 157.

³⁹ Wie äußerst problematisch solcherlei Gleichsetzungen sind, beweist Th. Manns Rede vom 6. Juni 1945 über „Deutschland und die Deutschen“. Die Rede kann als eine Zusammenfassung der historisch-politischen Gedankengänge gelten, die im „Doktor Faustus“ gestaltet sind. Kennzeichnend für die Rede ist die Charakteristik Martin Luthers und die Gleichsetzungen, die er verkraften muß: „das Deutsche in Reinkultur, das Separatistisch-Antirömische, Anti-Europäische“ (S. 13). Lutherum und Deutschtum, anti-römisch bzw. -katholisch und separatistisch, anti-europäisch und deutsch und lutherisch, all dies dürfte kaum jemals identisch gewesen sein, sein oder werden. Anti-europäisch ist die vollendete Gleichschaltung, nicht die Reformation, eine lt. Mann angeblich „nationalistische“ (S. 17, betont) Freiheitsbewegung, „wie später die Erhebung gegen Napoleon“ (S. 17).

⁴⁰ S. 254: Adrian über den Bräutigam seiner Schwester: „Gute Augen, sagte er, gute Rasse, ein braver, intakter, sauberer Mann. Er durfte um sie werben, durfte sie anschauen, ihrer zu begehren — sie zum christlichen Weib zu begehren, wie wir Theologen sagen, mit berechtigtem Stolz darauf, daß wir dem Teufel die fleischliche Vermischung weggepascht haben, indem wir ein Sakrament, das Sakrament der christlichen Ehe draus machten. Sehr komisch eigentlich, die Kaperung des Natürlich-Sündhaften für das Sakrosankte durch die bloße Voranstellung des Wortes christlich . . .“

Serenus dazu: „Man gerät“, sagte ich unbeirrt, „damit in die Rolle des Verneiners der Werke, man wird zum Anwalt des Nichts. Wer an den Teufel glaubt, der gehört ihm schon.“

Leverkühn dazu: „Du verstehst keinen Spaß. Ich habe doch als Theolog und also notwendig WIE ein Theolog gesprochen.“

⁴¹ Ähnlich gewaltsam klingt zuweilen Adrians altdeutsch-tümelnde Abschiedsrede in

Die Sprache Manns ist ein hochgezüchtetes Präzisionsinstrument, ihre eigentliche Leidenschaft die ironische Doppeldeutigkeit. Diesem ihrem Charakterzug scheint sie im „Doktor Faustus“ verfallen zu sein, d. h. das Medium der Ironie droht stets in den Anspruch umzuschlagen, in sich das Wesen von Kunst nicht nur zu umgreifen, sondern darüberhinaus zu sein. Umgekehrt die Sprache Čapeks: von einem bis in die sprachliche Einzelheit hinab wirkenden strengen, unspielerischen ethischen Impuls ergriffen, mündet das irdische Gericht über Foltýn in bekenntnishafte Enge ein⁴², die der Kunst unerträglich zu werden droht, denn auch im Gleichnis darf sich Kunst nicht selbst zur Religion machen. Sie versündigte sich gegenüber den eigenen Gesetzesschränken ebenso, wie Foltýn schuldig wird an ihnen, wenn er sie in seinem individuellen Anspruch ertrinken läßt. Im Gleichnis von religiöser und künstlerischer Schöpfung zu Ende des „Foltýn“ und dem beschwörenden Ausruf: „Unterteile, unterteile! Schaffen heißt untergliedern und stets, stets endgültige und feste Grenzen im Stoff gestalten, der unendlich ist und ohne Maß (138)... Dein Dienst an den Dingen ist ein Gottesdienst (142)“ rüttelt Čapek an den Grenzen dessen, was zugleich zu binden und zu fordern dem Künstler gegeben ist.

c. *Umbruch/přelom*. Von dem aristokratischen, versubstantivierten Deutsch Manns hebt sich die klare, unkomplizierte, „glockenreine“ (A. Novák) Volkssprache Čapeks streng ab. In einer produktiven Naivität, die der von Serenus Zeitblom, „der zur Kunst noch die althumanistische Hingebung besitzt“⁴³, nicht unähnlich ist, bleibt die Möglichkeit der Kunst in der heutigen Welt gegeben und wird nicht erfragt; das Individuum Bedřich Foltýn noch vermag seine Schuld voll abzubüßen. Wie selbstverständlich mündet der Roman — gemäß dem Zeugnis von Olga Scheinpflugová-Čapková — in Erwachen und Untergang, d. h. in die Läuterung von Foltýn ein. Helfen, nicht erlösen wollen, diesem Wahlspruch folgte Čapek noch im letzten Roman. „Du kannst die Welt nicht erlösen, denn du willst der Welt helfen“, schrieb er schon programmatisch in seinem Buch „Über öffentliche Dinge“⁴⁴.

Ohne Lärm, mit leiser Absichtlichkeit pflegt Čapek zu wecken. Für die Zeitung verfaßte er die unauffällig-klugen, beliebten „Povídky z jedné a druhé kapsy“ [Geschichten aus der einen und anderen Tasche]⁴⁵; dem Feuilleton

den Wahnsinn, was wohl die Fragwürdigkeit der Entwicklungslinie von Deutsch über Alt- bis Urdeutsch gleich progressiv wider den klaren Geist unterstreicht.

⁴² Foltýn 137 ff.

⁴³ Lukács, Georg: Thomas Mann. Berlin 1949, S. 78.

⁴⁴ Tschech. Titel: O věcech obecných čili Zoon politicon [Über öffentliche Dinge oder Zoon politikon]. Prag 1932, S. 68.

Černý, Václav: Poslední Čapkovo tvůrčí období a jeho demokratický humanismus [Die letzte Schaffensperiode von Čapek und ihr demokratischer Humanismus]. Kritický měsíčník (1939) 49—56, hier S. 55.

⁴⁵ Wellék: K. Čapek 57: „They [Povídky . . .] are all genuinely concerned with problems of truth and justice, though they seem to be written only for excitement and amusement.“

gehören seine Reiseberichte an⁴⁶. Auch Dramen und Romane weisen einen starken feuilletonistischen Einschlag auf. „Er schreibt nicht [*deutsch*], sondern [*französisch*], beschwingt, lässig, wie mit der linken Hand und fast im Vorübergehen“⁴⁷.

Der Problematik im „Foltýn“ war ein solches zartes literarisches Gewebe nicht gemäß. Trotzdem wurde Čapek deshalb seiner Berufung als ein echter Volks-Schriftsteller nicht untreu. Aufrufen und warnen hieß es für ihn in der veränderten Lage. Immun zu machen, nicht zu dämonisieren und zu identifizieren, zu entmythologisieren trachtete er sein Volk und die dunklen Kräfte der Zeit.

Individuum und Gesellschaft

a. *Das Individuum in Kunst und Gesellschaft im „Foltýn“.* „Kein Stein ist ein bloßer Stein; er ist eine Waffe, ein Grenzstein, eine Hauswand, der Stein des Anstoßes, eine künftige Säule, — alles, was du aus ihm machst. Der Tiger ist kein bloßer Tiger; er ist ein Junges, ein Vater, ein Pelz, der Gott des Waldes oder ein Abenteuer im Dschungel . . . alles ist vielseitig und vielversprechend, voller Möglichkeiten und Schlüssel. Adam, Schuld ist in deinen Augen; aus meinem Tiger hast du ein bloßes Tier gemacht, aus meinem Stoff bloßen Materialismus, aus meiner Wirklichkeit bloßen Realismus . . .“⁴⁸.

Čapeks relativistische Weltanschauung — „er vermenschlichte Gott und vergötterte den Menschen nicht“⁴⁹ — tritt am deutlichsten hervor in seiner Sicht des Menschen. „Es war das eine große Sache, Mensch zu sein. Es war das etwas Unendliches. In mir schwirrt ein millionenfaches Bewußtsein wie in einem Bienenstock. Millionen Seelen kommen in mich geflogen“⁵⁰. Ein ganz ähnlicher Geist beherrscht den dritten Roman der Trilogie: „Obyčejný život“ [Ein gewöhnliches Leben]. Der Mensch, den Čapek verherrlicht, ist der Mensch der Gemeinschaft, geistiger wie empirischer, der Gemeinschaft schlechthin, er *ist* Gemeinschaft. An die Leute, nicht an das Individuum glaubt Čapek: „Am Ende glaubt man schließlich aus Mangel an etwas Vollenderem einfach an die Leute“⁵¹. Aber nicht den entpersönlichten Menschen des kritiklos Alltäglichen will Čapek damit aufwerten, wie es die Kritik Šalda nahelegt⁵²; vielmehr gilt für ihn voll und ganz, was Wellek von Čapeks

⁴⁶ Cigánek, Jan: Zmenšený svět povídek [Die verkleinerte Welt der Erzählungen]. Nachwort zur Ausgabe von K. Čapeks „Povídky . . .“. Prag 1958, S. 332: „... er [K. Č.] fährt nicht in fremde Länder, um ihr unbekanntes, exotisches, noch nicht publiziertes Gesicht zu entdecken. Er spricht in der Regel von dem, was in den Erdkunde-Büchern gleich im Vorwort steht.

Er betrachtet ‚von neuem‘ die alte Kunst in den italienischen Städten, den Hyde Park in London, die Stierkämpfe in Spanien, Holzschuhe und Rembrandt in Holland . . .“

⁴⁷ Matuška 71.

⁴⁸ Karel Čapek: Kritika slov [Wortkritik]. Prag 1929. Pouhost S. 48.

⁴⁹ Matuška 66.

⁵⁰ Karel Čapek: Rossum's Universal Robots. Prag 1957, S. 163.

⁵¹ Čapek: O věcech obecných 68.

⁵² Šalda, F. X.: Karel Čapek, novinář politický a sociální [K. Č., politischer und

philosophischem Mentor sagt: „In spite of his rejection of liberalism and his profound disgust with anarchy, Masaryk remained an individualist . . . Man, individual man, moral, free, was Masaryk's ideal“⁵³.

Der literarische Kult des „kleinen“ Mannes steht hiermit nicht in Widerspruch. Er bedeutet, daß es Čapek nicht nur darum ging, auf die Wirklichkeit um sich herum zu antworten, sondern darüber hinaus selbst einen Teil dieser Wirklichkeit zu schreiben. Der kleine Mann wird nicht zum Gegenpol des großen: Größe erscheint als ein integrierender Bestandteil eines „kleinen“ Lebens. Die Maßstäbe eines jeden Lebens bleiben die gleichen. Čapek verwischt sie nicht und vermeidet so die Gefahr, das unendlich vielschichtig begriffene Leben im bloß Unbestimmbaren zerfließen zu lassen⁵⁴. Maßstablosigkeit ist es, die er als Todsünde wider das Leben bestimmt und an der Gestalt des besonders gefährdeten Künstlers im „Foltýn“ zu geißeln übernimmt, so scharf, daß er nicht zurückschreckt, das selbstgesteckte Maß des Relativismus zu zerbrechen⁵⁵. Höher als die Person Foltýns, der dies nicht (an-)erkennt und deshalb als Künstler versagt, „unendlicher“ als er sind die Gesetze der Kunst⁵⁶. „If we consider him [F] rather as a symbol [instead of accepting him as a realistic figure] . . . he is an emphatic illustration of the truth that expression of self leads the artist into a vicious circle for self, taken apart from society, is sterile. The doctrine of self-expression is pure egoism; the personality which could assert such a theory would be incapable of creating, if only it would be unable to get outside itself long enough to apprehend the world about it“⁵⁷. So lautet die Größe der Fakten, die Foltýn verderben und zu der im Romanwerk Čapeks einmalig dastehenden Wende führen: die Suche nach Wahrheit, die vormals im Čapekschen Werk der Welt des Menschen, sogar gerade in dessen alltäglicher Erscheinung, den Glanz der Wahrhaftigkeit verlieh, die im Drama „Matka“ [Die Mutter] schon die Bereitschaft zur tragischen Entscheidung erweckte, wendet sich unmißverständlich gegen den

sozialer Journalist]. Im Sammelwerk: O umění [Über Kunst]. Prag 1955, S. 462 ff., hier S. 465: „So viel Geschrei um solch ein mieses Omelett.“

⁵³ Wellek: Masaryk's philosophy 65.

⁵⁴ Kundera 75: „Der introspektive Roman gelangte schließlich zu einem erstaunlichen Paradox, das auch gut unser Karel Čapek kannte: Über der Jagd nach Erkenntnis des Individuums offenbarte sich ihm das Individuum als vieldeutig, in sich unendlich, unbestimmt, undefinierbar, bis es ihm zuguterletzt ganz in alle Windrichtungen entglitt.“ — Dazu auch: Onoda, Isao: Pokus o hodnocení „Trilogie“ Carla Čapka [Versuch einer Würdigung von K. Čapeks „Trilogie“]. Dipl. práce fil. fak. K. U. Prag 1965, S. 17.

⁵⁵ „Yet relativism of viewpoint is not the final word here.“ Harkins 155 (über den Foltýn-Roman).

⁵⁶ Harkins 158: „Čapek's emphasis on form is classicist and not romantic. He rejects the subjective accretions which romanticism attached to this analogy of divine creativity, such as the metaphor of the poet as God's representative or of the poet a ‚god‘ himself. For Čapek art is labor, discipline, technique, observation. Humility and personal devotion to art are the primary qualities necessary for the artist, not genius and inspiration . . .“

⁵⁷ Harkins 158.

Menschen Bedřich Foltýn. Keine Kraft — wie sie Leverkühn aus teuflischer Erwähltheit zufließt — quillt Foltýn zu aus seinem Romantizismus; als ein schlichtes, aber verderbenbringendes Hirngespinnst entmenscht dieser ihn. Während Adrian Leverkühn die intim-menschliche Sphäre schicksalhaft verschlossen bleibt und dies wie ein Fluch über ihm lastet, gelingt es Foltýn nur, Frau, Geld, Bürgerlichkeit, kurz Normalität, zu erlangen, um auch hierin, im Ordnungsgefüge der organisierten Gesellschaft völlig zu versagen. Faustus-Leverkühn ist alles: Theologe, Psychologe (siehe S. 254 ff.), ist hochgebildet und ist vor allem ein Künstler; Bedřich Foltýn ist ein Nichts. Allein den Ansprüchen, die er stellt, hält seine Nichtigkeit die Waage.

Mit dem „Todesurteil“ über Foltýn wehrt Čapek den Verfall von Einzelmensch und Gesellschaft in revolutionäre Einheit ab. Čapek „fürchtete sich vor lauten Phrasen und Schlagworten, fürchtete die dämonischen Verkünder moralischer Umstürze und fürchtete auch die Revolution. Alles wuchs ihm zu übermenschlichen Konturen heran — Zivilisation und Technik, Politik und revolutionäre Gerechtigkeit. Dies war jedoch keine Feigheit, . . . sondern vielmehr Ausdruck einer großen und ein wenig ratlosen Liebe zu ihnen [d. i. zu den gewöhnlichen Einzelmenschen]⁵⁸.“

b. *Das Individuum in Kunst und Gesellschaft im „Faustus“*. Unähnlich Čapek behandelte Thomas Mann im Faustus-Roman etwas, das er bereits als historischen Tatbestand empfand. Während Čapek unter dem Eindruck drohender Gefahr für eine Gemeinschaft schrieb, die er zu retten aufrief, trachtete Mann im Kriege die den Dämonen verfallene Gesellschaft zu analysieren und die Gründe ihres Hanges zur Selbstzerstörung aufzuzeigen. Er schrieb von der Gesellschaft. Ausdruck dessen ist Serenus Zeitblom, der Adrian Leverkühn als Freund ergeben war und, als Handelnder paralysiert, allein in seinen Aufzeichnungen imstande ist, sich vom Grauen, von der Dämonie der Zeit zu befreien. Seiner stillen und naiven humanistischen Leidenschaftlichkeit verdankt er den Abstand von der dämonisierten Gesellschaft, d. h. die Gnade, in ihrem Schoße lebend noch Kunst schaffen zu dürfen. Und doch ist er nicht weniger gefährdet als es der im Kern der Tragödie hausende Freund war. Wie dieser den Dämon mit der Gesellschaft teilte, deren Repräsentant war und gerade deshalb auch den barbarischen Kräften des Ungeordneten ausgeliefert, droht Serenus Zeitblom von der ins Grenzenlose ausgreifenden Dynamik einer revolutionären Gesellschaft erfaßt und in seiner unzeitgemäß stillen Klausur zerschmettert zu werden. — Die gleiche Gesellschaft ist es andererseits, die dem liebenswert angestaubten Akademiker-Dasein des Dr. phil. Zeitblom Stoff und Antrieb liefert für ein Kunstwerk. So bedroht und ermöglicht der Geist des Dämons die Kunst, ja, er ist sie und ist ihr Untergang.

Schroffe Absage bei Čapek und todesmutige Umarmung bei Mann⁵⁹ deu-

⁵⁸ Cigánek 312.

⁵⁹ Mann: Deutschland 28 f.: „Goethe hat die lakonische Definition gegeben, das Klassische sei das Gesunde und das Romantische das Kranke. Eine schmerzliche Aufstellung für den, der die Romantik liebt bis in ihre Sünden und Laster hinein.“

ten die miteinander unvereinbaren Positionen der beiden Schriftsteller an. Im Faustus-Roman sind beides, reine Unschuld wie höchstes Bewußtsein eigener Schuld einander verfallen in Kunst. Tragisch deutlich tritt dies zutage am Verhältnis des kleinen Nepomuk („Echo“) zu seinem Onkel⁶⁰, im Kleide der Ironie an dem hingebungsvoll-naiven, stillen Künstlertum des Serenus im Vergleich zu dem des Freundes.

c. *Bedřich Foltýn — Faustus/Leverkübn, S. Zeitblom.* Der Untergang von Freund und Vaterland im „Doktor Faustus“ ist ein über das Geschehen verhängtes tragisches Ereignis. Čapeks beschwörende Formel „odděluji!“ [Unterteile] liegt dem ganzen Foltýn-Roman zugrunde, denn in Wahrheit fordert Čapek unablässig, zwischen Foltýn und Kunst, zwischen Foltýn und der ganzen Welt um ihn herum zu unterscheiden, zu scheiden. Der Untergang der symbolträchtigen Chiffre Foltýn kommt deshalb einem Sieg seines Gegenübers gleich; und dies ist alles, Foltýn ist nichts, denn er ist ohne Wahrheit. In seinem Untergang siegt die lebendige Persönlichkeit; ohne Tragik geschieht das Opfer seiner „Person“. Nie versucht Čapek — wie Mann es konsequent erreicht — Verworfenheit und Schönheit im Kern voneinander abhängig zu machen. Keinen Teufel, nur dessen Pferdefuß besitzt Foltýn. Bei Mann ist es der Teufel, der das romantische Bild von Kunst und Künstler zerreißt⁶¹ und im gleichen Atemzug verkündet⁶² und damit die Verfallenheit des Künstlers an das Prinzip des Teuflischen verkündet: je mehr der Mensch Künstler ist, je vollendeter er der Kunst, dem menschlichen Schöpfungsakt von Schönheit, teilhaftig wird, umso rettungsloser liefert ihn das den dunklen Mächten der Barbarei aus. Zu existieren vermag er in diesem Dilemma allenfalls in der ironisch-zerbrechlichen Schweben, sei es zwischen Barbarei und höchstem Bewußtsein bei Adrian oder zwischen blutlosem Intellektualismus und stiller Gläubigkeit bei Serenus⁶³.

⁶⁰ Faustus 634: „Es zog ihn [Nepomuk] sehr zu diesem [Adrian], schon als ich ihn kennenlernte, nur vierzehn Tage nach seiner Ankunft, war deutlich, daß er an Adrian ausnehmend hing und nach seiner Gesellschaft strebte . . .“ S. 641: „Sie selbst [Adrian angesprochen] könnten besser ausschauen, Verehrter. Hängen wohl arg an dem Buberl?“ S. 646: „Welche Schuld, welche Sünde, welch ein Verbrechen . . . , daß wir ihn kommen ließen, daß ich ihn in meine Nähe ließ, daß ich meine Augen an ihm weidete! Du mußt wissen, Kinder sind aus zartem Stoff, sie sind gar leicht für giftige Einflüsse empfänglich . . .“ [Adrian].

⁶¹ Es ist Adrians Teufel (!), der spricht: „Seit die Kultur vom Kultus abgefallen ist und aus sich selber einen gemacht hat, ist sie denn auch nichts anderes mehr als ein Abfall, und alle Welt ist ihrer nach bloßen fünfhundert Jahren so müd und satt, als wenn sie's — *salva venia* — mit eisernen Kochkesseln gefressen hätt . . .“, S. 331 f. Der gleiche Teufel sagt von sich: „Wenn er etwas haßt, wenn ihm in aller Welt etwas konträr ist, so ist es die zersetzende Kritik. Was er will und spendet, das ist gerade das triumphierende Über-sie-hinaus-Sein, die prangende Unbedenklichkeit!“ (S. 322).

⁶² Teufel: „Und heile Größe! Wenn ich davon nur höre! Glaubst du an so was, an ein Ingenium, das gar nichts mit der Hölle zu tun hat? Non datur! Der Künstler ist der Bruder des Verbrechers und des Verrückten . . .“ (S. 321 f.).

⁶³ Weil Adrian und Serenus diese Position teilen, deshalb sprach Th. Mann in der

Im Aushalten *und* schließlichen Versagen beweist Faustus-Leverkühn den unerhörten Grad seiner Kraft und seines Ausgeliefertseins, beweist er sich als ein „Held“^{63a}.

Čapeks Foltýn versagt, weil er nicht aushält; er erfährt Freundschaft, Liebe, die Anforderungen von Schule, Ehe . . . Ein Leben lang wähnt er, die Kunst zu verfolgen. Er versagt, denn er verfälscht: Freundschaft, Liebe, Ehe . . . sind ihm ein Mittel zum Zwecke, der Kunst zu leben. Über dieser vollkommenen Zweckhaftigkeit seines Denkens, Fühlens, Trachtens wird auch die Kunst zum Zweck: die innere Hohlheit seiner Existenz zu vertuschen.

Kunst ist für Čapek Leben; er kennt — oder anerkennt — nicht die von Mann vertretene Beziehung von Kunst und Leben als einer Beziehung in Tragik. Im Leben „selbst“, das sich mit keinem sametten Künstler-Umhang verbrämt, mit keinem Pseudonym „Beda Folten“ panzert, auf den großbürgerlichen Teekult Foltýns verzichtet, in einem solchen „kleinen“ Leben entdeckt Čapek Poesie, Größe. Wo sie verhöhnt wird — in Foltýnschem Streben —, dort greift Čapek zu den schärfsten Waffen der Kritik. Aus dem Anspruch Foltýns an das Leben, dessen Formen Liebe, Freundschaft . . . heißen, die die Gesellschaft in irdischen Gefäßen wie Beruf, Ehe . . . aufzufangen, zu binden und zu pflegen trachtet, aus seinem innersten Bestreben, solches nicht als Gesetze seines irdischen Lebens anzuerkennen, geschweige denn sie zu erfüllen, erwächst im Čapekschen Werk die extreme Position und Gestalt eines Foltýn: des Anti-Helden.

Bereits in den frühen zwanziger Jahren — in seinem Werk über den Pragmatismus — verwarf Čapek den Anspruch auf romantische Innerlichkeit. „Der Mensch, der im Walde herumirrt oder sich unter Menschen begibt, ist in einem dramatischeren und aktuelleren Sinn ‚ich‘ als der, der von innen die Wände seines Persönlichkeits-Häuschens beleuchtet“⁶⁴. In den „Italské listy“ [Italienische Aufzeichnungen] beschrieb er den Eindruck, den die Kunstwerke Italiens auf ihn machten und zog seine Schlüsse: „Eine Persönlichkeit sein, die durch jeden Zoll ihres Werkes unverkennbar und einzigartig Zeugnis ablegt und zugleich die lasterhafte Persönlichkeit, liederliche Originalität und den schamlosen Anspruch unterdrückt, nur durch sich selbst zu sich ge-

„Entstehung des Doktor Faustus“ vom „Geheimnis ihrer Identität“ (S. 66). Nur das *wie* ihrer Position unterscheidet sich: der aktiven Leverkühns, der sich im Bewußtsein rettungsloser Verfallenheit^{63a} der Dämonie der Musik hingegeben hat, steht die passive Zeitbloms gegenüber. Nur dem äußeren Anstoß durch seine von Dämonen getriebene Zeit verdankt Zeitblom die einmalige Kraft zum Kunstwerk.

^{63a} „Ist es nicht komisch, daß die Musik sich eine Zeitlang als ein Erlösungsmittel empfand, während sie doch selbst, wie alle Kunst, der Erlösung bedarf, nämlich aus einer feierlichen Isolierung, die die Frucht der Kultur-Emanzipation, der Erhebung der Kultur zum Religionsersatz war, — aus dem Alleinsein mit einer Bildungselite, Publikum genannt, die es bald nicht mehr geben wird, die es schon nicht mehr gibt, so daß also die Kunst bald völlig allein, zum Absterben allein sein wird, es sei denn, sie fände den Weg zum Volk d. h., um es unromantisch zu sagen: zu den Menschen?“ (S. 438).

⁶⁴ Čapek: Pragmatismus 79.

kommen zu sein⁶⁵.“ Den eigenen Begriff von Größe umreißt Čapek folgendermaßen: „... Ein heroischer Entschluß ist es, ein gewöhnlicher Mensch zu werden. Ein gewöhnlicher Mensch ist ein Geschöpf, das seine normalen Sinne gebraucht, das die alltägliche Erfahrung unvermittelt bewegt, das gewöhnliche Mitgefühl und andere geistig-seelische Antriebe, die man nicht dutzendhaft nennen kann, da sie millionenfach vorkommen; dieser gewöhnliche Mensch lebt demnach im Unterschied zu gewöhnlichen Wesen in einer unendlich vielgestaltigen Welt, denn diese Welt ist objektiv und episch... Fürchte nicht, dein ‚Ich‘ zu verlieren, wende deine Aufmerksamkeit mehr dem zu, was ist, als dem, was du bist⁶⁶.“ Mit der romantischen Verherrlichung des ungewöhnlichen Einzelmenschen hat das unscheinbare Gemeinschaftsleben, das Čapek hier poetisiert, haben seine „Leute“ gemeinsam, daß sie ebenso romantisch konzipiert sind. Als eigentliche Stärke Čapeks kann keineswegs seine Neigung gelten, die zentrale Figur eines Helden in seinen Werken kaum zuzulassen; wo dies so ist, etwa in der berühmt gewordenen sog. Trilogie, liegt die Stärke Čapeks vielmehr begründet in der unablässigen Frage nach Wahrheit. *Hordubal* (1. Roman der Trilogie) und der stille Held des *Gewöhnlichen Lebens* (3. Roman), noch eindeutiger der bewußtlos-stumme Flieger, der — fremd wie ein aus unendlicher Ferne gesandter Komet (Povětroň — 2. Roman) — auf dem Seziertisch des wahrheitssuchenden Čapek landet, all diese Gestalten verzichten auf eine hervorstechende Persönlichkeit um der unendlichen Frage nach der Wahrheit willen. Čapek löst diese Frage nicht von der nach der Persönlichkeit ab, aber es geht ihm um die Persönlichkeit des Lesers. Am Leser modelliert er seine Gestalten. Keine seiner Gestalten fordert ein Leben wider den Leser⁶⁷.

Das unmittelbare gemeinsame Erleben von Autor und Leser, von dem Kafka sprach, scheint hier erreicht.

Auch Foltýn, über den im letzten Roman Čapeks unablässig gesprochen wird, ohne daß es nötig wäre, die Wahrheit über ihn zu erfragen, führt kein Leben „wider“ den Leser. Keinen Serenus Zeitblom oder gar Adrian Leverkühn erschafft Čapek. Unüberbrückbar ist die Entfernung vom nichtswürdigen, sozusagen Pseudo-Pseudonym, Beda Folten zum lebendigen Namenssymbol Faustus. Keine Krankheit zum Schöpferischen, zum Höchst-Menschlichen hat Foltýn befallen. Über ihn hinweg spricht Čapek mit seinem Leser, vor allem dem Schriftsteller, denn er spricht mit dem Leser über einen hinweg, der sich an der Kunst versündigte und mit Unfruchtbarkeit geschlagen wurde. Foltýn ist kein Anti-Held im Sinne Švejsk; er ist ein bloßes Negativum. Heißt bei Thomas Mann ausscheiden aus dem „normalen“ Leben der menschlichen Gemeinschaft: der Dämonie anheimfallen, die auch eine produktive

⁶⁵ Matuška 88.

⁶⁶ Čapek: Pragmatismus 78 f.

⁶⁷ Über den Roman „Ein gewöhnliches Leben“ schreibt Onoda: „Das Leben dieses gewöhnlichen Helden ist wie eine Menge Mensch“ (S. 48) — „kein Held existiert“ (S. 46) — „Wenn es hier irgendeinen Haupthelden gibt, so ist es niemand anders als der Leser selbst.“ (S. 48).

ist, so bei Čapek: in erbärmliche Sinnlosigkeit verfallen. Im „Foltýn“ tat Čapek das Letzte für die Gemeinschaft, für die er schrieb, was ihm zu tun übrig blieb. Er forderte Charakter, Persönlichkeit von seinesgleichen.

Mann ging es im Faustus-Roman um das Problem von Kunst und Gesellschaft in unserer Zeit und folglich „lebt“ beides, Kunst wie Gesellschaft, in der Romanwirklichkeit. Vollgültige Menschen sind Adrian Leverkühn und sein Freund, der bürgerliche Studienrat.

Čapek ging es im Foltýn-Roman um die Wirklichkeit seines Volkes, dem er seinen geistigen Schutz bot. *Nicht* zu leben wie Foltýn, hierzu rief er auf. Foltýn lebt nicht; der Aufruf ging gegen ihn. Ein — literarischer — Aufruf, nicht mehr und nicht weniger, ist der Foltýn-Roman.

Kunst — Ethos — Wirklichkeit

Während im Roman Thomas Manns die Kunst Adrian Leverkühns ein Eigenleben besitzt, drängt Čapek die Kunst in die äußerste Enge einer vollkommen dienenden Funktion. Auch der Foltýn-Roman behandelt die Problematik moderner Kunst, aber nur als einen Einzelaspekt des Foltýnschen Lebens. Es ist bezeichnend, daß allein der exakte Naturwissenschaftler „Dr. V. B.“ die Problematik moderner Kunst von der Problematik der Person B. Foltýns abgelöst analysiert: „... er [F.] hatte sich etwa ein Dutzend großer Worte angeeignet, wie Intuition, Unterbewußtsein, Urwesen und ich weiß nicht was sonst noch ... Wenn ich solche Schwätzereien über geistige Krystallisation, gestaltliche Wesensänderung, schöpferische Synthese oder wie immer man das benennt, höre oder lese, wird mir schlecht ... Darin steckt meines Erachtens die größte Schwäche unseres Zeitalters: auf der einen Seite arbeiten unsere Gehirne mit Mikromillimetern und Infinitesimalgrößen von nahezu vollendeter Genauigkeit und auf der anderen Seite lassen wir unseren Intellekt, unser Gefühl und Denken von den nebligsten Worten beherrschen“ (44—45). Der Philologe „Dr. J. Petrů“ zerreißt mit Foltýns „Gesamtkunstwerk“ (89), das er ein „paranoisches Gelalle“ (88) nennt, viel weniger jenen in die Kunstgeschichte eingegangenen Begriff als Foltýns Anspruch auf ihn. Ebenso trifft es mehr den entnervten Foltýn als die zeitgenössische Kunst, wenn er dem Musikwissenschaftler Jan Trojan gegenüber behauptet: „Ich habe Angst, daß mein Werk allzu anarchistisch klingen könnte. Ich gestehe ihnen, daß ich so ein wenig Barbar bin. Ich weiß, ... daß ich über ein Übermaß an schöpferischer Kraft und Phantasie verfüge; doch bin ich mir nicht sicher, ob mein Werk die rechte saubere Ordnung besitzt“ (130). Darauf gibt ihm Trojan zur Antwort: „Das geht nicht, Herr Foltýn ... Das müssen sie in sich haben. Wissen Sie, ich werde mir ihre Oper anschauen; aber ich kann Sie nicht etwas lehren, was nicht in Ihnen steckt. Ich bedaure sehr, aber das kann ich wirklich nicht“ (130). Foltýn geht zugrunde — ein warnendes Beispiel —, da er die Kunst an sein krankhaftes Ich verrät⁶⁸. Die

⁶⁸ Weliek: K. Čapek 66: „Romantic idealism, especially as represented by German

Kunst „verrät“ ihn nicht; daß er in immer aussichtsloserer Einsamkeit zugrunde geht, zwingen ihm nicht die Gesetze seiner Kunst auf — wie bei Faustus/Leverkühn. Er verliert die Kunst gerade über seinem Einsamkeitsdünkel, der ihn Person und Gesetz gleichsetzen läßt.

Foltýn verliert alles, bis hin zur eigenen Person; er verliert das Gesetz seiner Persönlichkeit und damit ihr Lebensrecht, weil er die grundlegende Forderung Čapekschen Künstlertums nicht erfüllen will, sondern über ihrem Verlust Kunst zu gewinnen glaubt. Persönlichkeit als einen von der Gesellschaft verliehenen Status des Individuums verneint Foltýn.

Die Kunst selbst trifft diese Kritik an Foltýn nicht, denn Čapek sagt: Werde kein Foltýn, werde ein Künstler. Er befindet sich hier in deutlichem Gegensatz zu Mann. „Was Thomas Mann hier [im Faustus] gibt, ist die Analyse der Problematik der ganzen modernen Kunst. Er zeigt, wie das rein Subjektivistische, von jeder Gemeinschaft Entfremdete, jede Gemeinschaft Verachtende einerseits aus dem modernen bürgerlichen Individualismus der imperialistischen Zeit notwendig herauswächst, wie sie ebenso notwendig alle alten und neuen Bindungen zur Gesellschaft und im Werk auflöst. Darum ist Adrians parodistische Haltung ein Zug seiner intellektuellen Rechtschaffenheit. Andererseits zeigt Thomas Mann, wie aus dieser selben Lage ununterbrochen die Sehnsucht nach Synthesen, nach Beherrschtsein, nach Ordnung und Organisation entspringt, jedoch ohne jedes reale Fundament im Volksleben, in der gesellschaftlichen Welt, also aus derselben Subjektivität, die die Zersetzung schafft, und eben darum als ebenfalls indirekt zersetzende Tendenz, eben darum sich selbst auflösend⁶⁹.“

Kunst, Künstler und Gesellschaft werden bei Mann in rettungslosem Verfall eins. Auch hierin beweist sich die geheimnisvolle Identität⁷⁰ von Adrian und Serenus. Gnadenlos verfallen ist Adrian der Dämonie seiner Kunst; hilflos gemacht, als Studienrat vom Gesellschaftlichen absorbiert, der feine Humanist Zeitblom. Nichts kann er tun für die Gnade des Freundes als für sie verzweifelt zu hoffen. Der Triumph gehört im „Doktor Faustus“ der Tragik. In ihr ist das Gute vom Bösen absorbiert und paralysiert⁷¹. Umgekehrt im

post-Kantian philosophy, is to him the disease of individualism. The romanticist denies the world, either philosophically by proclaiming it an illusion, morally by refusing any responsibility for his actions, or religiously by denying God and exalting himself to the stature of a god.“

⁶⁹ Lukács 76.

⁷⁰ Siehe Anm. 63.

⁷¹ In diesem Sinne behauptet Th. Mann: Deutschland 12f.: „Zugleich hat es [das Abendland] gespürt und spürt es heute stärker als je, daß solche Musikalität der Seele sich in anderer Sphäre teuer bezahlt, — in der politischen, der Sphäre des menschlichen Zusammenlebens.“ Grundsätzlich stellt Mann (Deutschland 30) fest: „Eines mag diese Geschichte [der deutschen Innerlichkeit] uns zu Gemüte führen: daß es nicht zwei Deutschland gibt, ein böses und ein gutes, sondern nur eines, dem sein Bestes durch Teufelslist zum Bösen ausschlug.“

Daß Elemente einer solchen Verquickung, von der Th. Mann spricht, zur deutschen Katastrophe in unserem Jahrhundert beitrugen, steht fest. Aber Mann erschlägt mit dem Bumerang „deutsche Innerlichkeit“ nicht nur die „deutsche Em-

Foltýn-Roman: gegen den armen, nervösen, pseudo-dämonischen Foltýn steht die gesamte, die gesunde Gesellschaft auf: der Landrichter Šimek, Dr. V. B., Prof. Strauß, die bürgerlich aufgewachsene Gattin Foltýns . . . Kunst und Faustus, einander verfallen, bilden ein Ganzes, den lebendigen Künstler Leverkühn; Kunst und Foltýn sind zwei grundverschiedene Dinge. In beiden Werken stehen Kunst und Gesellschaft in nahem Verhältnis. Mann identifiziert die Wege von Kunst und Gesellschaft im „Faustus“; auch in den moralischen Abgründen des Doktor Faustus sind sie einander gleich. Adrian Leverkühn sündigt wider die menschliche Gemeinschaft. Seine Kunst entspringt in menschenferner Sündhaftigkeit und umgreift in sich den Verlust des wahren Menschlichen. Einer reifen Frucht gleich fällt sie ab von der Gemeinschaft, in der sie entsteht, deren höchste Vollendung sie ist und deren Selbstauflösung sie im Abfall anzeigt. Der Gesellschaft Adrian Leverkühns ist es nicht mehr möglich, sich in Kunst zu vollenden, ohne in diesem ihrem höchsten Ausdruck zugleich zugrunde zu gehen. Adrians „Apocalipsis cum figuris“ umgreift höchste Kunstartigkeit und die vollendete Zersetzung des humanen Lebens.

Kunst und Leben stehen im „Foltýn“ in keinem Widerspruch. Sie stehen in der Person Foltýns in Widerspruch, und deshalb versagte Čapek ihm künstlerische Schaffenskraft und lebendigen Charakter. Nicht um Kunst, ihr Wesen, ihre Möglichkeiten in unserer Zeit geht es Čapek. Dies bleibt gesichert und harrt auf den ergebenen Adepten; um diesen, den Künstler, kreist Čapeks Werk. An dessen positiver Mission wird er nicht irre. Ein ungebrochener Glaube an die Kunst läßt ihn unablässig fordern: Kunst und Moral sind eins.

Die Handlung im „Foltýn“ sollte so eindeutig enden wie die Forderung lautet. Mit dem Bekenntnis, das sich an die Erinnerungen „Jan Trojans“ von seiner Arbeit mit Foltýn anschließt, faßte Čapek das Grundthema des ganzen Romans zusammen. Überzeugungsstreng werden die Bereiche von religiöser Schöpfung und künstlerischer einander gleichgeordnet. Die Logik des Romans mußte es fordern, dieses eindeutige Ergebnis auf Foltýn anzuwenden, an ihm zu exemplifizieren. Daß dies geschehen sollte, geht aus dem Bericht der Witwe Čapeks über den geplanten Schluß des Romans hervor. Das Publikum, der eigentliche Held in Čapeks Schaffen, sollte Foltýns künstlerischen Bankrott „offiziell“ anzeigen. War es niemandem, weder Frau, noch Freunden oder Bekannten gelungen, den *Menschen* in Foltýn zu erwecken, so mußte es dem Publikum „seiner“ Oper vorbehalten sein, ihm die haltlose Operettenvorstellung seines Lebens tödlich vor Augen zu führen. Mit der Erkenntnis ihrer Exekution als *Künstler* verschwindet die Gestalt Foltýn.

pirie“, sondern die Innerlichkeit selbst. Ihm ist die von ihm konstruierte Interdependenz nicht Mittel, sondern Wesen des „Problems Deutschland“ selbst. „Daß es nicht zwei Deutschland gibt, ein böses und ein gutes“, weiß man. Ebenso fest steht aber, daß man Bös und Gut in der irdischen Empirie nicht zu zwei bloßen Spielarten desselben erniedrigen darf. Die Komplikation Manns besteht darin, daß er die begriffliche Stütze „Empirie Deutschland“ zusammen mit ihrem Widerpart „Idee Deutschland“ unbesehen als Maßstab übernimmt.

Ambivalenz ist auch als Ambivalenz in Dämonie kein Maßstab.

Leverkühns Abtritt erfolgt ganz analog anlässlich der geplanten Aufführung seines eigensten Werkes „Doktor Fausti Wehklag“. Das Fazit seines Lebens, die Umnachtung, hat mit dem Foltýns nur die Buchstaben gemein. Während Foltýn im Erkennen und im Tod sich der Menschheit zurückgibt, vollendet sich Leverkühns Dämonisierung, pathologische Verfaustung in seinem geistigen Adieu⁷².

Von Foltýn bleibt nichts übrig als die lorbeerbekränzte Grabplatte, die ihm der allgemein-menschliche, sittliche Anstand seiner von ihm geschiedenen Frau eingebracht hat. Faustus-Leverkühn ist der Unsterblichkeit teilhaftig geworden (689).

Untergang als schlichter, untragischer Sieg und als heillosen Ewigkeitsruf des Menschlichen — so lauten die Antworten, die Čapek und Mann auf die Katastrophe ihrer Zeit gaben, die sie als Schriftsteller betraf und beide gleich traf: hiervon zeugt die tiefe Zeitverfallenheit beider Werke. Leverkühn geht nicht schlicht zugrunde wie Foltýn und doch droht auch er wie sein blasses und zitterndes Gegenüber zum Spiegel der Zeit zu entarten, in dem man nichts als jene Zeit erblickt.

Auf der Hand liegt Foltýns „Schwäche“: absurd ist es, sich literarische Wirklichkeit vollendet vorzustellen im Leben einer Gestalt, deren Wesen auf der ersten Seite definiert wird, um anschließend im Sinne — oder Unsinn — einer Personalakte dieser Definition abzurollen.

Es trifft dies aber auf den Foltýn zu. Merkwürdig passiv ist der Fall des Menschen Foltýn. Ihm wird keine tragische Entscheidung abgezwungen wie der „Mutter“ [matka]: „In der MUTTER reiht sich der Mensch durch seinen Tod — den Tod für etwas — ein in die gesellschaftliche Kontinuität; sein Tod symbolisiert, daß der Wert des Lebens nur mit dem Äußersten aufgewogen werden kann: seinem Opfer⁷³.“

Die Quelle von Čapeks feinem Humor, etwa in den „Erzählungen . . .“, aber auch seine Wahrheitssuche, etwa in der „Trilogie“, Čapeks kluges Mißtrauen in den Verstand⁷⁴, diese Quellen von Čapeks literarischer Anmut scheinen im „Foltýn“ versandet da zu liegen. Auch das religiös aufgeäumte Bekenntnis an die Kunst vermag schwerlich zu überzeugen⁷⁵. Früher hatte Čapek in Übereinstimmung mit seinem Werk den Vorrang des kritischen

⁷² Siehe S. 689 f.: „Die bleichen Hände, deren sensitive Bildung ich immer geliebt hatte, lagen, wie bei einer Grabfigur des Mittelalters, auf der Brust gekreuzt . . .“

⁷³ Matuška 185.

⁷⁴ Čapeks Vertrauen in die Intuition wird zumeist auf den Einfluß Bergsons und der Pragmatisten zurückgeführt. Wellek (K. Čapek 50) bezweifelt die Richtigkeit dieser Anschauung.

⁷⁵ Harkins 158: „Čapek's definition of art as a human imitation of divine creativity is perhaps more rhetorical than real . . .“

Čapeks Bekenntnis erinnert stark an Masaryks Verständnis des Glaubens als eines Nutzwertes; in den Worten R. Welleks: Masaryk's philosophy 63: „Masaryk's God has no specific notional content and . . . Masaryk was obviously much more interested in the effects of a belief in God than in the belief itself.“

Geistes vor allem Glauben betont⁷⁶; nun, im „Foltýn“, schien er einen Opfergang zu gehen, um Kunst und Glauben miteinander zu vermählen. Solch inbrünstige Umkehr hätte selbst Čapeks alten Widersacher Šalda verstummen lassen⁷⁷!

In Wahrheit ging Čapek im „Foltýn“ einen Weg zu Ende, in dem auch der Anfang seiner Kunst begründet liegt.

„Ich kann mir nicht helfen, aber eine Literatur, die sich nicht um die Wirklichkeit kümmert und um das, was sich wirklich in der Welt abspielt, eine Schriftstellerei, die darauf nicht so stark reagieren will, wie es Wort und Gedanken gegeben ist, eine solche Literatur ist nicht mein Fall⁷⁸.“ 1938 schien ihm diese Wirklichkeit alles zu fordern; in jenem Jahr schrieb er: „Das Schicksal der Nationen hängt ab von ihrem seelischen Zustand⁷⁹.“

Čapek wagte es nicht, der übermächtig gewordenen Wirklichkeit die eigene eines Romans voll und ganz überzustülpen, sie in den verzauberten Brechungen eines vollendeten Kunstwerks zu zeigen. Ihm galt es, Energien zu wecken, nicht aber in den verschlungenen Tiefen einer Roman-Wirklichkeit, sondern im „Foltýn“ unternahm er es, sie unvermittelt, direkt anzurufen.

In einem nahezu unverbrämten Dialog mit dem Leser endet Karel Čapeks Romanschaffen. Seine Literatur ist eine Literatur des Lesers geworden. Das lebendige Gespräch des Foltýn-Romans zu unterbrechen, hieße einen wirklichen literarischen Anruf in sein Gegenteil zu verkehren, aus der fremdartigen Schwäche Bedřich Foltýns die eines Romans zu machen, dessen Wirklichkeit maßlos fiktive Kritik wäre.

Schwerlich ließe sich ein Roman ausfindig machen, der dem Entstehen nach Čapeks „Foltýn“ näher stünde, in der Aussage aber weiter von ihm entfernt wäre als Thomas Manns „Doktor Faustus“.

Außerste Kompliziertheit des sprachlichen Ausdrucks, der Komposition, der Aussage, Kompliziertheit bis hin zur Gefahr des Künstlichen, Kompliziertheit, die sich „auflöst“ in Dämonie, dies ist das Grundmerkmal des Mannschen Romans. Zu einem Ur-Bereich des Dämonischen wächst im „Doktor Faustus“ alle Kunst und ihr „Paradigma“, die Musik⁸⁰.

Je feiner Mann sprachlich differenziert, umso rettungsloser paralyisiert er

⁷⁶ Čapek: Über öffentliche Dinge 68: „Wenn ich schon zwischen Glauben und Kritik zu wählen habe, wähle ich die Kritik; denn der Glaube nimmt mir die Kritik, doch die Kritik erlaubt es mir, wenigstens noch ein hübsches Stückchen Glauben mir zu erhalten: sogar die Überzeugungen anderer Menschen.“ Siehe dazu Šalda 465.

⁷⁷ Šalda 470: „Ich würde jungen Menschen umgekehrt sagen: Seht euch vor diesen Verkündern der Wirklichkeit vor; kümmert euch mehr um die Wahrheit als um die Wirklichkeit; denn die Wahrheit ist die Wirklichkeit von morgen.“

⁷⁸ Čapek, Karel: Poznámky o tvorbě [Bemerkungen zum künstlerischen Schaffen]. Prag 1960, S. 110.

⁷⁹ Čapek, Karel: Sloupkový ambit [Spaltensteg]. Prag 1957, S. 270.

⁸⁰ Mann: Briefe I, 315: „Die Musik habe ich immer leidenschaftlich geliebt und betrachte sie gewissermaßen als das Paradigma aller Kunst . . . Das Deutsch-Romantische in der Musik hat mir immer am nächsten gestanden . . .“

jedes Ethos seiner Aussage in der Leidenschaft für das „Ambiguoſe“. Ein Chaos der Ironie darf die Episode genannt werden, in der Adrian in Persiflage „wie ein Theolog“ ſich über religiöſe Geſetze verbreitet, während ausgerechnet ſein Studienrat ſchulmeiſterlich „unbeirrt“ für ſie predigt⁸¹. Gründlicher kann das Thema Religion nicht „erledigt“ werden. Th. Mann zeigt den Kontrast der Kräfte, die im irdiſchen Schickſal wirken. Der Gefahr, darüber den Menſchen zu verlieren, geht er kaum aus dem Wege. Der Menſch verliert mehr und mehr ſein Subjekt-Sein, wird zum Objekt der Dialektik von Ambiguität in Ironie. Dieſe zu verkünden und zu erleiden, droht Sinn und Zweck des Menſchſeins zu werden. Über den Kopf des Menſchen hinweg und auf deſſen Koſten — dabei auch zu ſeinem Vergnügen — heben die Antinomien irdiſchen Daseins einander auf und identifizieren ſich im „Geheimnis“. Lauter geheime Identitäten werden auf dieſe Weiſe Geſellſchaft, Kunſt, Deutſchland, Romantik, Luthertum, Fauſtus-Leverkühn, Dr. phil. Serenus Zeitblom . . .

Auseinandergefallen in Čapeks „Foltýn“ und Manns „Doktor Fauſtus“ ſcheinen ethiſcher Anſpruch und äſthetiſches Dasein des gleichen Problems einer Zeit, einer ſittlichen Kataſtrophe. Daß Čapek im „Foltýn“ ein europäiſches Problem behandelt, ſchrieb bereits 1939 Arne Novák, der im gleichen Zuſammenhang auch ſchon auf das Schaffen Thomas Manns hinwies⁸².

Ratloſe Liebe zum Menſchen, ein grenzenloſes und verzweifeltetes Vertrauen in ihn und „ſeine“ Literatur ſprechen zu uns durch das letzte Romanwerk Čapeks, durch formale Härten hindurch: „Skizzenhaft-unvollendet im Detail, nicht zu Ende gezeichnet in der Charakteriſtik der Nebenfiguren und ſtiliſtiſch vielerorts der endgültigen Formulierung bedürftig, hat [der Roman] definitive Geſtalt überall dort angenommen, wo — auch zwiſchen den Zeilen — das ſittliche Gericht des Schriftſtellers ausſagt über Kunſt und über ihre Träger. Die ethiſche Tendenz iſt nicht überall ohne Überbleiſſel in ein geſchloſſenes Werk eingegangen, doch iſt ſie klar ausgedrückt; mit Nachdruck, ohne Pathos. Gleichſam als Vermächtnis und zum Abſchied⁸³.“

Den äſthetiſchen Genuß von Manns Fauſtus-Roman trübt ein überaus kühler Abſtand zum Menſchlich-Perſönlichen; eine Romantik der Dämonie des Ambiguoſen könnte man es nennen.

In wie hohem Maße es Karel Čapek vergönnt war, mit ſeinem ſchlichten und reinen Ethos der Liebe zum Menſchen auf ſein Volk zu wirken, möge eine Stimme aus der ſchwierigen Zeit des Jahres 1939 verdeutlichen: „Čapek ging es um den Menſchen, Čapek liebte den Menſchen, wünſchte ihm alles Gute und war überzeugt, daß der Menſch zu allem Guten fähig iſt. Er hatte zum menſchlichen Weſen ein Verhältnis von vergebendem, duldsamem Wohlwollen, verbunden mit der Überzeugung von der hohen Beſtimmung des Menſchen. Aus Wohlwollen heraus umgab er ſeinen Menſchen mit der freund-

⁸¹ Siehe Anm. 40.

⁸² Novák, Arne: Lidové noviny 47 (12. März 1939) Nr. 130, S. 9.

⁸³ Ebenda.

lichsten sittlichen Atmosphäre, die man zu atmen sich vorstellen kann: bei einer solchen persönlichen Teilnahme, die er dem Schicksal kleiner Leuten zu widmen vermochte, bei einem solchen herzlichen, liebevollen, aufgeräumt nachsichtigen und sehnsüchtigen, ja sogar leidenschaftlichen Interesse an ihrem mühseligen und freudereicheren Einzelleben, bei einer so bereitwilligen, selbstverständlichen und dabei doch scheu-reinen Kameradschaft, die er ihnen entgegenbrachte: du mußt sie mit ihm gern haben. Auch jener Glaube an die menschliche Sendung, dies hohe Ziel, das Čapek den Menschen bestimmte, auch wenn er sich mit Vorliebe seine Helden nur unter den Unscheinbaren und Bescheidenen auswählte, es stützte sich und wollte sich beim Menschen auf keine ehrwürdigere Sache stützen als es die schlichte irdische Herzlichkeit Čapeks war und seine lebendige Unmittelbarkeit eines Freundes: der Dichter setzte beim Menschen alles, das ganze menschliche Schicksal, auf die Karte der geräuschfernen, nüchternen und unanspruchsvoll aufrichtigen Eigenschaften, auf den gesund-nüchternen Verstand, Lust zur Arbeit und den guten Willen, auf freiwillige Zucht, Anstand, Vertrauen in den Nächsten, die Stimme der Pflicht und — last but not least: auf die Fähigkeit und Neigung vor allem mit dem Herzen zu reagieren⁸⁴."

Literatur

- Čapek, Karel: Život a dílo skladatele Foltýna [Leben und Werk des Tonsetzers Foltýn]. Prag 1964.
- Ders.: Obrazky z Holandska [Reisebilder aus Holland]. Prag 1957.
- Ders.: Pragmatismus. Prag 1924.
- Ders.: Zoon politicon či o věcech obecných [Zoon politikon oder über öffentliche Dinge]. Prag 1932.
- Mann, Thomas: Doktor Faustus. Berlin-Weimar 1965.
- Ders.: Briefe. Bd. 1—3. Frankfurt/M. 1961—1965.
- Ders.: Die Entstehung des Doktor Faustus. Berlin 1960.
- Ders.: Deutschland und die Deutschen. Berlin 1947.
- Černý, V.: Poslední Čapkovo tvůrčí období a jeho demokratický humanismus [Die letzte Schaffensperiode Čapeks und sein demokratischer Humanismus]. Kritický měsíčník (1939) 49—56.
- Cigánek, Jan: Zmenšený svět povídek [Die verkleinerte Welt der Erzählungen]. Prag 1958.
- Harkins, William E.: Karel Čapek. New York-London 1962.
- Heller, Erich: The Ironic German. A study of Thomas Mann. London 1958.
- Kafka, Franz: Briefe an Milena. Frankfurt/M. 1960.
- Ders.: Ein Bericht für eine Akademie. Frankfurt/M. 1965.
- Ders.: Über die Literatur der kleinen Nationen. In: Das Kafka-Buch. Frankfurt/M. 1965, S. 180—182.
- Kautman, Fr.: Franz Kafka a česká literatura [F.K. und die tschechische Literatur]. Im Sammelband über die Liblicer Konferenz 1963. Prag 1963, S. 39 ff.

⁸⁴ Černý 54.

- Klíma, Ivan: Karel Čapek. Prag 1962.
- Koželuhová, H.: Čapci očima rodiny [Die Brüder Čapek mit Familien-Augen]. Hamburg 1961.
- Kundera, Milan: Umění románu [Die Kunst des Romans]. Prag 1960.
- Lukács, Georg: Thomas Mann. Berlin 1949.
- Matuška, A.: Člověk proti zkáze, pokus o Karla Čapka [Mensch gegen das Verderben, ein Versuch über K. Č.]. Prag 1963.
- Nejedlý, Zdeněk: Karel Čapek. In: O literatuře. Prag 1953, S. 894 ff.
- Novák, Arne: Náčrt posledního románu Karla Čapka [Skizze des letzten Romans von Karel Čapek] Lidové noviny Jg. 47, Nr. 130, v. 12. März 1939, S. 9.
- Novotný, Mil.: Poslední román Karla Čapka [Der letzte Roman K. Č.s]. Lidové noviny Jg. 47, Nr. 104, v. 26. Februar 1939, S. 9.
- Onoda, Isao: Pokus o hodnocení „Trilogie“ Karla Čapka [Versuch einer Würdigung von K. Č.s Trilogie]. Dipl. práce fil. fak. K. U. Prag 1965.
- Šalda, F. X.: Karel Čapek, novinář politický a sociální [K. Č., politischer und sozialer Journalist]. In: O umění. Prag 1955, S. 462 ff.
- Wellek, R.: Karel Čapek (aus dem Jahre 1936). In: Essays on Czech Literature. Den Haag 1963.
- Ders.: Masaryk's philosophy (aus dem Jahre 1945). In: Essays on Czech Literature. Den Haag 1963.

DIE REAKTION DER MÄCHTE AUF DEN 15. MÄRZ 1939*

Von Martin Broszat

Auf einzelne Ereignisse und Zusammenhänge der Geschichte der Diplomatie im Jahre 1939 haben Darstellungen und Dokumentenpublikationen der jüngsten Zeit neues Licht geworfen¹. Dabei sind allerdings auch durch effektvolle Thesen oder gewaltsame Umdeutungen manche Irrlichter gesetzt worden². Bei alledem ist aber unbestritten geblieben, daß die Tage und Wochen nach Hitlers Einzug in Prag eine Zäsur in der europäischen Außenpolitik, ihre entscheidende Wende vor Beginn des Zweiten Weltkrieges bedeuten.

Nun könnte es allerdings schon ein Ansatz möglicher Fehlinterpretation sein, aus dem zeitlichen Nacheinander (15. März — 1. September 1939) auf eine Ursache — Folge — Beziehung zu schließen. Daß verschiedene historische Darstellungen, so auch die Walter Hofers, die eigentliche Vorgeschichte des Krieges mit Prag beginnen lassen, besagt keineswegs, daß mit der Zäsur des 15. März eine gerade Linie der diplomatisch-politischen Aktivität oder gar eine Zwangsläufigkeit begann, die sozusagen „folgerichtig“ zum Kriege hinführte. Das Merkmal der Reaktionen und Folgen, die der

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Ansbach am 20. November 1965 gehalten wurde.

¹ Erwähnt seien u. a. Taylor, A. J. P.: *The origins of the second world war*. London 1961. — Gilbert, Martin / Gott, Richard: *The Appeasers*. Cambridge 1963. — Als bemerkenswerte Regionalstudien: Hoensch, Jörg K.: *Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik. Hlinkas Slowakische Volkspartei zwischen Autonomie und Separation*. Köln/Graz 1965. — Plieg, Ernst-Albrecht: *Das Memelland 1920—1939*. Würzburg 1962. Von neueren Dokumentenveröffentlichungen verdient vor allem die ungarische Serie *Diplomáciai Iratok Magyarországnak Külpolitikájához 1936—1945* [Diplomatische Dokumente zur Außenpolitik Ungarns 1936—1945] Beachtung. Hrsg. vom Geschichtswissenschaftlichen Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (Budapest 1962 ff.), von denen in unserem Zusammenhang vor allem Bd. 4 (Die Außenpolitik Ungarns im Zeitraum des Ausbruchs des 2. Weltkrieges 1939—1940. Budapest 1962) von Wichtigkeit ist. Die ausführlichen Regesten in deutscher Sprache erlauben auch dem des Magyarischen Unkundigen eine sehr informative Benutzung. Hinzuweisen ist außerdem auf weitere ungarische Dokumentenveröffentlichungen, die auch in englischer bzw. deutscher Sprache erschienen: *The Secret Papers of Admiral Horthy*. Budapest 1965. — *Allianz Hitler-Horthy-Mussolini. Dokumente zur ungarischen Außenpolitik 1939—1944*. Budapest 1966.

² Das gilt, wie bekannt, von dem nichtsdestoweniger durch seine Betrachtungsweisen und Thesen anregenden Buch von A. J. P. Taylor (vgl. Anm. 1); in weit höherem Maße aber für die polemischen, voreingenommenen und vielfach grob verfälschenden beiden Darstellungen von Hoggan, David L.: *Der erzwungene Krieg. Die Ursachen und Urheber des zweiten Weltkrieges*. Tübingen 1961, und: *Frankreichs Widerstand gegen den zweiten Weltkrieg. Die französische Außenpolitik 1934—1944*. Tübingen 1963.

15. März 1939 auslöste, bestand weniger darin, daß sie eine neue Ereigniskette eingeleitet oder gar festgelegt hätten, als darin, daß sie die vorangegangene Periode der Außenpolitik abschlossen, eine Grenze setzten, jenseits deren die Entwicklung durchaus offen war, hinter die man jedoch nicht mehr zurück konnte.

Diese Überlegungen implizieren eine bestimmte Auffassung und Begrenzung des hier zu behandelnden Themas. Es geht dabei weniger um einen Beitrag zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, als vielmehr um eine Erörterung des Charakters und der Motive der unmittelbar nach dem 15. März eintretenden Reaktion und außenpolitischen Lageveränderung. Wir wollen deshalb auch den Gang der Dinge nicht weiter verfolgen als bis zur britischen Polengarantie vom 31. März 1939, die das entscheidende Ergebnis der durch Hitlers Einmarsch in Prag bewirkten außenpolitischen Kursänderung der Westmächte gewesen ist.

Um freilich diese *Reaktion* verständlich machen zu können, ist es unvermeidlich, die vorausgegangene *Aktion* zu skizzieren, wenigstens insoweit, als sie in die Zeit zwischen München und Prag fällt; denn Prag ist von München nicht zu trennen. Hitlers Schlag gegen die Rest-Tschechoslowakei stellte, in jeweils verschiedenem Sinne, eine *Folge* von München, *Revision* von München, schließlich *Bruch* mit München dar.

Wenige Tage nachdem Chamberlain in London als Friedensbringer gefeiert worden war³, stellte Churchill am 5. Oktober im Unterhaus eine düstere Prognose: „Ich wage die Voraussage, daß sich der tschechoslowakische Staat fortan nicht als selbständiges Gemeinwesen wird erhalten können. Ich glaube, daß Sie sehen werden, daß die Tschechoslowakei, im Laufe einer Periode, die vielleicht nach Jahren, vielleicht aber nur nach Monaten bemessen ist, von dem Naziregime verschlungen sein wird.“

Und Churchill sah noch weitere Folgen: „Jetzt müssen wir darauf gefaßt sein, daß alle Staaten Mittel- und Osteuropas unter den bestmöglichen Bedingungen, die sie erzielen können, zu einem Einverständnis mit der triumphierenden Nazimacht kommen werden. Das System der zentraleuropäischen Bündnisse, auf das sich Frankreich für seine Sicherheit stützt, ist hinweggefeht, und ich sehe nicht, wie es wieder aufgebaut werden könnte. Die Straße, das Donautal hinab bis zum Schwarzen Meer, die Straße, die bis in die Türkei führt, ist geöffnet worden. Ich glaube, daß alle diese mitteleuropäischen und Donaustaaten faktisch, wenn nicht sogar formell, einer nach dem anderen in dieses große System der Machtpolitik hineingezogen werden dürften, die von Berlin ausstrahlt, und all dies kann, wie ich glaube, ganz glatt und schnell erzielt werden, ohne daß es zum Abfeuern eines einzigen Schusses kommen müßte⁴.“

Diese Prophezeiungen waren nicht aus der Luft gegriffen: Nach München

³ Vgl. dazu Mokken, R. J.: The TIMES and Munich. Gazette. International Journal of the Science of the Press 4 (1958) 145 ff.

⁴ Churchill, Winston: Reden 1938—1940. Zürich 1946, S. 78 und S. 81 ff.

arbeitete in Ostmitteleuropa die Zeit schnell für Hitler. Die Indizien freierwilliger, durch die Lage veranlaßter und durch deutsche Nachhilfe beschleunigter Anpassung an die deutsche Hegemonialmacht häuften sich. Auch die Anzeichen dafür, daß Berlin die neue Machtposition für weiteren Einfluß- und Terraingewinn im Osten rasch zu nutzen suchte, wenn auch vielleicht noch unsicher darüber, wo die Hauptrichtung liegen sollte. Versuchen wir aus dem Geflecht der Beziehungen zwischen Deutschland und seinen ostmitteleuropäischen Nachbarn nach München wenigstens diejenigen Fäden herauszugreifen, die auch zur Beurteilung der Reaktion auf Prag von besonderer Bedeutung sind.

Zu denjenigen Nachbarn des Reiches, deren Beziehungen zu Berlin infolge des Problems einer deutschen Minderheit kritisch waren und die sich durch das Schicksal Beneßs gewarnt sahen, gehörte u. a. Litauen. Bald nach München suchte die Regierung in Kowno den mächtigen deutschen Nachbarn im Westen dadurch günstig zu stimmen, daß sie am 1. November 1938 den seit 1934 bestehenden Ausnahmezustand im Memelgebiet aufhob. Damit gestattete die litauische Regierung, daß im Memelgebiet binnen kurzem nationalsozialistische Organisationen, deren Führer in kontinuierlichem Kontakt mit Berlin standen, die Öffentlichkeit und — nach der Neuwahl des Memeler Landtages am 11. Dezember — auch die autonome Volksvertretung und Verwaltung unter ihre Kontrolle und Herrschaft brachten. Wie gleichzeitig in Danzig durch die dort von nationalsozialistischer Senatsmehrheit, Partei, SA und SS forcierte Gleichschaltung wurden damit die inneren Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Reichsregierung, sobald es ihr nur außenpolitisch geraten schien, jederzeit auf den Knopf drücken konnte, um eine Proklamation des Anschlusses an das Reich, einen Hilferuf an das Reich u. ä. als Voraussetzung einer deutschen Intervention und Annexion zu erwirken⁵. Das Ausmaß der innenpolitischen Gleichschaltung im Winter 1938/39 veranschaulicht die Tatsache, daß aus beiden autonomen Gebieten noch vor Prag Juden und politische Gegner des Nationalsozialismus in großer Zahl abwanderten. Hitler hatte es zwar durchaus in der Hand, die Stimmung und Erwartung, die in Danzig und Memel vor allem auch von seiten der Partei erregt und geschaffen worden war, für einige Zeit auf Eis zu legen, wenn das aus außenpolitischen Gründen notwendig schien, es hieße aber die Natur seiner Entschlußbildung und die Abhängigkeit des plebiszitären Führers von der immer wieder neuen Bestätigung seines Erfolges verkennen, wenn man nicht berücksichtigte, daß derartig intensive, auf Anschluß an das Reich gerichtete Stimmungen, wie sie nach München im Memelgebiet und Danzig entstanden und entfacht wurden, doch auch für Hitler eine gewisse Verbind-

⁵ Vgl. Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik (künftig zit. als ADAP). Serie D, Bd. V. Zur Entwicklung im Memelgebiet außer der unter Anm. 1 genannten Schrift von E. A. Plieg auch mein Beitrag: Die memeldeutschen Organisationen und der Nationalsozialismus. Vjh. f. Zeitgesch. 3 (1957). Zur gleichzeitigen Entwicklung in Danzig auch: Leonhardt, H. L.: The Nazi Conquest of Danzig. Chicago 1942 und Burckhardt, Carl J.: Meine Danziger Mission. München 1960.

lichkeit darstellten, jedenfalls dann, wenn er sich deutlich für eine Lösung dieser Fragen ausgesprochen hatte, mithin auch sein Prestige nach innen auf dem Spiel stand.

Das Vorgehen im Hinblick auf einen Anschluß des Memelgebietes an das Deutsche Reich war zwischen dem Führer der Memeldeutschen Nationalsozialisten Ernst Neumann und Reichsaußenminister v. Ribbentrop schon Anfang Dezember 1938 verabredet worden. Hitler ließ dem Führer der Memeldeutschen aber einschränken, daß die Durchführung wohl vor allem mit Rücksicht auf Polen und anderweitige Pläne, und weil es sich hier für Hitler — wie übrigens auch für die Westmächte — um eine sekundäre Frage handelte, auf einen späteren Zeitpunkt im Frühjahr 1939 vertagt werden müsse⁶. Erst am Tage des deutschen Einmarsches in Prag gab Neumann in Memel das Stichwort, und die Dinge kamen ins Rollen.

Eine weitere, nach München zutage tretende deutsche Interessenrichtung galt der Karpato-Ukraine. Am Widerstand Berlins scheiterten im Oktober/November 1938 die von Polen stark unterstützten, durch ungarische und polnische Freischärler und Agenten geschürten⁷ Bestrebungen zur Angliederung der Karpato-Ukraine an Ungarn. Der nach dem Scheitern direkter tschechoslowakisch-ungarischer Verhandlungen zustandgekommene Wiener Schiedsspruch der Achsenmächte vom 2. November 1938 führte nur zur Abtretung eines Gebietsstreifens der Südslowakei (mit Kaschau) an Ungarn und blieb hinter den Erwartungen Budapests erheblich zurück. Die mangelnde deutsche Unterstützung der ungarischen Wünsche ging z. T. auf die Verärgerung Hitlers über das — wie er meinte — zu vorsichtige Taktieren der Ungarn in den Tagen vor München zurück, das es ihm — wie er später erklärte — unmöglich gemacht habe, in Godesberg Chamberlain gegenüber unnachgiebig zu bleiben und schon damals die Zerschlagung der gesamten Tschechoslowakei durchzusetzen. Nachdem die Resttschechoslowakei unter ihrer neuen, dem Reiche willfährigen Regierung deutschem politischen Einfluß und wirtschaftlicher Nutzung weit offenstand, hatte das Reich außerdem kein sonderliches Interesse daran, das tschechoslowakische Restgebiet auf Kosten Ungarns stärker als nötig zu verkleinern. Hitlers und Ribbentrops Sympathien galten in der ungarisch-tschechoslowakischen Grenzfrage jetzt eher den Slowaken, die mit ihrer nach München gebildeten autonomen Landesregierung in Preßburg unter Leitung der rechtsgerichteten Hlinka-Volkspartei die Gewähr einer auch ideologisch engen Zusammenarbeit boten.

⁶ ADAP, Serie D, Bd. V, Nr. 370.

⁷ Zur diesbezüglichen ungar.-poln. Aktivität im Oktober 1938 reichhaltiges Material in: *Diplomáciai Iratok Magyarország Külpolitikájához 1936—1945* [künftig zit. als DIMK], Bd. 2 (Das Zustandekommen des Münchener Abkommens und die Außenpolitik Ungarns 1936—1938. Budapest 1965), insbes. Dok. Nr. 536, 552, 558, 560, 564, 575, 576, 588, 601, 608. — Ferner: ADAP, Serie D, Bd. IV/V und Macartney, C. A.: *October Fifteenth. A history of modern Hungary. 1929—1945.* 2 Bde. Edinburgh 1956/57.

Im Falle der Karpato-Ukraine kamen aber noch andere, sehr maßgebliche Erwägungen hinzu. Polen und Ungarn ging es hier vor allem um die Herstellung einer gemeinsamen Grenze, die zwischen beiden traditionell befreundeten Staaten die gegenseitige Unterstützung erleichtern und — entsprechend der Konzeption des polnischen Außenministers Beck — den Zusammenhalt und die Unabhängigkeit der ostmitteleuropäischen Staatenzone gegenüber Deutschland verstärken würde. Eben dieses der weiteren Ausdehnung des deutschen Machteinflusses entgegengesetzte Bestreben wurde in Berlin durchaus erkannt. Man wußte überdies, daß die Karpato-Ukraine als potentielles Piemont einer nationalukrainischen Unabhängigkeitsbewegung für Polen wie die Sowjetunion einen besonders empfindlichen Punkt darstellte. Schon Ende Oktober erfuhr man in Warschau von lebhafter, vor allem durch den deutschen militärischen Geheimdienst geförderter ukrainischer Propagandatätigkeit in der Karpato-Ukraine⁸. Später, im November und Dezember, wurde berichtet, daß sich ukrainische Emigrantenpolitiker aus Deutschland in der Ukraine ansammelten und offene antipolnische Agitation betrieben. Zur gleichen Zeit wandten sich deutsche Wirtschaftsinteressen mit Erfolg der Karpato-Ukraine zu, deren autonome Landesregierung einer von Hitlers Sonderbeauftragtem für Erdölforschungen, Wilhelm Keppler, gegründeten Gesellschaft die gesamte Rohstoff-Forschung in der Karpato-Ukraine überließ^{9a}. Auch im westlichen Ausland begannen in dieser Zeit zahlreiche Kombinationen über deutsche Ukraine-Pläne zu kursieren. — Der stellvertretende polnische Außenminister Arciszewski nahm Himmlers Besuch in Polen im Februar 1939 zum Anlaß, um die Sprache hierauf zu bringen (18. 2. 1939). Er entlockte dem Reichsführer-SS das Eingeständnis, es sei möglich, daß von Wien aus den ukrainischen Nationalisten propagandistische und vielleicht auch materielle Unterstützung gegeben worden sei. Himmler versicherte aber, daß die karpato-ukrainische Frage im Zusammenhang einer Erledigung der anderen noch zwischen Deutschland und Polen stehenden Fragen leicht zu lösen sei⁹.

Es handelte sich bei der von deutscher Seite unterstützten, wie mir scheint bis heute noch nicht in vollem Umfange übersehbaren ukrainischen Agitation um eine von Hitler anscheinend mehr versuchsweise geduldete als zielstrebig verfolgte Aktionsrichtung. Die polnischen Befürchtungen, daß auf diesem Wege zumindest ein Druck auf Warschau ausgeübt werden sollte, waren aber durchaus begründet und müssen im Zusammenhang mit dem damaligen Stand der deutsch-polnischen Beziehungen gesehen werden.

Drei Wochen nach München hatte Berlin Polen gegenüber zum ersten Mal den Vorschlag einer Rückkehr Danzigs zum Reich, der Herstellung einer exterritorialen Verbindung nach Ostpreußen und Polens Beitritt zum Anti-

⁸ Vgl. DIMK II, Dok. Nr. 588 (Telegramm des ungar. Gesandten in Warschau v. 27. 10. 1938), sowie ADAP, Serie D, Bd. V, Nr. 72 (Ber. des dt. Botschafters in Warschau v. 15. 10. 1938).

^{9a} ADAP, Serie D, Bd. IV, Nr. 146.

⁹ Photokopie der Aufzeichnung über die Unterredung aus polnischen Akten im Besitz des Vf.

kominternpakt als Voraussetzung einer „Generalbereinigung“ der deutsch-polnischen Beziehungen gemacht¹⁰, obwohl von Hitler noch zu Beginn des Jahres 1938, anlässlich des Jahrestages des deutsch-polnischen Nichtangriffsvertrages erklärt worden war, Danzig bilde zwischen Deutschland und Polen keine Streitfrage mehr. Die freundschaftliche Art, in der zunächst Ribbentrop im Gespräch mit dem polnischen Botschafter Lipski (24. 10. 1938), dann am 5. Januar 1939 Hitler selbst in der Unterredung mit dem polnischen Außenminister Beck auf dem Obersalzberg dieses Thema eröffneten, auf das dann erneut Ribbentrop und Himmler bei ihren Besuchen in Polen im Januar und Februar 1939 zurückkamen, stärkte Beck zwar in der Überzeugung, daß keine aktuelle Gefahr im Verzuge sei, immerhin ließ sich aber die Ungeduld nicht übersehen, die aus der mehrfach wiederholten Beharrung auf diesem Vorschlag sprach. Und außer der Parallelität der nationalukrainischen Bewegung ließ auch die gleichzeitig verstärkte nationalsozialistische Betriebsamkeit in Danzig aufhorchen. Letztere vor allem bewirkte auch, nächst der beunruhigenden Tatsache des unerhörten deutschen Machtgewinns seit dem Frühjahr 1938, eine starke antideutsche Welle der polnischen öffentlichen Meinung bis in die Regierung hinein; und sie allein verhinderte schon, daß Beck den deutschen Vorschlägen näher zu treten vermochte, auch wenn sich diese, von Deutschland her gesehen, durchaus bescheiden ausnahmen. Beck räumte nur die Möglichkeit gewisser formaler Konzessionen ein, so die Ablösung der Völkerbundsgarantie durch ein deutsch-polnisches Abkommen über Danzig, lehnte aber jeden Verzicht auf bisherige essentielle polnische Rechte ab. Es spricht folglich nichts dafür, daß die polnische Außenpolitik, die ohnedies in Beck ihren dem nationalsozialistischen Deutschland gegenüber vertrauensvollsten Exponenten hatte, in der Danziger Frage vor den Prager Ereignissen und vor der britischen Garantie konzessionsbereit gewesen und erst später unnachgiebiger geworden sei. Der polnische Außenminister hielt im übrigen bis Prag und teilweise noch über Prag hinaus an der Meinung fest, daß das bisherige deutsch-polnische Einvernehmen an dieser Frage nicht scheitern würde¹¹. Hier liegt wohl auch der Grund dafür, daß Beck die Westmächte über die seit Oktober 1938 geführten deutsch-polnischen Gespräche betreffend Danzig bewußt nicht oder nur unzureichend ins Bild setzen ließ; offensichtlich aus der Sorge vor Indiskretionen, die eine weitere freundschaftliche Behandlung des Themas zwischen Berlin und Warschau erschweren könnten.

Waren also die von Churchill für Ostmitteleuropa ganz allgemein prophezeiten machtpolitischen Auswirkungen der durch München erlangten deutschen Hegemonialstellung im Falle Polens zunächst nicht zur Geltung gekommen, das deutsche Vorfühlen in Richtung Polen von der Regierung in Warschau eher unter- als überschätzt worden, so zeichneten sich die Konsequenzen anderswo schneller ab.

¹⁰ ADAP, Serie D, Bd. V, Nr. 81.

¹¹ Dazu u. a. Gafencu, Grigore: Europas letzte Tage. Zürich 1946, S. 50.

Ehe in diesem Zusammenhang von der Tschechoslowakei selbst zu sprechen sein wird, noch ein Blick auf Rumänien. Für Budapest wie für Belgrad bedeutete das Münchener Abkommen zunächst einmal den Einsturz der Kleinen Entente, für welche Prag den Eckpfeiler gebildet hatte. In Rumänien beunruhigte aber fast mehr noch, daß die Achsenmächte im Wiener Schiedsspruch auch den ungarischen Revisionsansprüchen, wenn auch nicht in vollem Maße, Rechnung getragen hatten und daß im Gefolge dieser Ereignisse in Ungarn unter der rechtsgerichteten Regierung Béla Imrédys auch die viel weiter gehenden ungarischen Revisionsforderungen in Richtung Siebenbürgen eine starke Belebung erfuhren. Gleichzeitig verstärkte, auch von der Opposition im ungarischen Parlament mit Besorgnis registrierte pfeilkreuzlerisch-faschistische und antisemitische Propaganda, die u. a. zur Vorlage eines neuen antijüdischen Gesetzes durch die Regierung Imrédy führte¹², als Anzeichen auch weltanschaulicher Anlehnung der ungarischen Regierungspartei an die Achse Berlin-Rom, ließ die Gefahr einer Isolierung Rumäniens hervortreten. Um zu verhindern, daß sich Deutschland bei seiner Südostpolitik künftig vor allem auf Ungarn stütze, schien in Bukarest die Anbahnung eines engeren Verhältnisses zu Berlin dringend geraten¹³. Damit war allerdings für König Carol ähnlich wie für Horthy das innenpolitische Risiko einer faschistischen Unterwanderung verbunden. Es stand in Rumänien namentlich zu befürchten, daß die stark angewachsene halbfaschistische Legionärsbewegung der Eisernen Garde, der sich die autoritäre Regierung Carols schon vor Monaten durch Verhaftung ihrer prominentesten Führer auf gewaltsame Weise zu erwehren versucht hatte, neuen Auftrieb erhalten würde, zumal ein Teil ihrer Führer in Deutschland Unterschlupf gefunden hatte.

Der Einleitung eines engeren Kontakts mit Deutschland diente der Besuch, den Carol Hitler am 24. November 1938 auf dem Obersalzberg abstattete. Carol versprach dabei vor allem eine über den schon günstigen Stand des deutsch-rumänischen Außenhandels hinausgehende, den deutschen Interessen vor allem an rumänischem Erdöl und Agrarprodukten entgegenkommende Intensivierung der Wirtschaftsbeziehungen. Die konkreten Wirtschaftsverhandlungen über einen dementsprechenden Vertrag, der dem Großdeutschen Reich eine monopolartige Vorzugsstellung als Handelspartner und eine starke Ausrichtung der rumänischen Produktion nach deutschen Bedürfnissen bringen sollte, begannen in Bukarest erst am 10. März 1939. Zu der Hinauszögerung kam es nicht zuletzt deshalb, weil Carol kurz nach dem Besuch bei Hitler eine Reihe von gefangenen Legionärsführern, darunter den Kapitän der Garde, Corneliu Codreanu, der bei der nationalsozialistischen Bewegung in hohem Ansehen stand, im Gefängnis von Jilava hatte ermorden lassen (30. 11. 1938), was auch die Beziehungen zu Berlin vorübergehend belastete.

Während die deutsch-rumänischen Wirtschaftsverhandlungen noch im

¹² The Secret Papers of Admiral Horthy sowie Macartney.

¹³ Vgl. dazu ADAP, Serie D, Bd. V, Nr. 227, 228, 231, 234, 239 u. a.

Gänge waren, besetzten am 15. März 1939 deutsche Truppen Böhmen und Mähren. Die Nachricht verursachte in Bukarest einen starken Schock und drohte die wegen der hohen deutschen Forderungen an sich schon schwierigen Wirtschaftsverhandlungen zum Scheitern zu bringen. Hier lag die Quelle der alarmierenden Nachrichten, die der rumänische Gesandte Tilea am 17. März 1939 in London über ein bevorstehendes deutsches Ultimatum und die Bedrohung der rumänischen Souveränität durch Deutschland verlauten ließ, eine Meldung, die allerdings in dieser Form falsch bzw. stark übertrieben war und schon zwei Tage später von Bukarest offiziell dementiert wurde¹⁴. Tileas falscher Alarm bildete nichtsdestoweniger den letzten Anstoß, um das Foreign Office aus seiner nach den Ereignissen von Prag und Preßburg zunächst noch eingenommenen Beschwichtigungs-Haltung aufzurütteln und eine, bald auch von anderen Erwägungen bestimmte, veränderte Lagebeurteilung und die eilige Suche nach wirksamen außenpolitischen Vorkehrungen und Vorsichtsmaßnahmen einzuleiten.

Ehe wir uns dem zuwenden, haben wir jedoch die Entwicklung des deutschen Verhältnisses zur Tschechoslowakei selbst zu verfolgen. Hitler hatte, wie bekannt, das Münchener Abkommen nur als „halbe Lösung“ der tschechischen Frage empfunden und sich anscheinend von vornherein mit dem Gedanken getragen, bei sich bietender Gelegenheit doch noch eine gewaltsame „Erledigung der Resttschechei“ vorzunehmen. Die Wehrmacht erhielt schon am 21. Oktober Weisung, auf diese Eventualität jederzeit vorbereitet zu sein. Dabei handelte es sich jedoch noch nicht um einen absolut definitiven Entschluß Hitlers. Am 13./14. Oktober war der neue tschechische Außenminister Chvalkovský von Ribbentrop und Hitler empfangen worden, hatte, um für sein Land „zu retten, was noch zu retten war“, eine politische Wendung um 180 Grad sowie engste Anlehnung an Deutschland gelobt und darum gebeten, der neuen Regierung eine „Bewährungsfrist“ zu geben. Prag bewies aber auch, wie der deutsche Geschäftsträger Andor Hencke im November/Dezember selbst einräumte, durch Taten, daß es, um wenigstens die formale Souveränität zu erhalten, zu weitestgehender außenpolitischer Unterwerfung, so z. B. zu der von Berlin geforderten Reduzierung seiner Streitkräfte, ja selbst zu einer ideologisch-innenpolitischen und nicht zuletzt zu wirtschaftlicher Unterordnung unter das Reich bereit war. Unter diesem Gesichtspunkt mußte eigentlich jede Gewaltaktion unnötig erscheinen. Selbst das Versprechen der Garantie der neuen tschechischen Grenzen durch die Unterzeichner des Münchener Abkommens, dessen Einlösung Hitler von Anfang an wegen des multilateralen Charakters einer solchen Garantie ebenso zum Einschlafen zu bringen trachtete, wie die internationale Botschafterkonferenz zur Regelung der neuen Grenzen¹⁵, brauchte Berlin nicht sonderlich ernst zu nehmen, zeigte es sich doch bald, daß die Westmächte, insbeson-

¹⁴ Documents on British Foreign Policy 1919—1939. Third Series (künftig zit. als DBFP). Bd. IV, Nr. 399.

¹⁵ ADAP, Serie D, Bd. IV, Nr. 162, Weisung Ribbentrops v. 2. 2. 1939.

dere England, sich mit der Tatsache der deutschen Hegemonie über Prag im wesentlichen abgefunden hatten und wenig Eifer bekundeten, die Garantie eines Staatsgebildes zu übernehmen, das von deutschem Gebiet fast ganz umschlossen war.

Ende November 1938 arbeitete das Auswärtige Amt den Entwurf eines deutsch-tschechischen Freundschaftsvertrages aus, der davon ausging, daß an die Stelle der versprochenen Vier-Mächte-Garantie ein bilaterales Abkommen zwischen Berlin und Prag treten solle¹⁶. Es ist kaum zu bezweifeln, daß sich die Tschechen damit hätten abfinden müssen und die Westmächte und Italien hierzu ihr Einverständnis gegeben hätten, wenn es — wie es Ribbentrop noch vor Weihnachten 1938 vorhatte — darüber zu Verhandlungen gekommen wäre. Das hätte allerdings bedeutet, daß der Gedanke einer gewaltsamen Erledigung der Rest-Tschechoslowakei — jedenfalls auf absehbare Zeit — hätte fallen gelassen werden müssen. Es ist deshalb besonders bemerkenswert, daß Hitler in der zweiten Dezemberhälfte die bereits angebahnten Erörterungen und Gespräche zum Abschluß eines solchen Vertrages stoppen ließ, weil er offensichtlich andere Entwicklungen abwarten wollte. Der deswegen mit Recht beunruhigte tschechische Außenminister suchte im Dezember vergeblich um eine Audienz in Berlin nach. Schließlich wurde er am 21. Januar von Hitler und Ribbentrop empfangen, wobei er reichlich unqualifizierte Beschwerden über das Wiederaufleben des sogenannten „Beneš-Geistes“, weit übertriebene Klagen über Drangsalierungen der noch in Böhmen und Mähren ansässigen Volksdeutschen, gemischt mit unüberhörbaren Drohungen zu hören bekam.

Nachdem Hitler auch in seiner Rede vom 30. Januar 1939 seinen Willen hatte erkennen lassen, die weitere Gestaltung der Dinge im Osten ohne Rücksicht auf die Westmächte nach eigenem Gutdünken vorzunehmen, empfing er am 12. Februar den Führer des radikalen Flügels der slowakischen Autonomisten Prof. Tuka in Begleitung des deutschen Volksgruppenführers Karmasin und machte deutlich, daß er eine slowakische Sezession begrüße und erwarte, andernfalls müsse er die Slowakei den Ungarn opfern, wenn es zur Auflösung der Resttschechoslowakei käme. Der Entschluß Hitlers zur baldigen Aktion gegen Prag war jetzt offensichtlich gefaßt. Hitler überschätzte allerdings die Stärke des slowakischen Willens zur völligen Selbständigkeit. Bis kurz vor dem 15. März blieb unentschieden, ob der Einmarsch primär mit einer slowakischen Selbständigkeitserklärung oder — nach bewährtem Muster — mit Gravamina der Volksdeutschen motiviert werden sollte. Selbst nachdem es am 9./10. März zu der mit deutscher Hilfe provozierten Auseinandersetzung zwischen Prag und Preßburg und zur Absetzung der slowakischen Autonomieregierung Tiso durch die Prager Zentralregierung gekommen war, bedurfte es noch äußersten Drucks vermittels der nach Preßburg entsandten deutschen Emissäre (Seyß-Inquart, Bürckel, Veesenmayer, Kepp-

¹⁶ Ebenda, Nr. 137, Anm. 3 und Nr. 150, Anm. 3. — Ferner Rönnefarth, Helmut K. G.: Die Sudetenkrise in der Internationalen Politik. Wiesbaden 1961, S. 714.

ler u. a.), um Tiso am 13. März zu Hitler zu bringen und den slowakischen Landtag am folgenden Tag zu der von Berlin gewünschten Unabhängigkeits-erklärung zu bewegen¹⁷.

Nach dieser Skizze der Entwicklung zwischen Prag und München und ehe wir zum eigentlichen Thema kommen, ist eine Zwischenbilanz zu ziehen und eine Antwort auf die Frage nach den beherrschenden Motiven und Antrieben Hitlers in der Phase zwischen München und Prag zu versuchen. Die militärische Besetzung der Rest-Tschechoslowakei stand, wie gesagt, nach München von vornherein auf dem Katalog der möglichen weiteren Absichten Hitlers. Hitler hat sich aber anscheinend erst im Januar oder Anfang Februar auf diesen Handstreich festgelegt und ihm auch zeitlich den Vorrang vor anderen gleichzeitig ventilierten Aktionen gegeben, die nun zunächst vertagt wurden bzw. über den Umweg Prag später erneut angegangen werden sollten.

In diesem Zusammenhang scheint mir die Beurteilung der damaligen Ziele Hitlers durch Georg Dertinger, einem der besteingeweihten deutschen Journalisten, nach Hitlers Geheimrede vor der Presse am 10. November 1938 besonders bemerkenswert. Dertinger notierte damals unter dem Eindruck der sehr offenen Ausführungen Hitlers¹⁸: „Der Anspruch auf Beherrschung des dem deutschen Volk zugewiesenen Raumes im Osten“ trete jetzt klar hervor. — Und er fuhr fort: „über die Methodik zur Verwirklichung dieser Ziele brachte die Unterhaltung keine Auskunft. Man darf annehmen, daß es keine festliegende Speisekarte gibt, deren erste Gänge Österreich und die Tschechoslowakei waren und auf der nach festliegender Reihenfolge noch andere Gerichte stehen, vielmehr darf man annehmen, daß nur die räumliche Tendenz als solche festliegt, und die Methodik darauf aufbaut, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, also vor allem bei jeder irgendwie gearteten internationalen Krise oder Schwächeerscheinung im Bereich anderer Staaten auf diese oder jene Weise dem Endziel näherzukommen.“

Die grundsätzliche Fixierung der nach Osten zielenden Expansionsabsichten Hitlers, bei Austauschbarkeit der Nahziele und Schwerpunkte, war hier treffend erkannt. Für die Situation zwischen München und Prag bestand dabei wohl vor allem ein Zusammenhang zwischen den auf Polen gesetzten Erwartungen einerseits und dem Gedanken weiteren aktiven Vorgehens gegen die Rest-Tschechoslowakei andererseits.

Zwischen Oktober 1938 und dem Gespräch mit dem polnischen Außenminister Beck am 5. Januar 1939 stand der Eventualfall „Erledigung der Rest-Tschechoslowakei“ offensichtlich noch nicht unbedingt an der Spitze der Hitlerschen Dringlichkeits-Skala, sonst wäre es kaum überhaupt zum Entwurf eines langfristigen deutsch-tschechischen Vertrages gekommen. Hitlers Augenmerk scheint damals vor allem auf die Möglichkeiten zur Formierung einer weitreichenden, gegen die Sowjetunion gerichteten Aggressionsfront

¹⁷ Vgl. dazu im einzelnen Jörg K. Hoensch.

¹⁸ Vgl. Booms, Hans: Der Ursprung des 2. Weltkrieges — Revision oder Expansion? Gesch. in Wiss. u. Unterricht, H. 6 (1965) 341.

im Osten gerichtet gewesen zu sein, wozu er vor allem Polen veranlassen mußte, die bisherige Politik doppelter Absicherung gegenüber Deutschland und Rußland aufzugeben, und eindeutig und aktiv auf die Seite Deutschlands gegen die Sowjetunion zu treten. Die verlangte Hergabe Danzigs hatte in diesem Konzept mehr die Funktion eines Tests. Es liegt auf der Hand, daß die Karpato-Ukraine als Glacis für eine solche Aktionsrichtung, die sich möglichst auch auf Ungarn stützen sollte¹⁹, besondere Bedeutung haben mußte. Tatsächlich fiel auch der Höhepunkt der von deutscher Seite unterstützten ukrainischen Aktivität in die Zeit vom November 1938 bis Januar 1939, als Hitler auch von den Polen ein Eingehen auf seine Vorschläge durchaus noch erwartet zu haben scheint. Damit stimmt auch überein, daß damals von Berlin und Königsberg aus die Aktivität der Memeldeutschen gebremst wurde, um Polen nicht zu brüskieren und — womöglich — die Tür für den schon auf die zwanziger Jahre zurückgehenden und im März 1938 anläßlich des polnisch-litauischen Grenzkonflikts aufgegriffenen Plan eines deutsch-polnischen Kompensationsgeschäftes auf Kosten Litauens offen zu halten. Auch Gauleiter Forster in Danzig erhielt damals Weisungen, die Danziger SA und NSDAP stärker im Zaum zu halten und jeden Konflikt mit Polen zu vermeiden. Nachdem aber das Gespräch mit Beck am 5. Januar verdeutlicht hatte, daß Polen zumindest nicht in Kürze, wenn überhaupt dazu gebracht werden konnte, die ihm zgedachte Rolle zu spielen, entstand für Hitler ein neuer Prioritäten-Katalog der Ostpolitik. Für weitreichende Pläne einer aktiven antisowjetischen Expansionspolitik mit Hilfe Polens und Ungarns war der Weg durch Polens Haltung zunächst versperrt. Umso mehr Gewicht erhielt für Hitler die bisher zurückgehaltene Alternative: einer Ausdehnung des deutschen Einflusses in den nach Osten vorgeschobenen Flankenpositionen nördlich und südlich Polens, im Memelgebiet und in der Slowakei. Der Plan der Erledigung der Resttschechoslowakei erhielt, auch aufgrund der Ansatzpunkte, die sich in der Slowakei ergeben hatten, unter diesen Umständen neue Dringlichkeit, nicht zuletzt mit dem Ziel, von der slowakischen Südflanke her künftig stärkeren Druck auf Polen ausüben zu können, während die Karpato-Ukraine in eben dem Maße an Bedeutung verlor; sie wurde am 15. März den Ungarn überlassen. Umso zügiger begann man in Berlin seit dem Februar 1939 ohne weitere Rücksicht auf Polen den Anschluß des Memelgebietes in die Wege zu leiten. Sieben Tage nach Prag unterzeichnete die litauische Regierung unter ultimativem Druck einen entsprechenden Vertrag; und zur gleichen Zeit wurden in Danzig die Vorbereitungen für eine handstreichartige Annexion intensiviert.

So haftet der Aktion gegen Prag, von Hitler aus gesehen, beinahe etwas von einer Zwangshandlung an, einer Flucht nach vorn in eine an sich gar

¹⁹ Vgl. dazu die beziehungsreichen Andeutungen Hitlers in seiner Unterredung mit dem ungarischen Außenminister Graf Csáky am 16. 1. 1939; ADAP, Serie D, Bd. V, Nr. 272.

nicht nötige Aktion, weil andere Vorstellungen sich nicht in der gewünschten Weise hatten verwirklichen lassen. Hitlers ungeduldiger Drang, weitere vollendete Tatsachen der deutschen Suprematie im Osten durchzusetzen, hatte aber noch einen anderen Aspekt und war noch an eine andere Adresse gerichtet: an die der Westmächte. Dafür spricht eine Reihe von Indizien. Hitler hatte München ja nicht nur als halbe Lösung, sondern in gewisser Weise als Niederlage betrachtet, und seine wütende Stimmung damals kaum verborgen. Der Grund für diese so abwegig erscheinende Reaktion lag darin, daß ihm der Erfolg durch einen internationalen Konferenztisch, nicht wie bei der Besetzung des Rheinlandes durch selbständige Aktion und vollzogene Tatsache, beschert worden war. Deshalb auch die Entschlossenheit, keinesfalls die in München versprochene Viermächtegarantie der Rest-Tschechoslowakei wirksam werden zu lassen. Die Tatsache, daß Franzosen und Engländer am 8. Februar 1939 in gleichlautenden Noten an den Vollzug der Garantie erinnerten, hat Hitler sicherlich nur in dem Vorsatz bestärkt, die Tschechoslowakei auf eigene Faust zu liquidieren. Es ging für Hitler nicht nur und vielleicht nicht einmal primär um das Gebiet Böhmens und Mährens, das ihm ohnehin mehr oder weniger zur Verfügung stand, sondern sehr maßgeblich um den machtpolitischen Beweis, daß er im östlichen Vorfeld Deutschlands ohne Rücksicht auf die Westmächte agieren konnte. Bezeichnend war in diesem Zusammenhang auch, daß Ribbentrop im Einvernehmen mit Hitler eine französisch-englische Demarche wegen des Memelgebietes Mitte Dezember 1938 kurzangebunden mit der Mitteilung quittierte, es handele sich hier „um eine Ostfrage Deutschlands, in welcher Frankreich und England nichts zu suchen haben“²⁰. Ähnlich ging es Hitler bei dem Handstreich gegen Prag nicht nur um eine Revision der territorialen Lösung von München, die ihm nur einen Teil der Tschechoslowakei eingebracht hatte, sondern vor allem auch um eine Revision des *Verfahrens* von München, das ihm als Rückfall in die Prozedur kollektiver europäischer Sicherheitspolitik und Konferenz-Diplomatie erschien. Dies ist der entscheidende Punkt, von dem her auch die Reaktion der Mächte auf die Aktion vom 15. März 1939 erst in ihrer vollen historischen Bedeutung erfaßt werden kann.

Freilich, die Haltung der Westmächte, besonders der englischen Regierung, ließ, so wie sie sich konkret und tatsächlich in den Tagen nach Prag äußerte und heute ersichtlich ist, zunächst das Bewußtsein der entscheidenden historischen Stunde vielfach vermissen. Anfänglich noch erstaunlich große Zurückhaltung kontrastierte mit einer nach einigen Tagen aufkommenden fast kurzschlüssigen Ungeduld, um nur um jeden Preis zu handeln, was insbesondere für die britische Politik höchst ungewöhnlich war. Vieles davon erklärt sich daraus, daß der 15. März für die in Paris und London amtierenden Regierungen ja nicht nur einen außenpolitischen Schock darstellte, sondern auch ihre eigene bisherige Politik grundsätzlich in Frage stellte und delikate innenpolitische Probleme aufwarf. Wenn am 15. März in England und Frank-

²⁰ ADAP, Serie D, Bd. V, Nr. 379.

reich schlagartig die Kritiker der Appeasementpolitik zum Ruder gekommen wären, hätte die Reaktion sicher anders ausgesehen und vielleicht auch zu wirkungsvolleren Ergebnissen geführt. So aber lagen Unsicherheit und das Schwanken zwischen Beschwichtigung und Härte, eine stark erregte, emotionale Reaktionsweise, die es an Nüchternheit und Kühle fehlen ließ, in der Natur der Sache. In ganz anderer Weise als bei Hitler bedeutete auch hier München eine Hypothek. Vor allem Chamberlain, Horace Wilson, Halifax und der französische Außenminister Bonnet, weniger vielleicht Daladier, hatten in der Appeasement-Politik vom September 1938 ja keineswegs nur einen Ausweg in Anbetracht der mangelnden englisch-französischen Rüstung gesehen, sondern an sie als an ein Programm geglaubt. So sehr sie gelegentlich zweifelten, ob das Vertrauen, das sie in die Zähmbarkeit und Saturierbarkeit Hitlers setzten, gerechtfertigt sei, so hatten sie doch, selbst nach dem enthüllenden Pogrom-Spektakel der Reichskristallnacht (10. November 1938) im Prinzip am Kurs von München festgehalten und ihn gegen die zunehmende Kritik im eigenen Lande verteidigt, beherrscht von der schönfärbenden Vorstellung, daß in München eine Politik des Konzerts der vier europäischen Hauptmächte angebahnt worden sei, die es, unbeirrt durch nebensächliche Probleme — nicht zuletzt durch weitere Pflege des Einvernehmens mit Hitler —, auszubauen galt.

An dieser zuversichtlichen Grundhaltung lag es wohl auch, daß die in den Tagen vor dem 15. März in London und Paris eintreffenden Nachrichten über bevorstehende, von Berlin unterstützte Aktionen zur Änderung des Status der Rest-Tschechoslowakei nicht in ihrer ganzen Tragweite erkannt wurden. Die Überraschung durch eine Blitz-Aktion, auf die es Hitler abgesehen hatte, gelang deshalb weitgehend; die britische Regierung mußte sich im Unterhaus sagen lassen, daß sie trotz ihres berühmten Nachrichtendienstes entweder keine Ahnung gehabt oder die Richtigkeit der vorliegenden Informationen nicht geglaubt habe.

Befassen wir uns jetzt ein wenig ausführlicher mit der ersten Phase der Reaktion, die — was die Westmächte betrifft — die Tage bis zum 17. März umfaßt. In diesen drei Tagen vollzog sich in England und Frankreich ein von Tag zu Tag deutlicher werdender Umschwung der öffentlichen Meinung. Sie bestimmte in diesen Tagen, so könnte man zugespitzt sagen, das Geschehen, und die Regierungen folgten diesem Umschwung durch Erklärungen, die an Schärfe zunahmen, aber noch nicht durch nennenswerte politische Beschlüsse oder Aktionen.

Am Abend des 15. 3. und am Morgen des 16. 3. waren in England die großen Zeitungen bei der Beurteilung des sensationellen Ereignisses noch fast in gleicher Weise unterschiedlicher Meinung wie bisher bei der Beurteilung Hitler-Deutschlands und der Appeasementpolitik. Die regierungsfreundlichen Blätter „Daily Mail“ und „Times“ beflößigten sich noch eines beschwichtigenden Tones, das Blatt der konservativen Opposition, der „Daily Telegraph“, der liberale „News Chronicle“ und der sozialistische „Daily Herald“ reagierten scharf und mit Entrüstung. Ähnlich war die Situation in

Frankreich, wenn hier auch der Tenor von Anfang an etwas schärfer war. Am 17. März war die Lage jedoch stark verändert. Nach allem, was inzwischen bekannt geworden war, überwog selbst in der regierungsfreundlichen Presse in England und Frankreich die unzweideutige Entrüstung, man forderte politische Aktivität, kritisierte die Lauheit der eigenen Regierung, forderte, auch in der „Times“, eine umfassende Überprüfung der bisherigen Politik²¹.

Bei diesem Prozeß der Verschärfung der Pressereaktion spielten verschiedene Faktoren mit. Die volle Bedeutung und die tatsächlichen Begleitumstände des von Berlin als „Selbstauflösung“ der Tschechoslowakei bezeichneten Ereignisses waren nicht von Anfang an ersichtlich. Erst am 16. und 17. März erfuhr man, daß die Errichtung eines deutschen Protektorats in Böhmen und Mähren, also eine komplette und dauerhafte Inkorporation in das Reich, beabsichtigt war. Erst dadurch wurde voll bewußt, daß das definitive Ende der Tschechoslowakei besiegelt war, und folglich erschien auch München nun in gänzlich anderem Licht. Auch von der Ausdehnung der deutschen militärischen Besetzung auf Teile der Slowakei, die vor allem in Warschau beunruhigte, erfuhr das Ausland erst am zweiten und dritten Tag. So glaubte der polnische Außenminister am 15. März noch, durch die von ihm vollzogene sofortige Anerkennung der Slowakei und die Errichtung einer polnischen Gesandtschaft in Preßburg die Unabhängigkeit des neuen Staatsgebildes bekräftigen zu können, mußte aber schon zwei Tage später erkennen, daß die Slowakei den Status eines deutschen Schutzstaates haben würde. Vor allem aber drangen die Nachrichten über die erpresserischen Methoden, die Hitler in der Nacht zum 15. März dem tschechischen Staatspräsidenten Hacha gegenüber angewandt hatte, um dessen Unterschrift zur widerstandslosen Preisgabe seines Landes zu erhalten, erst allmählich durch.

Es ist aufschlußreich zu sehen, wie aufgrund dieser nach und nach eintreffenden Informationen selbst bei einem Manne wie dem britischen Botschafter Henderson der Ton der Berichterstattung zwischen dem 15. und 16. März umschlug. Im Gegensatz zu seiner ersten, recht zurückhaltenden Beurteilung, verbunden mit den Empfehlungen eines sehr maßvollen Protestes, lautete sein telegraphischer Kommentar gegenüber Halifax am Nachmittag des 16. 3.: „Äußerster Zynismus und Immoralität der ganzen Durchführung spotten der Beschreibung. Der Nazismus hat endgültig den Rubikon überschritten.“ Die neue Annexion, die fremdes Volkstum versklave, sei mit den bisherigen Aktionen Hitlers nicht zu vergleichen. Sie stelle ein „Unrecht“ dar, das baldige Gegenmaßnahmen verlange²².

Henderson ging damit weiter als das britische und französische Kabinett am Vortage. Chamberlain hatte am Nachmittag des 15. März im Unterhaus zwar ebenfalls betont, daß Hitler mit der neuen Aktion den Geist und Buch-

²¹ Eine gute Übersicht bieten die unveröffentlichte DNB-Presse-Informationsberichte v. 15.—17. 3. 1939 (Inst. f. Zeitgesch.).

²² DBFP IV, Nr. 288.

staben des Münchener Abkommens verletzt und nunmehr zum ersten Mal ein Gebiet besetzt habe, das von einem fremden Volk bewohnt sei. Er war dabei bemüht gewesen, jeden Gedanken an geheime britische Komplizenschaft zurückzuweisen, hatte aber zugleich auch versucht, die Bedeutung dieser „Störung der internationalen Lage“ herabzumindern, indem er erklärte: „Laßt uns deswegen nicht von unserem Kurs abweichen“²³.

Im Ton energischer verhielten sich Halifax und sein französischer Kollege Bonnet, als sie am 15. März den deutschen Botschaftern, von Dirksen (London) und Graf Welczek (Paris), ihre Entrüstung über den Gewaltstreich vortrugen²⁴. Halifax ließ auch die Warnung einfließen, er könne zwar Hitlers Geschmack für blutlose Triumphe dieser Art verstehen, aber eines Tages würde Hitler sich vor einer Situation sehen, in der es nicht mehr ohne Blut abgehe. Dennoch fehlte auch den Erklärungen Halifax' der Nachdruck entschiedener Entschlossenheit. Man konnte ihnen gleichfalls entnehmen — und so geschah es in Berlin —, daß England gegen die Sache an sich wenig einzuwenden habe und nur die Methoden tadele, weil die Regierung Chamberlain dadurch gegenüber der englischen Öffentlichkeit in eine schwierige Situation gerate. Tatsächlich waren die Mittel diplomatischen Protestes, zu denen London und Paris sich zwischen 15. und 17. März in beiderseitigem Einvernehmen entschlossen, zum guten Teil für die eigene Öffentlichkeit berechnet: Man vertagte den angesagten Besuch des britischen Handelsministers Stanley in Berlin, übermittelte am 17. März formelle Protestnoten und berief anschließend den britischen und französischen Botschafter zurück, was jedoch von vornherein nur für die Dauer von 8—10 Tagen gedacht war. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht auch ein Telefon-Gespräch zwischen dem französischen Botschafter Corbin in London und dem britischen Unterstaatssekretär Cadogan vom 16. März, das diesen Demonstrationen vorausgegangen war. Corbin hatte dabei erklärt, die französische Regierung halte bestimmte Protestschritte in Berlin für nötig, weil sie sonst der Komplizenschaft verdächtigt werden würde²⁵.

Auch die berühmte, im Ton (gegenüber dem 15. März) sehr veränderte Rede, die Chamberlain am Abend des 17. März in seinem Wahlkreis Birmingham hielt, und die meist als Zeugnis der Abwendung von der Appeasementpolitik angeführt wird (sie war in der britischen Kabinettsitzung am gleichen Tag ausdrücklich verabredet worden), gehört im wesentlichen noch zu dem Komplex der vor allem für die eigene Öffentlichkeit bestimmten Erklärungen. Es war nicht unbegründet, wenn sich der sowjetische Außenkommissar Litwinow am nächsten Tag auf die Frage nach dem Standpunkt des Londoner Kabinetts nicht mit dem Hinweis des britischen Botschafters auf Chamberlains Rede zufrieden gab, sondern erkennen ließ, daß er diese Rede

²³ Nach DNB-Bericht v. 15. 3. 1939.

²⁴ Vgl. DBFP IV, Nr. 279 und Monnet, Georges: Vor der Katastrophe. Erinnerungen des französischen Außenministers 1938—1939. Köln 1951, S. 184.

²⁵ DBFP IV, Nr. 412.

als „für den inneren Verbrauch“ bestimmt betrachtete²⁶. Dennoch wäre es abwegig, Chamberlain bewußte Augenwischerei zu unterstellen. Die oft zitierten Kernsätze seiner Rede enthielten ja gar keine Ankündigung britischer Gegenmaßnahmen, sondern bestanden aus quälenden Fragen: Is this the end of an old adventure, or is it the beginning of a new? Is it the last attack upon a small state, or is it to be followed by others? Is this in fact a step in the direction of an attempt to dominate the world by force?²⁷“

Diese Fragen drückten aus, daß auch die Regierungen in London und Paris unter dem Einfluß der anhaltenden öffentlichen Entrüstung, die sich bald durch ihre Einheitlichkeit von der Situation zur Zeit von München deutlich unterschied, sich auf dem Wege zu einer neuen Lagebeurteilung befanden. Chamberlain hatte am 17. März offensichtlich schon die Zuversicht verloren, daß — wie er zwei Tage vorher noch erklärt hatte — der bisherige Kurs fortgesetzt werden könne. Daß der britische Premier in Birmingham seine wirksamsten Sätze in Form von Fragen stellte, bezeugt aber noch etwas anderes: die starke Ratlosigkeit, die in dem Maße in London und Paris einsetzte, als man sich der Brüchigkeit und des Scheiterns der bisherigen Appeasement-Politik bewußt wurde. Ratlosigkeit vor allem auch deshalb, weil gerade die Passivität, mit der man bisher, vor allem auch nach München, der Ausdehnung des deutschen Einflusses und machtpolitischen Sogs in Osteuropa zugesehen und durch die man Hitler sowie den ostmitteleuropäischen Staaten Anlaß zu der Meinung gegeben hatte, daß die Westmächte Deutschland tatsächlich freie Hand im Osten eingeräumt hätten, es nun äußerst schwierig machen mußte, in diesem Raum noch einen stabilen Abwehrwillen und eine wirksame Abwehrfront zu bilden.

So war auch der Gedanke von vornherein illusorisch, daß die Westmächte aufgrund des Garantieversprechens von München etwa versuchen könnten unmittelbar einzugreifen, um die vollendete Tatsache der deutschen Annexion Böhmens und Mährens rückgängig zu machen. Daß ein solcher Versuch machtpolitisch aussichtslos sein müsse, gestand selbst die Opposition in Frankreich und England ein. Churchill hatte schon am 14. März anläßlich der Meldungen über eine bevorstehende deutsche Aktion öffentlich erklärt: „Es scheint mir sicher, daß wir nicht eingreifen werden. Dafür ist es zu spät. Die Tschechen haben ihren Festungsgürtel ausgeliefert . . . Sie sind schutzlos . . . Sie sind von allen Seiten eingeschlossen . . . Sie müssen allen, selbst den grausamsten Befehlen gehorchen . . . Es ist zwecklos, ihnen heute zu Hilfe zu kommen, da sie unbewaffnet sind, wenn wir ihnen nicht helfen wollten, als sie stark waren. Deshalb stimme ich völlig mit denen überein, die da der Meinung sind, wir sollten jetzt nicht intervenieren. Wir können es nicht. Das ist alles²⁸.“

Schon am 15. März erklärten London und Paris ausdrücklich, daß das Ga-

²⁶ Ebenda, Nr. 403.

²⁷ DBFP IV, Nr. 306.

²⁸ Churchill: Reden 1938—40, S. 125 f.

rantieversprechen von München bisher nicht wirksam geworden und infolge der deutschen Aktion endgültig hinfällig sei. Man beschränkte sich auf die Nichtanerkennung der neuen Tatsache. England, Frankreich und die USA, bis zum September 1939 auch die Sowjetunion, nahmen keine diplomatischen Beziehungen zur Slowakei auf, während Polen aus den erwähnten Gründen, aber auch Ungarn, Rumänien sowie Italien den neuen Staat anerkannten. Eine Folge der westlichen Nichtanerkennungspolitik war übrigens, daß Beneš im April 1939 in den USA den tschechoslowakischen Nationalrat als Vorläufer der Exilregierung ins Leben rufen konnte. Es bahnte sich hiermit schon der dann im Krieg ausgesprochene offizielle Widerruf der Gültigkeit des Münchener Abkommens an. Der französische Botschafter Coulondre hatte schon am 19. März 1939 in einem zusammenfassenden Bericht über die Folgen von Prag erklärt: „Die Münchener Verträge haben aufgehört, zu bestehen“²⁹.

Je mehr die Westmächte im Lichte von Prag die Illusionen ihrer Politik von München erkannten, einer Politik, die ja nicht nur die Tschechoslowakei aufgeopfert, sondern auch die Kleine Entente und das System der französischen Bündnisverträge in Osteuropa entwertet und Hitler eine fast perfekte Hegemonialstellung eingeräumt hatte, um so mehr kam ein mitunter fast panikartiges Bestreben zur Geltung, diese Fehler wieder gut zu machen, den schleichenden Prozeß zunehmender Erbötigkeit, Willfährigkeit und Abhängigkeit, der in Ostmitteleuropa Hitler gegenüber im Gange war, zu stoppen und das außenpolitische Kapital, das sich in dieser Hinsicht noch bot, jetzt schleunigst zu nutzen. Hiermit beginnt die zweite Phase der westlichen Reaktion auf Prag, das aktive außenpolitische Bemühen zur Schaffung einer neuen Sicherheitsorganisation.

Den Ausgangspunkt bildete die schon erwähnte alarmierende Meldung über ein deutsches Ultimatum an Rumänien, die der rumänische Gesandte Tilea am Nachmittag des 17. September im Foreign Office sowohl Halifax wie dem Unterstaatssekretär Cadogan vortrug und noch am gleichen Tage auch in die britische Presse lancierte. Die Rührigkeit, die Tilea schon seit dem 15. März mit seinen z. T. in privater Form geäußerten Meinungen und Empfehlungen im Foreign Office entfaltet hatte, und die von der sehr viel ruhigeren anderweitigen Berichterstattung aus Bukarest abstach, tritt aus den Akten auffällig hervor. Sei es, daß Tilea sich selbst von zweifelhaften Informationen hatte leiten lassen, oder daß er bewußt übertrieb. Jedenfalls trieb es ihn, London zur Aktivität zu veranlassen. Daher kann auch ein gewisses Zusammenspiel Tileas mit Gruppen des Foreign Office und der Londoner Presse, die ebenfalls daran interessiert waren, Halifax und Chamberlain aus ihrer bisherigen Unentschlossenheit zu reißen, vermutet werden. Die von Hoggan gegebene Darstellung dieser Affäre³⁰ ist nichtsdestoweniger in einer Reihe von Einzelheiten nachweislich falsch, und seine Hauptthese,

²⁹ Gelbbuch der Französischen Regierung. Diplomatische Urkunden 1938—1939. Basel 1940, S. 109.

³⁰ Hoggan, David L.: Der erzwungene Krieg. Tübingen 1961, S. 400 ff.

daß Halifax sich die Tilea-Meldung selbst bestellt habe, ist frei erfunden. Die Akten bezeugen das Gegenteil. Da auch Daladier und der französische Generalstabschef Gamelin schon am Vortage die Befürchtung ausgesprochen hatten, Ungarn und Rumänien würden vermutlich die nächsten Opfer Hitlers sein, außerdem in diesen Tagen infolge der ungarischen Besetzung der Karpato-Ukraine eine starke rumänisch-ungarische Spannung, begleitet von Teilmobilisationen an der Grenze, entstand, fiel Tileas Alarm auf vorbereiteten Boden. Noch am Abend des 17. März sandte Halifax eine Serie von Telegrammen an die britischen Missionen in Frankreich, Moskau, Warschau, Bukarest und den Staaten der Balkan-Entente (Jugoslawien, Griechenland, Türkei), worin er um eilige Rücksprache bei den betreffenden Regierungen ersuchte, um zu erfahren, wie sie sich zu einer Bedrohung Rumäniens durch Deutschland stellen würden. Da sich die Unrichtigkeit des von Tilea geschlagenen Alarms schon in den folgenden beiden Tagen herausstellte, wurde diese überstürzte Anfrage, die zwei Tage später von Halifax selbst aufgehoben bzw. modifiziert wurde, sehr bald gegenstandslos; sie hatte aber doch eines bewirkt: der Gedanke einer Sicherheitsorganisation zur Abschreckung Hitlers war diplomatisch ins Spiel gebracht worden. Die Zwischenantworten, die am 18. und 19. März aus Polen und den Südoststaaten eintrafen, zeigten überdies durch ihre große Zurückhaltung ziemlich übereinstimmend, daß diese Staaten im Vorfeld der deutschen Hegemonie, um den Zorn Hitlers nicht auf sich zu ziehen, sehr wenig geneigt waren, sich an solchen Kombinationen zu beteiligen, und schon gar nicht, wenn England und Frankreich nicht mit eindeutigen Hilfsversprechen vorangingen.

Mochte also betreffend Rumänien auch kein aktueller Anlaß zur Panik bestehen, so wurde doch nach diesen Erfahrungen das Bedürfnis nach einer raschen Sicherheitsgarantie, die geeignet gewesen wäre, Hitler Halt zu geben, in den folgenden Tagen in London und Paris nicht geringer, sondern eher größer, zumal der allgemeine Eindruck vorherrschte, daß in Kürze mit weiteren Aktionen Hitlers zu rechnen sei, und zahlreiche diesbezügliche Informationen und Gerüchte kursierten. Auch blieb der Grundgedanke maßgeblich, daß eine solche Haltelinie von Polen über Rumänien zu den Staaten der Balkan-Entente führen müsse, da der schon bestehende polnisch-rumänische Vertrag von 1931 und der Balkanpakt von 1934 als Kristallisationspunkt hierfür am besten geeignet schienen, außerdem geographisch-strategische Gründe für eine solche Kombination sprachen. Der konservative britische Abgeordnete Robert Boothby sprach im wesentlichen nur die Überlegungen des Foreign Office aus, wenn er am 19. März im „Daily Telegraph“ schrieb: „Alle moralischen, politischen und strategischen Überlegungen deuten auf die Linie Polen-Rumänien-Balkan-Entente. Diese Länder sollten wir sofort zu einem Verteidigungsbündnis zusammenschließen, das die volle Unterstützung Frankreichs, Rußlands und unserer selbst haben würde. Wenn wir das nicht erreichen, ist der Augenblick in der Tat sehr düster“³¹.

³¹ Zit. nach Boothby, Robert: Europa vor der Entscheidung. Düsseldorf 1951, S. 251.

Am gleichen Tage (19. 3.) besprach Halifax mit dem sowjetischen Botschafter Maiski die Haltung der UdSSR. Zorn und Mißtrauen, welche Moskau den Westmächten entgegenbrachten, seit diese mit Hitler das Abkommen von München geschlossen und unter Ausschluß der Sowjetunion ihre Politik eines Konzerts der vier Großmächte verfolgt hatten, waren erst jüngst in Stalins Rede vom 10. März 1939 in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gekommen. Sie lösten sich auch nach Prag nicht auf. Eine gewisse Beruhigung bedeutete es für Moskau, daß die Karpato-Ukraine jetzt an Ungarn fiel. Wohl deswegen auch fiel die Note, mit der die UdSSR am 19. März gegen die deutsche Besetzung Böhmens und Mährens protestierte, im Ton fast milder aus als die der Westmächte. Dennoch bestand jetzt für den sowjetischen Außenminister Litwinow die Chance, Rußland doch noch an den europäischen Konferenztisch zurückzubringen und — falls die Appeasement-Politik der Westmächte tatsächlich aufgegeben war — eine neue Kooperation zur Eindämmung Hitlers herzustellen. Litwinow beantwortete deshalb die britische Anfrage wegen Rumänien mit dem Vorschlag einer sofortigen Konferenz Englands, Frankreichs, Rußlands, Polens, Rumäniens und der Türkei in Bukarest, um zum Abschluß eines multilateralen Sicherheitspaktes zu gelangen. Halifax lehnte den Vorschlag einer solchen Sechs-Mächte-Konferenz am 19. März höflich ab, da die britische Regierung den Erfolg und die Zweckmäßigkeit dieser Prozedur bezweifelte. Am 21. März veröffentlichte die sowjetische Nachrichtenagentur Tass sowohl den sowjetischen Vorschlag der Sechs-Mächte-Konferenz wie die britische Ablehnung. Letztere hat sicherlich zu der Ablösung Litwinows durch Molotow und der damit beschleunigten Wendung der sowjetischen Außenpolitik erheblich beigetragen. Da die britische und französische Regierung aus vielerlei Gründen nur zögernd an die Einbeziehung der Sowjetunion in die geplante Sicherheitspolitik herangingen, vermochte die Wendung ihrer eigenen Politik seit dem 15. März — nur dies soll in unserem Zusammenhang festgehalten werden — die letztlich durch München begründete und seitdem im Gang befindliche Neuorientierung der sowjetischen Außenpolitik nicht aufzuhalten.

Einen Unsicherheitsfaktor bildete nach Prag auch die Haltung Italiens. England und Frankreich fürchteten einerseits, Mussolini würde versuchen, die Krise für sich auszunutzen, sei es in Nordafrika gegen Frankreich oder in Albanien. Andererseits konnte die Verstimmung Mussolinis darüber, daß auch seine in München gegebene Unterschrift von Hitler mißachtet worden war, vielleicht den Westmächten zugute kommen. Am 20. März schrieb Chamberlain einen Brief an Mussolini, der in diesem Sinne sowohl Warnung als auch Einladung sein sollte. Der Duce ging aber nicht darauf ein. Tatsächlich war Mussolini durch Hitlers Handstreich gegen Prag ebenso vor eine vollendete Tatsache gestellt worden wie die anderen Mächte und deshalb zunächst stark aufgebracht. Mißtrauen und Eifersucht gegenüber dem erfolgreicheren und unbedenklicheren Achsenpartner spielten dabei wesentlich mit. Ciano berichtet, der Duce habe einige Tage lang ernstlich erwogen,

ob er die Achsenpolitik überhaupt fortsetzen solle³². Tatsächlich zog Mussolini auch einige Konsequenzen. So drängte er nach Prag auf eine klare Scheidung zwischen deutscher und italienischer Einflußzone. Das galt sowohl für Südtirol, wo in den folgenden Wochen und Monaten die Umsiedlung der Deutschen vereinbart wurde, wie für Jugoslawien, wo sich — namentlich im kroatischen Landesteil — deutsch-österreichische und italienische Interessen und Traditionen im Zusammenhang mit dem kroatischen Autonomie-Verlangen kreuzten. Hitler gelang es jedoch schon am 25. März, den Duce durch einen überschwenglichen Brief zu besänftigen. Einige Wochen später, am 12. April 1939, zeigte der Diktator Italiens mit dem Einfall in Albanien, daß er trotz der britischen Warnung gewillt war, auf seine Weise Hitlers Vorsprung einzuholen. In den Augen der Westmächte und der überwiegenden Weltöffentlichkeit stellte sich Mussolini damit demonstrativ an die Seite Hitlers. Beiden Diktatoren galt deshalb auch die Warnung und Aufforderung zur 10-jährigen Garantie der europäischen Staaten, die der amerikanische Präsident Roosevelt zwei Tage nach dem Albanien-Unternehmen ergehen ließ.

Diese Aktion Washingtons, die Hitler in seiner Reichstagsrede vom 28. April hochmütig zurückwies, zeigte, daß die USA seit München an der europäischen Außenpolitik stärkeren Anteil zu nehmen begannen. In Amerika, dem Haupt-Aufnahmeland für jüdische Emigranten und politische Flüchtlinge aus Deutschland, hatte schon der gelenkte Judenpogrom vom November 1938 einen starken Stimmungsumschwung bewirkt. Aus Protest gegen die Aktion hatte Washington seinen Berliner Botschafter zurückgezogen. Es entsprach deshalb dieser Reaktion, wenn sowohl die öffentliche Meinung in den USA als auch das State Department nach Prag zur Entschiedenheit gegen Hitler rieten und auch durch den amerikanischen Botschafter Kennedy in London der Politik der Festigkeit den Rücken zu stärken suchten. Als zusätzlicher Faktor, neben dem der öffentlichen Meinung in England selbst, hat dies, namentlich in den Tagen zwischen dem 15. und 17. März, zum damaligen Umschwung der britischen Politik sicherlich beigetragen. Chamberlains Birmingham-Rede wurde vom amerikanischen Rundfunk übertragen und durch eine gleichzeitige Erklärung unterstützt, mit der Roosevelts Secretary of State die deutsche Gewaltaktion scharf verurteilte (17. 3. 1939)³³. Eine darüberhinausgehende konkrete Initiative bei der in der Folgezeit von London und Paris ausgehenden Sicherheitspolitik ging aber von Washington nicht aus. Wir können deshalb die USA aus unserer weiteren Betrachtung herauslassen.

Der Umstand, daß die durch Tilea ausgelöste erste diplomatische Initiative Großbritanniens fehlgelaufen war, bzw. wenig ermutigende Resonanz gefunden hatte, verstärkte in London eher die Entschlossenheit, nun auf anderem Wege zum Ziel zu kommen. Nachdem Chamberlain die volle Überzeugung gewonnen hatte, daß er sich bei Hitler nur durch entschiedene Schritte Respekt verschaffen könne, setzte er mit der sprichwörtlichen britischen Hart-

³² Ciano, Galeazzo: Tagebücher, Eintr. v. 15.—20. 3. 1939.

³³ Text in DBFP IV, Nr. 499.

näckigkeit, die ihm eigen war³⁴, auf diesen Kurs, wobei es ihm ebenso wie Halifax in Anbetracht der explosiv scheinenden internationalen Lage vor allem auf ein schnelles Resultat ankam.

Zur gleichen Zeit, als der sowjetische Konferenz-Vorschlag gemacht wurde, hatte das britische Kabinett am 19. 3. 1939 einen Plan beschlossen, der die inzwischen gewonnene Erfahrung berücksichtigen sollte, daß die kleineren Staaten Osteuropas sich zu gegenseitigen Sicherheits-Vorkehrungen nur bereit finden würden, wenn die Großen vorangingen. Der Plan sah eine öffentliche Vier-Mächte-Erklärung durch England, Frankreich, Rußland und Polen vor. Die Vier sollten erklären, daß sie jede Aktion, die eine Bedrohung der Unabhängigkeit irgendeines europäischen Staates darstelle, als eine Bedrohung des allgemeinen Friedens und der allgemeinen Sicherheit in Europa betrachten und dann sofort Beratungen über Maßnahmen zum gemeinsamen Widerstand aufnehmen würden³⁵. Am 20. März wurde der Vorschlag dieser Erklärung den Regierungen in Paris, Moskau und Warschau offiziell unterbreitet. Er bildete auch das Haupt-Thema der britisch-französischen Regierungsbesprechungen, die anlässlich des Besuches des französischen Staatspräsidenten Lebrun am 21./22. März in London stattfanden.

Der Vorschlag der Vier-Mächte-Erklärung ist, obwohl es nicht zu seiner Verwirklichung kam, insofern instruktiv, als er die Zielsetzungen der damaligen britischen Politik klar aufzeigt. Wurde doch mit dem Vorschlag nur das bescheidene Ziel einer Ankündigung der Verabredung gemeinsamer Maßnahmen für den künftigen Fall einer weiteren Gewaltanwendung in Europa, nicht schon eine bindende Sicherheitsgarantie selbst angestrebt. Das vorrangige Ziel der Abschreckung läßt sich darin klar erkennen, und es erweist sich die Abwegigkeit einer Interpretation, die der britischen Politik nach Prag eine aktive Deutschfeindlichkeit und die aggressive Absicht der Einkreisung unterstellt. Halifax erläuterte seinem französischen Kollegen Bonnet am 21. März, es handle sich jetzt weniger darum, Vorkehrungen für einen bestimmten Eventualfall zu treffen, sondern es gehe ganz allgemein um die Abschreckung Hitlers vor einer Aggression, gleich ob diese sich gegen einen der osteuropäischen Staaten, gegen England, Frankreich, Holland oder die Schweiz richte. Deshalb scheine die Form der allgemeinen Erklärung am geeignetsten. Ihre rasche Veröffentlichung würde ein Warnungs-Signal für Hitler sein und die von ihm eingeschüchterten kleinen Staaten Europas ermutigen³⁶.

Dieses letztere Ziel schien gerade zu diesem Zeitpunkt besonders nötig. Von Kowno und Berlin erfuhren die Vertreter der Westmächte von dem Ultimatum, das Ribbentrop dem litauischen Außenminister am 20. März wegen des Memelgebietes gestellt hatte. Es gab ferner Anzeichen, daß sich die Lage in Danzig verschärfte, und es trafen Informationen über anhaltende

³⁴ Vgl. dazu Tempelwood, Viscount: *Nine Troubled Years*. London 1954, S. 347 f.

³⁵ Text in DBFP IV, Nr. 446.

³⁶ DBFP IV, Nr. 458.

rumänische Besorgnisse ein. Bezüglich Danzigs und Memels umriß das Foreign Office seinen Standpunkt in diesen Tagen mehrfach sehr deutlich: London sei einverstanden und würde es nur begrüßen, wenn es in beiden Fragen zu einer direkten deutsch-polnischen bzw. deutsch-litauischen Einigung und Regelung käme. Sollten aber die Danziger oder Memeler Streitfragen zu einer Bedrohung der Unabhängigkeit Polens oder Litauens selbst führen, dann müsse dies als eine ernsthafte Angelegenheit der allgemeinen europäischen Sicherheit betrachtet werden.

Es zeigte sich sehr schnell, daß der Vorschlag der Vier-Mächte-Erklärung trotz seines bescheidenen Zieles nicht zu verwirklichen war. Nur Frankreich stimmte vorbehaltlos zu. Die Sowjetunion wollte erst nach Polen unterschreiben³⁷. Der wunde Punkt bestand vor allem darin, daß sowohl Polen wie die Sowjetunion zur Unterzeichnung aufgefordert waren. Während die britisch-französischen Regierungsverhandlungen noch im Gange waren, berichtete der britische Botschafter Kennard aus Warschau³⁸, daß die polnische Regierung durch den Vorschlag vor eine peinliche Entscheidung gestellt sei. Solange sie nicht überzeugt sei, daß eine wirklich aktuelle Gefahr von Deutschland her bestehe, würde sie sich kaum zu einem solchen Schritt entschließen. Beck habe äußerst ausweichend reagiert und erklärt: Durch den Beitritt zu der Sicherheitserklärung würde Polen seine bisherige Balance-Politik zwischen Deutschland und der Sowjetunion aufgeben und sich an die Seite Moskaus stellen, was zweifellos empfindliche Reaktionen Hitlers auslösen würde. Polens Lage gegenüber Deutschland sei aber seit Prag prekärer denn je, zu der Flankenbedrohung über die Slowakei käme die besorgniserregende Entwicklung im Norden Polens. Beck argwöhnte noch am 21. März angesichts des deutschen Truppenaufmarsches in Ostpreußen, daß die deutschen Forderungen über das Memelland hinausgehen könnten. Gleichzeitig deutete er an: es würde für Polen erheblich leichter sein, sich mit England und Frankreich zu verbünden, wenn die Sowjetunion draußen bliebe. Nachdem auch gleichlautende rumänische Bedenken gegen die Beteiligung der UdSSR an einer Sicherheitserklärung vorlagen, war das am 19. März geplante Projekt schon am 22. März praktisch tot.

Chamberlain, Halifax, Bonnet und ihre Berater zogen daraus noch am gleichen Tag in London gewisse Konsequenzen, denen vor allem die folgenden Überlegungen zugrunde lagen: Als bedeutendste Ziele einer künftigen deutschen Aggression kamen nach ihrer Meinung im Osten vor allem Polen und Rumänien, im Westen vor allem Frankreich in Frage. Man fragte sich deshalb: Wie ist zu erreichen, daß Hitler von einem möglichen Vorgehen dadurch abgehalten wird, daß ihm sofort eine Koalition von Mächten gegenübersteht? Im Falle eines Angriffs auf Frankreich würde automatisch Polen, und im Falle eines Angriffs auf Polen automatisch Frankreich aufgrund des polnisch-französischen Beistandspaktes auf den Plan gerufen und Großbri-

³⁷ DBFP IV, Nr. 490 und Nr. 514.

³⁸ Telegramme vom 21. und 22. 3. 1939: DBFP IV, Nr. 465 und 478.

tannien würde sich ihnen dann anschließen. Als schwache Stelle aber erschien Rumänien, auf das Hitler als Durchgangsland zur Ukraine vielleicht besonderen Wert legen mochte, während Frankreich und England aus der Ferne nicht sofort und wirksam eingreifen könnten. Die Gefahr, daß sich hier das Schicksal der Tschechoslowakei wiederholen könne, schien der britischen und französischen Regierung deshalb besonders groß, zumal Rumänien als Bindeglied zwischen Polen und der Balkan-Entente in ihren Augen eine besondere Bedeutung hatte. Namentlich der französische Außenminister Bonnet betonte, daß es im Falle einer Bedrohung Rumäniens vor allem auf Polens Haltung ankäme. Bonnets Besorgnis, daß Beck, der im Quai d'Orsay als Abenteurer und Falschspieler galt, sich aus allen Sicherheitsverpflichtungen heraushalten wolle, um vielleicht selbst im Trüben fischen zu können, war ebenso stark wie seine Befürchtung, daß ohne eine Verpflichtung Polens die Lasten eines Krieges vor allem auf Frankreich liegen würden. Man kam deshalb überein, zunächst festzustellen, ob Rumänien gewillt sei, im Falle einer deutschen Bedrohung Widerstand zu leisten, dann — wenn nötig mit stärkstem Druck — Polen zu veranlassen, eine Verpflichtung zur Unterstützung Rumäniens einzugehen, wobei die Westmächte sich selbst verpflichten sollten, einzugreifen, wenn Polen seinerseits Rumänien Beistand gewähre.

Das Bemerkenswerteste und Folgeschwerste an diesem grundsätzlichen Entschluß war die Ausklammerung der Sowjetunion. Als sich zeigte, daß sich die ursprünglich geplante Vier-Mächte-Erklärung nicht realisieren ließ, dachte weder die englische noch die französische Regierung ernstlich daran, etwa unter Auslassung Polens eine auf London-Paris-Moskau beschränkte Drei-Mächte-Erklärung herbeizuführen, die auf Hitler sicher großen Eindruck gemacht hätte. Polen schien wichtiger als die Sowjetunion, obwohl gerade im Falle Rumäniens Rußland als unmittelbarer Nachbar mindestens ebenso wirksam hätte Beistand leisten können. Der ideologische Graben und das tief eingewurzelte Mißtrauen gegenüber den Absichten der Sowjetunion spielten im Hintergrund des Beschlusses der Westmächte unverkennbar eine Rolle. Daneben aber stand noch etwas anderes: Indem die britische und französische Regierung mit vielleicht allzu großem Verständnis sofort den Standpunkt Polens und Rumäniens übernahmen, daß eine Einbeziehung der Sowjetunion in die Sicherheitsmaßregeln unerwünscht sei, übernahmen oder teilten sie — *implicite* — auch deren unentschiedene Haltung in bezug auf Hitler. Man wollte Hitler ja nicht definitiv abstoßen, ihn nur abschrecken und gleichzeitig die Tür zum Einlenken offen lassen. Eine definitive Sicherheitsgarantie im Bunde mit der Sowjetunion aber würde diese Türe möglicherweise ganz schließen. Hitler hatte den Westmächten übel mitgespielt und sollte eine deutliche Antwort bekommen, aber man hatte doch die Hoffnung nicht völlig fahren lassen, daß es einen Weg zurück zur Zusammenarbeit mit ihm gebe. Die Appeasement-Politik lebte als Unterströmung fort²⁹.

An der Frage der Einbeziehung Sowjetrußlands in die westliche Sicher-

²⁹ Vgl. Gilbert/Gott.

heitspolitik schieden sich deshalb bezeichnenderweise in England aufs neue die Geister. Nicht nur die Labour-Partei, auch die konservative Opposition um Churchill, Eden, Duff Cooper, Boothby u. a. votierten entschieden dafür, nicht weil sie sowjetfreundlicher waren als Chamberlain, sondern weil sie Hitler anders einschätzten und nicht so sehr vor allem die Abschreckung, sondern ebenso sehr die tatsächliche wirksame Bekämpfung im Auge hatten. Ähnliche Differenzen bestanden in der Rüstungs- und Militärpolitik. Großbritannien hatte zwar schon nach München seine Flugzeugproduktion stark forciert und produzierte im März 1939 nahezu 600 Flugzeuge monatlich, gegenüber 250 im September 1938, während Frankreich in dieser Hinsicht weit zurück war, aber obwohl die französische Regierung und die eigene Opposition nach Prag stark darauf drängten, London möge sofort zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht schreiten, wich Chamberlain dieser Konsequenz zunächst aus. Erst am 24. April 1939 wurde eine beschränkte Wehrpflicht in England eingeführt.

Die britisch-französische Grundsatzentscheidung vom 22. März, daß es vor allem darauf ankomme, Polen in die Sicherheitsorganisation einzubeziehen, präjudizierte im Grund schon die Polengarantie vom 31. März. Dazwischen lag aber die Zuspitzung der deutsch-polnischen Beziehungen, die, gerade weil sie in London und Paris nicht in vollem Maße bekannt wurde, diesen Abschnitt der Entwicklung in ein gewisses Zwielicht gerückt und späterer Kritik besonderen Anlaß geboten hat.

Am 21. März hatte Ribbentrop im Auftrag Hitlers den polnischen Botschafter Lipski empfangen und ihm, in auffällig dringenderer Form als dies bisher geschehen war, mitgeteilt, daß der Führer nun endlich zu der vorgeschlagenen „Bereinigung“ mit Polen gelangen möchte. Es sei am besten, wenn Außenminister Beck deswegen bald nach Berlin kommen würde. Weitere Verzögerung müßte Hitler zu der Meinung bringen, daß „Polen einfach nicht wolle“⁴⁰. Das Argument Lipskis, daß die Übernahme des Schutzes der Slowakei durch Deutschland in Warschau nur als gegen Polen gerichtet angesehen werden könne, hatte Ribbentrop mit der Andeutung beantwortet, daß sich über die Slowakei reden lasse, wenn es in den anderen Fragen zu einer Einigung komme. Zur gleichen Zeit nahm die litauische Regierung nach 5-stündiger Sitzung das deutsche Ultimatum an, und am folgenden Tag wurde die Besetzung des Memelgebietes vollzogen, ohne daß Warschau vorher offiziell von Berlin in Kenntnis gesetzt worden wäre. Einen weiteren Tag später, am 23. März, fand die Unterzeichnung des deutsch-rumänischen Wirtschaftsabkommens statt. In der polnischen Öffentlichkeit nahm die Erregung und deutschfeindliche Stimmung rapide zu. „Der Hauptgrund dafür ist“, so berichtete der deutsche Botschafter von Moltke am 24. März aus Warschau, „daß allgemein befürchtet wird, daß nunmehr Danzig und der Korridor an die Reihe kommen“⁴¹. Auch Becks Politik war zunehmenden Angriffen ausgesetzt.

⁴⁰ ADAP, Serie D, Bd. VI, Nr. 61 und Nr. 73. Polnisches Weißbuch Nr. 61.

⁴¹ ADAP, Serie D, Bd. VI, Nr. 79.

Der polnische Außenminister, der sich von Lipski persönlich berichten ließ, erkannte ohne Zweifel den neuen Ton, den Ribbentrop angeschlagen hatte, doch es hat den Anschein, daß er glaubte, ebenso gut pokern zu können. Am 23./24. März wurde in Polen mit der Einziehung von Reservisten begonnen, außerdem eine Verstärkung der polnischen Kräfte an der Grenze des Freistaats Danzig vorgenommen; in Warschau fanden Probe-Luftalarme statt⁴². Zur gleichen Zeit ließ Beck über den polnischen Botschafter in London, Graf Raczynski, die britische Regierung unterrichten, daß er (Beck) statt des Beitritts zur Viermächteerklärung ein vertrauliches bilaterales britisch-polnisches gentleman's agreement vorziehen würde, durch das Großbritannien und Polen sich verpflichteten, im Falle einer Bedrohung im Sinne dieser Erklärung zu handeln, ohne daß dies vorher nach außen bekannt würde⁴³.

Am 25. März kehrte Lipski mit Becks Instruktionen nach Berlin zurück. Es scheint, daß Hitler mit einer Ablehnung bzw. mit einer ausweichenden Antwort rechnete. Der Vorsatz, nicht nur die Annexion Danzigs, sondern die Unterwerfung Polens unter seinen Willen mit Gewalt durchzuführen, hatte, wie Hitlers Weisung an den Oberbefehlshaber des Heeres vom 25. März 1939 zeigt⁴⁴, jetzt feste Gestalt angenommen. Doch angesichts der britischen Bemühungen um eine Sicherheitsgarantie, die in Berlin nicht verborgen blieben, schien ihm der Zeitpunkt selbst für eine auf Danzig begrenzte Aktion unpassend⁴⁵. In derselben Weisung heißt es deshalb, die Danziger Frage sei nicht gewaltsam zu lösen, damit Polen nicht in die Arme Englands getrieben wird. Hitler suchte offenbar der alten Taktik zu folgen: erst eine gewisse Beruhigung der außenpolitischen Lage abzuwarten, Polen währenddessen aber weiter einzuschüchtern und über die deutschen Ziele im unklaren zu lassen⁴⁶. Um Lipski in Berlin nicht sprechen zu müssen, zog sich Hitler vorher nach dem Obersalzberg zurück und überließ das Geschäft Ribbentrop.

Die Besprechung Lipski-Ribbentrop fand am 26. März statt. Lipski überreichte die Antwort der polnischen Regierung, welche erneut auseinander setzte, daß Polen zu gewissen formalen Änderungen und Konzessionen in Danzig und betr. den Transitverkehr durch den Korridor bereit sei, aber keiner Angliederung Danzigs an Deutschlands zustimmen könne. Das polnische Memorandum erklärte sehr bestimmt, daß eine Aktion gegen Danzig als Angriff auf Polen aufgefaßt werden würde. Ribbentrop bezeichnete die polnische Antwort als ungenügend und sehr enttäuschend; er befürchte, so ließ er durchblicken, daß daraus eine ernste Situation entstehen könne⁴⁷.

⁴² DBFP IV, Nr. 515 und 523.

⁴³ Polnisches Weißbuch, Nr. 66; DBFP IV, Nr. 518.

⁴⁴ ADAP, Serie D, Bd. VI, Nr. 99.

⁴⁵ Dafür spricht auch die Zurücknahme des ursprünglich vorgesehenen schärferen Memorandums, das Moltke vor der Rückkehr Lipskis in Warschau übermitteln sollte: ADAP, Serie D, Bd. VI, Nr. 73 und Nr. 88.

⁴⁶ Vgl. dazu auch Kennards Telegramm vom 27. 3. 1939 über das Gespräch mit v. Moltke; DBFP IV, Nr. 534.

⁴⁷ ADAP, Serie D, Bd. VI, Nr. 101. Polnisches Weißbuch Nr. 63.

Beck war offenbar gesonnen gewesen, nun seinerseits auf eine definitive Regelung der Streitfragen zu drängen. Er hatte anscheinend beabsichtigt, anlässlich seines für Anfang April in London geplanten Besuches, der schon vor Prag verabredet war, aber jetzt erheblich an Gewicht gewonnen hatte, in Berlin Station zu machen. Diplomatisch auf diese Weise gestärkt, glaubte er wohl unter Ausnutzung der für Berlin unfreundlichen außenpolitischen Lage Hitler zum Verzicht auf seine Forderungen bewegen zu können⁴⁸. So sehr Beck, aus einer verwandten Mentalität heraus, erfaßte, wie mit Hitler umzugehen sei, so überschätzte er doch bei weitem seinen und Polens Einfluß. Lipskis Unterredung mit Rippentrop bewies zwar, daß ein Besuch Becks in Berlin vorerst zwecklos sei, der polnische Außenminister blieb aber überzeugt, seine entschiedene Stellungnahme habe Hitler von Danzig zurückgehalten, zumal entsprechend den von Hitler gegebenen Weisungen die Spannung in der Freien Stadt tatsächlich abnahm⁴⁹.

In Warschau glaubte man deshalb auch, London und Paris weiterhin über die Einzelheiten der deutsch-polnischen Verhandlungen besser im unklaren lassen⁵⁰ und selbst möglichst keine verbindlichen Verpflichtungen im Rahmen der von den Westmächten angestrebten Sicherheitsorganisation eingehen zu sollen.

Diese Verdunkelungs- und Balancier-Diplomatie förderte aber das westliche Mißtrauen gegenüber Beck⁵¹ und verstärkte zugleich das Gewicht unüberprüfbarer Nachrichten und Gerüchte, in denen von bevorstehenden deutschen Aktionen gegen Danzig und Polen die Rede war und die schließlich den unmittelbaren Hintergrund für die britische Polengarantie vom 31. März bildeten.

Nach den britisch-französischen Regierungsbesprechungen hatte das Foreign Office zunächst keine sonderliche Eile an den Tag gelegt, um nach der vereinbarten Marschroute zu verfahren. Dann war Becks etwas dubioser Vorschlag des vertraulichen gentleman-agreement gekommen. Am 27. März hatte die britische Regierung entschieden, auf diesen Vorschlag nicht einzugehen, da er mit der britischen Loyalität Frankreich gegenüber nicht vereinbar war, vor allem aber der Zweck der Abschreckung durch eine solche Geheim-Abmachung nicht erreicht werden konnte. Stattdessen hatte London ein Memorandum ausgearbeitet⁵², das, an die polnische und rumänische Adresse gerichtet, beiden Staaten ein britisch-französisches Beistandsversprechen vorschlug, wenn diese bindend erklärten, daß sie im Falle einer Bedrohung ihrer Unabhängigkeit sich selbst zu verteidigen und sich gegenseitig zu unterstützen bereit seien. Am 29. März gab die französische Regierung

⁴⁸ Vgl. Telegramme Kennards vom 25. 3. 1939; DBFP IV, Nr. 523 u. 524; bemerkenswert in dieser Hinsicht auch die Aufzeichnung über die Unterredung Beck-Moltke v. 28. 3. 1939. — Polnisches Weißbuch Nr. 64.

⁴⁹ DBFP IV, Nr. 356.

⁵⁰ Bericht Kennards v. 29. 3. 1939; Ebenda Nr. 564.

⁵¹ 'Telegramm Halifax' an Kennard v. 29. 3. 1939; Ebenda Nr. 563.

⁵² DBFP IV, Nr. 538.

ihre Zustimmung zu dem Memorandum, das am gleichen Tage nach Warschau und Bukarest übermittelt wurde⁵³.

Am nächsten Tag aber trat für das britische Kabinett eine Situation ein, die diese Prozedur über den Haufen werfen sollte. Eine Reihe von Nachrichten über bevorstehende deutsche Aggressionsabsichten gegen Polen waren mehr oder weniger zur gleichen Zeit in London zusammengetroffen. Namentlich der Bericht eines gerade aus Deutschland ausgewiesenen Korrespondenten der „News Chronicle“, der möglicherweise auf oppositionelle deutsche Kreise zurückging, welche Hitlers geheime Weisungen an die Wehrmacht kannten, spielte eine Rolle und kam — mehr oder weniger substantiiert — auch Lord Halifax und dem britischen Kabinett zu Ohren⁵⁴. Am Vormittag des 30. März brachte daraufhin im Unterhaus der Sprecher der Labourpartei die offizielle Anfrage ein, was die Regierung im Falle einer Bedrohung der polnischen Unabhängigkeit zu tun gedenke. Chamberlain — offensichtlich gewillt, mit einer starken Erklärung das Haus und die Öffentlichkeit zu befriedigen — entwarf daraufhin kurzentschlossen eine Erklärung, die nicht nur auf die im Gange befindlichen Unterhandlungen anspielte, sondern darüberhinaus feststellte, daß Großbritannien schon in der Zwischenzeit, d. h. bis zum Abschluß einer gegenseitigen Verabredung mit anderen Mächten, jeder Bedrohung der polnischen Unabhängigkeit mit allen ihm zur Verfügung stehenden Machtmitteln entgegentreten werde. Der Wortlaut des Entwurfs wurde am Nachmittag im Schnellverfahren Paris und Warschau zugeleitet. Der britische Botschafter Kennard befand sich gerade in der Unterredung mit Außenminister Beck wegen der vorangegangenen Demarche, die von Polen die Verpflichtung zur Unterstützung Rumäniens verlangte, als Chamberlains Deklarations-Entwurf durchgegeben wurde. Beck begriff sogleich, daß er dadurch aller Peinlichkeit enthoben war und stimmte der einseitigen britischen Garantie, die für ihn keine zusätzliche Verpflichtung in Osteuropa bedeutete, ohne Zögern zu. Paris war ebenfalls — wenn auch höchst verwundert über das britische Vorgehen — einverstanden. So konnte Chamberlain am 31. März im Unterhaus in Beantwortung der gestellten Frage die berühmte Erklärung über die Garantie Polens abgeben.

Was als Improvisation zur Überbrückung eines Zwischenzustandes und nicht zuletzt zur Beruhigung der öffentlichen Meinung in England selbst konzipiert war, erwies sich bald als das eigentliche außenpolitische Ergebnis des Kurswechsels, der sich nach Prag angebahnt hatte. Es scheint, als sei Chamberlain selbst die Tragweite der Polengarantie erst in den folgenden Tagen in vollem Umfange bewußt geworden. Churchill sprach am 3. April im Unterhaus von dem Meilenstein in der englischen Geschichte. Hatte die „Times“ zuvor noch versucht, die Bedeutung der Garantie abzuschwächen, jetzt pflichtete auch Chamberlain bei, daß dies die entscheidende Antwort Englands auf

⁵³ Ebenda Nr. 558, 559, 561.

⁵⁴ Ebenda Nr. 566, Anm. 1.

die am 15. März geschehene Herausforderung Hitlers sei⁵⁵. Man kann hinzufügen: eine Antwort, die wesentlich der Ungeduld des britischen Premiers zuzuschreiben war, mit der er, emotional aufbegehrend und improvisierend, die bisher nicht sehr erfolgreiche Routine der Diplomatie durchbrach, mit allen Fehlern, aber auch mit allen Vorzügen solcher Spontaneität verbunden.

Die britische Polengarantie vom 31. März 1939, die in den folgenden Wochen auf Rumänien, Griechenland und die Türkei ausgedehnt wurde, ist von einzelnen Zeitgenossen, noch mehr aber in jüngster Zeit in Memoiren und historischen Darstellungen mancher Kritik unterzogen worden. Diese Kritik unterstellt vor allem, die Polengarantie als ein gewiß unter fragwürdigen Begleitumständen zustandegekommenes formales Instrument der internationalen Politik habe Wirkungen und Zwangsläufigkeiten hervorgerufen, zu denen es sonst nicht gekommen wäre. Tatsächlich war diese Polengarantie aber eher von der Art des Meilensteins, ihre fragwürdigen Kautelen hätte man wieder zurückhandeln können, und man hat es weitgehend getan. Nicht zurückhandeln konnte man den grundsätzlichen politisch-moralischen Entschluß zum Widerstand gegen Gewaltanwendung, der damit gesetzt war.

⁵⁵ Poland in the British Parliament 1939—1945. Hrsg. von Waław Jędczejewicz (Pilsudski Institute of America). Vol. 1 (März 1939 — Aug. 1941). New York 1946.

IDEOLOGISCHE ASPEKTE DER VERTREIBUNG*

Von Friedrich Prinz

Wenn ich nachfolgend versuchen möchte, einige ideologische Aspekte der Vertreibung von 1945 aufzuzeigen, dann kann dies auf keinen Fall bedeuten, daß auf diese indirekte Weise vergessen gemacht werden soll, was dem tschechischen Volke zwischen 1939 und 1945 von deutscher Seite angetan worden ist. Es soll auch kein gegenseitiges Schuldkonto aufgestellt werden, vielleicht gar mit dem Bestreben, das eigene Soll zu verkleinern und das des tschechischen Volkes etwa zu vergrößern; auch hier gilt für allemal das unverrückbare Wort: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!

Erst recht soll es der Historiker vermeiden, Pauschalurteile in dieser oder jener Richtung auszusprechen, vielmehr ist es seine Aufgabe, klar zu machen, wie es eigentlich gewesen und warum es so gewesen, d. h. er soll verstehen und aus dem Chaos der einzelnen Gedanken und Taten den Gang der Entwicklung in den wesentlichen Zügen rekonstruieren.

Im vorliegenden Fall ist es meine Aufgabe, ideologische Momente aufzuzeigen, die das Faktum des Massentransfers der deutschen Bewohner der Böhmisches Länder aus ihrer Heimat in die angrenzenden deutschen Gebiete und nach Österreich sowohl auslösten, wie sie auch während und nach dem Transfer — um mich bewußt eines sozusagen keimfreien, nüchternen Wortes für ein furchtbares Geschehen zu bedienen — zur Rechtfertigung desselben der Welt gegenüber dienten. Um Ideologie als *causa efficiens* des Transfers geht es also, ebenso aber auch um Ideologien, die die Massenvertreibung in der Sphäre der politischen und der sittlichen Werturteile als eine letztlich positive, ja sogar humane Lösung erweisen wollen. Dabei hoffe ich zeigen zu können, wie stark traditionell und spezifisch europäische Elemente und Gedankenmodelle mit an der Entstehung der zu behandelnden Ideologien beteiligt waren und durch welche Wandlungen sie dennoch ihre spezifisch europäische Note im Zuge ihrer Radikalisierung und Verabsolutierung verloren haben. Der Transfer der Sudetendeutschen bleibt als Faktum und Ablauf unberücksichtigt, da er schon verschiedentlich dokumentarisch dargestellt wurde. Ebenso muß die lange Vorgeschichte unberücksichtigt bleiben, die im 20. Jahrhundert in ganz Europa zu Massenausweisungen, zu Massenausrotungen und Massendeportationen führte; dies darzulegen, hieße eine Geschichte des Nationalismus und des plebiszitären Radikalismus von links und rechts schreiben, — und das überstiege die Möglichkeiten eines Vortrages.

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Stuttgart am 4. Juni 1965 gehalten wurde.

Vielmehr soll an Hand von autoritativen Äußerungen und Schriften zur Vertreibung der Sudetendeutschen durch Analyse und Interpretation ans Licht gehoben werden, welche ideologischen Strömungen es in der Mitte des 20. Jahrhunderts im Westen wie im Osten als passable Lösungen erscheinen ließen, Millionenbevölkerungen auszusiedeln, teils durch unkontrollierte Gewaltanwendung, teils durch sogenannte geordnete Aussiedlungsverfahren, die sich aber de facto von der erstgenannten Form höchstens graduell, nicht jedoch grundsätzlich unterschieden.

Fragen wir daher gleich den spiritus rector der Vertreibung der Sudetendeutschen, fragen wir Edvard Beneš selbst nach seinen eigenen ideologischen Voraussetzungen, die ihm diese Gewaltlösung als vertretbare und gerechtfertigte politische Handlung erscheinen ließen. Auch hier sei nicht zu weit zurückgegriffen und der Weg von seiner Dijoner Thèse von 1907 bis zum Münchner Abkommen beiseitegelassen, dies wurde ja schon an anderer Stelle getan. Ebenso wenig sei die diffizile Frage hier angeschnitten, welche ideologischen Momente für Beneš echte Überzeugungen und welche nur praktische Mittel waren, die Grenzen sind hier äußerst fließend und die Gefahr uferlosen Psychologierens und damit der mittelbaren Denuntiation groß.

Beginnen wir also zuerst mit Benešs ideologisch begründeter Überzeugung, daß die Aussiedlung der Sudetendeutschen in den großen Zusammenhang des Kampfes der siegreichen Demokratien gegen den Faschismus, Totalitarismus und all deren Erscheinungsformen gehört. Er hat diese Überzeugung immer wieder geäußert, sie war ihm eine Legitimation seines Handelns, das ja viel eher dem Arsenal des radikalen Totalitarismus entstammt. Daß das sudetendeutsche Problem Teilbereich eines weltweiten Kampfes zwischen Demokratie und Totalitarismus sei, klingt in allen Verlautbarungen der tschechischen Exilregierung immer wieder an, die Aussiedlung wurde damit gleichsam automatisch in den Bereich der moralischen Wiedergutmachung dessen erhoben, was Hitler den Völkern Europas angetan hatte, die Tschechen durften sich dabei im Sinne einer langen ideologischen Tradition, die über Masaryk bis zu Palacký zurückführt, als Urteilsvollstrecker eines von jeher demokratischen Weltprinzips gegen ein von jeher reaktionäres oder feudales, auf jeden Fall antidemokratisches Prinzip fühlen, womit die Austreibung von selbst das Odium rein nationalistischer Revanche verlor.

Wie fragwürdig jedoch diese ideologische Entschärfung oder gar Rechtfertigung der Austreibung war, zeigte schon während des Krieges ein interessanter Testfall, als nämlich die sozialdemokratische Emigration in einer Resolution vom 7. Juni 1942 Beneš gleichsam beim Wort nahm, sich auf den Boden des von Beneš selbst verkündeten Kampfes der Demokratien gegen den Faschismus stellte, bei dem ja die sudetendeutschen Sozialisten unter Wenzel Jaksch klar Stellung bezogen hatten, und nun ihrerseits fragten, wie es sich mit Benešs Überzeugung vereinbaren lasse, daß zwar für die Sudetendeutschen die Kollektivschuld und die Kollektivstrafe der Austreibung postuliert werde, daß aber die — im Sinne des verwendeten Gegensatzpaares Demokratie contra Faschismus — unter einer zweifellos totalitären Regierung

stehenden Slowaken, die genauso am Zerfall der Tschechoslowakei mitgewirkt hätten, nicht von einem Massentransfer bedroht seien! Vielmehr sei in der Slowakei nur eine individuelle Abrechnung mit den Werkzeugen Hitlers vorgesehen. Was Beneš nach langem Zögern am 10. Januar 1943 in seiner Antwort an Wenzel Jaksch zu sagen wußte, war äußerst dürftig und beschränkte sich auf die unbeweisbare Behauptung, daß mindestens 80% des slowakischen Volkes niemals ihre positive und staatsreue Haltung gegenüber der alten tschechoslowakischen Republik verändert hätten. Mit Recht lehnten die sudetendeutschen Sozialdemokraten jede ungleiche Behandlung von Sudetendeutschen und Slowaken ab, an diesem Punkte enthüllte sich Benešs Interpretation des Sudetenproblems als Kampf zwischen Faschismus und Demokratie als eine wohlberechnete und nützliche ideologische Hilfskonstruktion, in deren Schutz man eine rein nationalistische Generalabrechnung im Sinne einer sogenannten „Endlösung“ durchdrücken konnte.

Der von Hitler mit so grauenvoller Wirklichkeit erfüllte Begriff der „Endlösung“ findet sich bemerkenswerterweise auch in Radomír Lužas Buch über den Transfer der Sudetendeutschen (1964), in dem die von Beneš verwirklichte Endlösung, hier „ultimate settlement“ genannt, als Positivum gewertet wird und geradezu als Grundlegung für eine Versöhnung und enge Zusammenarbeit zwischen Deutschen und Tschechen erscheint (S. 321). Dieses Buch, auf das noch zurückzukommen sein wird, ist auch insofern bemerkenswert, als es bereits im Titel die beneschistische Propagandathese ausdrückt, daß das Sudetenproblem erst durch Hitler geschaffen worden sei. Der Buchtitel lautet: *The Transfer of the Sudeten Germans — A Study of Czech-German Relations 1933—1962*; die Jahreszahl 1933 ist mit vollem Bedacht gewählt und der Inhalt des Buches entsprechend.

Etwas anders interpretierte Beneš am 14. Oktober 1947 die Notwendigkeit der Austreibung, als er in einer Melniker Rede sich gegen ausländische Vorwürfe wandte, er imitiere jetzt die barbarischen Nazimethoden. Er stellte kategorisch fest, daß die Sudetendeutschen das Land wegen ihrer ungeheuren Schuld und wegen ihrer Arbeit und Politik vor 1938 gegen die Republik verlassen mußten. Vom Kampf der Demokratie gegen den Faschismus war jetzt nicht mehr die Rede.

Eine weitere ideologische Hilfskonstruktion spielte damals ebenfalls eine Rolle, um dem Transfer durch einen gedanklichen Salto mortale sogar die Aura einer vorsorglich humanitären Tat zu geben. Auch hier ergriff Beneš die Initiative. Schon während des Krieges hatte er der sozialdemokratischen Emigration gegenüber geäußert, daß dieser Krieg in der Tschechoslowakei mit einer Verbindung von sozialer und nationaler Revolution abgeschlossen werde: dies war Benešs ideologische Umschreibung der Zwangsaussiedlungspläne. In Unterredungen im Spätherbst 1942 deutete er demselben Personenkreis gegenüber an, daß die vollständige Trennung von Tschechen und Deutschen durch Aussiedlung der letzteren schon deshalb notwendig sei, um nach Kriegsende ungeheure Massaker gegen die Deutschen zu verhindern. Die Austreibung wird also hier zu einer vorsorglichen Schutzmaßnahme gegen den

gerechten Zorn des leidenden, revolutionären tschechischen Volkes umgedeutet. Die Tatsachen sprechen allerdings auch hier eine andere Sprache. Es ist schon lange von ausländischen Beobachtern darauf hingewiesen worden, daß von einer spontanen revolutionären Gesamterhebung des tschechischen Volkes gegen die Sudetendeutschen im Augenblick seiner Befreiung nicht gesprochen werden kann. Abgesehen von den Prager Geschehnissen im Mai 1945, die ihre besonderen lokalen Voraussetzungen hatten, kann von einer allgemeinen Bewegung der Volksrache gegen die deutschen Gebiete keine Rede sein, es setzten vielmehr Wochen einer unheilschwangeren Ruhe ein und erst nach umfassender propagandistischer Vorbereitung der inzwischen nach Prag zurückgekehrten tschechischen Exilregierung begann die Massenvertreibung, nicht jedoch als spontane Aktion, sondern als von der Regierung planmäßig angeheizte und organisierte Aktion. Hubert Ripka, einer der dubiosesten Hauptakteure der Vertreibung, machte am 20. Juli 1945 einem Reuterkorrespondenten die bemerkenswerte Enthüllung, daß die Bevölkerung in den ersten zwei Monaten nach der Befreiung den Plan der Regierung nicht durchführte und die gesamte Operation der Vertreibung der Deutschen daher verlangsamt worden sei. Das tschechische Volk in seiner Gesamtheit war somit zweifellos humaner und rechtlicher denkend als eine sogenannte demokratische Regierung. Der sorgfältig aufgebaute Mythos der revolutionären Selbstreinigung der Republik von faschistischen Elementen erweist sich daher als reines politisches Management und entspricht ziemlich genau dem angeblichen „Volkszorn“, der sich 1938 in der „Reichskristallnacht“ gegen die Juden entlud, in Wahrheit aber eine wohlorganisierte Regieleistung der nationalsozialistischen Machthaber war. Auf jeden Fall kann man die pseudohumanitäre Begründung des Transfers somit ad acta legen; er diene nicht zur Vermeidung von Massenmassakern — ganz abgesehen davon, daß ein schlichter Appell der Prager Regierung an die amerikanische und russische Besatzungsmacht genügt hätte, allen eventuellen Ausschreitungen Einhalt zu gebieten. Es verdient übrigens festgehalten zu werden, mit welcher böser Gereiztheit Radomír Luža auf die Feststellung von Y. Gluckstein reagiert, der schon 1952 die angeblich spontane Volksbewegung der Tschechen als ein Arrangement von Regierungsseite erkannte; solche Dinge paßten schlecht in Lužas Bemühungen, Benešs Politik um jeden Preis zu verteidigen und sogar ethisch aufzuwerten.

Wenden wir uns nun einem ideologischen Modell zu, das im 20. Jahrhundert unter allen Weltanschauungen zu finden ist und das man vielleicht als den „Chiliasmus radikaler Endlösungen“ bezeichnen könnte. Wir finden, wie gesagt, diese chiliastische Hoffnung, daß mit Radikalkuren alle politischen und gesellschaftlichen Leiden und Probleme sich von selbst lösen lassen, in allen ideologischen Lagern, ihre Wurzeln reichen bis zu Platons Gedankenmodell des Idealstaates zurück, historisch relevant wurden sie mit der religiösen und politischen Bewußtwerdung breiter Schichten seit dem Hochmittelalter im religiösen Chiliasmus. Ein bestimmendes Element sind sie seit der Französischen Revolution im 19. Jahrhundert mit dem Abbau der altstän-

dischen Gesellschaft geworden. Den Leitsatz dieser Auffassung kann für alle chiliastischen Ideologien das etymologische Wortspiel von Karl Marx bilden: „Radikal sein — das heißt ein Übel an der Wurzel packen.“ Je dünner in der modernen Massengesellschaft die Schichten werden, die aus langer politischer Erfahrung und geistiger Disziplinierung die Fähigkeit des Kompromisses, der grundsätzlichen und positiven Anerkennung des politischen Gegners besitzen, umso mehr gewinnt der Chiasmus der radikalen Endlösungen im politischen Bereich an Anziehungskraft. Er ist zwangsläufig gepaart mit der Überzeugung, daß im politischen Bereich eine einmalige, schmerzhaft und blutige Operation notwendig sei, um alle lang schwärenden Schäden mit einem Schlag zu heilen — der Gedanke ist alt und stammt aus jakobinischer Tradition, Robespierre hat ihn bekanntlich mit leidenschaftsloser Überzeugung in die Praxis umgesetzt, die Nachfolger sind zahlreich gewesen, wir alle sind und waren Zeitgenossen dieser blutigen Experimente aller totalitären Regime. Im Selbstverständnis dieser Regime und ihrer Ideologien taucht immer wieder, gleichsam einem inneren Zwang folgend, das Bild des Arztes auf, der scheinbar grausam sein muß, um als Operateur ein unheilbar krankes Organ zum Heil des Gesamtorganismus beseitigen zu können. Die Grausamkeit von Zwangsmaßnahmen gegen einen Teil der Bevölkerung eines Staates wird damit relativiert, als notwendig, ja als gut erklärt, humanitäre Bemühungen können sogar als letztlich inhuman abgestempelt werden, man denke an Bert Brechts „Heilige Johanna der Schlachthöfe“. Ja, die Selbstinterpretation des radikal operierenden Politikers — um im Bilde zu bleiben — geht meistens sogar noch weiter, er bedient sich eines säkularisierten christlichen Gedankens, nämlich des Gedankens vom stellvertretenden Opfer, das er auf sich nimmt, daß er sogar Sünde auf sich lädt, um der künftigen „großen Gesundheit“ willen, um mit Nietzsche zu reden; d. h. der Operateur vermag sich als Individuum sogar ehrlich selbst zu bemitleiden, daß er tun muß, was er tut, ein Moment, das in der berüchtigten Rede Heinrich Himmels an die mit der Judenvernichtung befaßten Einsatzgruppen besonders grell und abstoßend in Erscheinung tritt (vgl. Internat. Militärtribunal Nürnberg XXIX, S. 122f.).

Um nun auf unser Thema zurückzukommen: dieser Mythos der Radikallösungen, der grundsätzlich das historisch Gewordene in seinen tausendfachen Verflechtungen verneint und verneinen muß, hat sich auch der nationalen Bewegungen und ihrer Ideologien bemächtigt. Der moderne Nationalismus, ursprünglich im 19. Jahrhundert als Kulturidee geboren, wandelt sich vom 19. zum 20. Jahrhundert durch seine enge, ursächliche Verknüpfung mit der Fundamentaldemokratisierung vom kulturellen Prinzip zum Staatsprinzip, er wird beherrschendes Ideal der Staatsbildung. In dieser Form verherrlicht er den national geschlossenen, ethnisch monolithischen Staat als einen absoluten, unbezweifelbaren Wert. Gleichzeitig negiert er damit zwangsläufig die übergreifenden politischen Verflechtungen Europas, die seit dem Mittelalter Europa innerlich verklammern. Solche übergreifenden Verflechtungen sind:

- 1) Die Kirche als eine genuin supranationale Organisation, 2) der Hochadel

mit seinen internationalen Verflechtungen und 3) als neuzeitliches Element: die Wirtschaft, soweit sie als Großindustrie internationalen Charakter hat. Mit innerer Konsequenz tritt ihr dann die internationale Arbeiterbewegung gegenüber.

Der radikale Nationalstaat wird sich gegen solche supranationalen Strukturen wenden, soweit er sie nicht für sich gewinnen kann. Vor allem aber liegt es im Wesen des Nationalstaates, daß er sich seinem Idealtypus immer mehr anzunähern trachtet, eben dem ethnisch monolithischen Staat. Daher ist es dann nur noch ein Schritt bis zum nationalen Radikalismus, der seine ethnische Geschlossenheit mit Gewalt durchsetzt, wozu er ja per definitionem in der Lage ist, wenn man dem modernen Staat mit Max Weber das Monopol legitimer Gewaltanwendung zuerkennt. Wenn die nationale Ideologie im ethnisch geschlossenen Nationalstaat ein „*summum bonum*“ sieht, wird sie für dieses höchste Gut vor keiner Form der Gewalt zurückschrecken, der Nationalstaat in seiner ideologischen Übersteigerung und Radikalisierung verfällt damit fast zwangsläufig dem vorhin analysierten jakobinischen Chiliasmus der Endlösungen und das heißt, auf Mittel- und Ostmitteleuropa angewandt, er setzt den monolithischen Nationalstaat durch Zwangsaussiedlung, Massenvertreibung, Genocid durch. Es ist daher meines Erachtens nicht so wesentlich zu fragen, ob Hitler der erste war, der diese Radikallösung an anderen wie auch am deutschen Volk durchexerzierte und ob Beneš hier nur vorgebildete Modelle nachahmte, oder ob mit dem griechisch-türkischen Bevölkerungszwangsaustausch nach dem Ersten Weltkrieg zu beginnen sei. Solche chronologischen Überlegungen sind fragwürdig und führen nur zu oft zu wohlkonstruierten, aber auch falschen und gefährlichen „Stammbäumen historischer Schuld“, die dem Nationalismus selbst nur neuen Auftrieb zu geben vermögen. Viel wichtiger erscheint das Phänomen selbst, das damals in Europa allgemein in der Luft lag und das inzwischen mit der globalen Ausbreitung des Nationalismus auch in Pakistan und Indien mit blutigen Grenzkorrekturen und Bevölkerungszwangsaustausch Einzug gehalten hat. In dieser jakobinisch-radikalen Endphase des Nationalismus erscheint der anderssprachige Landesbewohner grundsätzlich als „Sand im Getriebe“, er wird im mehrsprachigen Pseudo-Nationalstaat zum Störenfried, zum Krankheitsherd oder zum Ungeziefer degradiert, das letztlich mit dem grauenvollen Instrumentarium und der psychologischen Primitivität des Kammerjägertums auszumerzen ist. Die vom liberalen Konstitutionalismus erkämpfte grundsätzliche Rechtsgleichheit der Bürger wird zwar nicht immer *expressis verbis* aufgehoben, auf jeden Fall aber degeneriert sie zu einer Art Ständestaat mit ethnischer Gliederung, ein ideologisches Modell, das für Böhmen schon bei Palacký insofern angelegt war, als er zwischen rechtmäßigen slawischen Landesbewohnern und deutschen Kolonisten unterschied. Der nationale Radikalismus in seiner jakobinisch-chiliasmatischen Endlösungseuphorie und Hybris zieht mit der Zwangsvertreibung aus diesem Gedankenmodell nur die blutigen Konsequenzen: dem Fetisch einer angeblichen Reinheit und Einheit der Nation auf einem ihr angeblich allein zugehörigen Territorium werden letzt-

lich alle engen Verwurzelungen zwischen den Völkern Europas aufgeopfert. Der Bevölkerungstransfer ist nur die radikale Konsequenz des nationalen Blockdenkens, das auf die ostmitteleuropäische ethnische Splitter- und Mischzone das unbrauchbare Modell des geschlossenen „nationalen Einheitsstaates“ Westeuropas übertrug.

Wenn hiermit ein einziges Prinzip, das der Nationalität, absolut als Wert und Maxime politischen Handelns gesetzt wird, dann erweist sich dieser Radikalismus mit dem Idol des monolithischen Nationalstaates als ein letztlich uneuropäisches Prinzip. Leopold von Ranke hat den mit Recht berühmt gewordenen Ausspruch getan, daß das eigentliche Wesen Europas und seiner Geschichte darin bestünde, daß in Europa seit dem Investiturstreit niemals ein politisches oder weltanschauliches Prinzip voll zur Herrschaft gelangt sei. Auf dem Ausgleich und der konkurrierenden Kraft der verschiedenartigsten Prinzipien jedoch beruht die Signatur und geistige Produktivität Europas. So sind sowohl die Idee des Nationalstaates, ebenso die des konstitutionellen Staates, die aus der Mitherrschaft des Adels am mittelalterlichen Königsstaat entstanden, und ebenso der Gedanke der sozialen Gerechtigkeit als einer säkularisierten christlichen Idee wesentlich europäische Schöpfungen. Werden sie verabsolutiert, wie der nationale und soziale Gedanke, und zum alleinigen Prinzip politischen Handelns erhoben, zerstören sie ein spezifisch europäisches Element des „Sowohl-als-auch“.

Damit sind wir bei einem weiteren Punkt unseres Themas, nämlich bei der Frage, inwiefern die Ideologien, die einen Massentransfer als gerechtfertigtes Mittel der Politik erscheinen lassen, gleichzeitig die Geschichte umdeuten, verfälschen, ideologisch mißbrauchen, eine Frage, die vor allem den Historiker angeht und ihn zur Überprüfung seiner eigenen Positionen zwingt. Radoš Luža gibt in seinem bereits erwähnten Buche: „The Transfer of the Sudeten Germans“ (S. 271) in zustimmender Weise einen Grundgedanken tschechischer Politik wieder, der in den offiziellen Dekreten der Prager Regierung zur entschädigungslosen Enteignung und zum Abschub aller Sudeten-deutschen eine große Rolle spielte: Diese Maßnahme sollte nämlich nach Auffassung der Regierung Unrecht gutmachen, das dem tschechischen Volke seit 1620 angetan worden sei. Luža schreibt dazu: „Complete liquidation of German farm property was to be the last decisive step of the liberation movement in restoring Czechoslovak soil to its former proprietor: the Czech people.“ (Die völlige Liquidierung des deutschen bäuerlichen Eigentums sollte der letzte, entscheidende Schritt der Befreiungsbewegung sein, die die tschechoslowakische Erde ihren früheren Eigentümern, nämlich dem tschechischen Volke, wiedergab.)

Diese wenigen Worte enthalten ein ganzes Bündel ideologischer Aspekte, die der Analyse wert sind. Erstens enthält die Anspielung auf 1620 die bekannte, bereits von den tschechischen Erweckern des 19. Jahrhunderts kreierte Umdeutung einer ständisch-konfessionellen Revolte des böhmischen Adels gegen die Anfänge eines monarchistischen Absolutismus zu einer nationalen Unterdrückung des tschechischen Volkes durch die deutschen Habsburger;

es ist die bekannte „temno“-Ideologie der tschechischen Geschichtsschreibung, die das gesamte Barockzeitalter Böhmens grundsätzlich vom Standpunkt des nationalen Denkens des 19. Jahrhunderts abwertete.

Zweitens ist bemerkenswert, in welcher selbstverständlicher Weise der deutsche Bauer der böhmischen Länder, der durch Landesausbau und Rodung genau wie der tschechische Bauer seine Existenzgrundlage selbst erarbeitet hatte, zum widerrechtlichen Schmarotzer an fremdem Gut degradiert wird.

Drittens: Selbst dort, wo 1620 durch habsburgische Konfiskation ein Besitzwechsel stattfand, bedeutet die Berufung im Jahre 1945 auf eine angebliche Schuld des Jahres 1620 — falls sie mehr als ein pseudomoralisches Feigenblatt sein soll — doch eine gefährliche perspektivische Verkürzung der Geschichte. Dieses Prinzip der „historischen Schuld“ über Jahrhunderte hinweg, dem die europäische Geschichtsschreibung nationalstaatlichen Typs — wie man eingestehen muß — bis heute immer wieder verfällt, bewirkt letzten Endes, konsequent angewandt, eine radikale Selbsterstörung Europas in seiner unendlich verflochtenen Vielfalt und Vielschichtigkeit. Wir haben hier das bemerkenswerte Phänomen, daß die nationale Geschichtsschreibung Europas selbst die geschichtlichen Werte und Grundlagen der differenzierten europäischen Kulturwelt zerstört, die zu bewahren sie berufen wäre oder sein sollte. In der antieuropäischen nationalen Verengung der Geschichtsschreibung wird der historische Geist zum Widersacher des historischen Lebens, — um eine berühmte Formel von Ludwig Klages sinngemäß abzuwandeln. Dabei soll jedoch nicht übersehen werden, daß die nationale Geschichtsschreibung selbst ein Teil der Nationswerdung war und ist, insofern sie dem Selbstverständnis sich bildender Nationen die durch das geschichtliche Leben beglaubigten Modelle liefert; sie ist selbst ein Teilbereich der Nationswerdung und oft war ja die emotionale Bindung an das eigene Volk im 19. und 20. Jahrhundert die einzige Gemeinschaftsbindung, die der individualisierte Mensch der Moderne noch anerkannte und für die er persönliche Opfer — bis zum Opfer seines Lebens! — zu bringen bereit war. Nicht diese staatsbildende Kraft der nationalen Geschichtsschreibung an sich ist daher einer Kritik zu unterziehen, sondern ihre Übersteigerungen, die das Lebensrecht anderer Völker in einem für sie selbst beanspruchten Raume erst relativieren, zu etwas Akzidentiellem machen, wie dies etwa durch Palackýs Kolonistenthese geschah, um es schließlich als Raub am eigenen Volke und dessen „Erstgeburtsrecht“ zu negieren. Nichts kann die Perversion angeblich historischer Ansprüche in schärferem Lichte zeigen als die Entfernung des Bauern von seinem Boden durch ein staatliches Dekret, da in seinem Falle auch die letzte Möglichkeit entfällt, ihn — den Bauern — mit dem sozialen Odium der Ausbeutung andersnationaler Menschen zu belasten, ein Odium, das den deutschen Unternehmer mit tschechischer Arbeiterschaft immer wieder getroffen hat und die Möglichkeit bot, die nationale Revolution mit der sozialen zu verbinden, d. h., konkret gesprochen, die Aussiedlung des deutschen Bürgertums der Böhmischen Länder im Sinne der dogmatischen marxistischen Wertlehre als Expropriation von Expropriateuren zu legitimieren. Bei der deut-

schen bauerlichen Bevölkerung jedoch war eine derartige ideologische Hilfskonstruktion auch nicht mehr mit dem geringsten Schein des Rechtes anzuwenden, hier war der Rückgriff auf die vagen Klischees der spontanen Volksraube und der sudetendeutschen Kollektivschuld nötig, von denen bereits die Rede gewesen und deren Unzulänglichkeit offensichtlich ist.

Kehren wir nochmals zu der zitierten Stelle bei Luža zurück; — auch bei ihm findet sich übrigens das nihilistische Klischee des operierenden Arztes, der ein unheilbar krankes Glied abschneiden muß — ein Klischee, das ja auch bei Hitler immer wieder auftaucht als Begründung für die Massenvernichtung und Deportation von Juden, Polen und anderen Völkern, denen nach den „Wertkategorien“ des Nationalsozialismus ein minderes oder gar kein Lebensrecht zustand. Lužas ganz selbstverständliche Formulierung, daß durch den Transfer die tschechische Erde ihren ursprünglichen und rechtmäßigen Besitzern zurückgegeben worden sei, enthält ein viertes und letztes ideologisches Element von weittragender Bedeutung. Diese scheinbar so simple Bemerkung, über die sich der Verfasser vermutlich selbst kaum hinreichend Rechenschaft gegeben haben dürfte, weil sie weitgehend eine communis opinio des tschechischen Nationalismus ausdrückt, schließt jedoch eine Voraussetzung stillschweigend ein, die näher analysiert werden muß. Es ist die Vorstellung, daß es einen gleichsam a priori vorhandenen tschechischen Volksboden gibt, der das gesamte Gebiet der Böhmischen Länder umfaßte und von der deutschen Siedlung sozusagen widerrechtlich angegriffen und verkleinert worden ist. Diese Vorstellung entstand mit der nationalstaatlichen und nationalliberalen, rechtsgeschichtlichen Historiographie des 19. Jahrhunderts, die ja bekanntlich die Verfassungswirklichkeit des nationalen, staatlich durchorganisierten, modernen Flächenstaates des 19. Jahrhunderts bis in das frühe Mittelalter in wesentlichen Punkten zurückprojizierte. Dieses rückprojizierte Bild des staatlichen Lebens der Moderne beherrschte die westeuropäische und deutsche Verfassungsgeschichte genauso wie die ihr verpflichtete ostmitteleuropäische. Wie unzutreffend dieses Bild des zentral verwalteten in sich verbundenen und vereinheitlichten Flächenstaates der Moderne für das Mittelalter ist, hat inzwischen die moderne Verfassungs- und Sozialgeschichte hinlänglich bewiesen, ich darf hier nur an die Forschungen von Marc Bloch, Theodor Mayer, Karl Bosl, Otto Brunner, Heinrich Dannenbauer, Walter Schlesinger und vielen anderen erinnern.

Was bedeutet das neue Bild vom Mittelalter für unser Thema der ideologischen Aspekte der Vertreibung und für die engere Frage, die uns jetzt beschäftigt: die Frage nach der Berechtigung der tschechischen Auffassung eines tschechischen Bodens innerhalb der historischen Grenzen der Böhmischen Länder? Sehr viel, wie ich meine! Wenn wir jetzt den mittelalterlichen Staat als ein vom Königtum überwölbtes Gefüge regionaler Herrschaften des Adels betrachten, die sich seit dem Frühmittelalter entlang der Altstraßen, vom Königsgut sowie von den begrenzten Siedlungskammern des Altsiedellandes ausgehend, aufbauten, Adelherrschaften, die sich im weiteren Verlauf durch Rodung und Landesausbau vergrößerten und kräftigten, dann

ist es objektiv unmöglich, aus diesem Neben- und Miteinander slawischer und deutscher Adelsherrschaften in Böhmen-Mähren eine seit jeher scharf umgrenzte, nationalstaatlich umgedeutete Landeseinheit in das Mittelalter und die frühe Neuzeit hineinzuinterpretieren. Damit verliert auch der von Luža noch im Jahre 1964 (!) verwendete Begriff eines ursprünglich tschechischen mythisch aufgehöhten Eigentums an der Erde Böhmens bis Bodenbach, Warnsdorf, Reichenberg und Jägerndorf jeden Sinn, weil dieser Eigentumsbegriff dem Arsenal des fälschlich ins Mittelalter zurückprojizierten, national geschlossenen Flächenstaates entstammt und daher illusorisch ist; — ganz zu schweigen von Eger, das nicht einmal nach den Voraussetzungen der tschechischen Staatsrechtsideologie von der Tschechoslowakei beansprucht werden dürfte! Allein schon das von Theodor Mayer entwickelte Modell des mittelalterlichen „Personenverbandsstaates“, der dem moderneren Typ des „institutionellen Flächenstaates“ gegenüberzustellen ist, macht es unmöglich, den durch verwickelte Herrschaftsverhältnisse in Gang gebrachten Landesausbau in den deutschen Randgebieten, der vielfach von unzusammenhängenden Siedlungskammern ausging, als auf dem Boden des tschechischen Volkes sich vollziehend darzustellen. Die feste, womöglich national und ethnisch begründete Grenze ist bestenfalls ein Ergebnis, oft jedoch nur ein Mythos des 19. und 20. Jahrhunderts, wird also selbst von ideologischen Wertkategorien getragen. Auf keinen Fall darf sie in das Mittelalter und kaum in die frühe Neuzeit zurückprojiziert werden. Das Mittelalter kennt bestenfalls Grensräume, Grenzpunkte für Handel und Verkehr, die sich im Laufe der Geschichte zu Grenzsäumen verengen. Für das Zweivölkerland Böhmen-Mähren ist auch dieser reduzierte Grenzbegriff unanwendbar und der Mythos der Grenze als ein Mittel nationalpolitischer Forderungen reine Ideologie. Damit entfällt aber auch jede historisch zulässige Begründung, die Aussiedlung der Sudetendeutschen als Erneuerung eines — wenn ich mich so ausdrücken darf — „tschechischen Bodenregals“ in den Böhmisches Ländern zu deuten oder gar zu verteidigen, wie dies Luža und vor ihm ungezählte andere nationale Ideologen getan haben. Wie nützlich unter Umständen diese These vom Obereigentum des tschechischen Volkes im deutschen Siedlungsgebiet sogar in der Sphäre der Sachwerte sein kann, spricht Luža selbst ganz unverhohlen eine Seite später aus, wo er darauf hinweist, daß das sudetendeutsche Eigentum von der Pariser Reparationskonferenz vom 21. Dezember 1945 als tschechisches Eigentum anerkannt worden ist und daher keine Minderung der tschechoslowakischen Reparationsforderungen gegenüber Deutschland bewirkte (S. 272).

Ideologische Aspekte der Vertreibung der Sudetendeutschen waren das Thema meines Vortrages. Ich hoffe, daß ich im Laufe meiner Darlegungen deutlich machen konnte, daß es sich um gesamteuropäische Aspekte am böhmischen Modell gehandelt hat, um Aspekte, die für die deutsche Geschichte zwischen 1933 und 1945 genauso gelten wie für die polnische nach 1945, ideologische Aspekte, denen sich Frankreich in der Algerienkrise genauso gegenüber sah und sieht. Da der Nationalismus in seiner radikalen jakobinisch-chiliastischen

Phase der „Endlösungen“ ein gesamteuropäisches Problem darstellt, sind auch die Remedien gegen ihn aus einer vertieften, gesamteuropäischen Schau der Geschichte zu gewinnen, einer Schau, die den Nationalismus als gewaltig bewegende Kraft Europas im 19. und 20. Jahrhundert nicht radikal negieren wird, die ihm aber doch seinen relativen Stellenwert zuweisen muß, indem sie ihn entideologisiert und seines parareligiösen Charakters entkleidet. Gerade die Geschichtswissenschaft ist ihrem Berufe nach immer wieder gehalten, den Ideologien und ihrem Absolutheitsanspruch kräftig entgegenzutreten. Wenn es mir gelungen ist, etwas von den überpersönlichen Kräften und Tendenzen aufzuzeigen, die das Geschehen vor und nach 1945 mit der Gesamtentwicklung der modernen europäischen Welt verknüpfen und es aus ihr heraus verständlicher, wenn auch nicht entschuldbarer machen, dann hoffe ich, meine Aufgabe hier vor Ihnen nach bestem Vermögen gelöst zu haben. Ich kann nicht besser schließen, als indem ich die Worte wiederhole, mit denen auf unserer Salzburger Tagung Karl Bosl seinen Vortrag beendete: „Es gilt heute Ideologien abzubauen, Geschichtsirrtümer auszumerzen und feste, unumstößliche Tatsachen zu ergründen, die aus apolitisch universal und vergleichender Geschichtsforschung zuerst gewonnen werden müssen. Geschichtsforschung darf keiner politischen Zielsetzung sich beugen, damit sie die große und wahrhaft politische Wirkung erzielt, die ihr gebührt. Für die Demokratie jedenfalls ist die Geschichte die notwendigste, wenn auch gefährliche Wissenschaft. Keine Politik, kein Volk, keine Kultur lebt ohne wahre Geschichte!“

LITERATURHINWEISE

- Beneš, E.: *Memoirs of Dr. Eduard Beneš. From Munich to New War and New Victory.* London 1954.
- Bosl, K.: Deutsche romantisch-liberale Geschichtsauffassung und „Slawische Legende“. *Bohemia-Jahrbuch* 5 (1964) 12—52.
- Gluckstein, Y.: *Stalin's Satellites in Europe.* London 1952.
- Jaksch, W.: *Europas Weg nach Potsdam. Schuld und Schicksal im Donaauraum.* Stuttgart 1958.
- Luža, R.: *The Transfer of the Sudeten Germans. A Study of Czech-German Relations 1933—1962.* New York 1964.
- Schieder, Th.: *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa* Bd. IV/2 u. Beiheft. Berlin 1957.

DIE DOKUMENTE DER VERTREIBUNG DER SUDETENDEUTSCHEN*

Von Peter Burian

Für uns Deutsche ist die Vertreibung unserer Volksangehörigen aus Ostmittel- und Südosteuropa eines der schmerzlichsten und folgenschwersten Ergebnisse des Zweiten Weltkriegs. Mit vollem Recht kann der Verlust der Heimat für diese Deutschen und das Zusammendrängen des deutschen Volkes auf den ihm jetzt noch verbliebenen Siedlungsraum eine nationale Katastrophe genannt werden¹. Sie vollzog sich an zwei staatsrechtlich voneinander verschiedenen Gruppen: an den Deutschen, die zwar innerhalb der Grenzen des Reiches von 1937, aber jenseits der zu Kriegsende als neue Westgrenze Polens festgelegten Oder-Neiße-Linie lebten, und an den deutschen Minderheiten in den, zum Teil erst 1944/45 wiedererstandenen, nichtdeutschen Nationalstaaten zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria: Polen, Rumänien, Ungarn, Tschechoslowakei, Jugoslawien.

Die Vertreibung ist durch zwei konstitutive Merkmale in besonders sinnfälliger Weise bestimmt. Es handelt sich einmal um Maßnahmen, die der Sieger, unter welchem Titel auch immer, im Chaos der totalen Niederlage nach einem total geführten Krieg an dem Besiegten vollzog; sie werden bis heute aufgefaßt als verständliche Folgen nationalsozialistischer Gewalttaten und bleiben eingespannt in den großen Gegensatz zwischen West und Ost: die überwiegende Mehrheit der Vertriebenen lebt diesseits, die Staaten aber, aus denen sie vertrieben wurden, liegen jenseits der Linie, die die Blöcke der beiden Weltmächte in Mitteleuropa voneinander scheidet. Das zweite konstitutive Moment ist der Massencharakter der Vertreibung.

Schon bald nach 1945 wurde die Aufgabe gesehen, die einzelnen Vorgänge, die in ihrer Summe einen solchen tiefen Einschnitt in der Geschichte der Deutschen markieren, aufzeichnen und sammeln zu lassen, damit sie in gültiger Form Mit- und Nachwelt erhalten bleiben. Für die Art, wie man diese

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Ansbach am 21. November 1965 gehalten wurde.

¹ Der de-jure-Stand der deutschen Bevölkerung in den von der Vertreibung betroffenen Gebieten Ostmittel- und Südosteuropas betrug bei Kriegsende (ohne Rücksicht auf die Kriegsverluste der Zivilbevölkerung) 16 545 400. Davon sind (nach dem Stand vom September 1950) 11 603 400 von der Vertreibung direkt betroffen gewesen; zum selben Zeitpunkt waren 2 553 000 in der Heimat zurückgeblieben oder zurückgehalten worden. Die verbleibende Differenz von 2 389 000 ist ungeklärt. (Die deutschen Vertreibungsverluste. Bevölkerungsbilanzen für die deutschen Vertreibungsgebiete 1939/50. Hrsg. vom Statistischen Bundesamt, Wiesbaden. Bearb. von Werner Nellner. Stuttgart 1958. Die angeführten Zahlen sind gewonnen aus den Tabellen auf S. 38 und S. 45 f.)

Aufgabe zu lösen unternahm, waren die beiden eben genannten Faktoren entscheidend. Das erste Merkmal bedeutete, daß keine Akten der Vertreiberstaaten zugänglich waren und sind, so daß andere Quellen erschlossen werden mußten. Weil die Auslöser dieser Aktion, die Täter, nicht sprachen, hielt man sich an die Objekte des Geschehens, an die Opfer, an die Vertriebenen selbst. Dies erleichterte die Aufgabe zwar sehr, weil eben als Folge des Massengeschehens eine große Zahl von Zeugen zur Verfügung stand, zwang aber auch zu neuen, für die Zeitgeschichte wertvollen methodischen Überlegungen und Verfahren, um die Wirklichkeit möglichst zutreffend und möglichst vollständig feststellen zu können.

Die ersten Versuche, die Ereignisse der Vertreibung zu fixieren, unternahmen die Vertriebenen selbst, dazu angeregt und angeleitet durch die gerade entstandenen oder im Entstehen begriffenen landsmannschaftlichen Zusammenschlüsse. Zu Beginn der fünfziger Jahre entschlossen sich der damalige Bundesvertriebenenminister Dr. Lukaschek und sein Staatssekretär Dr. Schreiber zu einer Koordinierung dieser ersten Anläufe und zur Erweiterung und Ergänzung des dabei zutage getretenen Materials. Sie beriefen eine Wissenschaftliche Kommission, durch die die Quellen über die Vertreibung gesammelt, gesichtet und in einer Dokumentation der Öffentlichkeit vorgelegt werden sollten. Eile war geboten, würde doch das mit dem ständig größer werdenden zeitlichen Abstand nachlassende Erinnerungsvermögen der Zeugen die Durchführung der Aufgabe zunehmend erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen.

Der Kommission gehörten an der Archivar Adolf Diestelkamp, der Völkerrechtler Rudolf Laun und die Historiker Peter Rassow, Hans Rothfels und Theodor Schieder; später trat auch noch Werner Conze hinzu. Die Kommission arbeitete unter dem Vorsitz von Theodor Schieder; sie setzte im Vertriebenenministerium in Bonn einen kleinen Arbeitsstab ein, der unter ihrer Leitung und Aufsicht das vorliegende Material sichten, prüfen und zum Druck vorbereiten sollte. Als Ergebnis dieser Arbeit erschienen zwischen 1953 und 1961, regional aufgeteilt, die Dokumentationsbände über die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich von Oder und Neiße, aus Ungarn, aus Rumänien, aus der Tschechoslowakei und aus Jugoslawien².

² Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Band I/1 u. I/2: Die Vertreibung der Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. o. J. [1953]. Band I/3: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße. Polnische Gesetze und Verordnungen 1944—1955 [1960]. Beiheft 1: Ein Tagebuch aus Pommern 1945—46. Aufzeichnungen von Käthe von Normann [1955]. Beiheft 3: Ein Bericht aus Ost- und Westpreußen 1945—1947. Aufzeichnungen von Hans Graf von Lehndorff. 1960. Band II: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn [1956]. Band III: Das Schicksal der Deutschen in Rumänien [1957]. Band IV/1 u. IV/2: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei [1957]. Beiheft 2: Ein Tagebuch aus Prag 1945—46. Aufzeichnungen von Margarete Schell [1957].

Über das Arbeitsverfahren der Kommission und ihres Stabes unterrichten erschöpfend die grundsätzlichen-methodischen Aufsätze von Martin Broszat in den Vierteljahrsheften für Zeitgeschichte 1954 und von Theodor Schieder in derselben Zeitschrift 1960³, ferner die einleitenden Vorbemerkungen zu den einzelnen Bänden, besonders zum ersten Band.

Es war die erklärte Absicht der Kommission, die in völliger Unabhängigkeit und Alleinverantwortlichkeit arbeitete, mit dieser Dokumentation nicht ein mehrbändiges Farbbuch über Greuelaten an Deutschen herauszugeben, etwa als eine Art aufrechnende Bilanz, sondern eine zuverlässige Quelle zu schaffen, in der möglichst alle Vorgänge von einiger Bedeutung niedergelegt waren und in der auch alle betroffenen Gebiete, zumindest in ihren geographischen Schwerpunkten, berücksichtigt wurden.

Das Material, aus dem die Dokumentation zusammengestellt wurde, war von Gremien, die die Vertriebenen gegründet hatten, gesammelt und zur Verfügung gestellt worden. Bei der Prüfung dieses Materials durch die Kommission zeigte sich aber, daß noch weiteres Material beigebracht werden mußte, sei es, daß manche Gebiete überhaupt nicht oder nur durch ungenügende Berichte vertreten waren, sei es, daß Vorgänge, die die Kommission nach Sichtung des schon vorliegenden Materials für wesentlich hielt, noch nicht oder nur mangelhaft beschrieben worden waren. Dieses Bemühen um Ergänzungen hatte aber nicht in jedem Fall Erfolg.

*

Unter den Vertriebenen kommt dem Schicksal der Sudetendeutschen, also der Deutschen in den böhmischen Ländern, besonderes Gewicht zu. Die Sudetendeutschen waren die größte deutsche Bevölkerungsgruppe außerhalb der Reichsgrenzen von 1937⁴, die Geschichte ihrer böhmisch-mährischen Heimat

Band V: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien [1961].

Ortsregister. 1963.

³ Broszat, Martin: Massendokumentation als Methode zeitgeschichtlicher Forschung. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 2 (1954) 202—213. — Schieder, Theodor: Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten als wissenschaftliches Problem. Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 8 (1960) 1—16. — Vgl. auch Conze, Werner: Die Dokumentation der Vertreibung. Ein Beispiel zeitgeschichtlicher Methodik. Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 5 (1964) 236—238.

⁴ Im deutschen Siedlungsgebiet im ostmittel- und südosteuropäischen Ausland (Ausland nach dem Territorialstand von Ende 1937) zählte im September 1939 die deutsche Bevölkerung 7 423 300; davon lebten

in der Tschechoslowakei	3 477 000,	
in Polen	1 371 000	(einschließlich 383 000 Zweisprachiger, die zu dem von der Vertreibung nicht betroffenen Bevölkerungsteil gehören),
in Rumänien	786 000,	
in Ungarn	623 000	(1940!),
in Jugoslawien	536 000,	
in Danzig	380 000,	
in den Baltischen Staaten		
und im Memelgebiet	249 500.	
(Die deutschen Vertreibungsverluste 45 f.)		

besaß nahezu exemplarischen Wert für die Definierung von Nationalitätenproblemen, die sudetendeutsche Frage stand in der weiteren Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs im Zentrum einer ernsten internationalen Krise, und so zeigt das Ende der sudetendeutschen Präsenz in den böhmischen Ländern besonders sinnfällig die unmenschliche Radikalität des Prinzips vom national reinen Staat.

Die Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen sind als Band IV der Dokumentation, zusammen mit einem Beiheft, im Jahre 1957 veröffentlicht worden. Es wird am ehesten gelingen, den Wert dieser Dokumentensammlung zu zeigen, wenn als erstes der archivalische Befund geklärt, also die Frage beantwortet wird, welche und wie viele Dokumente hier vorliegen und in welcher Form sie ediert sind, und wenn dann die in ihnen niedergelegten Aussagen, also ihr Inhalt, beschrieben und — im Zusammenhang damit — hingewiesen wird auf Forschungsaufgaben, die mit Hilfe dieser Sammlung gelöst oder von ihr ausgehend in Angriff genommen werden könnten.

Als Dokumente werden in der Dokumentation Aufzeichnungen jeglicher Art über Vorgänge der Vertreibung verstanden, die in der Regel Vertriebene zum Verfasser haben. Die Texte von tschechoslowakischen Gesetzen, Verordnungen, Erlassen, Proklamationen, aber auch der Wortlaut von Ansprachen tschechoslowakischer Funktionäre, von Ausweisungsbescheiden oder Bestätigungen über die Entlassung aus Internierungslagern o. ä. werden in deutscher Übersetzung entweder als Anhang oder in Fußnoten publiziert. Sie sind in der Regel Gesetzblättern oder Zeitungen entnommen. Die Dokumente zu diesem Band hatte Dr. Wilhelm Turnwald gesammelt, der selbst zu Beginn der fünfziger Jahre einen Band Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen herausgegeben hat⁵.

Die Dokumentensammlung über die Vertreibung der Sudetendeutschen zählt 133 Stück, von ihnen sind 119 „Erlebnisberichte“, das heißt Aufzeichnungen als eine Art Gedächtnisprotokoll. 11 weitere Berichte stützen sich auf erhalten gebliebene Tagebuchnotizen oder Briefe, je 1 Stück ist ein Tagebuch, eine protokollierte Aussage und ein Bericht des Bayerischen Staatsministeriums des Innern. Von den Dokumenten sind 36 im Jahre 1947, 25 im Jahre 1955 und 15 im Jahre 1956 niedergeschrieben worden; die letzten beiden Zahlen zeigen gut das Echo auf die Wünsche der Kommission nach Ergänzungen. 9 Dokumente stammen aus dem Jahre 1953, je 6 aus den Jahren 1946 und 1957, 4 aus dem Jahre 1954, je 3 aus den Jahren 1950 und 1952, 2 aus dem Jahre 1951 und je 1 aus den Jahren 1945, 1948 und 1949; 18 Dokumente sind undatiert.

Die Dokumentation hat die angestrebte geographische Vollständigkeit erreicht: es sind die Vorgänge in Inner-Böhmen und -Mähren ebenso wie in

⁵ Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft zur Wahrung sudetendeutscher Interessen. Eingel. und bearb. von Dr. Wilhelm Turnwald. [München] 1951 u. ö.

den von 1938 bis 1945 zum Deutschen Reich gehörenden Randgebieten hinreichend belegt.

Die Edition der einzelnen Stücke ist gewissenhaft. Es wird vermerkt, ob der mitgeteilte Text ein Original oder eine Abschrift wiedergibt, die Seitenanzahl der Vorlage wird genannt, und das eben ausgewertete Datum der Abfassung des Berichts ist notiert. Die Berichte werden grundsätzlich vollständig und ungekürzt abgedruckt. Wenn man sich aber — etwa um Wiederholungen zu vermeiden — doch dazu entschlossen hat, manches auszulassen, so werden in Kursivdruck Zusammenfassungen des fortgelassenen Textes eingeschaltet. Berichte, die zeitlich oder räumlich auseinander liegende Vorgänge beschreiben, sind aufgeteilt. Die Verfasser aller abgedruckten Dokumente waren der Kommission namentlich bekannt, bei 27 Stück sind aber nur die Initialen angegeben; meist handelt es sich dabei um Autoren, die bei Erscheinen der Dokumentation in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands lebten; deshalb ist diese Verhüllung der Identität des Autors besonders häufig bei Berichten über Ausweisungen nach Sachsen.

Für die Aufnahme eines Dokuments in die Sammlung war entscheidend die zweifelsfreie Authentizität, die Überzeugung, daß die mitgeteilten Vorgänge für eine bestimmte Situation oder ein bestimmtes Gebiet erheblich waren, und die wahrscheinliche Richtigkeit des Mitgeteilten. Diese Richtigkeit wurde, soweit es möglich war, nachgeprüft durch Vergleiche mit Parallelberichten, und hier zeigt sich besonders deutlich ein Vorteil des umfangreichen Materials. Kaum zu verifizieren waren verständlicherweise in den Berichten niedergelegte Hinweise und Vermutungen über Motive und Absichten tschechischer Stellen, weil ja ungedruckte amtliche tschechische Unterlagen nicht zur Verfügung standen.

In diesem archivalischen Zusammenhang darf ein methodisches Problem nicht übersehen werden: fast alle abgedruckten Dokumente sind Gedächtnisprotokolle. Es ist verständlich, daß besonders krasse Vorfälle besser und nachhaltiger in der Erinnerung haften bleiben als das ständig sich wiederholende Einerlei eines Alltags, Alltags auch unter ungünstigen Umständen. Das erklärt auch, warum der größte Teil der Dokumente Erlebnis- und nicht Situationsschilderung war, und es hat des wiederholten Verlangens der Kommission bedurft, um in ausreichender Zahl auch Berichte über die Zustände — etwa in einem Internierungslager über einen längeren Zeitraum hin — zu erhalten. Und deshalb sind auch die meisten der erst Mitte der fünfziger Jahre abgefaßten Berichte solche Situations-schilderungen. Der größere zeitliche Abstand zwischen einem Erlebnis und seiner schriftlichen Fixierung — das zeigt sich hier sehr deutlich — braucht aber nicht in jedem Fall ein Nachteil zu sein: zusammen mit der Tatsache, ob es dem Autor gelungen ist, sich in der neuen Heimat sozial und materiell einzuleben, kann gerade dieser Abstand den Autor fähig machen zu einer objektivierenden Distanz seinen eigenen Erlebnissen gegenüber; solche Berichte sind zwar farbloser, haben aber wegen der in ihnen niedergelegten differenzierenden Beschreibung und Kommentierung größeren Wert.

Der Massenvorgang der Vertreibung setzt sich aus vielen Einzelaktionen zusammen, die zwar alle dasselbe Ergebnis hatten, sich in ihrem Ablauf aber oft erheblich voneinander unterschieden. In der Dokumentation besitzen wir nun — darin besteht ihr vornehmster Quellenwert — eine mosaikartig zusammengesetzte Übersicht über die Vertreibung als Gesamtereignis und über ihre Einzelheiten. Damit werden in ihr aber auch zugleich die großen Phasen oder Etappen sichtbar, in denen sich die Vertreibung vollzog.

Die Bevölkerung im böhmisch-mährischen Kessel ist von Kampfhandlungen weitgehend verschont geblieben. Deshalb kam es auch lediglich in einigen Landstrichen des Ostsudetenlandes und Mährens zur Flucht vor der Roten Armee oder zu Evakuierungsmaßnahmen, die von den deutschen Behörden oft nur unter Zwang durchgeführt werden konnten, zu Vorgängen also, die einige Monate früher in Ostdeutschland dazu geführt hatten, daß dort die überwiegende Mehrheit der Flüchtlinge bei den Kämpfen und bei dem Zusammentreffen mit den sowjetrussischen Kampftruppen sehr zu leiden hatte. Über diese Evakuierungs- und Fluchtbewegungen der Sudetendeutschen sind in der Dokumentation 6 Berichte veröffentlicht, von denen 4 erst 1955 verfaßt sind. Sie betreffen Vorgänge aus den Gebieten Jägerndorf, Wagstadt, Bärn, Mährisch-Ostrau, Nikolsburg und Olmütz. Die Geflüchteten und Evakuierten wurden von der Roten Armee überrollt oder vom Kriegsende im rein tschechischen Gebiet überrascht und mußten in ihre Heimat zurückkehren, wo inzwischen schon tschechische Revolutionsorgane die Macht übernommen hatten.

Die Vorgänge beim Einmarsch der Roten Armee, die für viele Sudetendeutsche den Tiefpunkt ihres Lebens darstellten, werden mit 12 Berichten dokumentiert. Von ihnen sind 8 erst Mitte der fünfziger Jahre geschrieben worden. Sie schildern die Ereignisse in den Gebieten von Mährisch-Ostrau, Sternberg, Mährisch-Schönberg, Mährisch-Trübau, Müglitz, Wischau, Iglau, Trautenau, Schluckenau, Tetschen und Komotau. Die den Truppen auf dem Fuß folgenden tschechischen Funktionäre sind für viele Ausschreitungen der Soldaten verantwortlich.

Über den Einmarsch der Amerikaner in Westböhmen sind in der Dokumentation 5 Zeugnisse zusammengestellt, die ebenfalls erst in den fünfziger Jahren aufgezeichnet wurden. Sie beschäftigen sich mit den Ereignissen im Gebiet von Karlsbad, Ronsperg, Neuern und Tepl. Hier waren die Deutschen, zumindest in den ersten Wochen und Monaten, vor allzu harten Maßnahmen der Tschechen geschützt.

Die tschechischen Exzesse unmittelbar nach dem Zusammenbruch und die Zerstörung der Lebensgrundlagen der Deutschen in der wiedererstandenen Tschechoslowakei durch Ausnahmsgesetze, Internierung, Zwangsarbeit und politische Haft werden in der Dokumentation durch 11 Berichte für Prag, Pilsen, Iglau und Wischau und durch 36 Berichte für die sudetendeutschen Randgebiete belegt: von Troppau im Nordosten über Nord- und Westböhmen bis zum südlichen Böhmerwald und Südmähren, Kaplitz und Znaim. Die Hälfte dieser Zeugnisse ist in den ersten beiden Jahren nach der Vertreibung verfaßt worden, die andere Hälfte Mitte der fünfziger Jahre.

Ebenso zahlreich sind die Dokumente für die Vertreibungsaktionen selbst: 28 Zeugnisse berichten von den grausamen Austreibungen in den Frühjahrs- und Sommermonaten des Jahres 1945, 31 über die Ausweisungen in Ausführung der Potsdamer Vereinbarungen. Bei der ersten Gruppe stammen nur 8 Berichte aus den fünfziger Jahren, bei der zweiten jedoch 20, also zwei Drittel. Aus beiden Phasen sind besonders eingehende Berichte über die Zustände in Internierungs- und Sammellagern, aber auch in den Gefängnissen, abgedruckt.

Die Dokumentation schließt mit 3 zusammenfassenden Berichten über die kontinuierliche Aufeinanderfolge aller Phasen in einem einzigen Gebiet: Braunau, Karlsbad und Reichenberg. Auch sie stammen aus den fünfziger Jahren.

Als umfangreichstes Zeugnis wurde in einem Beiheft das Tagebuch einer Prager Schauspielerin aus den Jahren 1945 und 1946 publiziert, dessen Erscheinen seinerzeit zu scharfen Angriffen gegen die Kommission und gegen das Vertriebenenministerium geführt hat.

Wie kann nun der Historiker diese Zeugnisse heute interpretierend auswerten? Diese Frage soll mit einigen beispielhaften Antworten geklärt werden.

Für den Benutzer der Dokumentation ist wohl die Tatsache am auffälligsten, daß die Schilderung extremer Ereignisse überwiegt, was nicht auf die schon früher skizzierten methodischen Zusammenhänge allein zurückgeführt werden kann. Gemeint sind hier nicht so sehr die Berichte über Ausschreitungen, Quälereien, über brutale Verhörmethoden oder über sadistisches Ignorieren primitivster Hygiene- oder Verpflegungsgrundsätze in den Lagern, vor allem in den ersten Monaten nach dem Zusammenbruch, sondern das tödliche — und zwar oft im vollsten Wortsinn tödliche — Entsetzen über die Tatsache, daß man plötzlich aus jeder materiell-ökonomischen, sozialen und rechtlichen Sicherheit herausgestoßen werden kann. Dieser Schock — die vielen Zeugnisse in den Dokumenten belegen das sehr klar — war wohl der schrecklichste, nachhaltigste Eindruck für die Sudetendeutschen in diesen Wochen und Monaten.

Das aber führt zu der Notwendigkeit einer terminologischen Klärung. Dieses Erleiden radikaler Rechtlosigkeit, zusammen mit den eben aufgezählten Phasen des Gesamtprozesses, legt den Schluß nahe, daß der Begriff „Vertreibung“, der im landläufigen Sprachgebrauch, gerade in Anwendung auf das Schicksal dieser Deutschen, als Verlassen der Heimat unter Zwang verstanden wird, weiter gefaßt werden muß. Der von der Dokumentation für eine bestimmte Etappe dieses Prozesses gebrauchte Ausdruck „Zerstörung der Lebensgrundlagen der Deutschen“ scheint, auch wenn er schwerfälliger ist, besser den komplexen Sachverhalt wiederzugeben. Aus der Dokumentation läßt sich erschöpfend nachweisen, daß der endgültige Abschied aus der Heimat geradezu als Erlösung begrüßt wurde; deshalb sollte das stets zitierte Recht auf Heimat in der Richtung modifiziert werden, ob ein Leben in einem völlig intakten Rechtsstaat nicht einer Anwesenheit in

der Heimat vorzuziehen sei, wenn dort die individuellen Rechtsgarantien nichts gelten.

Die Dokumentation gibt, um zu einem anderen Zusammenhang überzugehen, die Möglichkeit an die Hand, nachzuprüfen, in welcher Weise die in diesem Band publizierten und auch sonst bekanntgewordenen tschechoslowakischen Kundmachungen, Verordnungen usw. von den Tschechen selbst beachtet und durchgeführt wurden. Es wird sich dabei sogleich die äußerste Unverbindlichkeit solcher Vorschriften zeigen und der stets und immer in die Augen springende Willkürcharakter der Maßnahmen lokaler Revolutionsbehörden, vor allem bei den ersten wilden Austreibungen.

Eine weitere Forschungsaufgabe, die, gestützt auf die Dokumentation, in Angriff genommen werden könnte, ist die Untersuchung der Frage, welche Unterschiede im einzelnen zwischen rein tschechischen und sudetendeutschen Landesteilen und zwischen den Vorgängen in der russischen und in der amerikanischen Zone bestanden haben. Es scheint aber, als ob bloß die Feststellung einer Phasenverschiebung das Resultat wäre, da die treibende Kraft in jedem Fall der tschechische Wille war.

Die Dokumentation gibt viertens freilich, wenn auch nicht primär, eine Zusammenstellung von Unmenschlichkeiten, oft mit Namens- und Zeugenennung, und auch heute, zwanzig Jahre danach, ist es nicht möglich, diese Berichte ohne Erschütterung zu lesen. Erschütternd sind aber auch die Zeugnisse für die Anfälligkeit aller Schichten des tschechischen Volkes für nationalchauvinistische Parolen und ihre blutigen Konsequenzen. Trotzdem ist es gewiß nicht zulässig, aus diesen Dokumenten verbindliche Schlüsse auf den Charakter des tschechischen Volkes zu ziehen. Denn einmal sind, wenn auch in erschreckender Vielfalt, natürlich vor allem die haßerfüllten Ausbrüche registriert, und dann fehlen auch nicht Hinweise auf menschliches Verhalten von Tschechen, die nur nicht tapfer und nicht stark genug waren, sich offen dem Toben der Massen entgegenzustellen. Im übrigen scheinen die Exzesse doch weit eher Zeugnis für eine soziale Explosion als für eine nationale Eigentümlichkeit abzulegen.

Die Dokumente zeigen weiter die mangelnde Fähigkeit der meisten Berichterstatter, die Zusammenhänge zu sehen zwischen der deutschen Politik vor 1945 und den tschechischen Handlungen, deren Opfer sie geworden sind. Das eine rechtfertigt zwar nicht das andere, aber es bietet Erklärungen an, bildet Voraussetzung und Möglichkeit. Grundsätze des Rechts und der zwischenmenschlichen Moral waren doch schon ausgehöhlt, noch ehe der Krieg zu Ende war, ausgehöhlt vor allem durch das deutsche Vorgehen gegen die Juden, deren Verfolgung sich (etwa die Ausweisung aus ihren Wohnungen, ihre Zusammenfassung zu Transporten) in aller Öffentlichkeit vollzog. Gefährdet waren aber auch die nationalen Lebensvoraussetzungen der Tschechen selbst; es sei nur an die Schließung der Hochschulen und an die große Erschwerung der Gymnasialausbildung erinnert⁶; wer weiß, wie sehr das

⁶ Luža, Radomír: *The Transfer of the Sudeten Germans. A Study of Czech-German Relations, 1933—1962.* New York 1964, S. 192 f.

tschechische Volk von der Bildung her lebt, wer bedenkt, daß der Prozeß der tschechischen Wiedergeburt zuerst und vor allem ein Bildungsprozeß gewesen war, wird die verhängnisvolle Härte dieser Maßnahmen erkennen.

Daß dieser Konnex in den Berichten ignoriert wird (dies gilt vor allem für die Berichte aus Inner-Böhmen und -Mähren), scheint zu belegen, daß trotz des jahrhundertelangen Zusammenlebens die Deutschen kein großes Verständnis für ihre tschechischen Landsleute gehabt haben, für deren Freude über die 1918 gewonnene staatliche Unabhängigkeit, für die Trauer über die Verkleinerung dieses Staates und den ohnmächtigen Zorn über seine schließliche Zerstörung, auch wenn die Tschechen, vornehmlich durch die Verweigerung des nationalen Selbstbestimmungsrechts für die Deutschen 1918/19 und durch die Ausarbeitung der Verfassung ohne Mitwirkung der Deutschen, einige der Voraussetzungen für diese tragische Entwicklung selbst geschaffen haben.

Überhaupt werden die in der Dokumentation festgehaltenen Vorgänge der Vertreibung nur dann richtig ausgewertet werden können, wenn sie nicht isoliert gesehen werden. Sie müssen stets bezogen bleiben auf die Geschichte der Zwischenkriegszeit in diesem Gebiet (auch aus formaljuristischen Gründen, weil sich die Ausnahmsgesetze im Prinzip auf die Gesetzgebung der Zeit vor 1938 beziehen), auf die Geschichte des tschechischen Volkes unter deutscher Herrschaft und auf die Entwicklung des Vertreibungspostulats in den Plänen und Verhandlungen der tschechoslowakischen Exilregierung während des Zweiten Weltkrieges. Die Vorgänge gehören aber ebenso auch in den Zusammenhang mit der Vertreibung der anderen deutschen Gruppen in Ostmitteleuropa nach dem Ende des Krieges.

Daß die Dokumente minuziöse Belege für die Fakten einer nationalen und vor allem einer sozialen Revolution zur Mitte des 20. Jahrhunderts in Mitteleuropa enthalten — was gerade im Zusammenhang mit dem Prager Februar 1948 wichtig ist —, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

Eine sehr lohnende sozial-psychologische Aufgabe ist es, an den Dokumenten zu exemplifizieren, ob soziale und bildungsmäßige Unterschiede bei Erfassung und Bewältigung solcher extremer Vorgänge und Situationen eine Rolle spielen und wie sehr sich Angehörige einer hochkultivierten Bevölkerung unter solchen Umständen von existentiellen Nöten absorbieren lassen.

Auf keinen Fall darf der Wert der Dokumente als Zeugnis für Bewährung und Versagen des Menschen in einer Ausnahmesituation verkannt werden. Mut, Feigheit, Angst, kreatürliche Hilflosigkeit, Geduld, Egoismus, Hilfsbereitschaft, die ganze Breite menschlicher Möglichkeiten tritt in den Berichten erschütternd-anschaulich zutage, und es ist nur zu bedauern, daß dieser reiche Stoff noch keine angemessene künstlerische Darstellung gefunden hat.

*

Ich hoffe, daß es gelungen ist, in knappen Strichen Wesen und Wert dieser Dokumentensammlung zu zeichnen. Bei aller Einsicht in die Notwendigkeit eines solchen Unternehmens und bei allem Respekt vor der gewissen-

haften Akribie, mit der es ins Werk gesetzt wurde, kann doch nicht übersehen werden, daß diese Sammlung eine Notlösung war, die nur unter den besonderen Voraussetzungen, von denen einleitend gesprochen wurde, praktikabel und akzeptabel ist. Für die vollgültige Erhellung der Geschehnisse wird der Historiker auch hier nicht auf die amtlichen Aktenbestände verzichten können.

Die bei dieser Massendokumentation gewonnenen editorischen Erfahrungen sind bleibender Besitz der zeitgeschichtlichen Forschung geworden. Ob es aber möglich ist, ähnliche Vorgänge genauso präzise erfassen zu können, wird davon abhängen, ob dieselben oder doch ganz ähnliche Bedingungen vorhanden sind: als betroffen eine homogene und sozial durchstrukturierte Bevölkerung mit breitem Ausgleich des Bildungsniveaus, wissenschaftliche Redlichkeit der Edition und eine politische Öffentlichkeit, die einem solchen Unternehmen verständnisvoll gegenübersteht. Es muß hinzukommen, daß die Aussage keine Gefahr für den Berichterstatter mit sich bringt, und er darf noch nicht mit vorgegebenen Meinungen und Deutungen zu dem fraglichen Vorgang konfrontiert worden sein. So wäre es etwa heute nicht mehr möglich, auf solche Weise eine zutreffende Schilderung über Vorfälle im Dritten Reich zu erhalten, etwa über den Röhmputsch oder über die Reichskristallnacht.

Die Anwesenheit der Sudetendeutschen in ihrer Heimat endete mit einer moralischen und menschlichen Katastrophe. In ihrem Schicksal manifestiert sich eine höchste Ausprägung des Postulats des Nationalstaats, aber in dieser seiner äußersten Verwirklichung erscheint das Wesen des Staats als Organisationsform menschlichen Zusammenlebens bereits pervertiert. So soll es eine offene Frage sein, ob die Ereignisse, deren Dokumentierung das Thema dieses kleinen Versuchs war, noch der Epoche des Nationalstaats zuzurechnen sind.

TSCHECHISCHE STELLUNGNAHMEN ZUM TRANSFER- PROBLEM UND ZUR TRANSFER-TATSACHE*

Von Oswald Kostrba-Skalicky

Die Behandlung des gestellten Themas ist im großen und ganzen eine trostlose Bestandsaufnahme von Resultaten einer politischen Entwicklung und Praxis, die — obwohl geschichtlich erklärbar — beinahe ausschließlich auf mechanistischen Formeln geschichtlicher und individualistischer Bindungslosigkeit sowie auf Nichtbeachtung der mitteleuropäischen und böhmischen geschichtlichen Zusammenhänge basiert.

Um es vorwegzunehmen: Die Stellungnahmen tschechoslowakischer offizieller Repräsentanten von der Zeit des Reifens des Transfergedankens an bis zur Zeit seiner Durchführung, sowie auch die Tatsache der nichtvorhandenen Stellungnahmen offizieller tschechoslowakischer Repräsentanten diesseits und jenseits der Grenzen seit der Durchführung des Transfers bis zum heutigen Tag, dienten und dienen überwiegend dem politischen Engagement, der Rechtfertigung und der Legende; der Legende von der angeblich „einzig möglichen“, „gerechten“ und „gerechtfertigten“ Lösung, der Legende von der „Endlösung“ der deutschen Frage der böhmischen Länder. Endlösungen und deren Rechtfertigungen sollten jedoch, ohne Rücksicht auf die Urhebererschaft, ein Gefühl des Mißbehagens hervorrufen, und offizielle Stellungnahmen und Zitate aus einschlägigen Publikationen bedeuten weniger als nichts, wenn man sie außerhalb der tatsächlichen Zusammenhänge betrachtet. Erst auf den Hintergrund der kontinuierlichen Entwicklung zwischen Vergangenheit und Gegenwart projiziert, in den Ablauf des Geschehens eingereiht, ergeben sie ein objektives Bild.

Die Aussiedlung der böhmisch-mährisch-schlesischen Deutschen ins Ausland — und vom Standpunkt der böhmischen Geschichte, vom Standpunkt der tschechischen ebenso wie der deutschen Böhmen, waren 1945 die Provinzen, die sich einst Deutschland nannten, „Ausland“ — und die Ereignisse des Transfers in die Landesgeschichte, in den wechselvollen Ablauf des tschechisch-deutschen Zusammenlebens mit seinen ups und downs einzureihen, bleibt die erste Voraussetzung zur Entlegendarisierung, die es zu vollziehen gilt, wenn man sich um die Ortung des tatsächlichen tschechischen Standpunkts zu dem Ereignis des Transfers bemüht. Es ist verführerisch und deutscherseits fehlte es diesbezüglich nicht an Versuchen, die Erklärung des beinahe Unerklärlichen in einem gewagten Brückenschlag zwischen der Ex-

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Ansbach am 21. November 1965 gehalten wurde.

plosion der Nachkriegszeit 1945 und geschichtlich bekannten, längst vergangenen elementaren Eingriffen in das Zusammenleben beider Völker zu finden. Das Wort „Hussitensturm“ bot sich förmlich an, wurde deutscherseits aufgegriffen und auch in sudetendeutschen Publikationen benützt, und bleibt doch nur das, was es immer gewesen war: ein irreführender Slogan. Auf der Suche nach dem Ursprung der tschechischen, bzw. tschechoslowakischen Reaktion auf die Tatsache der Aussiedlung übersah man, wie so oft bei anderen Gelegenheiten, daß es keine lebendige Verbindung vom Hussitismus zur modernen tschechischen Geschichte gibt. Man übersieht oder übersah deutscherseits die Periode der nationalen Ohnmacht, des sprachlichen Verstummens des Tschechentums, die Zeitscheide zwischen der alten und modernen böhmischen, respektive tschechoslowakischen Eigenstaatlichkeit. Man übersah das „Jahr Null im modernen politischen Bewußtsein des Tschechentums“. Aber auch bei Berücksichtigung dieser Zäsur bleibt das Bemühen, jenseits dieser Zeitscheide in der böhmischen Geschichte nach Signalen des Kommenden zu suchen, ohne Erfolg. Der Exodus der Deutschen in der Hussitenära — wenn eine solche mikrohistoriographische Bemerkung erlaubt ist — läßt die Absicht und den Gedanken einer totalen Lösung in der tschechischen Vergangenheit missen. Gerade die Ereignisse der hussitischen Zeit, um sie ganz kurz zu streifen, überraschen durch eine Großzügigkeit in der technischen Durchführung und der Behandlung der Unterlegenen, durch die der Mensch des Mittelalters seine Nachfolger beschämt.

Aber auch später finden sich weder in Dokumenten, noch in Aussagen von Zeitgenossen Hinweise, daß Visionen einer Trennung, einer totalen Trennung, einer Trennung bis zur Konsequenz einer Aussiedlung mit gewalttätigen Mitteln, im Gedankengut des Volkes vorhanden gewesen wären. Darüber müßte noch eine ausführliche Studie geschrieben werden. Um nur zwei charakteristische Beispiele anzuführen: weder bei Mikuláš Dacický de Heslow, der nachgewiesenermaßen kein Deutschenfreund gewesen war — um einen Zeugen der Ära am Vorabend des Aufstandes der böhmischen Stände und den Zeugen einer national beunruhigten Zeit zu nennen —, noch bei Havlíček — um einen in einer ebenso unruhigen Zeit sich auf den Hussitismus berufenden Radikalen zu befragen — finden wir Anzeichen einer Geisteshaltung, deren Weiterentwicklung die Idee des Transfers hätte gebären können. Im Jahre 1952 bemühte zwar der in England lebende tschechische Publizist Kašpar in seiner Broschüre „Proč bez sudetských Němců“ [Warum ohne den Sudetendeutschen] Havlíčeks Nekrolog für die ersten Föderalisationsversuche des österreichischen Reiches und meint, Havlíček hätte in seinen Versen „nicht nur die 100 Jahre späteren Ansichten auf die deutsche Frage in Böhmen, sondern auch eine Lösung derselben vorweggenommen“, als er schrieb: „Schade, daß damals, als wir uns erhoben hatten, wir euch nicht besser kannten. Wir hätten euch besser kennen, auf einen Leiterwagen laden, über die Grenze karren und dort abladen sollen.“

Nun ging es aber bei Havlíček, auf den Kašpar seine Beweisführung aufbaut, um die Auseinandersetzung mit führenden Persönlichkeiten, um die

Auseinandersetzung mit den deutschen Gegnern des Austro-Slawismus, um deutsche antiföderalistische Elemente, um jene Stimmen, die sich aus Frankfurt vernehmen ließen, nachdem der böhmische Landespatritismus zerfallen und in den Wirren der Jahre 1848—49 untergegangen war. Es ging Havlíček trotz seines Radikalismus nicht um die Idee einer Massenausiedlung, oder einer definitiven, endgültigen, radikalen Trennung beider Völker.

Die tschechischen Publizisten und auch Historiker, die gern in der Vergangenheit nach der Rechtfertigung des nur schwer zu Rechtfertigenden suchen, übersehen eines: im Geschichtsbewußtsein der Tschechen ebenso fest verankert wie das vereinfachende, gleichsetzende und falsche Bewußtsein der angeblichen Identität zwischen Rom und Wien, zwischen Deutschtum und Katholizismus und ebenso unverwüstlich, wie das Ressentiment gegen Habsburg, das Jahrhunderte zu überleben vermochte, war auch das Bewußtsein der Existenz des national „zweifachen“ Volkes Böhmens, das wenn auch unfreiwillige Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, des Nebeneinander und Miteinander im Guten wie im Bösen der Tschechen und Deutschen, zweier Völker in einem Raum. Vorhanden war ebenso die historische Erfahrung des Landespatritismus, wie auch die der gegebenen Konkurrenz und Rivalität. Ebenso wie die Auseinandersetzung mit Wien und die oft mißverständene Auseinandersetzung mit Rom in der modernen tschechischen Geschichte war auch die Verbundenheit, das Zusammenleben und die Gegnerschaft der beiden Völker ein untrennbarer, fester Bestandteil des politischen und nationalen Bewußtseins jener tschechischen Eliten, die zum erstenmal in der Ära der Erwecker, erst zögernd, später immer kraftvoller, die politischen Sprecher des Tschechentums gewesen waren.

Diese so weit zurückliegenden Umstände müssen besonders betont werden, denn — und dies ist, wenn auch nicht lückenlos, doch aber überzeugend nachweisbar und aus Dokumenten ersichtlich — die Saat, aus der das Rezept einer kompromißlosen Lösung der nationalen Problematik Böhmens in Form der endgültigen Trennung als auch die heutige Einstellung, d. h. die bejahende Einstellung gegenüber dem Transfer erwachsen sind, wurde erst in den Boden der Geschichte eingebettet, als die Führung des Tschechentums in einem langen, komplexen und geschichtlich bedingten Prozeß endgültig auf die Radikalen übergegangen war, auf jene Schichten des tschechischen Volkes, denen die unmittelbare Erfahrung der nationalen Zweisamkeit im positiven und im negativen Sinne fehlte.

Im Gegensatz zum tschechischen nationalkonservativen Lager mit seinen weit zurückreichenden Traditionen, im Gegensatz zu den breiten Massen z. B. der tschechischen Landbevölkerung, war es eine gewisse Geschichtslosigkeit der tschechischen Radikalen, von der keine Brücke zu dem strukturell unterschiedlichen böhmischen Deutschtum führte. Die Radikalen, die führenden Persönlichkeiten des tschechischen radikalen Lagers, besaßen keine unmittelbare Beziehung, keine vererbte Erinnerung und keine Erfahrung zum und mit dem böhmischen Landespatritismus und blieben von der Symbiose beider Völker in einem Land weitgehendst unbeeinflußt. Nur eine vollkom-

mene Bindungslosigkeit zur gemeinsamen Landesgeschichte der böhmischen Tschechen und Deutschen konnte das Konzept der Aussiedlung hervorbringen und akzeptieren.

Das tschechische konservative Lager, der Erbe der einstigen föderalistischen Tendenzen in der tschechischen Politik, bewahrte auch in seiner bürgerlichen und großbürgerlichen Version der republikanischen Ära, zwischen 1918 und 1938, sowie auch im Lager der tschechischen Sozialdemokratie (Švehla, Kramář, Hodža, aber auch Šmeral und Bechyně, um nur wenige symbolische Namen zu nennen) noch Spuren persönlicher, bürokratischer und sozialer Erfahrung des traditionellen Zusammenlebens der Tschechen und Deutschen und auch die kompromißlosesten Nationalisten des Bürgertums und die auf einer echten Solidarität der Klassen aufbauenden Sozialdemokraten konnten keine radikale Lösung, wie wir sie 1945 erlebten, als politisches Konzept hervorbringen oder akzeptieren.

Die Entwicklung dieses Lagers, das etwas unpräzis als „konservativ“ bezeichnet wird — denn die moderne tschechische Spielart des „Konservatismus“ stellt ein ganz spezifisches Phänomen dar —, führte zwar von den Alt-Tschechen über die Jung-Tschechen zu den eher liberalen tschechischen Klerikalen und Agrariern und zu den national gehemmten Sozialdemokraten, vom ausgesprochen konservativen zum liberalisierten und verwässerten Programm, aber die föderalistischen Elemente, d. h. das Wissen um die Einheit Böhmens und um Mitteleuropa als Schwerpunkt eines jeden politischen Konzepts, blieben, wenn auch durch die Umwälzungen des Ersten Weltkrieges und die Ereignisse nach 1918 zurückgedrängt, doch unvergessen und offenbarten sich am Vorabend der Sudetenkrise, d. h. in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre, in Form einer Kritik am offiziellen tschechoslowakischen Konzept der Anlehnung an außermittleuropäische Mächte und als Kritik an der offiziellen Minderheitenpolitik.

Die Erklärung des endlösungsartigen Schemas der Aussiedlung und der Schlüssel zu der diesbezüglichen Stellungnahme ist daher im Werden und Wachsen, im sozialen und historischen Background jener tschechischen Führungseliten zu suchen und zu finden, die das Schicksal des tschechoslowakischen Staates bestimmten, im Exil des Zweiten Weltkrieges zur alleinigen Führung aufstiegen und dann einen unwidersprochenen und ausschließlichen Einfluß ausübten. Nur durch die Umschichtung der führenden tschechischen politischen Garnitur wurden die Voraussetzungen dafür geschaffen, daß die Prinzipien des Transfers unwidersprochen in die Tat umgesetzt werden konnten, und zwar als wesentlicher Bestandteil einer mißverstandenen, verspäteten nationalen und sozialen Revolution, die das bis zur letzten Konsequenz verwirklichte programmatische Erbe jener Radikalen repräsentierte, denen die Symbiose beider Völker im gleichen Raum kaum persönliche Erfahrung, noch weniger aber Bedürfnis und historische Gegebenheit bedeutete. Um auch hier schlaglichtartig, d. h. vereinfachend den Trend aufzuzeigen, könnten Namen wie Arnold, Frič, Sladkovský, Klofáč, Beneš, Zenkl, Luža, die die allgemeine Entwicklung von damals bis heute symbolisierten, genannt werden.

Wenn wir auf diese Art das sozialpolitische Terrain abgesteckt haben, können wir uns der Entwicklung des tschechischen, respektive tschechoslowakischen Standpunktes zuwenden. Ein verschwommenes und vages Bekenntnis zum natürlichen, nicht zum historischen Recht als Leitbild und die sich daraus ergebende Unverbindlichkeit und Aushöhlung des Erbes des Begriffs der „Länder der Böhmisches Krone“, das Denken in außermittleuropäischen und, vom böhmischen Standpunkt aus gesehen, ungeschichtlichen Kategorien sowie die sich daraus ergebende Empfänglichkeit für fremde Muster, dies alles fand seinen Niederschlag in der latenten Bereitschaft der tschechischen Politik, die Unantastbarkeit der Einheit der böhmischen Länder und ihrer Völker aufzugeben. Die ersten Anzeichen dafür, daß man Prinzipien, die der konservativen tschechischen Politik als heilig galten, zum Gegenstand strategisch-staatlicher oder auch taktisch-politischer Überlegungen anzusehen bereit war, zeigten sich bereits 1918. Es waren Anzeichen, denen retrospektiv ein vorbestimmender Charakter nicht abgesprochen werden kann.

In seinem Buch „Nová Evropa“ berührte Thomas G. Masaryk zum ersten Male den Gedanken, einen Teil jener deutsch besiedelten böhmischen Territorien, „wo nur einige Tschechen wohnen“, an das damalige Deutsch-Österreich abzutreten. Auf diese Weise, meinte Masaryk, könnte man die Anzahl der Deutschen in Böhmen ungefähr um eine Million reduzieren. Es folgte Benešs der Friedenskonferenz 1918/19 unterbreiteter Vorschlag, „einige territoriale Ausläufer Böhmens, die außerhalb der von Militärs geforderten Grenzen lagen, an das Reich abzutreten“. Man zeigte Bereitschaft, vom Standpunkt der traditionellen tschechischen Politik, unorthodoxe Methoden anzuwenden, um an einer Einheit zu rühren, die doch Jahrhunderte lang das tschechische politische Programm personifiziert und symbolisiert hat. Auch erlebte ungefähr zu der Zeit Europa die erste unfreiwillige Völkerbewegung auf Grund der Konvention von Lausanne vom 30. Januar 1923: eine Million Griechen und ca. eine halbe Million Türken mußten gezwungenermaßen ihre Heimat verlassen. Die Tendenz zur Schaffung national einheitlicher Staaten vollzog in jener Zeit den Schritt von der freiwilligen zur unfreiwilligen Umsiedlung der Bevölkerung. Die Entwicklung ist am besten durch den Vergleich mit der Konvention von Neuilly aus dem Jahre 1920 illustriert: die Konvention von Neuilly regelte den Bevölkerungsaustausch zwischen Griechenland und Bulgarien noch auf Grund eines freiwilligen Domizilwechsels und zwar als Fortsetzung und Vervollständigung des Vertrages zwischen der Türkei und Bulgarien aus dem Jahr 1913 und der Türkei und Griechenland aus dem Jahr 1914. Es scheint, daß die Bereitschaft, die geschichtliche Einheit Böhmens ebenso im territorialen wie im demographischen Sinne aufzugeben, nicht nur bei den sudetendeutschen Radikalen — denen es zum Vorwurf gemacht wurde und wird —, sondern auch bei den tschechischen Gegenspielern ein beachtenswertes Ausmaß im politischen Denken einzunehmen begann. Es sei hier die Mission des tschechoslowakischen sozialdemokratischen Ministers für soziale Fürsorge, Nečas, erwähnt, der im persönlichen Auftrage des Präsidenten Dr. E. Beneš bei seinem französischen Parteifreund Léon Blum im

September 1938 vorzufühlen hatte, ob man Hitler nicht mit Gebietsabtretungen zufriedenstellen könnte. Es handelte sich „um ca. 4000 bis 5000 km² tschechoslowakischen Gebietes, wobei Demokraten, Sozialisten und Juden bei uns bleiben würden“, wie Dr. Beneš in seinem Auftrag schrieb. Wir sehen hier ein Beispiel für eine graduelle Entwicklung, die, wenn auch aus humanitären Überlegungen, bereits in Kategorien von Bevölkerungsbewegungen dachte.

Das Schwinden des Bewußtseins von einer „historischen Einheit Böhmens und seiner beiden Völker“ vollzog sich also nicht ausschließlich im Denken der sudetendeutschen Radikalen, sondern beeinflusste auch auf tschechischer Seite den Lauf der Dinge. Die Erklärung des tschechischen Hochadels vom 16. September 1938 erfaßte, worum es ging. Man kann für den Zweck dieser Untersuchung die Motivierung, die Hintergründe und die Ziele des als „Loyalitätserklärung“ getarnten Dokumentes außer acht lassen. Beachtenswert bleibt die benützte Definition eines traditionellen Bestandteiles des klassischen böhmischen politischen Programms. Das Dokument sagt u. a.: „Unser Wunsch, daß die alten Grenzen der Böhmisches Krone unberührt bleiben, entspringt unserer Sorge für die, die nach uns kommen werden, und unserem Gefühl der Verantwortung für Freiheit und Wohlergehen auch der böhmischen Deutschen.“ Als eben dieses Gefühl der „Verantwortung für die Grenzen des Landes“ und für das Wohlergehen beider Völker endgültig aus dem politischen Bewußtsein der tschechischen Führungseliten verdrängt wurde oder verschwunden war, öffnete sich der Weg zum totalen Sieg des radikalen Gedankengutes und damit auch der Weg zum Transfer und zu der nachfolgenden unheilvollen weiteren Entwicklung.

Im Verlust dieser Jahrhunderte alten „Verantwortung“ als wahren politischen Erbe Böhmens liegt auch der Schlüssel zum Verständnis der tschechoslowakischen Haltung zur Tatsache des Transfers bis zum heutigen Tag. Die echten, aber auch die konstruierten und gesteuerten Befürchtungen vor einer deutschen „Revanche“ müssen tschechischerseits noch als ungeheuerlich empfunden werden, denn wenn man auch manchmal bereit wäre, die sogenannten Unzulänglichkeiten der tschechischen Durchführung der Aussiedlung, das was z. B. Luža euphemistisch als „Härtefälle“ bezeichnet, zuzugeben, fehlt doch das Bewußtsein der — vom historischen Standpunkt aus gesehen — Ungeheuerlichkeit der Aussiedlung, des Transferprinzips.

Als es im tschechoslowakischen Exil des Zweiten Weltkrieges gelang, den Einfluß der mäßigenden Elemente auszuschalten, oder stark zu reduzieren, war es ein Leichtes, was der Präsident der Republik im Exil, Dr. Beneš, „eine radikale Verminderung der Minderheiten in der ČSR“ nannte, als offizielles Konzept aufzustellen und den Gedanken zu fassen, „die nationale mit der sozial-ökonomischen Revolution zu vereinen“. Die Tendenz der tschechoslowakischen Führung in London während des Zweiten Weltkrieges, die Tendenz des Präsidenten Beneš, das Auswetzen der Scharte von 1938 auch zu einer endgültigen Abrechnung mit seinen deutschen und tschechoslowakischen Opponenten zu nützen, konnten sich ungehemmter entfalten, als andere Be-

denken weggefallen waren. Den Gedanken des Transfers faßte Beneš, wie Hubert Ripka bezeugt und Beneš in seinen Memoiren erwähnt, bereits als er „im Oktober 1938 ins Ausland ging“, also vor dem Konzipieren der nationalsozialistischen Aussiedlungsabsichten im Protektorat und vor den Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Besetzung.

Die Gespräche mit den sudetendeutschen Sozialdemokraten Jaksch und Paul in London sowie das, was der tschechoslowakische Gesandte Lisický in seiner 1954 erschienenen Broschüre „die teuflisch berechnende sowjetische Unterstützung des Transfergedankens“ nennt, steckten nur mehr die einzelnen Etappen eines taktischen Vorgehens ab, dessen Ziel es war, einerseits den Transfer für die von den geschichtsfremden Radikalen proklamierten Ziele zu nützen, kommunistischerseits dann die Bevölkerungsbewegung als eine der Voraussetzungen für eine spätere Bolschewisierung des Landes anzusehen, und gleichzeitig auch Mitteleuropa, besonders die Territorien des Deutschen Reiches, für eine aggressive Bewegung Moskaus in westlicher Richtung sturmreif zu machen. „Chaos in Mitteleuropa“ als Ziel auf der internationalen Ebene, das Bestreben, „jeden schuldig werden zu lassen“ auf tschechoslowakischer Ebene sowie eine grundsätzliche Erschütterung der sozialen Struktur des Landes herbeizuführen, hieß das Programm, von den einen bewußt, von den anderen vielleicht ohne richtige Vorstellung der tatsächlichen Konsequenzen verfolgt. Beides durch das Verdrängen jener Kriterien und Maßstäbe ermöglicht, die seit jeher als Richtlinien tschechischer Politik gegolten haben. Die Katastrophe als Folge des Verlassens jener Ideen, die ein integraler Bestandteil des historischen böhmischen Staates gewesen waren, der ja nicht erst 1918 entstanden ist.

Die von Beneš noch in London etwa Anfang 1945 angeordnete Studie, „die Möglichkeit eines Transfers von ca. einer halben Million Sudetendeutscher samt des von ihnen bewohnten Territoriums, sowie der Transfer von ca. einer und einer halben Million ohne Gebiet und das Behalten von ca. 800.000 Sudetendeutschen“ war nur eine Alternative für den Fall, daß die Alliierten ihre Zustimmung zum Transfer nur mit gewissen Einschränkungen erteilen würden. Die Entscheidung war längst gefallen, wie aus der persönlichen Botschaft des Präsidenten Beneš vom 16. 7. 1944 sowie aus der Depesche des Ministers Drtina vom 10. 7. 1944 klar hervorgeht.

In einer Hast, die sogar verhinderte, die persönliche Botschaft des Präsidenten Beneš den Mitgliedern der Londoner Regierung zur Diskussion vorzulegen, erging am 16. Juli 1944 radiophonisch eine in 15 Punkte aufgegliederte Botschaft an die Heimatfront: „Wir rechnen heute mit der Möglichkeit, die Umsiedlung unserer deutschen Bevölkerung durchführen zu können, doch kann man heute noch nicht definitiv sagen, daß man alle, d. h. mehr als drei Millionen Deutsche auf Grund einer internationalen Vereinbarung aus siedeln können wird. Auf diese Art wird es vielleicht möglich sein, nur einen Teil loszuwerden, vielleicht maximal zwei Millionen und deshalb können wir uns nicht auf eine internationale Lösung verlassen und eine solche abwarten. Es ist notwendig, daß soviel Nazis wie nur möglich aus Angst vor der Volks-

revolte von selbst in den ersten Tagen der Revolution aus dem Land flüchten, und daß die meisten, die sich als Nazis wehren und Widerstand leisten sollten, in der Revolution erschlagen werden. Denkt immer daran.“ Und an einer anderen Stelle: „Der Präsident meint, daß wir vor Gerichten, besonders aber vor Kriminalgerichten gewarnt sein sollen. Wer den Tod verdient, soll liquidiert werden, sei es durch Ausbruch der Volksempörung, sei es durch Militärmacht und zwar gleich nach dem Umsturz oder während der ersten Tage des neuen Regimes. Wenn möglich, keine sensationellen Gerichtsverhandlungen und Hinrichtungen, das wäre ein großer psychologischer Fehler. Unzweifelhafte Verräter sollen im ersten Aufflammen der Revolution verschwinden, am besten durch Militärmacht, Volksaufstand und Revolution. Gerichte gegen Schuldige können später durchgeführt werden.“

Für den tschechischen Standpunkt zur Tatsache und Durchführung des Transfers nach 1945 waren einige Umstände von grundsätzlicher Bedeutung: Ressentiments aus der Kriegs- und Besatzungszeit, die sehr komplizierte psychologische Situation des tschechischen Volkes sowie das Wissen um die eigene Haltung während des Protektorats. Das alles steigerte das Bedürfnis nach sichtbarer Vergeltung. Die bewußte Selektion der führenden Repräsentanten sowie deren Ziele und politische Praxis, nicht zuletzt die außenpolitischen Implikationen der tschechoslowakischen Nachkriegssituation, insbesondere die spezifische Beziehung zur Sowjetunion, schafften keine Voraussetzung für eine Änderung der im Kriege weit von der Szene des eigentlichen Geschehens gefaßten Meinung und des in England formulierten Standpunktes. Die Stimmen, die sich in der Tschechoslowakei in den Jahren 1945—48 erheben durften, stellten kein Korrektiv der parteilich und staatlich monopolisierten öffentlichen Meinung dar. Der offizielle Standpunkt der 3. Republik (1945—Februar 1948) — die zugegebenermaßen keine Demokratie war — deckte sich mit dem einstigen tschechoslowakischen Memorandum an die vier Großmächte vom 23. November 1944. Der akzeptierte Begriff der deutschen kollektiven Schuld blieb das wirksamste Mittel gegen eventuelle Bedenken um eigene Schuldgefühle. Ein vorbehaltloses Bekenntnis zum Transfer wurde von allen damals zugelassenen Parteien der Nationalen Front wiederholt abgelegt. Es kam sogar zu einer gewissen Rivalität, die Verdienste um die Durchführung der Aussiedlung zu beanspruchen. Es sei auf Benešs Stellungnahme in seinen Memoiren, seine Rede in Lidice vom 10. Juni 1945 und unzählige Reden Abgeordneter aller Parteien im Parlament und in öffentlichen Veranstaltungen hingewiesen. (Als Beispiele: Josef David, Nichtkommunist, 28. Mai 1947, Fedor Hodža, führender Repräsentant der slowakischen demokratischen Partei im Prager Parlament am 12. April 1946, Dr. Rohzenal, Sprecher der katholischen Volkspartei im Prager Parlament am 10. Juli 1946, Dr. Rehulka, führender Repräsentant der Volkspartei, am 12. Feber 1946.)

Klang am Anfang noch angesichts des wachsenden Gefühls des Mißbehagens bei einem Teil der Bevölkerung das Motiv einer eventuellen Rechtfertigung der begangenen Tat leise mit, so gab es in der zweiten Phase der 3. Republik, d. h. vor dem Februar-Putsch, überhaupt keine offiziellen Stel-

lungennahmen zur Tatsache des Transfers. Man identifizierte sich mit dem Beschluß der Potsdamer Konferenz und legte die Angelegenheit ad acta. Es bestand bei jenen, die für das öffentliche Leben der damaligen Zeit verantwortlich zeichneten, kein Bedürfnis, am Geschehenen etwas zu rektifizieren. Die deutsche Frage, von tschechischer offizieller Sicht aus, und nicht nur in ihrer spezifisch böhmischen Version, „war für ewige Zeiten gelöst worden“.

Die wenigen Publizisten und Publikationen, die sich damals, zwischen 1945 und 1948, trauten, nicht die Tatsache, sondern nur die Begleiterscheinungen der Aussiedlung zu kritisieren, kann man an den Fingern einer Hand abzählen: die Zeitschrift „Obzory“, die zwar der Volkspartei gehörte, aber von der Parteiführung selbst wegen ihrer diesbezüglichen „Unvorsichtigkeit“ in der deutschen Frage mit Mißtrauen beobachtet wurde; das Wochenblatt „Dnešek“, seltener schon die sozialdemokratische „Svět Práce“ [Die Welt der Arbeit]. Es ist nicht ohne Interesse, daß zwei der Publizisten, denen es gelang, ab und zu einen kritischen Artikel zum Abdruck zu bringen, Michal Mareš und Pavel Tigrid, aus dem trotzkistischen Lager kamen. Michal Mareš wurde auch wegen der Schilderung von an Deutschen begangenen Greueln, für die er die kommunistisch geführten Nationalausschüsse verantwortlich machte, Ende 1948 zum Tode verurteilt. Die Strafe wurde aus Rücksicht auf ehemalige Parteibindungen nicht vollstreckt und es scheint, daß Mareš still und leise rehabilitiert wurde und publizieren darf.

So bemerkenswert diese wenigen Kritiken gewesen sind, sie unterstrichen nur die Verschwörung des Schweigens, das damals in der Tschechoslowakei nicht nur die Aussiedlung umgab.

Die endgültige kommunistische Machtübernahme in Prag im Feber 1948, die nur ein administrativer Vollzug der Gegebenheiten gewesen war, bedeutete keine Zäsur in der tschechischen Haltung gegenüber der Transfer-Tatsache. Man merkt auch heute, daß das Prager Regime zwar bereit ist, zur Problematik des Münchner Vertrages von 1938 die Stimme zu erheben, aber immer seltener die Notwendigkeit empfindet, sich mit den Aktivitäten der Vertriebenen in der Bundesrepublik zu befassen, oder das Gespenst der deutschen Gefahr, den Revanchismus und die atomare Aufrüstung mit Hinweisen auf die Tätigkeit der ehemaligen deutschen Mitbürger zu verbrämen. Das Regime steht zu den Beschlüssen von Potsdam und zu dem Prager Abkommen zwischen Prag und Pankow. Zur vollzogenen Tatsache der Vertreibung wird geschwiegen, außer Hinweisen auf die integrierten Ausgesiedelten in der DDR. Dies geschieht insofern mit einer gewissen Berechtigung, als die neu heranwachsenden Generationen in den böhmischen Ländern die Problematik des Transfers und der ehemaligen tschechisch-deutschen Beziehungen nicht mehr empfinden. Diesbezüglich ist das Bewußtsein der vergangenen deutsch-tschechischen Gemeinsamkeit tot. Auch in den problematischen Beziehungen zur DDR, die stellvertretend für das akzeptable Deutschtum auftritt, wird die Tatsache einer gemeinsamen deutsch-tschechischen Vergangenheit nicht berührt.

Ein besseres Wissen um das einstige tschechisch-deutsche Zusammenleben

und seine kulturellen und auch politischen Auswirkungen könnte die psychologischen und politischen Konsequenzen der immer noch empfundenen deutschen Gefahr in der Tschechoslowakei entschärfen und dadurch den tschechischen Hang, in slawischer bzw. sowjetisch-slawischer Solidarität, wenn auch nur unbewußt, eine entsprechende Rückendeckung zu suchen, neutralisieren.

Dürften manche Anzeichen — die meisten von ihnen überschätzt — für gewisse Möglichkeiten einer geistigen Entwicklung in der ČSSR Anlaß zu Hoffnungen bieten, so bezieht sich dies kaum auf die tschechische Einstellung zum böhmischen Deutschtum. Die Träger einer eventuellen schrittweisen und langwierigen Erneuerung, die mittlere und jüngste tschechische Generation, haben durch die Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte auch das leiseste Ahnen von einer engeren Bindung zwischen den beiden Völkern verloren. Obwohl in der heutigen ČSSR die allgemeine Einstellung der Bevölkerung zu der durch die Aussiedlung geschaffenen Problematik kein Positivum bedeutet, muß den besonderen Umständen eines totalitären kommunistischen Staates Rechnung getragen werden. Die Menschen drüben haben Anspruch auf jene Nachsicht, die kaum ihrem Regime zusteht und noch weniger jenen, die diesseits der Grenze zu Sprechern des in Freiheit lebenden Tschechentums geworden sind.

In der Frage der Aussiedlung und der tschechisch-deutschen Beziehungen unterscheidet sich die Haltung des offiziellen tschechischen Exils nicht von der Haltung des Prager Regimes. Auch die Majorität der Emigration sieht die Aussiedlung der Sudetendeutschen als eine unabänderliche und für immer abgeschlossene Angelegenheit an. Als Letztes in einer schütterten Reihe von Zeitungsartikeln und Pamphleten steht die zusammenfassende Erklärung des Rates der Freien Tschechoslowakei (Washington, Juni 1960), in der mehr oder weniger der Standpunkt des Prager Vertrages zwischen Pankow und ČSR wiederholt wird und die der bemerkenswerten Ansicht huldigt, daß ein Problem dann nicht existiere, wenn der eine Partner nicht gewillt ist, darüber zu sprechen. Die Tatsache der Aussiedlung, der vollzogenen und unabänderlichen Trennung beider Völker, stellt für das offizielle tschechoslowakische Exil den Ausgangspunkt dar, von dem aus es eventuell bereit wäre, Gespräche mit den Deutschen, d. h. mit der Deutschen Bundesrepublik aufzunehmen.

Es fehlte nicht an sudetendeutschen und tschechischen Versuchen, das Monopol des in seiner Haltung antiquierten Rates der Freien Tschechoslowakei zu umgehen oder zu brechen. Man muß nur an Wiesbaden oder Eichstätt erinnern, an die nicht wenigen sudetendeutschen Bemühungen, jeden tschechischen Partner zu akzeptieren, sofern er nur die Bereitwilligkeit zeigte, Partner zu sein. Die Antwort auf die berechtigte Frage, was aus solchen Bestrebungen geworden oder was von ihnen geblieben ist, stimmt nicht zuversichtlich. Die Gemeinsamkeit beschränkte sich auf einzelne Persönlichkeiten, deren Integrität meistens nicht genügte, um den Mangel an Gefolgschaft und Resonanz im Exil wettzumachen. Es sei hier an den taktischen Versuch

einer Annäherung des ehemaligen Ministers Stránský an Lodgman von Auen oder an die Publikationen der tschechischen Exilzeitschriften „Skutečnost“ und der „Democratia Militans“ sowie an die Stellungnahmen einzelner erinnert. Eine erwähnenswerte Stellungnahme ist vielleicht die Broschüre „Problem Revoluce a kolaborace“ [Das Problem der Revolution und Kollaboration] von Dr. Hájek (München 1956) sowie die Broschüre des ehemaligen tschechoslowakischen Gesandten Lisický „Problem česko-německý“, aber sie bleiben vereinzelte Dokumente, beachtlich in ihrer Haltung, doch ohne Einfluß und schon vergessen, vom offiziellen Exil verworfen. Und doch ist z. B. die klarste Stellungnahme zum Transfer in der Publikation von Dr. Hájek ein Beweis, daß auch unter der tschechischen intellektuellen Generation der Ersten Republik einzelne erfaßten, wie weit sich der Staat nach 1945 von den einst proklamierten Prinzipien entfernt hatte. So schrieb Dr. Hájek: „Die Aussiedlung der Deutschen, von Beneš seit 1938 geplant, bedeutet eine Verleugnung aller Grundsätze, auf die sich die Erste Republik berief und unterstellte die Ideen einer humanitären Demokratie dem Prinzip der Barbarei. Gestützt auf den verfehlten und unhaltbaren Leitgedanken der kollektiven Schuld, der jede brutale Ungerechtigkeit rechtfertigen kann, stellte der Plan der Austreibung von Millionen ohne Rücksicht auf individuelle Schuld oder Unschuld, die Austreibung ohne jeden Besitz in ein Land, das in Trümmern liegt, eine Lösung dar, die man eher mit dem nationalsozialistischen System der Konzentrationslager und Gaskammern, als mit einer eines zivilisierten Volkes würdigen Politik vergleichen kann.“

Aber hauptsächlich bei prominenten Persönlichkeiten des tschechoslowakischen Exils, besonders Angehörigen des Rates der Freien Tschechoslowakei, scheinen die Kontaktaufnahmen und die vagen Versuche, Stellung zu beziehen, überwiegend vom taktischen politischen Denken bestimmt worden zu sein. Der meist sofort erfolgte Rückzug, bzw. der Rückfall ins übliche Schweigen rechtfertigen eine solche Vermutung. Eine eigentümliche Zurückhaltung oder Lähmung zeigen auch solche tschechische Repräsentanten, denen Zugehörigkeit zu Glaubensgemeinschaften oder zu politischen, übernationalen oder ideologischen Organisationen, die sich nicht im Gegensatz zum Deutschtum befinden, den Brückenschlag erleichtern sollte.

Um zusammenzufassen, es gibt kaum tschechische Stellungnahmen, die Gewicht besitzen und sich vom Transfer klar distanzieren. Noch weniger gibt es solche, die den Gedanken einer Renaissance der tschechisch-deutschen Beziehungen ins Auge fassen würden und der Meinung wären, daß das tschechisch-deutsche Problem einer Lösung bedürfe, die eine Voraussetzung für eine entsprechende Rolle Mitteleuropas zwischen den zwei Blöcken bedeutet. Die tschechische Exil-Publizistik von Australien bis zu den Vereinigten Staaten kann kaum einen ausschlaggebenden Beitrag zur Verständigung vorweisen. Im Gegenteil, es fehlt nicht an Rückfällen in unversöhnliche Töne, wie z. B. das Resultat einer langjährigen Arbeit von Radomír Luža: „The Transfer of the Sudeten Germans, a Study of Czech-German Relations“ zeigt, bis jetzt der ausführlichste Versuch, die offizielle Stellungnahme des Prager Re-

gimes und des offiziellen tschechischen Exils zur Aussiedlung zu untermauern und zu rechtfertigen.

Während das Prager Regime keine überflüssigen Worte verschwendet und kein Bedürfnis empfindet, die Aussiedlung zu rechtfertigen, brachte es die geographische Situation des offiziellen Exils, die Konfrontation mit den Opfern des Transfers sowie die steigende politische Bedeutung des Deutsch-tums als auch das gewisse Gefühl des Mißbehagens bei einzelnen Exilpersön-lichkeiten mit sich, daß man an den offiziellen Publikationen des Exils sozu-sagen die Anatomie des tschechischen Standpunkts untersuchen kann.

Sein Ziel heißt Rechtfertigung und man versucht eine solche mit ungefähr folgender Methodik zu erreichen:

1. Man versucht eine traditionelle enge Verknüpfung des gesamten Sudeten-deutsch-tums mit all- und großdeutschen Tendenzen historisch nachzu-weisen.
2. Man konfrontiert die Erste Republik und ihre Minderheitenpolitik mit der sudetendeutschen Irredenta bzw. mit dem sich mit dem Nationalsozia-lismus identifizierenden Sudetendeutsch-tum.
3. Man schiebt die Verantwortung für die Zerschlagung des tschechoslowa-kischen Staates 1938 auf das Sudetendeutsch-tum.
4. Man weist auf die genociden Pläne Hitlers im Protektorat Böhmen und Mähren und auf die Opfer der Besatzungszeit hin.
5. Man rechtfertigt die Aussiedlung als Mittel zur Befriedung der böhmischen Länder und Mitteleuropas, man beruft sich auf die Klassiker des Aussiedlungsgedankens: Nansen, Venizelos, Klausner, Thompson, Laver-gne. Man weist auf Präzedenzfälle hin: Türkei, Griechenland, Bulgarien sowie auf deutsche Aussiedlungsmaßnahmen in Polen und Danzig.
6. Man erbringt Nachweise für die angeblich humane Durchführung der Aussiedlung, man unterstreicht die Bereitschaft, sogenannte Härtefälle an-zuerkennen, man hebt die Privilegien für Demokraten bzw. Antifaschi-sten hervor.
7. Man weist auf die internationale Anerkennung der Aussiedlung hin (Pots-dam).
8. Man erbringt den statistischen Hinweis — der anfechtbar und zum Ge-genstand mancher Auseinandersetzungen geworden ist —, daß deutsche Behauptungen und Angaben über Verluste an Menschenleben während der Aussiedlung nicht stimmen.
9. Man erbringt den Nachweis der Assimilierung der ausgesiedelten sude-tendeutschen Volksgruppe in Westdeutschland und in der DDR.
10. Man weist auf die undemokratischen, neonazistischen Tendenzen unter den Vertriebenenorganisationen hin.
11. Man beruft sich schließlich auf die öffentliche Meinung in der Tschecho-slowakei.

Doch die angewandte Methodik, die Zurückhaltung des Prager Regimes, die Ausführlichkeit mancher Exilautoren, ändern nichts an der Tatsache, daß, von Ausnahmen einzelner abgesehen, der tschechoslowakische Standpunkt zur Frage der Aussiedlung eine geschichtsfremde These bleibt, eine These vom endgültigen Ende dessen, was die böhmische Geschichte durch Jahrhunderte bestimmte, die These vom Ende des tschechisch-deutschen Zusammenlebens an der Grenze zwischen Deutschum und Slawentum, an der Nahtstelle zwischen Ost und West.

Es überschreitet bereits den Rahmen dieser trostlosen Bestandsaufnahme, wenn abschließend die Überzeugung ausgesprochen wird, daß trotz allem, trotz westlichem und auch östlichem Unverständnis der tschechischen wie der sudetendeutschen Seite die Aufgabe gestellt ist, alles zu tun, damit der schmerzliche und einschneidende Transfer und seine Problematik eine Episode in der wechsellvollen Beziehung der Böhmen tschechischer und deutscher Zunge bleibt.

Literatur

- Kašpar, F. M.: Proč bez sudetských Němců [Warum ohne den Sudetendeutschen]? Leamington Spa 1952.
- Mnichov v dokumentech [München in Dokumenten]. Prag 1958.
- Beneš, E.: Memoirs. Boston 1954.
- Lisický, K.: Problem česko-německý [Das tschechisch-deutsche Problem]. London 1954.
- Hájek, J. H.: Problem revoluce a kolaborace [Das Problem der Revolution und Kolaboration]. München 1956.
- Willars, Chr.: Böhmisches Zitadelle. Wien 1965.
- Prečan, V.: Z korespondence Slovensko-Londýn. Příspěvky k dějinám KSČ [Aus der Korrespondenz Slowakei-London. Beiträge zur Geschichte der KSČ]. Prag VI/1964.
- Heymann, G. F.: John Zizka and the Hussite Revolution. Princeton 1955.
- Laffan, R. G. D.: Survey of International Affairs 1938. Vol. 2. Oxford 1951.

DIE SUDETENDEUTSCHEN IN DER TSCHECHOSLOWAKEI NACH 1945 *

Von Margareta *Reindl-MommSEN*

An Hand einer von mehreren Blickwinkeln ausgehenden Analyse soll der Versuch unternommen werden, die Entwicklung der de-jure- und de-facto-Stellung jener Sudetendeutschen, die 1945/46 von der allgemeinen Aussiedlung ausgenommen worden waren, zu skizzieren und die für den ‚Status‘ dieses Volksgruppenrestes bestimmenden Faktoren zu beleuchten.

Zunächst bot es sich an, Anzahl, Struktur und räumliche Verteilung der nach Abgang der letzten Aussiedlungstransporte im Spätherbst 1946 in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschen zu untersuchen und die Frage zu erörtern, warum es überhaupt zum Verbleib von Sudetendeutschen in der ČSR kam.

Die Anzahl der verbliebenen Deutschen war zur Zeit nicht genau erfaßt und gab erst viel später zu Berechnungen und Schätzungen Anlaß:

Innenminister Václav Nosek erwähnte im April 1947 das Vorhandensein von 200 000 Deutschen¹; die gleiche Zahl wird am 31. Oktober 1947 in dem kommunistischen Zentralorgan „Rudé Právo“ angegeben. In der im Jahre 1952 erschienenen Broschüre „Odsun“ [Abschub] des Exiltschechen Radomír Luža finden wir detailliertere Angaben, die — grosso modo — mit der vorgenannten Größenordnung übereinstimmen². Nach Lužas Berechnungen lebten Ende 1946 noch rund 225 000 Deutsche in den böhmischen Ländern. Auch Erwin Polák operiert in seinem Werk „Číslo mluvi o voličích“ (Zahlen sprechen über Wahlen] mit diesem Zahlenwert³.

Bei R. Luža finden sich auch nähere Angaben über die Zusammensetzung der deutschen Volksgruppe. Auf die für Anfang November 1946 errechnete Anzahl von 239 911 Deutschen entfallen⁴

33 057 Deutsche in Mischehen,
32 537 Industrie-Spezialisten mit Schutzausweis,
53 103 deren Familienangehörige,
12 985 mit vorläufigem Staatsbürgerschaftsnachweis,

* Vortrag, der anlässlich einer Tagung des Collegium Carolinum in Stuttgart am 4. Juni 1965 gehalten wurde.

¹ Osídlování [Besiedlung]. Organ des Ansiedlungsamtes, ersch. 2 × monatl. Nr. 24 v. 10. 5. 1947, S. 538.

² Luža, Radomír: Odsun [Abschub]. Wien 1952, S. 26 ff.

³ Polák, Erwin: Číslo mluvi o voličích a o národních výborech [Zahlen sprechen über Wahlen und über Nationalausschüsse]. Prag 1947.

⁴ Luža 27.

1876 Deutsche jüdischer Abstammung und Konfession,
4351 Deutsche, die im Gnadewege von der Aussiedlung ausgeschlossen wurden,
6500 Deutsche, deren Aussiedlung aufgeschoben wurde,
95502 sonstige.

Aus der Aufstellung Erwin Poláks über die räumliche Verteilung der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei in den ersten Nachkriegsjahren kann geschlossen werden, daß die überwiegend landwirtschaftlichen Gebiete Ende 1946 kaum noch deutsche Bevölkerungsreste aufwiesen, während der in manchen Industrieregionen zu dieser Zeit bestehende deutsche Volksgruppenrest noch ein Drittel oder ein Viertel der entsprechenden Gesamtbevölkerung ausmachte⁵. Die dichteste deutsche Besiedlung wiesen im Januar 1947 folgende Bezirke auf:

Falkenau (40,8%), Weipert (39,5%), Elbogen (39,4%), Graslitz (38,4%), Neudek (31,8%), Asch (29,2%), und Gablonz (24,5%), in Mähren-Schlesien stand der Bezirk Freiwaldau mit 12,8% an erster Stelle, gefolgt vom Bezirk Mährisch-Schönberg mit nur mehr 5,5% deutscher Bevölkerung. Die Angaben Poláks stimmen im wesentlichen mit einer ähnlichen Untersuchung des Prager Statistischen Staatsamtes überein⁶.

Wenn wir nunmehr den Motiven für den Verbleib dieser Deutschen in der ČSR nachgehen wollen, so erhellt diese Frage bereits der auffallende Umstand, daß vor allem in den Industriegegenden stärkere Anteile der deutschen Volksgruppe von der Aussiedlung ausgenommen worden waren. Die Arbeitskraft und die Spezialkenntnisse der Sudetendeutschen, insbesondere auf dem Gebiete des Bergbaus, der Textil- und Glasindustrie sowie speziell in der Gablonzer Schmuckindustrie, hatten eine Ausweisung aller der in diesen Sektoren tätigen Deutschen nicht ratsam erscheinen lassen⁷. Die Angaben Lužas über die Zusammensetzung der verbliebenen Deutschen lassen den Schluß zu, daß der Verbleib zum Teil auf ungeklärte nationale Zugehörigkeit, z. B. bei Angehörigen gemischtnationaler Ehen, zum Teil auch auf antifaschistische Betätigung zurückzuführen ist. Da hierbei jedoch nicht konsequent vorgegangen wurde, ist die Frage, warum es zum Verbleib von Sudetendeutschen in der ČSR kam, nicht vollständig und exakt zu beantworten.

Die Rechtsstellung der in der ČSR verbliebenen Sudetendeutschen in den ersten Nachkriegsjahren basiert auf dem Kaschauer Statut, dem Programm der Tschechoslowakischen Regierung der sogenannten Nationalen Front der Tschechen und Slowaken, das in der 1. Sitzung des Ministerrates am 5. April 1945 gebilligt worden war. Im Sinne dieses Grundsatzprogrammes schritt

⁵ Polák 81—89.

⁶ Zprávy Státního úřadu statistického rep. Československé 29 (1948) Nr. 146—147, Reihe A/16—17.

⁷ Vgl. Urban, Rudolf: Die sudetendeutschen Gebiete nach 1945. Frankfurt/Main 1964, S. 14.

man zur Enteignung kraft Präs. Dekret v. 19. Mai 1945⁸, danach zur Ausbürgerung auf Grund des Verfassungsdekretes des Präsidenten der Republik vom 2. August 1945⁹ und schließlich zur Austreibung¹⁰ der nichtslawischen sog. Minderheiten.

Der hierdurch eintretende Zustand der Recht- und Besitzlosigkeit traf jedoch nicht nur auf die Mehrheit der später ausgesiedelten Sudetendeutschen zu, sondern erstreckte sich auch auf diejenigen Deutschen, die im Lande verblieben¹¹.

Der Aussiedlung der Deutschen und Madjaren folgte auch die äußerliche Entdeutschung (Degermanisation) und Entmadjarisierung (Dehungarisisation); in diesem Sinne ließ das Gesetz vom 2. Juli 1947 über die Geschäftsordnung der verfassungsgebenden Nationalversammlung (Nr. 140 SLG.) lediglich die tschechische und slowakische Sprache in der Nationalversammlung zu; auch die Kundmachung des Innenministers vom 16. 1. 1948 (Nr. 7 SLG.) über die Änderungen der amtlichen Benennungen der Städte, Gemeinden und Ortschaften bekräftigte diese Linie¹².

Von den entnationalisierenden Vorschriften seien insbesondere erwähnt:

Dekret des Präsidenten der Republik vom 18. Oktober 1945 (Nr. 122 SLG. § 1), wodurch die Deutsche Universität in Prag „für alle Zeiten als eine dem tschechischen Volke feindliche Institution“ aufgehoben wurde, und das Dekret (Nr. 123 SLG.) gleichen Datums über die Aufhebung der Deutschen Technischen Hochschule in Prag und Brünn.

Schließlich erkannte das Ges. v. 11. April 1946¹³ lediglich Wahlberechtigten slawischer Volkszugehörigkeit das aktive und passive Wahlrecht zu.

Aus diesem summarischen Überblick über die für die Stellung der Sudeten-deutschen in der ČSR in den ersten Nachkriegsjahren kennzeichnenden Rechtsvorschriften geht hervor, daß diese im Ergebnis radikaler waren als die im Exil zum Thema „Behandlung der Deutschen nach dem Krieg“ sowohl von kommunistischer als auch von bürgerlich-nationaler tschechischer Seite aufgestellten Postulate.

Immerhin konnte noch im August 1944 einem aus der Feder des sudeten-deutschen Kommunisten Gustav Beuer stammenden, in der Londoner kommunistischen Exilzeitschrift „Einheit“ erschienenen Beitrag über die künftige kulturelle Entwicklung der Deutschen in der Tschechoslowakei entnommen werden, daß diese (Deutschen) keine „Sicherung der Volkspersönlichkeit“ und keine „Sudeten-Autonomie“ brauchen, sondern „die Möglichkeit des Ge-

⁸ Nr. 5 SLG.

⁹ Nr. 33 SLG.

¹⁰ Durchgeführt ohne öffentl. verkündete Normen; vgl. Punkt XIII der Erklärung über die Potsdamer Konferenz v. 2. 8. 1945.

¹¹ Gleichwohl sah Punkt XIII der Erklärung über die Potsdamer Konferenz die Ausnahme Deutscher von der Aussiedlung nicht vor.

¹² Vgl. Wierer, Rudolf: Die nationalitätenrechtliche Entwicklung der tschechosl. Republik u. ihrer Völker von 1918—1962. Unveröffentlicht.

¹³ Art. 3 u. 4 VfG., Nr. 65 SLG.

brauchs ihrer Muttersprache, die Erhaltung eines demokratischen deutschen Schulwesens und kultureller Institutionen, sowie die engste kulturelle Zusammenarbeit mit dem tschechischen Volke. Demokratischen Deutschen wird die Volksdemokratie solche Möglichkeiten nicht vorenthalten¹⁴.

Bis zum Oktober 1944 vertrat die „Einheit“ die Linie, daß es in der Tschechoslowakei deutsche Schulen, in denen Unterricht im demokratischen Geist der erneuerten Republik erteilt wird, für deutsche Kinder geben werde¹⁵.

Doch bereits im Juni 1945 drückte sich Gustav Beuer wie folgt aus: „Diejenigen Deutschen aber, die in der Republik verbleiben, werden sich in einer solchen Weise mit dem tschechischen Volke verbinden, daß es niemals mehr eine deutsche Frage geben wird¹⁶.“

Wollte man die Stellung der in der ČSR verbliebenen Deutschen in den ersten vier Nachkriegsjahren definieren, so kann hierfür wohl am treffendsten der Ausdruck des „hors la loi-Status“ herangezogen werden¹⁷.

Wenn sich die Lage der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei ab 1949 verbesserte, so kann — als Arbeitshypothese vorweggenommen — für diese Änderung die Auswirkung zweier Ereignisse als wesentlich ausschlaggebend angesehen werden:

Einerseits der Coup d'Etat im Februar 1948 und der hiermit eingetretene Machtordnungswechsel — der Sieg des internationalen Proletariats über den bourgeois Nationalismus —; andererseits der Umstand, daß mit der Schaffung eines eigenen deutschen, dem Ostblock angegliederten Satellitenstaates, der sog. DDR¹⁸, es im Sinne der Lenin-Stalinschen Nationalitätentheorie nicht anging, nationale Minderheiten einer befreundeten Nation weiterhin als nicht existent anzusehen¹⁹.

Nach dem IX. Parteitag der KPTsch wurde eine sog. „Antifaschistische Aktion“ gegründet, die in einem Flugblatt zur Position der Deutschen in der ČSR u. a. folgendes darlegte:

„Die außergewöhnlich großen politischen Ereignisse im Februar 1948 haben auch für das deutsche werktätige Volk in der Tschechoslowakei einen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Umsturz mit sich gebracht. Der Endkampf mit der tschechoslowakischen Bourgeoisie endete

¹⁴ Beuer, Gustav: Der Irrweg der Sudeten-Autonomie. In: Einheit. Vol. 5, Nr. 17 v. 12. 8. 1944, S. 1 ff.

¹⁵ Winternitz, J.: Säuberung und Neuaufbau. In: Einheit. Vol. 5, Nr. 21 v. 7. 10. 1944, S. 8 ff.

¹⁶ Beuer, Gustav: Die Entscheidung ist gefallen. In: Einheit. Vol. 6, Nr. 13 v. 30. 6. 1945, S. 11.

¹⁷ Lediglich die offiziell als Antifaschisten anerkannten Deutschen nahmen eine gewisse Vorzugsstellung ein; „Rote Karte“ — Spezialisten-Legitimationen für sudetendeutsche Facharbeiter, vgl. Urban 26.

¹⁸ Proklamation der DDR am 7. 10. 1949.

¹⁹ Vgl. Kuhn, Heinrich: Die kulturelle Situation der Deutschen in der Tschechoslowakei. In: Zur gegenwärtigen Lage der Deutschen in der Tschechoslowakei. Hrsg. vom Sudetendeutschen Rat e. V. München 1957.

mit einer vernichtenden Niederlage für das Bürgertum. Das Bürgertum und seine Lakaien waren die Träger des bürgerlichen Nationalismus und des Deutschenhasses; durch seine Niederlage entstanden die Voraussetzungen zur Lösung des Nationalitätenproblems in der Tschechoslowakei. An jenem denkwürdigen Tage wurde dem proletarischen Internationalismus zum Durchbruch verholfen. Für uns deutsche Werktätige ergeben sich aus dieser historischen Tatsache große Entwicklungsmöglichkeiten von weittragender Bedeutung²⁰."

Die von Klement Gottwald, dem ersten kommunistischen Staatspräsidenten bereits auf einer Kundgebung 1945 geprägte und in Böhm.-Leipa im Jahre 1947 wiederholte Parole „Není Němec jako Němec“ [Es ist nicht ein Deutscher wie der andere] wurde auf der Sitzung des Zentralkomitees der KPTsch vom 24. Februar 1950 zur Leitlinie erhoben²¹.

Im Zuge dieser „Rehabilitierung“ der Deutschen wurde — entgegen dem bereits zitierten Präsk. Dekret von 1945, das den Deutschen die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft aberkannt hatte — das Gesetz vom 24. April 1953 verabschiedet, womit den Sudetendeutschen die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft kollektiv verliehen wurde, nachdem bereits durch Reg. VO v. 29. 11. 1949 (SLG. Nr. 252) den „Personen deutscher Nationalität“ nahegelegt worden war, um die Rückgabe der tschechoslowakischen Staatsbürgerschaft anzusuchen²².

In der amtlichen Begründung (Motivenbericht) zu diesem Gesetz (Nr. 33/53) heißt es: „Die ausgezeichnete Arbeit vieler deutscher Werktätiger in unserer Republik im Dienste des Friedens und des sozialen Aufbauwerkes vermochte das Vertrauen der tschechischen Arbeiterklasse zu den hier verbleibenden Deutschen seither so weit zu stärken, daß die führende Kommunistische Partei und die Regierung unserer volksdemokratischen Republik es für möglich und richtig fanden, ihnen die Bürgerrechte wieder einzuräumen“²³."

Infolge dieses Gesetzes nahmen die Deutschen seit 1953 wieder an öffentlichen Wahlen teil. Bis Juni 1960 vertraten die Deutschen drei Abgeordnete in der Nationalversammlung, zwei Kommunisten — der Geigenbauer Josef Pötzl und der Glasdrucker Rudolf Müller — sowie der „Parteilose“ Johann Jungbauer²⁴.

Wie gestaltete sich nun das kulturelle Eigenleben der Sudetendeutschen in der Tschechoslowakei seit der unter die Devise „Není Němec jako Němec“ gestellten Ära?

In erster Linie ist hier die seit September 1951 in deutscher Sprache er-

²⁰ Valenta, Mirek: Die Deutschen in der komm. ČSl. Tribuna 6 (Leyden 1954) H. 9/10.

²¹ Kuhn: Die kulturelle Situation der Deutschen.

²² Schmied, Erich: Geltende Staatsangehörigkeitsgesetze — Tschechoslowakei. Frankfurt/M.-Berlin 1956, S. 43.

²³ Ebenda.

²⁴ Kuhn, Heinrich: Die kulturelle Lage der Deutschen in der ČSSR. In: Menschen vor dem Volkstod. München 1961, S. 58.

scheinende Zeitschrift „Aufbau und Frieden“ zu erwähnen, das „Blatt für die deutschen Werktätigen in der Tschechoslowakei“, das seit April 1958 dreimal wöchentlich herausgegeben wird.

Für deutsche Gewerkschaftsfunktionäre erscheint seit 1957 die Zeitschrift „Mitteilungen des Zentralrates der Gewerkschaften“, für deutsche Schulkinder wird monatlich die Zeitschrift „Freundschaft“ herausgegeben; darüber hinaus erscheinen auch noch zweisprachige deutsch-tschechische Betriebszeitschriften für Betriebe mit überwiegend deutscher Belegschaft.

Im Oktober 1954 debütierte ein staatliches deutsches Wandertheater; außerdem werden deutsche Filme gezeigt und der Rundfunk bringt täglich Nachrichten in deutscher Sprache. Eine verhältnismäßig große Rolle spielen volkstümliche Unterhaltungen, die im allgemeinen von sog. Kulturgruppen getragen werden, deren es im Frühjahr 1959 35 gab²⁵.

Ein deutsches Schulwesen gibt es in der Tschechoslowakei nicht. Lediglich an jenen Orten, wo eine relativ starke deutsche Bevölkerung lebt, existieren an den Grundschulen Sprachzirkel in deutscher Sprache, die jedoch niemals mehr als zwei Wochenstunden einnehmen²⁶.

Dem dänischen Generalsekretär der Föderalistischen Union europäischer Volksgruppen, Povl Skadegård, wurde im Januar 1959 im Prager Unterrichtsministerium erklärt, „die Lage der deutschen Minderheit sei anders als die der anderen Minderheiten“. Es sei „technisch schwierig“, die Deutschen ähnlich wie andere Minderheiten zu organisieren, da sie zu verstreut lebten²⁷.

Nach dieser kurzen Aufzählung der Einrichtungen, die den Deutschen in der Tschechoslowakei auf kulturellem Gebiete, im Presse- und Unterrichtswesen zur Verfügung stehen, scheint es geboten, die entsprechenden Einrichtungen bei den tschechoslowakischen Staatsbürgern polnischer, madjarischer und ukrainischer Nationalität zu erwähnen.

Bei einem Vergleich fällt auf, daß die Staatsbürger dieser drei Nationalitäten über komplette eigene Schulsysteme verfügen²⁸.

Ist nun diese Diskriminierung der Deutschen auch rechtlich verankert?

Ein Querschnitt durch das Verfassungsrecht der ČSR/ČSSR nach 1945 ergibt folgende Bestimmungen nationalitätenrechtlichen Charakters:

Mit der Verfassungsnovelle (Nr. 33/1956 SLG.) vom 31. Juli 1956 über die slowakischen nationalen Organe wird im § 2 dem Slowakischen Nationalrat (dem slowakischen autonomen gesetzgebenden Organ) die Befugnis eingeräumt, im Geiste der Gleichberechtigung günstige Bedingungen für das wirtschaftliche und kulturelle Leben der Bürger madjarischer und ukrainischer Nationalität sicherzustellen.

Die neue Verfassung der Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik

²⁵ Urban 35.

²⁶ Kuhn: Die kulturelle Lage der Deutschen 54.

²⁷ Skadegård, Povl: Bericht über eine Minderheitenstudienreise in der Tschechoslowakei. Rungsted Kyst 1959, S. 7.

²⁸ Kuhn: Die kulturelle Situation der Deutschen 46.

vom 11. Juli 1960 (Nr. 100 SLG.) erklärt im Art. 1/Abs. 2 die ČSSR zum Einheitsstaat zweier gleichberechtigter brüderlicher Nationen, der Tschechen und Slowaken.

Art. 20, Abs. 2 der Verfassung gewährleistet die Gleichberechtigung aller Bürger ohne Rücksicht auf Nationalität und Rasse.

Art. 25 verfügt jedoch: „Den Bürgern madjarischer, ukrainischer und polnischer Volkszugehörigkeit gewährleistet der Staat alle Möglichkeiten und Mittel zur Bildung in ihrer Muttersprache und zu ihrer kulturellen Entwicklung.“

Diese Bestimmung gewährt zwar auch nur individuelle subjektive Rechte an einzelne Staatsbürger; die Gesamtheit der tschechoslowakischen Untertanen ungarischer, ukrainischer und polnischer Volkszugehörigkeit bleibt als solche unberücksichtigt; die Anerkennung minderheitlicher Volksgruppen als organisierte Körperschaften ist der Verfassung fremd²⁹.

Wenn Art. 25 der Verfassung von 1960 — zum Unterschied von der genannten Verfassungsbestimmung von 1956 — nun auch den Bürgern polnischer Nationalität zugute kommt, so erwähnt die Juli-Verfassung 1960 die Bürger deutscher Nationalität jedoch mit keinem Worte.

Den Kommentaren, die anlässlich der Vorlage des Verfassungsentwurfes und während der hierzu geführten „öffentlichen“ Diskussion erstellt wurden, kann zum Thema „Nationale Frage“ entnommen werden:

Der Erste Sekretär des ZK der KPTsch und Präsident der Republik, Antonín Novotný, nahm vor dem ZK der KPTsch am 7. April 1960 wie folgt Stellung: „Ausdrücklich sollen hierbei die ungarische, ukrainische und polnische Nationalität angeführt werden. Es könnte sicherlich die Meinung vertreten werden, wir hätten auch die deutsche Nationalität erwähnen sollen. Wir sehen aber dafür keinerlei Grund, denn die Frage der deutschen Nationalität betrachten wir für erledigt, und zwar schon in den Jahren 1945 und 1946 auf Grund des Potsdamer Abkommens. Jene Deutschen, die bei uns geblieben sind, haben die gleichen, auf der Verfassung beruhenden Rechte wie jeder andere Bürger unserer Republik³⁰.“

Im Rudé Právo vom 17. Mai 1960 entwickelte Otakar Zeman ein neues Argument: Die rund 165 000 in der ČSSR lebenden Deutschen, also ungefähr 1,3 % der Gesamtbevölkerung, lebten zu verstreut und durchmischt mit der übrigen Bevölkerung in allen Kreisen der Republik, während die Bürger madjarischer, polnischer und ukrainischer Nationalität verhältnismäßig geschlossene Volksgruppen bildeten.

Pavel Peška, Prodekan der Jurist. Fakultät der Karls-Universität in Prag, schaltete sich seinerseits mit dem gleichen Argument in die Diskussion ein³¹.

Nach Abschluß der öffentlichen Diskussion über den Verfassungsentwurf erklärte Präsident A. Novotný am 5. Juli 1960 vor der gesamtstaatl. Kon-

²⁹ Vgl. Wierer 398.

³⁰ Laut Rudé Právo v. 17. 4. 1960.

³¹ Laut Rudé Právo v. 17. 5. 1960 u. Mladá Fronta v. 14. 5. 1960.

ferenz der KPTsch: „Zur Frage der einstigen deutschen Minderheit wiederholen wir, daß die Bürger deutscher Nationalität bei uns keine ethnische Einheit bilden. Die deutsche Frage wurde in unserer Republik ein für allemal durch das Potsdamer Abkommen unter voller Zustimmung der vier Großmächte gelöst“³².

Bruno Köhler, sudetendeutscher Kommunist und Sekretär des ZK der KPTsch, erstellte im Informationsorgan für die Parteifunktionäre, *Život strany*, einen nuancierteren Kommentar als die erst zitierten lakonischen Sätze zum Thema „Die Lösung der deutschen Frage und die neue Verfassung der Republik“: Da sich die Situation von Grund auf geändert habe, müsse sich auch die Politik der Partei in der deutschen Frage ändern. Die Frage der deutschen Minderheit habe anders als die Frage der madjarischen, ukrainischen und polnischen Minderheit gelöst werden müssen. Diesem Unterschied trage auch die Formulierung der neuen Verfassung Rechnung. In dieser Verfassung könne keine Bestimmung über etwas enthalten sein, was nicht mehr existiert, nämlich eine deutsche Minderheit in der Tschechoslowakei. In der ČSSR gebe es keine deutsche nationale Minderheit als ethnographische Gruppe, sondern Bürger deutscher Nationalität oder Abstammung. Es sei Tatsache, daß heute die Kinder deutscher Eltern von tschechischen oder slowakischen Kindern nicht mehr zu unterscheiden seien. Daher unterstütze Partei und Regierung den Prozeß eines völligen Zusammenlebens und Zusammenfließens (*sžiti a splynuti*) der verbliebenen Deutschen mit dem tschechischen oder slowakischen Volk. Sich gegen diesen Prozeß einer freiwilligen Assimilierung zu stellen und sich zu bemühen, „jede deutsche Seele“ zu retten, wäre nichts anderes als Nationalismus und nationale Beschränktheit³³.

Jedenfalls kann dem Argument, es fehle die ethnische Einheit bei den in der ČSSR lebenden Deutschen, mit dem Einwand begegnet werden, daß allein in der Umgebung von Karlsbad und Falkenau noch etwa so viele Deutsche leben wie es Polen oder Ukrainer in der ganzen ČSSR heute gibt³⁴.

In seinem an die Parteigenossen adressierten Grundsatzprogramm für die einzuschlagende Nationalitätenpolitik beruft sich Bruno Köhler auf die Leninische Nationalitätentheorie: „Wie uns der Leninismus lehrt“, so schreibt Köhler, „gelten für eine richtige und gerechte Lösung der Nationalitätenfrage vor allem zwei Gesichtspunkte: Die Nationalitätenfrage muß jeweils im Zusammenhang mit der politischen Situation gelöst und ihre Behandlung immer den Interessen des siegreichen Kampfes der Arbeiterklasse und des politischen Fortschritts untergeordnet werden“³⁵.

³² Laut Rudé Právo v. 6. 7. 1960.

³³ Laut *Život strany* Nr. 16 (1960) 985–988.

³⁴ Vgl. Wierer 119.

³⁵ Vgl. Köhler, Bruno: *Vyřešení německé otázky a nová ústava republiky* [Die Lösung der deutschen Frage und die neue Verfassung der Republik]. *Život strany* Nr. 16 (1960) 985–988.

Lenin und Stalin empfahlen, bei Vorliegen entsprechender Voraussetzungen — insbesondere bei einem geschlossenen Siedlungsgebiet —, die territoriale Autonomie in Aussicht zu nehmen, jedoch sei es keinesfalls angängig, das Volkstum im Menschen um seiner selbst willen zu erhalten; dergleichen sei geeignet, die Klassenfront aufzuspalten und das Proletariat eines Volkes zum „Separatismus“, d. h. zur Nationalsolidarität mit der gleichsprachigen Bourgeoisie auf Kosten der Klassensolidarität mit dem benachbart-fremdsprachigen Proletariat zu erziehen³⁶.

Abschließend sei noch die demographische Entwicklung der Deutschen in der ČSSR in den letzten Jahren skizziert: 1950 wurden 165 177, im Jahre 1959 162 522 Deutsche ermittelt, 1961 führt das statistische Jahrbuch der ČSSR noch 134 000 Deutsche für die böhmischen Länder an; hierzu kommen noch rund 6 000 Deutsche in der Slowakei. Dieses Deutschtum ist stark überaltert, der Sexualproporz der deutschen Bevölkerung ist unausgeglichen; nur etwa 43 Prozent der zurückgebliebenen Deutschen sind männlichen Geschlechts³⁷.

Werden diese statistischen Angaben, aus denen ein merkliches Sinken der deutschen Volksgruppe in der ČSSR in den letzten Jahren hervorgeht, kritisch durchleuchtet, so kann das Schwinden der Deutschen als ein kontinuierlicher Prozeß gesehen werden, der sowohl aus der eingangs dargestellten wenig homogenen Zusammensetzung der Volksgruppe, der niedrigen Geburtenzahl und starken Zunahme nationalgemischter Ehen natürlich resultiert, als auch aus der abnehmenden Bekenntniswilligkeit zum Deutschtum. Das mag wohl im besonderen Maße für die Jugend zutreffen.

Schließen wir mit einem weiteren Zitat Bruno Köhlers, das diesen Prozeß der Assimilierung verdeutlicht:

„Den Bürgern deutscher Nationalität, die bei uns leben, und für die die gleichen Rechte und Pflichten wie für alle übrigen Bürger gelten, helfen wir insbesondere in sprachlicher Hinsicht bei der völligen Eingliederung in unser politisches, wirtschaftliches und kulturelles Leben. Es gibt noch einige Bürger deutscher Nationalität, die die tschechische oder slowakische Sprache nur ungenügend oder überhaupt nicht beherrschen. Für diese Bürger erscheint eine besondere Zeitung, Aufbau und Frieden, und es wird Literatur in deutscher Sprache herausgebracht oder aus dem Ausland eingeführt, es werden deutsche Theater errichtet und Ensembles für Kunstschaffen zusammengestellt, die in den Bezirken und Orten mit einer großen Anzahl Bürger deutscher Nationalität auftreten. Jener Teil der Bürger deutscher Nationalität, der eine solche Hilfe besonders benötigt, wird von Jahr zu Jahr kleiner, da die Zahl jener Deutschen oder Bürger deutscher Herkunft schnell anwächst, die gut oder in vielen Fällen vollkommen die tschechi-

³⁶ Vgl. Rabl, Kurt: Die Rechtslage der Deutschen in der ČSSR. In: Menschen vor dem Volkstod 36.

³⁷ Vgl. Eissner, A.: Unterbesiedlung der sudetendeutschen Gebiete. Außenpolitik Nr. 11 (1964).

sche oder slowakische Sprache beherrschen und die sich mit beiden Völkern der ČSSR, den Tschechen und Slowaken, verschmelzen. Der Prozeß der Assimilierung von Bürgern eines anderen Volkes mit einem Volk, mit dem es im eigenen Staate lange lebt, kommt überall in der Welt vor³⁸.“

³⁸ Život strany Nr. 16 (1960) 985—988.

RAABS — TSCHECHISCH RAKOUSY

Von Ernst Schwarz

Der Name des im nordwestlichen Niederösterreich an der Thaya nahe der mährischen Grenze liegenden Städtchens Raabs hat schon lange die Aufmerksamkeit der Forschung auf sich gezogen, weil die tschechische Gestalt *Rakousy* „Niederösterreich“, davon abgeleitet *Rakousko* „Österreich (Staat)“ und *Rakušan* „Österreicher“ damit zusammenhängt. Die älteren Deutungsversuche bespricht R. Müller¹, die wichtigeren davon mit Recht ablehnend W. Steinhauser², so den R. Heinzels, *Rakousy* mit dem Stammesnamen *Hreidgotar*, umgebildet aus **Hradagutans*, zusammenzubringen³, oder den Šafaříks, *Rakousy* auf den bei Ptolemaeus belegten Stammesnamen der Rakaten zurückzuführen⁴, wo ein *-t-* zu erwarten wäre oder bei Durchgang durch die zweite Lautverschiebung nicht nur *t* zu *z*, sondern auch *k* zu *ch* hätte verschoben werden müssen. Ein Orts- oder Landschaftsname **Racosia*, *-usia*, den Müllenhoff⁵ voraussetzt, ist nicht zu rechtfertigen. Steinhauser hat sich zuletzt vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte aus geäußert und die alten Belege zusammengestellt, die die Grundlage der Deutung bilden müssen⁶. Von diesen sollen nur diejenigen hier genannt werden, die für die folgenden Ausführungen eine Rolle spielen. Die älteste Schreibung begegnet zum Jahre 1100 bei Cosmas als *castrum Rakouz*⁷, 1112 wird *Ratkoz* geschrieben⁸, 1150—60 auch *Ratgiz*⁹, 1177 *Rakiz*, *-yz*¹⁰, 1171 *Rakz*¹¹, 1397 das erstemal *Rapcz*¹². Den Darlegungen Steinhausers, der von einem ahd. Personennamen *Rätgōz* ausgeht, ist zuzustimmen. Die Bedenken knüpfen

¹ Müller, Richard: Raabs. Bll. d. Ver. f. Landeskunde von Niederösterreich (1891) 324 ff.

² Steinhauser, Walter: Die genetivischen Ortsnamen in Österreich. Wiener Sitzungsberichte. Phil.-hist. Klasse 206. 1. Abh. (1927) 72 ff.

³ Heinzl, Richard: Über die ostgotische Heldensage. Wiener SB 119 (1889) 34 ff.

⁴ Šafařík, Pavel Josef: Slovanské starožitnosti [Slawische Altertümer]. Prag 1836—37, I, 50 und 487, II, 332 und 413.

⁵ Müllenhoff, Karl: Deutsche Altertumskunde. 2. Aufl. Bd. 2. Berlin 1890—1929, S. 331, Anm. 1.

⁶ Steinhauser 69 ff.

⁷ Cosmas III, c. 12.

⁸ Bielsky, Wilhelm: Die ältesten Urkunden des Kanonikatsstifts Sanct Georgen in Unterösterreich. Arch. f. öst. Gesch. 9, 239.

⁹ Oberöst. Urkundenbuch I, 121, Nr. 9.

¹⁰ Ebenda I, 55, Nr. 3; 128, Nr. 14.

¹¹ Meiller, Andreas: Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Österreichs aus dem Hause Babenberg. Wien 1850, S. 50, Nr. 80.

¹² Mitt. des k. k. Arch. f. Niederöst. 2 (1909) 59.

sich an die von ihm angegebene Gründungszeit, die deutsche Bildungsweise, die Art und Zeit der Übernahme ins Tschechische.

Steinhauser geht von dem genetivischen Ortsnamen **Rātkōzes* aus. Wie der Beleg bei Cosmas zeigt, ist der Burgennamen um 1100 und gewiß schon früher im Tschechischen bekannt gewesen. Hier hätte in der Zeit von 800—1100 *-zes* zu *-š* führen müssen. Deshalb und weil im Tschech. bei Cosmas *ou* für das ahd. *ō* erscheint, das er als die Vorstufe des slawischen *u* ansieht, denkt er an eine Übernahme des Ortsnamens ins mährische Slawische bereits vor 800. Anknüpfung an eine germanische Siedlung etwa der Quaden möchte er nicht ausschließen, hält sie aber nicht für wahrscheinlich. Damit gelangt Steinhauser freilich in eine Zeit, der man für die im äußersten Nordwesten von Niederösterreich gelegene Burg einen genetivischen Ortsnamen nicht zutraut. Soweit man aus den wenigen Urkunden des 8. Jahrhunderts schließen kann, beschränken sich damals deutsche Ortsnamen oder eingedeutschte slawische Orts- und Flußnamen auf das Donautal und seine nähere Umgebung¹³. Als östlichster Ortsname des bairischen Vorfeldes an der Donau in Niederösterreich im 8. Jahrhundert wird an der damaligen Grenze am Wiener Walde 791 *Omundesdorf*¹⁴ genannt, das in der Gegend von Altenburg-Wördern oder St.-Martin-Klosterneuburg gesucht wird.

Daraus folgt, daß der Ansatz eines ahd. Ortsnamens **Rātgōzes* vor 800, vor den Avarenkriegen, problematisch ist. Hinzu kommt, daß genetivische Ortsnamen dieser frühen Zeit nicht der Masse der seit dem 11. Jahrhundert in Niederösterreich und besonders im Waldviertel auftretenden genetivischen Ortsnamen zuzuordnen sind, wie auch Steinhauser zugibt. Im Waldviertel setzt, einige kleinere Randgebiete besonders an der Donau ausgenommen, die Entstehung der genetivisch benannten Orte mit dem 11. Jahrhundert ein. Im Atlas von Niederösterreich ist auf Karte 47 Raabs als genetivischer Ortsname eingetragen. Es liegt am Rande des Gebietes dieser Namensgruppe des Waldviertels. Ein **Rātgōzes* dieser Zeit hätte im Tschechischen zu **Rakuš* geführt, deshalb nimmt Steinhauser eine ältere Gründungszeit an. Aber an die Zeit vor 800 zu denken, fällt schwer, da damals der bairische an der Donau nach Osten bis zum Wiener Wald vorgeschobene Keil kaum bis an die spätere mährische Grenze gereicht hat. Deshalb nimmt Mitscha-Märheim Anstoß an dieser Gründungszeit vor 800¹⁵. Er betont das Fehlen germanischer Funde im Waldviertel und in der Gegend von Raabs und bezeichnet eine frühe germanisch-deutsche Besiedlung des Raabses Raumes vor 800 als

¹³ Die ältesten Eindeutschungen slawischer Orts- und Flußnamen und der echten ingen-Namen sind bei Schwarz, Ernst: Das germanische Kontinuitätsproblem in Niederösterreich. In: Aus Verfassungs- und Landesgeschichte (Festschrift Theodor Mayer) I, 1954, S. 17—47, auf der Abb. S. 36 eingezeichnet; weiter Atlas von Niederösterreich. Hrsg. v. Erik Arnberger. Wien 1951—1958. Karte 46 (echte ingen-Namen).

¹⁴ MG. SS. XXX 2, 734.

¹⁵ Mitscha-Märheim, Herbert: Bemerkungen zur Frühgeschichte des nördlichen Niederösterreich. Jb. f. Landeskunde v. Niederöst. NF 36 (1964) 67—70.

äußerst fraglich¹⁶. Er möchte sich Weigl anschließen, da ursprünglich slawische Namengebung alle historischen und archäologischen Schwierigkeiten beseitige.

Weigl meint, daß die Gegend um Raabs nie zum Karolingerreich gehört habe. Er denkt deshalb an den als Ortsnamen verwendeten slawisierten Personennamen *Rätgōz* ohne Endung und beruft sich auf den Gegendnamen *Tradigist*, der auch auf einen in die Pielach mündenden Bach und von diesem auf ein Gut und zwei Dörfer übertragen ist, 1108 *possessio Radegasth*, der aus geschichtlichen Gründen schon vor 750 eingedeutscht worden ist. Er vermutet einen slawischen Ortsnamen ohne Endung, da bei Nomaden solche Namengebung üblich gewesen sei, meint also, die Slawen seien in Böhmen und Mähren in den ersten Jahrhunderten nach ihrer Landnahme Nomaden gewesen, denen noch keine festen Ortsnamen zuzutrauen wären¹⁷. Auch Steinhauser möchte heute Raabs nicht unbedingt für einen genetischen Ortsnamen halten und sich Weigls Ansicht anschließen¹⁸.

An eine solche Möglichkeit wird tatsächlich auf tschechischer und slowakischer Seite gedacht. Stanislav erwägt solche Ortsnamen in der Zeit des Großmährischen Reiches¹⁹, hat aber sofort auf dem Kongreß den Widerspruch von St. Kniezsa erfahren. Auch Šmilauer meint, daß erst einige Jahrhunderte nach der slawischen Landnahme, etwa seit dem 9. Jahrhundert, feste Ortsnamen in Böhmen und Mähren entstehen²⁰. Es handelt sich letzten Endes darum, ob die Vorfahren der Tschechen vom 6.—9. Jahrhundert noch Nomaden ohne feste Wohnsitze gewesen sind. Die Frage ist noch nicht entschieden. Bereits 631 wird *Wogastisburg* erwähnt, am ehesten auf dem Burberge bei Kaaden zu suchen, an der Westgrenze des Reiches Samos, wobei der Ortsname als eine Frankisierung eines altslawischen Ortsnamens **Uō-gastjъ* betrachtet wird²¹, zum slawischen Personennamen **Ōgast*, späterem tschechischen *Ůhost* gehörig²². Beim Ort Priesen, tschechisch *Březno*, bei Postelberg (jetzt Kreis Laun) sind germanische und slawische Häuser des

¹⁶ Auch auf den Karten der Markomannen- und Quadenfunde bis 400 (Atlas v. Niederöst., Karten 33 a, b) und den Bodenfunden des 7.—10. Jahrhunderts ist das Waldviertel mehr oder minder fundfrei, wenn auch Raabs an der Grenze dieser Waldlandschaft liegt.

¹⁷ Weigl, Heinrich in: Unsere Heimat 34 (1963) 178—179.

¹⁸ Briefliche Mitteilung vom 15. 2. 1966.

¹⁹ Stanislav, Jan: Z toponomastiky Vel'kej Moravy a starého Slovenska. In: Slawische Namenforschung (Vorträge auf der II. Arbeitskonferenz der onomastischen Kommission beim Internationalen Slawistenkomitee in Berlin 1961). Hrsg. v. Hans Holm Bielfeldt. Berlin 1963, S. 21—29. (Veröffentlichungen des Inst. f. Slawistik 29.)

²⁰ Šmilauer, Vladimír: Osídlení Čech ve světle místních jmen [Die Besiedlung Böhmens im Lichte der Ortsnamen]. Prag 1960, S. 113 ff.

²¹ Dazu mit weiterer Literatur Schwarz, Ernst: Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle. 2. Aufl. München 1961, S. 63 ff. (Hdb. d. Sudetendt. Kulturgesch. 1.)

²² Zu dieser Ableitung Schwarz, Ernst: Die Mainwenden und Wogastisburg. Zs. f. Ostforsch. 16 (1967) 1—17, bes. 14 ff.

6. Jahrhunderts ausgegraben worden²³ und damit ist die Existenz eines alten slawischen Ortes in dieser Frühzeit gesichert, wobei nichts hindert, schon seit dem 6. Jahrhundert den heutigen Ortsnamen anzusetzen, wie ja auch *Wogastisburg* im Bergnamen *Uhošť* fortlebt. Daß Fluß, Tal und Ort im Slawischen denselben Namen führen können, ist eine bekannte Tatsache. Es ist keineswegs notwendig, daß *Tradigist* ohne Suffix gebildet ist. Es handelt sich um alte Namen mit dem besitzanzeigenden Suffix *-jъ*, das auch in dem von Weigl herangezogenen *Radegastb* vorliegen kann. In Oberfranken gelten Trebgast, Schorgast und Zetegast für Bach und Ort. Es spricht nichts dagegen, für eine Schreibung 1028 — 40 *Trebegast* als slawische Grundlage eine Form **Trěbogaštъ*, später **Trěbogošč* aufzustellen, denn *štj* oder *šč* konnten im Deutschen durch *st* ersetzt werden²⁴. Auf jeden Fall ergibt sich, daß auch feste Ortsnamen bereits im 7. Jahrhundert gebraucht wurden. Gegen die Ableitung Weigls von einem slawischen Personennamen *Radogost* kann noch geltend gemacht werden, daß sich daraus die tschechische Grundlage *Rakous* nicht erklären läßt, ein altslawisches *Radogost* hätte zu *Radhost* geführt. Es ist nicht einzusehen, warum eine Umdeutung zu *Rakous* hätte stattfinden sollen.

Gegen eine späte Übernahme eines deutschen Personennamens *Rätgōz* spricht noch der Umstand, daß das altbairische *ō* etwa seit dem 10. Jahrhundert im Alttschechischen durch *ā* ersetzt wird. Das alttschechische *ō* war ein geschlossener Laut, wie sein späterer Übergang zu *uo* und *u* zeigt. Er war nicht geeignet, das altbairische offene *ō* zu ersetzen. Das ahd. Wort *klōstar* ist ins Tschechische als *klášter* übernommen worden²⁵. Klöster sind seit dem 10. Jahrhundert in Böhmen nachweisbar. Aus dem ahd. *bōna* „Schmach, Schimpf“ rührt tschechisches *hana* „Tadel, Schimpf“ her (dazu *hanba* „Schande“). Wenn für mehrere deutsche Ortsnamen Schönau im Tschechischen *Šanov* erscheint, wird ein mhd. *Schönouwe* mit offenem *ō* die Vorlage gewesen sein, d. h. eine bairische Grundlage. Diese Ortsnamen liegen in den Gebieten, in denen bairischer Einfluß gewirkt hat²⁶. Die christliche Mission des 9. und 10. Jahrhunderts in Böhmen und Mähren ist (z. T. schon vor der des Kyrill und Method) von Bayern ausgegangen, das zusammen mit Österreich auch die deutschen Siedler des 12. und 13. Jahrhunderts im Süden der Sudetenländer gestellt hat. Ein Personenne *Rätgōz* hätte vom 10. Jahrhundert ab zu tschechischem **Rakas* geführt.

Es ist deshalb unwahrscheinlich, daß eine Übernahme des Personennamens oder Ortsnamens *Rätgōz* in das Tschechische vom 10.—12. Jahrhundert statt-

²³ Pleinerová, Ivana: Germanische und slawische Komponenten in der altslawischen Siedlung Březno bei Louny. *Germania* 43 (1965) 121—138.

²⁴ Schwarz, Ernst: Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960, S. 209 ff. (Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft 4.)

²⁵ Schwarz, Ernst: Bemerkungen zur slawischen Lehnwörterkunde. *Arch. f. slaw. Phil.* 40 (1926) 289—290.

²⁶ Dazu Schwarz, Ernst: Volkstumsgeschichte der Sudetenländer. Teil 1. München 1965, S. 185; Teil 2. München 1966, S. 134. (Hdb. d. Sudetendt. Kulturgesch. 3 u. 4.)

gefunden hat. Sie muß früher liegen. Da aber eine genetivische Gestalt eines Ortsnamens im Rahmen der genetivischen Ortsnamen des Waldviertels, wie auch Steinhauser findet, nicht in Betracht kommt, empfiehlt es sich, an andere Möglichkeiten zu denken. Die Schwierigkeiten sind dabei nicht gering, da ja der erste Beleg in tschechischer Gestalt erst zum Jahre 1100 auftaucht.

Kaufmann sucht das Problem so zu lösen, daß er eine Grundform **Rät-kōzi* ansetzt, wobei *-i* die lateinische Genetivendung *-i* sei, die nach seiner Ansicht in merowingischer Zeit im Merowinger- und Karolingerreich bei den Franken eingebürgert worden ist²⁷. Dieser Versuch, die auftretenden alten deutschen Ortsnamen auf *-i* auf diese Weise zu erklären, hat sich nicht durchsetzen können und Weigl hat sich an der oben angegebenen Stelle für Niederösterreich mit Recht dagegen ausgesprochen. Foerste zieht es vor, an Insassennamen zu denken, z. B. Görmar (Kreis Mühlhausen in Thüringen), alt *Germari*, als „die Germare“ zu erklären, gebildet mit dem Suffix *-ja*²⁸. Dieses Suffix wird in alter Zeit verwendet, um männliche Nomina agentis zu bilden, denen Substantiva zugrunde liegen. Neben *herda* „Herde“ steht ein *hirti* „Hirte“ < **herdjo*, ursprünglich „der zur Herde gehörige“. Zum ahd. *bach* „Bach“ kann im Altbairischen, von einer Grundform **bakjo* ausgehend, ein *-becki* gebildet werden, „der am Bach wohnende“, der noch in bairischen Orts- und Familiennamen des späten Mittelalters eine Rolle spielt (z. B. der Windsbecke heißt nach Windsbach). Diese Bildungsweise ist z. T. schon in ahd. Zeit aufgegeben worden, weil die Wörter mit dem einfachen *-i* nicht mehr durchsichtig waren, ihnen die unterscheidende Funktion fehlte und das aus dem lateinischen stammende Suffix *-āri* deutlicher war. So ist ein dem gotischen *fiskeja* (wo es sich allerdings um ein *jan*-Suffix handelt) entsprechendes altbairisches *fiskeo*, das in Ortsnamen wie Fischen in Oberösterreich begegnet, vorhanden gewesen. Unserem sächlichen Erbe, ahd. *arbi*, steht in ahd. Zeit, wieder mit dem Suffix *-jan* gebildet, ein männliches *arbjo* (gotisch *arbja* „der Erbe“) zur Seite, erhalten im ahd. Personennamen *Arbeo* und heute noch „der Erbe“, vgl. noch gotisch *baúrgja* „Burgbewohner“, *gauja* „Gaubewohner“. Das altbairische *fiskeo* ist dann durch *fiskāri* „Fischer“, *becki* durch *-bacher* verdrängt worden. Es könnte deshalb auch bei Ortsnamen von einem *ja*-Suffix ausgegangen werden, also **Rätgōzi* „der Mann aus Raabs“, „Bewohner der Burg des *Rätgōz*“. Solche Wohnernamen werden in ahd. Zeit mit *a-*, *ja-*, *i-*, *an-* und *jan*-Suffixen gebildet, z. B. ahd. *Bēheim* „der Mann aus Böhmen, der Böhme“ < **Baibaima*, während der Landesname Böhmen aus dem Dativ Plur. *ze den Bēheimen* stammt. In der Würzburger Marktbeschreibung des 8. Jahrhunderts, nach alter Vorlage nach 955 eingetragen, steht *Wirziburgo marcha* „Mark der Würzburger“ (in der lateinischen Fassung entspricht *marcha Wirziburgensium*). Der Nom.Plur. hätte **Wirziburgi* (bei *i*-Stamm) oder **Wirziburga* (bei einem *a*-Stamm) geheißen. Wenn man von einem ahd. **Rätgōzi* oder **Rätgōza* ausgehen

²⁷ Kaufmann, Henning: Genetivische Ortsnamen. München 1961, S. 16.

²⁸ Foerste, William: Niederdeutsches Wort 2 (1961) 103.

könnte, wären zwar nicht alle Schwierigkeiten beseitigt, doch eine Erklärungsmöglichkeit gewonnen und Schreibungen wie 1172 *Rakze*²⁹ könnten u. a. darauf bezogen werden.

Kaufmann wendet ein, daß im Bereich der deutschen Sprache die Verwendung eines Insassennamens im Nom.Plur. als Ortsname nicht möglich ist. In jedem Falle nehme dieser dann die Form eines Dat.Plur. oder eines elliptischen Gen.Plur. an. Aber neben *-ingum*, *-ingun* begegnen auf bairischem Boden im 8.—10. Jahrhundert viele Nom.Plur. auf *-inga*, z. B. Hörsching (Kreis Linz), 9. Jahrh. *Heregisinga*, oder für Wilhering (ebda.), 985 *Williberinga*³⁰. Für Gräbenwinden im Kreis Feuchtwangen wird 1242, wohl auf älterer Vorlage beruhend, *Grevenwinda* geschrieben³¹. Eine Grundlage **Rätgōza* oder **Rätgōzi* als Nom.Plur. und danach analog gebildet Nom.Sing. **Rätgōz* kann deshalb nicht ohne weiters abgelehnt werden, zumal es sich ursprünglich um einen Burgennamen gehandelt haben dürfte.

Kaufmann mißversteht Steinhauser, wenn er ihm unterstellt, er hätte **Rakusi* als deutschen Insassennamen betrachtet. Er sieht darin einen tschechischen Bewohnernamen, was tatsächlich nicht selten begegnet. Dafür tritt später der Akk. Plur. auf *-y* ein (*Rakousy*).

Die Schwierigkeit liegt, abgesehen von der deutschen Grundlage, in einer anderen Richtung. Wie ist die älteste Schreibung des Cosmas *Rakouz* zum Jahre 1100 zu erklären? Am *-z*, das dem tschechischen *-s* entspricht, ist nicht Anstoß zu nehmen. Die ältere tschechische Orthographie, die erst durch Hus modernisiert worden ist, steht unter deutschem Einfluß, so daß *z* wie im Ahd. als Reibelaut geschrieben werden kann und dem tschechischen *s* entspricht, vgl. ebenfalls bei Cosmas *Kladzco* für *Kladsko* „Glatz“ oder *Nozizlau* für den Personennamen *Nosilav*, *Taz comes* für *Tas*, *Bolezlau* für *Boleslav* „Altbunzlau“ u. a.

Was aber bedeutet das *-ou* im Cosmasbeleg? Im Tschechischen wird seit dem 14. Jahrhundert wie im Bairischen *ū* diphthongiert, zunächst zu *au*, seit dem 15. zu *ou*³², woneben noch die Schreibung *u* begegnet, so daß *u* und *ou* in der Schreibung nebeneinander auftreten können. Neben *Rakousy* „Niederösterreich“, *Rakousko* „Österreich“ kann deshalb *Rakušany* „Österreicher“ stehen. Aber dieses *ou* ist für die Cosmasschreibung zu jung, auch wenn sich *au* < *ū* seit dem 13. Jahrhundert entwickelt hat. Es kann deshalb nicht dem *Rakouz* zum Jahre 1100 zugrunde liegen.

Steinhauser sucht dieser Schwierigkeit dadurch zu begegnen, daß er *Rakouz* als eine deutsche Entlehnung des tschechischen Namens erklärt. Er nimmt also an, daß die Deutschen ein gehörtes alttschechisches **Rakūs* in ihrer Sprache zu *Rakouz* diphthongiert hätten. Aber um 1100 gibt es kaum Belege für die mhd. Diphthongierung des *ū*, die erst in der Mitte des

²⁹ Fontes rer. Austr. II/8, S. 273, Nr. 15.

³⁰ Oberöst. UB I, 437, 472.

³¹ Schwarz: Sprache u. Siedlung in Nordostbayern 338.

³² Vondrák, Wenzel: Vergleichende slawische Grammatik. Bd. 1. 2. Aufl. Göttingen 1924, S. 128 ff.

12. Jahrhunderts zögernd einsetzen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß Cosmas für einen im Tschechischen eingebürgerten Ortsnamen die deutsche Gestalt bieten würde. Er bringt die tschechische sogar für Orte und Flüsse außerhalb Böhmens, so für den Fluß Regen in der Oberpfalz *Rezne* (heute tschechisch *Řezn*), für Chamb in der Oberpfalz bietet er *Chub* (so noch heute im Tschechischen). Alte tschechische Entlehnungen des 6.—10. Jahrhunderts sind u. a. *Videň* „Wien“ aus **Vēdunia*, *Řezno* für Regensburg (*Regina*), *Mobuč* für Mainz < *Magunzia*.

Wie kommt Cosmas zur Schreibung *Rakouz*, die offenbar auf gehörtes alttschechisches *Rakous* zurückgeht? Der ahd. Personenname *Rätgōz* (z wird als ß gesprochen) beruht auf älterem **Rätgauz*. Die Monophthongierung des vorahd. *au* zu *ō* vor Dental hat sich im 8. und zu Beginn des 9. Jahrhunderts vollzogen, wobei das Fränkische vorangeht. Das Altbairische zeigt bis in den Anfang des 9. Jahrhunderts überwiegend *ao*³³. Sowohl **Rätkauz* als auch **Rätkaoz* (*g* ist im Altbairischen stimmlos und wird auch *k* geschrieben, außerdem konnte *tg* zu *k* assimiliert werden) konnte im Alttschechischen durch **Rakaus* ersetzt werden. Da aber nach unseren Erwägungen das 8. Jahrhundert mit **Rätkauz* ausscheidet, wird von einem **Rätkaoz* des beginnenden 9. Jahrhunderts auszugehen sein.

Im Laufe des 9. Jahrhunderts wurde altslawisches *a* zu *o*³⁴, entsprechend *au* zu *ou*. Nun waren zwar die *au*, *ou* des 14. und 15. Jahrhunderts im Tschechischen noch nicht vorhanden, aber es hat *au*, *ou* doch gegeben, weil -v- damals halbvokalische Aussprache hatte. Es gibt noch heute tschechische Mundarten, die *prauda* statt *pravda* „Wahrheit“ sprechen. Diese *ou*-Aussprache für späteres *ov* war auch in der Raabser Gegend vorhanden, denn sie war in Südmähren verbreitet, wie man aus der Wiedergabe tschechischer Ortsnamen sieht, wo die Deutschen dafür *au*, *eu* gesetzt haben, vgl. Kaidling für tschechisches **Kavraníky*, Jaispitz für *Jevišovice*³⁵ (im älteren Deutschen wird dafür *Jeuspitz* geschrieben).

Es ist dann nicht notwendig, in dem *Rakouz* des Cosmas eine Zwischenform in der Entwicklung von urslawischem oder entlehntem *au* und *ō* zu *u* zu sehen. Im 8. Jahrhundert wurde im Altslawischen für *u* noch *o* gesprochen, wie *Wogastisburg* von 631 für **Vōgastjъ* und *jopan* in der Gründungsurkunde von Kremsmünster von 777 für *župan* zeigen. Als im 9. Jahrhundert *u* zu *y* überging³⁶, war die Stelle des *u* frei und die *ō* aus *au* und *ō* konnten einrücken.

Ist dieser Erklärungsversuch richtig, dann ist alttschechisches *Rakous* eine Entlehnung aus altbairischem **Rätkaoz* des frühen 9. Jahrhunderts. Ein fränkischer Personenname des 7. Jahrhunderts **Rädgauz* hätte im Alttschechi-

³³ Schatz, Josef: Altbairische Grammatik. 2. Aufl. Göttingen 1907, S. 22.

³⁴ Schwarz, Ernst: Zur Chronologie von asl. *a* > *o*. Arch. f. slav. Phil. 41 (1927) 124—136.

³⁵ Schwarz: Ortsnamen d. Sudetenländer 309.

³⁶ Schwarz, Ernst: Zur Chronologie von asl. *u* > *y*. Arch. f. slav. Phil. 42 (1929) 275—285.

schen zu **Radgus*, später **Radbus* geführt. Ein germanischer Personennamen des 6. Jahrhunderts **Rādgauf* hätte ein tschechisches **Radbut* ergeben. Da aber die Entlehnung des ahd. Personennamens *Rādgoz*, *Rātgoz* nicht wahrscheinlich gemacht werden kann, wird es sich um die Übernahme eines altbairischen Ortsnamens **Rātgaof* handeln.

Es bleibt noch übrig, eine bairische Burgengründung im Nordwesten Niederösterreichs in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts wahrscheinlich zu machen. Daß an eine Gründung der germanischen Völkerwanderungszeit nicht zu denken ist, betont mit Recht Mitscha-Märheim. Ein Zusammenhang mit der deutschen Rodung der Gegend um Raabs im 11. Jahrhundert, die die Wälder im Waldviertel zu lichten beginnt, ist nicht notwendig, die Gründung der Burg muß viel früher angesetzt werden, wie die sprachlichen Argumente ergeben. Weigl gründet seine Annahme eines slawischen Ortsnamens darauf, daß die Gegend um Raabs nicht zur karolingischen Ostmark gehört habe. Das ist richtig. Die Mark um 976 umfaßt das Donautal und das südlich direkt anstoßende Land³⁷. Aber es muß damals neben der Mark ein Interessengebiet des Frankenreiches gegeben haben, das darüber hinausgereicht hat, denn es gibt doch auch deutsche und eingedeutschte Ortsnamen in Pannonien. Man muß die Lage nach den Avarenkriegen Karls des Großen berücksichtigen. Für Wien begegnet 881 die deutsche Gestalt *Wenia*³⁸, wo ein erster Einfall der Magyaren noch vor ihrer Landnahme in Ungarn abgewehrt wird. Die Bezeichnung *Östarrichi* für die Mark des 10. Jahrhunderts wird ein älteres **Östargou* fortsetzen, wie schon längst beobachtet worden ist³⁹. Bei *Brezalauspurc* wird 907 der bairische Heerbann von den Magyaren vernichtend geschlagen⁴⁰. Hier tritt ein altbairischer Ortsname auf, der im ersten Teil den Namen des mit König Arnulf verbündeten slawischen Herzogs *Praslaw* enthält, der hier ein Kastell erbaut hat, um die alte Heeresstraße an der Donau zu schützen. Es ist das heutige Preßburg. Bei Raabs führte eine wichtige Straße von Böhmen zur Donau in Niederösterreich und wir hören von Händlern der slawischen Länder, die Salz nach Böhmen brachten, in der Raffelstettener Zollurkunde von 906. Raabs muß in einer bestimmten Zeit eine Bedeutung für Mähren besessen haben, wenn *Rakousy* „Raabser“ den Sinn „Niederösterreich“ annehmen konnte. Im 9. Jahrhundert bemüht sich das Frankenreich, Mähren unter seine Hoheit zu bringen. Nach der Vernichtung des Avarnreiches wurde Pannonien fränkisch. 822 erscheinen auf dem Frankfurter Reichstag das erstmalig Gesandte der *Marvani* „Mährer“ mit Geschenken⁴¹. Zehn Jahre später versucht *Moimir* die deutsche Hoheit abzuschütteln und es setzen die Kämpfe zwischen dem ostfränkischen Reich

³⁷ Atlas von Niederösterreich, Karte 37.

³⁸ MG. SS. XXX, 742.

³⁹ Darüber zuletzt Mitscha-Märheim, Herbert: Dunkler Jahrhunderte goldene Spuren. Wien 1963, S. 183.

⁴⁰ Über den oft behandelten Ortsnamen Preßburg Schwarz: Ortsnamen d. Sudetenländer 110, mit weiterer Literatur.

⁴¹ Annales regni Francorum. MG. SS. I, 159.

und Mähren ein, in denen die deutschen Heere immer wieder in Mähren einrücken. Nun wird man in der Mark Interesse gehabt haben, die Straße zu schützen und die Ereignisse in Mähren zu beobachten, wo es zur Gründung des Großmährischen Reiches kommt. Darin wird die Erklärung für die Gründung der Burg Raabs liegen.

Die Suche nach dem Namengeber ist bisher ergebnislos geblieben. *Rätgōz* ist im 8. und 9. Jahrhundert in Bayern als Personennamen nachweisbar⁴². Bei der Kargheit der Quellen im 9. Jahrhundert darf es nicht Wunder nehmen, daß unsere Kenntnisse lückenhaft bleiben und wir genötigt sind, überall Hilfe herbeizuholen.

⁴² Mitis, Oskar: Der „große Unbekannte“. Jb. f. Landeskunde v. Niederöst. 27 (1938) 319—328. — Ders.: Die Herkunft des Ostmarkgrafen Wilhelm. Mitt. d. Inst. f. öst. Gesch. 58 (1950) 534—549. — Zur Frage noch Lechner, Karl in: Das Waldviertel. Hrsg. v. Eduard Stepan. Bd. VII/2 (1937) S. 12.

DIE CHRONIK DES MÄHRISCH-TRÜBAUER WEBERS
MICHAEL HEGER (1676—1725)

Von Gustav Korkisch

Für die Stadtgeschichte von Mährisch-Trübau ist es bedeutsam, daß es daselbst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts gleich drei Stadtchronisten gab, nämlich den Stadtschreiber Martin Johann Weidlich, den Tuchmacher Girg Fessel und den Leinweber Michael Heger.

Wurde die Weidlichsche Chronik erstmals schon im Jahre 1826 von J. E. Horky im Brüner Wochenblatt Nr. 9—17 und darauf noch öfter abgedruckt und von der Geschichtsschreibung der böhmischen Länder ausgewertet¹, so sind die Chroniken Fessels² und Hegers bis heute fast völlig unbeachtet geblieben.

Was nun die Chronik Hegers betrifft, die in vorliegender Arbeit erstmals kritisch beurteilt wird, so befand sich die Handschrift bis zum Jahre 1945 im Archiv des Trübauer Holzmaister-Museums und wurde später von dort in die staatliche Archivalsammlung in Prag gebracht, von wo sie der Verfasser der vorliegenden Untersuchung über das Österreichische Staatsarchiv zur Einsichtnahme entlehnte.

Die Handschrift zählt gegenwärtig 88 doppelseitig beschriebene Papierblätter in der Größe $14\frac{1}{2} \times 19$ cm. Sie hat einen dünnen, recht schadhafte Pappendeckleinband. Auf der Außenseite des vorderen Einbanddeckels steht auf einer kleinen Vignette, wohl als Inventarnummer, die Ziffer 3. Ist schon der Rücken des Einbandes recht schadhaft, so daß die Handschrift bei einer weiteren Benützung in mehrere Teilstücke zerfallen wird, so befindet sich die Handschrift selbst erst recht in desolatem Zustand. Die Blattränder sind zerfrant, einzelne Blätter stark verschmutzt und lose. Es wurde an Hand einer alten Blattnumerierung festgestellt, daß eine Reihe von Blättern fehlt, nämlich Blatt 1, 6, 8, 40, 45, 48, 49, 51—54, 60—63, 65—67 und die untere Hälfte des Blattes 70, während Blatt 64 zwischen Blatt 83/84 eingeklebt wurde. Eine jüngere Paginierung berücksichtigt nicht mehr das Fehlen der genannten Blätter und ist auch sonst fehlerhaft, indem S. 49 zweimal, S. 99 sogar fünfmal erscheint.

Der Beschreibstoff ist ein grobes, grauweißes Papier, auf dem der Chronist mit hellerer oder dunklerer Tinte seine Eintragungen vornahm. Sie stam-

¹ Das Original befindet sich derzeit im Chaos Pessinianum im Mährischen Landesarchiv in Brünn.

² Das Original, der Rest einer ursprünglich viel umfangreicheren Chronik liegt ebenfalls im Mährischen Landesarchiv. Die Chronik behandelt die Zeit von 1669—1674.

men aus den Jahren 1676—1725, doch finden sich mehrere Vermerke aus älterer Zeit darin, die der Chronist von älteren Vorlagen, vielleicht aus den Akten der städtischen Kanzlei oder aus Stadtbüchern, übernommen hat³. Die Eintragungen erfolgten nicht in chronologischer Reihenfolge, sondern in einem willkürlichen Durcheinander, ebenso fehlt der Chronik eine Gliederung nach Sachgebieten. Auffällig ist es auch, daß die einzelnen Jahre des genannten Zeitraumes nicht mit gleicher Sorgfalt vom Chronisten behandelt, ja, daß manche Jahre übergangen wurden. Eigenartig ist auch, daß manche Eintragung an zwei verschiedenen Stellen der Chronik erscheint⁴. Die Schrift, in der die Eintragungen gemacht wurden, ist eine leicht leserliche Kursivschrift des 17. Jahrhunderts. Der Stil ist einfach, oft unbeholfen, nicht immer einheitlich, öfter durchsetzt mit mundartlichen Wendungen, wie sie in jener Zeit in Trübau üblich waren.

Der Schreiber der Chronik, Michael Heger, war ein Trübauer Leinweber, dessen Geburtsjahr derzeit nicht feststellbar ist, dessen Geburtsort sicherlich die Stadt Trübau oder ein stadtnahes Dorf der Trübauer Herrschaft war. Er bezeichnet sich zwar nicht ausdrücklich als Verfasser der Chronik, doch setzt er öfter nach Eintragungen in der Ich-Form seinen Namen⁵.

Es ist eine Eigenart Hegers, daß seine Chronik zahlreiche rein familiäre Eintragungen enthält. Aus ihnen geht hervor, daß sein Vater am 10. Juli 1696 im Alter von 61 Jahren und 13 Wochen, seine Mutter im Jahre 1714 im Alter von 72 Jahren verstarben⁶. Aus einer gegenseitigen Erbverschreibung des Chronisten mit seiner späteren Ehefrau Maria, einer Tochter des verstorbenen Webers Hannes Weiß, Mitwohners in Trübau, vom Jahre 1686 geht hervor, daß beide recht arm waren⁷. Sechs Jahre später mußte Heger das von seinem Schwiegervater ererbte Häuslein in der Neustift aus Not verkaufen⁸. Dieser Ehe entsprossen sechs Kinder, deren Geburt er nicht mit dürren Worten, sondern in einer lieben, freundlichen Art vermerkte. So heißt es bei dem

³ So heißt es z. B. auf S. 78: „Als man zehlet 1541 im Monat May, da die Sonne auß den Hörnern des Stirß in die Zwillling eintritt, ist die Stadt Mährisch Tribaw in 4 bis 5 Stunden abgebrannt . . .“

⁴ So werden beispielsweise der Bau der neuen steinernen Friedhofsmauer in den Jahren 1690/91 auf S. 11 und S. 75, das Erscheinen eines Kometen am Weihnachtstag des Jahres 1680 auf S. 68 und S. 74 erwähnt.

⁵ So schreibt er am Schlusse des Verzeichnisses der im Türkenlager vor Wien gemachten Beute: „Michael Heger, 1683. Jahr“ (S. 4). Als seit 5. Jänner 1693 kranke Soldaten mehrere Tage in zehn leere Häuser der Stadt eingewiesen und daselbst betreut werden, vermerkt Heger: „ . . . bey mir Michel Heger gelogiret ein Fendrich“ (S. 12).

⁶ Chronik 40.

⁷ Ebenda 90. Am Ende des sehr bescheidenen Erbvertrages vermerkt er in fröhlicher Zuversicht: „Anno 1696, den 13. Jannuarus hab ich mich sambt meiner hertzallerlibsten Maria in den Stand der heiligen Ehe begeben. Der allmechtige, gitige, barmhertzigte Gott woll verleihen ein glickseeliges, frisches . . . Leben vnd auch Fridt vnd Ainigkeit vnnd nach dem zeitlichen das ewige Leben vnd die ewige Frewdt vnd Seeligkeit.“

⁸ Vgl. Chronik 92.

Geburtenvermerk seines ältesten Sohnes⁹: „Anno 1687, den 15. Dezember hat Gott der Allmechtige mich vnd meine Haußwirthin gesegnet mit einem jungen Sohn mit Nahmen Thomas, alß nemlich an Weihnacht-Jahrmark frihe zwischen 4 vnd 5 Vhr, den Stunden nach in Zeichen Jupiter vnnd denn Tag nach in Zeichen Steinbok. Der allmechtige Gott wolle ihm ein frisches, gesundes, glikseeliges, wohlgergehendes, langes Leben verleihen . . .“

Ebenso innige, zu Herzen gehende Worte widmet er seinem toten Vater, der ihm 20 Gulden hinterließ, mit der Bestimmung, ihm dafür, wie es damals Sitte war, Messen lesen zu lassen. Heger erfüllte seinem Vater diesen Wunsch und auf zwei Seiten seiner Chronik vermerkt er in einem umfangreichen Verzeichnis, in welchen Kirchen er „nach Begehren seines liben in Gott ruhenden Vatters, für jene 20 Gulden, auf die er villeicht lange Jahr vnd Zeit von seiner sawern Mihe vnd Arbeit Gott dem Allmechtigen zulieb“ die vielen Messen lesen ließ. Als ihm von dem Geld noch ein kleiner Rest verblieb, verteilte er es am Allerseelestag des Jahres 1696 an arme Leute¹⁰.

Als Heger im Jahre 1698 selbst Taufpate wurde, verfaßte er anlässlich dieses Ereignisses für sein Patenkind, dessen Namen er uns allerdings nicht nennt, einen Spruch mit folgendem Wortlaut:

„Anno 1698 in der Pfarkirchen zur Marischen Trib:
Heunte bin ich worden der Potte dein
Nach Gotteß Befehl vnd Worten rein.
N . . . du getauft bist worden,
Ein gelibett in Gottes Orden.
Dorumb verehr ich dir daß Klein
Nimb vorlib, laß jederman daß Sein.
Gott geb dir seine Gnad vnd Seegen!
Erhalt dich in seinem Wort vnnd Wegen.
Halt dissen Zedel wol vnnd eben.
Darbey du weist dein Alter im Leben.
Dein getrewer Bott
biß in dem Todt.
Michael Heger 1698, denn 17. Oktober¹¹.“

In der Chronik Hegers findet sich noch ein weiteres Gedicht, von dem allerdings nicht sicher ist, ob es von dem Chronisten selbst stammt oder ob er es aus einer uns derzeit nicht bekannten Quelle übernahm und seiner Chronik einfügte. Es hat folgenden Wortlaut¹²:

„Wiltu behalten Gutt vnnd Ehr,
So merk du fleissig diesse lehr!

⁹ Ebenda 91.

¹⁰ Ebenda 26. Gewissenhaft verzeichnet er S. 111 die bei dem Begräbnis seines Vaters entstandenen Kosten und liefert uns damit ein anschauliches Bild eines Begräbnisses in Trübau zu jener Zeit.

¹¹ Ebenda 95.

¹² Ebenda 114.

Förrchte Gott erbavlich,
 In grosse Schuld nicht steke dich,
 Enthalt dich Birgschafft gantz vnd gar,
 In Formindschafft halte Rechnung klar!
 Mit Geltwegleihen hab eben acht,
 Daß du nicht werdest darumb gebracht.
 Inß Recht laß dich nicht leichtlich ein,
 Steck nicht zu vil inß Bergwerk nein!
 Befleiß dich nicht der Alchimey,
 Eß ist nichtß denn Betrigerey!
 Hit dich mit Fleiß vor grossen Spil,
 Auff Herren Gunst traw nicht zu vil!
 Von Hoffart entschlag dich gentzlich,
 Denn Gott dieselben strafft sichtiglich.
 Vnd sei fleissig in deinen Hauß,
 Daß andre laß Gott richten auß.
 Wirstu hirinnen folgen mir,
 So wird Gott dein Gutt segnen dir
 Vnd wirst bleiben ein erbar Man,
 Vor Gott vnd der Welt wohl bestahn.
 Anno 1697.“

Im Jahr 1701 wurde Heger in den Rat seiner Vaterstadt berufen. Er selbst vermerkt hierzu: „Anno 1701, den 8. July hat man mich zu einen vnwürdigen Rathsglid beruffen. Gott der Allmechtige wolle mir seine Gnad darzu verleihen, daß ich darbey meinen Eid vnd Versprechen in aller Demuth vnd Gedult möge getrewlich nachkommen vnd einem jeden, so vil mein Verstand vermag, helfen die Gerichtigkeit zu ertheilen¹³.“

Jetzt konnte er in den sich abwickelnden Aktenverkehr der städtischen Kanzlei Einblick nehmen, wodurch die Eintragungen seiner Chronik seit 1701 an Wert und Glaubwürdigkeit gewannen.

Was den Stil der chronikalischen Eintragungen betrifft, so fehlt ihm die klare Einfachheit und Kürze Weidlichs. Als Webermeister jener durch die Gegenreformation und den Dreißigjährigen Krieg verarmten Stadt hatte er selbst keine besondere Bildung genossen, und dies zeigt sich sowohl im Stil als auch im Inhalt. Er war erfüllt von der tiefen Frömmigkeit des barocken Zeitalters, er war aber auch in dem primitiven Aber- und Wunderglauben des ausgehenden 17. Jahrhunderts befangen, in dem Prophezeiungen, Astrologie und die dauernde Furcht vor Gottes Heimsuchungen, die sich in Kometen, Pest und anderen die damaligen Menschen ängstigenden Vorzeichen ankündigten, eine besondere Rolle spielten. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß diese Geisteshaltung in der Chronik Hegers ihren Niederschlag gefunden hat.

¹³ Ebenda 129.

Sicher ist auch, daß er die Chronik des großen Trübauer Stadtschreibers Weidlich kannte. Vielleicht wurde er durch die Kenntnis dieser Chronik, die er teilweise wörtlich in seine eigene, natürlich ohne Quellenangabe, übernommen hat¹⁴, geradezu angeregt.

Das Hegersche Geschichtswerk läßt sich aber auch mit dem schlichten Notatenbuch Fessels nicht vergleichen. Weidlich und Fessel blieben nämlich bewußt in der kleinbürgerlichen Welt ihrer Vaterstadt Trübau. Verwendet Weidlich für seine Chronik die im damals bereits bestehenden städtischen Archiv vorhandenen Urkunden, Akten oder Stadtbücher, so vermerkte Fessel in seinem Notatenbuch nur jene Vorkommnisse, die sich zu seinen Lebzeiten in den Mauern seiner Heimatstadt zugetragen hatten und deren unmittelbarer Zeuge er gewesen war.

Der Ablauf der Stadtgeschichte genügte Heger nicht, er sprengte bewußt diesen engen historischen Rahmen und nahm in seine Chronik Begebenheiten auf, die sich nicht nur in seiner Heimatstadt oder in ihrer Umgebung, sondern darüber hinaus in Mähren, Böhmen, Wien, Niederösterreich, Ungarn, Italien oder auf den fernen französischen oder türkischen Kriegsschauplätzen ereignet hatten. Daß er dafür leichtgläubig und kritiklos oft Quellen benützte, die vom heutigen Standpunkt des Historikers aus gesehen als recht fragwürdig bezeichnet werden müssen, ist Heger nicht bewußt geworden. Man gewinnt den Eindruck, daß er, nicht zum Vorteile seiner Chronik, einen Bericht umso eher darin vermerkte, je entfernter der Schauplatz des Geschehnisses, je aufregender oder wunderlicher es seinem Inhalte nach war. Es waren mit einem Worte damalige Sensationen, die der wenig gebildete kleinstädtische Chronist der Aufzeichnung wert fand.

Dies möge durch einige Beispiele erhärtet werden. Am Michaelitag des Jahres 1696 war im Gericht zu Wojes, in einem kleinen abgelegenen Dorf der Trübauer Herrschaft, ein Verbrechen verübt worden. An diesem Tag war der dortige Erbrichter mit seiner Frau auf den Heiligen Berg bei Olmütz wallfahrten gegangen. Lassen wir den Chronisten weiter berichten: „... Das Gesindt gehet zukirchen, alß allein die Tochter von 14 Jahren, die ist zuhauß bliben. So kommet das Haußgesind, ein Weib vnd begehret dem Mensch Läuß zu suchen vnd heist sie auff denn Brun sitzen vnd thut sie alßbald hinunterstossen. Vnd alß sich das Menschl thut wehren, widerumb herauß zu kommen, thut sie daß Weib mit einem langen Holtz gewaltsamerweiß wider hinunter stossen, biß sie ertrinken muß. Hernoch gehet sie in die Kammer in die Truhen vnd nimbt das Gelt vnd zündet in der Kammer daß Beth an, zwar, daß eß das Feuer balt wol ist in Augenschein kommen. Vnd sie in den nechsten Tagen gefenglich eingezogen und gesessen biß in einen Sonabend. Den Tag vor Fabian vnd Sebastian hat man ihr das Haupt abgeschlagen, den Kerper bey 9 Cloffter langen Holtz verbrandt¹⁵.“

Ein weiteres Beispiel möge zeigen, wie unkritisch Heger in der Beurteilung

¹⁴ Ebenda 41—50.

¹⁵ Ebenda 15f.

von fremden Zeugenaussagen war. Er vermerkt in seiner Chronik: „Anno 1679, in dem Monat Augustus erhebet sich in vilen Orthen eine grausame erschröckliche Sterb, voraus zu Wien, Znamb, Breschburg, daß die Leute einander angesehen vnd miteinander geredet vnt miteinander getruncken vnd eilend vmbgefallen vnd gestorben, also, daß in 16 Tagen zu Wien achtttausend gestorben. Deß Hornischers Sohn ist gleichsam draussen gewest, also haben sie sehen führen auff acht Wegen tode Kerper, in jedweden Wagen 6 starke Pferde, die Wägen alles mit blawer Leimet verhenket. Vnd haben sie geführet zwischen Waldt vnd Wasser in eine tiffe Gruben. Vnd des Hornischerß Sohn hat sich darob entsetzet, endlich innerhalb zwei Tagen ist er auch gestorben 1½ Mehl hinter dem Leitomischel. Zu derselben Zeit wurde grosses Elendt vnter denn Leutten, keine Handthirung ist nicht hinaußgangen, keine Jahrmarck nirgendß gehalten worden, weder in gantzen Österreich, Böhmen vnd Mehrlandt. Zu Brinn hat es auch erschröcklich gestorben . . . zur Newstadt . . . zur Litta . . . zu Meraw . . . zur Landskron . . . zur Gebitsch . . . auch habe ich mich durch gewisse Leute berichten lassen, daß in der gantzen Summa zu Wien sollen gestorben sein einmahl hundertachtzigtausendt Personen . . .¹⁶“

Die hier angeführten Zahlen der Pesttoten in Wien sind maßlos übertrieben, genau so wie im Verzeichnis der Pesttoten der Stadt Danzig des Jahres 1709, in dem Heger die an der Pest verstorbenen allein für den Monat Juli des genannten Jahres mit 41 336 beziffert¹⁷. Von welchen Mittelspersonen Heger diese Zahlen mitgeteilt erhielt, kann heute natürlich nicht mehr festgestellt werden. Vielleicht brachten sie wandernde Handwerksburschen oder Fuhrleute nach Trübau, wo sie unter der Trübauer Bevölkerung kursierten und auch Heger zu Ohren gekommen sein mögen.

Von welcher Art diese in der Hegerschen Chronik nicht geringe Gruppe ortsfremder aufgezeichneter Begebenheiten war, möge an folgenden Beispielen angedeutet werden: So ein Bericht über die Entsatzschlacht des belagerten Wien vom September 1683 mit einer Liste aller im Türkenlager erbeuteten Waffen und Munition¹⁸, die Aussagen eines türkischen Überläufers über eine geplante Reorganisation des türkischen Heeres bei Stuhlweißenburg¹⁹, die Belagerung und Einnahme der Festung Neuhäusel durch kaiserliche Truppen im Jahre 1685²⁰, die Belagerung und Einnahme der ungarischen Hauptstadt Ofen im Jahre 1686²¹, die Erstürmung Belgrads durch kaiserliche Truppen im Jahre 1688²², die Ausrufung Josefs I. zum König von Spanien²³, die bei der Eroberung der Festung Philippsburg in Baden durch die Fran-

¹⁶ Ebenda 71 f.

¹⁷ Ebenda 59.

¹⁸ Ebenda 2 ff.

¹⁹ Ebenda 33—36.

²⁰ Ebenda 7.

²¹ Ebenda 62.

²² Ebenda 8.

²³ Ebenda 118.

zosen verübten Greuel²⁴, die von den Kurutzen verübten Schandtaten bei der Erstürmung von Zistersdorf in Niederösterreich am 17. Oktober 1706²⁵, Puncta, welche Schweden durch einen Gesandten an den Gesandten des Papstes übermittelte (1707)²⁶, das blutrünstige Wüten einer 60 Mann starken Räuberbande im Landskroner, Mähr.-Neustädter und Olmützer Gebiet im Jahre 1712²⁷, oder die Beschreibung eines erschrecklichen Fewers auf dem Hl. Berg bei Olmütz am 28. September 1705²⁸ usw.

Von diesen Eintragungen ortsfremden Inhaltes, von denen einzelne durch ihren Umfang bemerkenswert sind, führt kein weiter Weg zu einer weiteren Gruppe, die für den Historiker noch problematischer ist, da sie anstelle eines historischen Inhaltes Kuriositäten jener Zeit enthält. Hierher gehört etwa das „Gebet der Tirken wider die Christen“²⁹, eine „erschreckliche neue Zeitung anno 1710 vber zwey Männer . . . welche aus Pologna kommen seindt vnd sollen einen Geist haben aus einer andern Welt“³⁰, „etliche Wunder vnd Propheceyung von einem italienischen Astrologi“³¹, ferner die volkskundlich nicht uninteressanten Vorschriften über das Pflanzen und Veredeln von Obstbäumen und über die Bienenhaltung³². Am eigenartigsten ist aber eine jüdenfeindliche Schmähschrift mit dem Titel: „Über Gottes Straf, Plagen vnd Fluch vber die Juden in ihren 12 Geschlechtern, so sich in dem vnschuldigen Leiden vnd Sterben Jesu Christi sonderlich versündiget haben“³³, die sicherlich nicht von Heger verfaßt, sondern von einer fremden Vorlage übernommen worden ist.

Welche Vorlagen Heger für all die ortsfremden Berichte verwendete, wurde auf Grund ihrer Bedeutungslosigkeit nicht beantwortet.

Verwandt mit diesen Eintragungen ist eine andere Gruppe, die von Naturkatastrophen, Feuersnot, Pest oder Kometen handelt. Schon ihres Inhaltes wegen treten diese Nachrichten mit der Heimat des Chronisten enger in Beziehung und werden dadurch für den Geschichtsforscher des Schönhengstgaues interessanter. So berichtet Heger beispielsweise zum 24. Dezember 1680, „an den heiligen Abendt ist alhier . . . gegen der Sonnen Vntergang, gleichstehend ober dem Schenhengst ein neuer Stern . . . gesehen worden, welcher einen langen Schweiff von sich geben . . .“³⁴.

²⁴ Ebenda 8.

²⁵ Ebenda 38f.

²⁶ Ebenda 119.

²⁷ Ebenda 69ff.

²⁸ Ebenda 37. Auffällig allerdings ist es, daß Heger die Verbrennung des der Hexerei beschuldigten Dechanten Christoph Alois Lautner aus Mähr.-Schönberg in dem nahen Müglitz am 18. September 1685 in Gegenwart von hohen geistlichen Würdenträgern und vielen Tausenden von Neugierigen aus allen Teilen Mährens in seiner Chronik nicht erwähnt.

²⁹ Ebenda 16f.

³⁰ Ebenda 55ff.

³¹ Ebenda 18.

³² Ebenda 136ff.

³³ Ebenda 99—108.

³⁴ Ebenda 68, 74.

Weiter berichtet er, daß es am Tag vor Johannes Baptista 1691 „Blut geregnet, welcheß man an vilen Orthen auff den Dächern, deßgleichen auff dem Grasse genugsam gesehen vnd gefunden . . .“³⁵

Historisch geradezu bedeutsam wird ein Bericht über ein weiteres Wunderzeichen, das am Barbaratag des Jahres 1690 erschien³⁶, „alß nemblich mit Erdbeben, zwar nicht mit Donner, aber daß meistentheils den Leutten schir alles unter den Fissen entwichen vnd schir zur Ohnmacht gedrungen, theilß aber nichts gehöret, aber kaum vnter fuffzehen Häusser eineß, daß nichtß gehöret ist worden, in manchen Häusser, daß die Krige ihm Rechen gewalkelt, die Schissel geklappert, der Thirmer auff dem Thurm herunter auff Hilfe geschrien, alß wann der Thurm hette fallen wollen.“ Geängstigt vermerkt der Chronist: „Vonwegen solchen Zeichen wolte unß der allmechtige Gott dise Straff gnediglich vnd vätterlich abwenden.“

Besonders zahlreich sind die Berichte, die Naturkatastrophen zum Inhalte haben. Bei diesen Eintragungen können wir Heger wohl volle Glaubwürdigkeit zubilligen. Hier wird seine Chronik für die Schönhengster Geschichtsschreibung erstmals bedeutsam, da sie die einzige Geschichtsquelle ist, die uns diese Nachrichten übermittelt. So hören wir von einem schweren Unwetter des Jahres 1695: „ . . . Zwey Tag vor Maria Magdalena vmb 23 Vhr schicket Gott der allmechtige ein schwere Straff mit einen grossen Gewitter, welcheß an so vilen Orthen durch Schlossen vnd grossen Vnwetter an so villen Orthen vnd Derffern das libe Getreid vnd alle Feldfrichte gantz vnd gar ruiniert vnd zu Schanden gemacht, ein erschröckliches Gewesser niedergossen, daß eß vor 32 Jahren nicht so groß gewesen. Die Bäume neben dem Fluß mit Wurtzeln außgerissen, auff der Bleich vil Persohnen in Lebensgefahr gestanden und ein Jungfraw, alß deß Hanß Kleißen Tochter erbärmlich ertrunken, die große Bricken weggeführet, wie auch alle Öffen, Kessel vnd Bitten, so in mancher 15 vnd 16 Schock Leimet gelegen, theilß zerstoßen vnd theilß auch sambt der völligen Leimet fortgeführet, welcheß nacher einen großen vnd mechtigen Schaden vervorsachet hat, daß vnter den Leuten einn grosser Widerwillen vnd langwirige Streitigkeit erwachsen ist. In disen Jahr hat sich also der liebe Schnid von vilen Regen vnd Vnwettern verzogen, daß der Schnid erst gemein gewesen ist vmb Maria Himmelfahrt“³⁷.

In einem Bericht über den kalten Winter des Jahres 1684 erzählt der Chronist, „ . . . daß alle Brunne vnd auch die Wasserrohren verfrohren sein, daß die Bürger daß Wasser zun Birbrenen haben missen von der Landskrönnergassen hineinführen auß dem Bach . . .“³⁸

Hier tritt uns deutlicher als sonst die damalige Trübauer Mundart entgegen. Ebenso stark mundartlich gefärbt ist eine Eintragung, datiert vom 9. August des gleichen Jahres. Es heißt hier: „Anno 1684 ist den 9. Augustus geschehen ein grosses Feuer, auskommen beim Martin Schmid vor dem

³⁵ Ebenda 11.

³⁶ Ebenda 9.

³⁷ Ebenda 14f.

³⁸ Ebenda 72.

Obern Thor. Von des Schmiden Hauß jagetß der Wind auff des Saalerß zunechst vnd von deß Saalers treibets der Wind wider auff des Martin Flegels. Ist gewesen deß Tages zwischen 9 vnd 10 Vhr, seind also drey weggebrandt vnd zwey, alß deß Hanß Kaffkes vnd Wogners eingerissen...³⁹“

In der Stadt und in den umliegenden Dörfern scheint es damals sehr häufig gebrannt zu haben. Heger berichtet für einen Zeitraum von etwa 15 Jahren von mehr als 10 schweren Feuersbrünsten. Unter ihnen ging ein Brand im stadtnahen Dorfe Tschuschitz auf eine recht sonderbare Ursache zurück. Der Chronist berichtet folgendes darüber: „Anno 1704, den 15. October ist abermahl ein sehr erschrocklicheß grosses Feuer außkommen bey dem Hanß Lang in dem ersten Bawerßhoff, indem ein Meidlein von 12 Jahren berichtet, wie daß schon in die 5 Nächte ihr ein schwartzer Man in den Traumb were firkommen, vnd sie solte dissen gedachten Hoff anzinden. Vnd nach Aussag deß Meidels solte eben denselben Tag disser Man sein zu ihr kommen vnd sie abermahl vermahnet. So befindet sich damahl das Meidlein allein vnd sucht Feuer in den Offen vnd indeme sie keines findet, so schleget sie in dem Pulverzeig vnd daß glimmendige Pulver leget sie auff eine todte Kohlen vnnd nimbt solcheß in die Handt zusammen vnd lauffet vmb daß Gebeut herumb biß zu einer Ecken der Schein vnd stecket daß Pulver hinein vnd in dem Pantzen, alwo sich Habern vnd Gerst befunden. Vnd nur so lang, biß das Meidel das Stibel widerumb erreicht, so ist ein völliges Feuer in der halben Schein, indeme doch 4 Personen darinnen gedroschen. Solcher Vrsprung vngefehr 1 Vhr nachmittag, vnd solcheß Feuer hat gewehret biß nachts vmb 4 Vhr in einem Brennen der völlige Hoff, biß eine Beihilff zur Ableschung deß Fewers auß andern Dörffern sein zuhilff kommen...⁴⁰“

Immer wieder vermerkt der Chronist das Aufflackern der Pest. Neben der schon oben angeführten Nachricht über die Pest in den Jahren 1679/80 finden sich weitere Nachrichten. Er schreibt: „Anno 1710, den 25. September seind Husaren alhero ankommen, auß Vrsachen, weilen man vernimbt, wie daß an etlichen Orthen die grausame Pest grassiret zu einer Verhittung der Lender. So seind disse Soldaten aller Orthen vnd auff allen Dörfern, auf der Meil einer sein Wacht gehabt vnd nimand vber denselben Weg oder nechste Strassen ohne Paß passiret wird, vnd ein Jedweder der rechten Landstrassen muß nachgehen. Vnd so sich jemand vnterstinde in frembden Wegen oder ausser der Strassen zu gehen, so hat ein solcher Soldat fug vnd macht zu erschissen...⁴¹“

Aber auch diese Maßnahmen verhindern die Ausdehnung der Seuche nicht.

So berichtet der Chronist von einer weiteren Maßnahme: „Anno 1713, den Montag vor Simon Jude hatten sie bej alhissiger Stadt von der einreisenden Pest wegen die Glocken anfangen zu leitten eine Virtlstundt morgens vmb 8 Vhr vnnd abendts vmb 6 Vhr, vnd ein Jeden vermahnet sambt kleinen

³⁹ Ebenda 73.

⁴⁰ Ebenda 78f.

⁴¹ Ebenda 57f.

vnd groß mit Niederfallen auff vnser Knie, eß seie auff der Gassen oder Wohnung mit eiffrigsten Gebett Gott anruffen, damit vnser libes Vatterland bey gutter Gesundheit erhalten werde vnd Gott schwere Straff gnedig von vns . . . abwenden wolle⁴².“

Seltsam erscheint es nun, daß Heger die furchtbar grassierende Pest in seiner Heimatstadt Trübau im Jahre 1715 mit keinem Wort in seiner Chronik erwähnt. Nur ein in der Chronik eingeklebter Zettel, der aber nicht die Handschrift des Chronisten aufweist, sondern aus der städtischen Kanzlei stammen dürfte, verzeichnet die Lebensmittelspenden vom 26. September bis 5. Oktober, welche die benachbarten Orte der von der Außenwelt abgeschnittenen, arg bedrängten Stadt zusandten. Es heißt daselbst:

„1715, deren specificirten Städt vnd Dörffer, so vns auß hertzlich Mitleiden in vnserer Bedrengnus haben Brodt zugeschiket: Aus der hochfirstlichen Stadt Zwittaw den 26. September empfangen 228 Lab Brodt. Den 29. September auß der Gemein Moletin empfangen 28 Lab Brodt. Eben den 29. September aus der Gemein Kornitz empfangen 3 Massel Graupen, vnd 26 Lab Brodt Auß der Gemein Lutsch den 29. September 28 Lab Brodt, 1 Metzen Korn vnd 4 Massel Kuchelspeiß. Den 30. September widerumb aus der Gemein Kornitz empfangen 52 Lab Brodt. Den 4. October aus der Gemein Stangendorff 130 Lab Brodt vnd 1 Metzen Arbis [Erbsen]. Den 5. October aus der firstlichen Stadt Brisaw uns zugeschicket 122 Lab Brodt vnd indeme wir nur in Empfang bekommen 64 Lab vnd 1 Virl Arbes vnd 1 Virl Hirsch, $\frac{2}{8}$ Linsen vnd drey Virl Weizenmehl⁴³.“

Warum Heger über diese furchtbare Leidenszeit in seiner Chronik nichts vermerkte, wissen wir nicht. Da er sich im Jahre 1716 zum zweiten Male verheiratete⁴⁴, besteht die Möglichkeit, daß seine erste Frau und vielleicht noch andere Familienmitglieder von der Seuche hinweggerafft worden waren und er aus diesem Grund schwieg.

Ist die Zeit des letzten Viertels des 17. und die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts für die Menschen jener Zeit genug düster gewesen, so war sie außerdem unruhig und erfüllt von Kriegen. Damals tobten Türken- und Franzosenkriege, daneben der Nordische Krieg, besonders aber wurde durch den Kuruzenaufstand die kleine Schönhengster Stadt in Mitleidenschaft gezogen. Immer wieder berichtet die Chronik von stattgefundenen Bataillen, über die vom Feind verübten Greuel oder über errungene Siege und Kriegsbeute. Hier wird die Hegersche Chronik wieder zu einer für uns wertvollen Geschichtsquelle. Dies soll wieder an einigen Beispielen erläutert werden. Bei der Eroberung der Festung Landau vermerkt er: „Anno 1702 hat man bey alhissiger Stadt daß Te deum Laudamus gesungen vnd Freudenschieß gethan von wegen der erhaltenen Stadt Londau.“

⁴² Ebenda 96.

⁴³ Ebenda 99/5.

⁴⁴ An dieser Stelle heißt es: „Anno 1716, den 17. Januarij habe ich mich mit meiner Ehewirtin Elisabeth, geweste Sohrin in den Stand der hl. Ehe begeben.“ Vgl. S. 135.

Anlässlich des errungenen Sieges bei Höchstädt lesen wir: „Anno 1704, den 7. September ist in alhissiger Pfarkirchen das Te deum laudamus gesungen worden vnd Freidenschiss gethon von wegen der glicklich erhaltenen Victory mit dem Frantzosen . . .“⁴⁵

Ähnlich berichtet er im Jahre 1683, daß schon im August, also einen Monat vor der Entsatzschlacht vor Wien, die Stadt und Herrschaft Trübau helfen mußte, das in Richtung Wien marschierende Polenheer mit Lebensmitteln, Stroh, Heu und Hafer zu versorgen. Über diese Lieferungen bringt er nachfolgende Aufstellung:

Brod	.....	2735	Pfund
Fleisch	.....	1367 $\frac{1}{2}$	Pfund
Bir	.....	2735	Maß
Schmaltz	.....	54	Seitel
Habern	.....	216 $\frac{1}{2}$	Metzen
Hey	.....	5 $\frac{1}{2}$	Fuhr
Stroh	.....	2735	Bund
Gänß	.....	2 $\frac{1}{2}$	Stück
Hinner	.....	5 $\frac{1}{2}$	Stück
Saltz	.....	5 $\frac{1}{2}$	Kiffel

Thut ihn Gelt 294 fl. Mehr Gelt 366 fl. 40 kr. Summa 660 fl. 36(?) kr.¹⁶“

Hier wird die Chronik Hegers zu einem wertvollen Beleg über ein historisches Ereignis, von dem wir sonst in keiner Schönhengster Quelle hören.

Dies war nicht der einzige Truppendurchmarsch, den die Stadt Trübau in jener Zeit mitzumachen hatte. Wir hören immer wieder davon. Zugleich berichtet Heger von den Rekrutenaushebungen und von Abstellungen von Schanzern, welche die Stadt und Herrschaft Trübau gegen Franzosen, Türken und gegen die aufständischen Ungarn stellen mußte.

So vernehmen wir, daß am 2. November 1685 der Fürst von Lüneburg mit sechs Regimentern, im Mai 1686 der Kurfürst von Sachsen mit 18 Regimen-

⁴⁵ Ebenda 115, 31.

⁴⁶ Ebenda 1ff. Zum besseren Verständnis dieser und aller folgenden Preisangaben ist ein kurzer Blick auf die damaligen Geldverhältnisse erforderlich. Es liefen damals gleichzeitig nebeneinander die alte mährische Währung und die rheinische, welch letztere durch Ferdinand I. im Jahre 1524 für seine deutsch-österreichischen Erbländer eingeführt worden war und nach der Vereinigung der böhmischen Länder mit Österreich im Jahre 1526 auch in Mähren Eingang gefunden hatte. Der alte mährische Gulden war bloß die Halbierung des alten Schocks Groschen, zählte also 30 Groschen und der Groschen zerfiel in 7 Pfennige. Der rheinische Gulden zerfiel in 60 Kreuzer, der Kreuzer in 3 Denare und der Denar in 2 Heller, und verhielt sich nach seinem Werte zum alten mährischen Gulden so wie 6:7, so daß also 70 Kreuzer rheinisch auf einen Gulden mährisch gerechnet wurden. Der mähr. Gulden heißt auch mährischer Taler und ist wohl zu unterscheiden vom Reichstaler, welcher ebenfalls im Umlaufe und einem halben Gulden rheinisch gleichwertig war. Eine dritte Münzwährung war die Markwährung. Eine Mark enthielt 32 mährische Groschen. Außer diesen aus Silber geprägten Münzsorten zirkulierten die Dukaten oder Goldgulden, von denen ein Stück im Jahre 1670 den Wert von 3 Gulden rheinisch hatte.

tern gegen die Türken zogen⁴⁷. Von den sonstigen Truppendurchmärschen erscheint jener des Jahres 1709 bemerkenswert, da er so recht die Sorgen und Nöte der Bewohner der Stadt Trübau während eines solchen Ereignisses widerspiegelt. Heger berichtet: „Anno 1709, den 13. Julij seind alhir drey Regimenter Fußvolck ankommen, nemblich die dennischen, welche man mit vielen Kummer vnd Forcht erwartet schon vor vilen Wochen her. Indeme sie einen Tag vnd Nacht auff dem Anger gelegen vnnd oben bey den Galgen biß auff die vnterste Bleich man nichts alß lauter aufgereichte Zelten groß vnd klein gesehen. Vnd die gantze Nachbarschaft hat sich dieselbige Nacht von wegen Fewersgefahr missen wachsam halten vnd ist einen jeden scharff anbefohlen worden, daß ein Jeder nachginge oben auf dem Boden, deßgleichen vnten mit Wasser sein Haws versehe . . .⁴⁸“

Seit April des Jahres 1684 mußten die Stadt und Herrschaft Trübau Schanzer zu Aufräumarbeiten nach Wien entsenden, denen versprochen wurde, daß sie spätestens nach zwei Monaten wieder in die Heimat entlassen würden. Der Chronist bemerkt aber: „ . . . ist aber gutwillig keiner nicht fortkommen, awsgenomben die, die entlauffen sein, seiner viele krank kommen, theils auch draussen gestorben . . .⁴⁹“

Durch den Kuruzenaufstand unter Führung Rakoczys wurde auch Trübau stärker in Mitleidenschaft gezogen. Darüber berichtet die Chronik:

„Anno 1703, den 3. Oktober hatte abermahl alhisige Herrschaft vonwegen grossen Aufbruchs deß Rakotzen missen 5 Heger auß den Dörffern, deßgleichen 3 Schitzen vnd drey Persohnen aus der Stadt, deßgleichen von einer jeden Herrschaft den Waldreitter mit ihnen zu einer Besetzung vnd Versicherung bey der vngarischen Grentzen entsenden. Darauff widerumb in acht Tagen die allhisige Herrschaft auff die vngarische Grentz missen 36 Schantzer schicken . . .⁵⁰“

„Im Monat December, kurtz vor Weihnachten hatte abermahl der vmliegende Olmützer Kreiß missen mit Nahmen Schantzer schicken vnd ein jedweder mit tauglichen Gewehr versehen sein, doch vilmehr zu einem Widerstand der Rebeller als schantzen, als nemblich die Summa 1400. Vnd wievohlen sie alle glicklich widerkommen, nach solchen aber den 14. Januarij eine betribte Zeitung von ihrer Majestet ankommen, daß sich der finffte Man in Bereitschaft soll versehen.

Anno 1704, den 5. April hatte abermahl der vmliegende Olmützer Kreiß missen Schanzer schicken 1600 Mann. Vnd ein jedweder hatte missen mit tauglichen Gewehr versehen sein. Vnd die hissige Herrschaft hat missen schicken 200 Man vnd die Stadt 20 Man zu einem Beystand wider die Rebellen.

Anno 1704, den 12. Mai hatte abermahl alhissige Herrschaft missen Soldaten schicken, Tragoner vnd Muschetir, nemblich 69 Man auf zwey oder

⁴⁷ Ebenda 6f.

⁴⁸ Ebenda 53.

⁴⁹ Ebenda 13.

⁵⁰ Ebenda 36.

drey Monat zu einem Widerstand der Rebellen, welche mit leichter Kleidung versehen sein werden, also mit einem Rock, Hutt, Halßtuch vnd leichten Schuhen vnd Gewehr, waß man hat zuvor können bringen.

Anno 1704, den 12. Junij ist abermahl von ihr Gnaden Herrn Kreißhauptmann eine trawrige Zeitung ankommen, daß man solte den 5. Man in Bereitschafft stellen auf 14 Tage, daß man solte Monition vnd Prouiant versehen, hernoch den 14. Jnij widerum ein gewisser Briff ankommen, daß man anstatt dessen solte widerumb Schantzer schiken, nemblich die Herrschaft 80 Man.

Anno 1704, den 1. Augustus ist abermahl von ihre keiserliche Mejestett selber ein Patent ergangen vnd in solchen die Lender ersuchen lassen, weil- len daß Schloß Pohnitz beleget vnd deßgleichen Trenschin mit 3000 Mann beleget vnd 24 Stucken, alßdann widerumb den 5. Man aufgetrieben. Vnd die Herrschaft geschicket 130 Mann vnd die Stadt 20 Persohnen⁵¹."

„Anno 1704, im Monat November hatte abermahl hissige Stadt missen Schanzer schicken, die Stadt 24 Mann, biß auf Vngarisch-Radisch, indem mein Bruder auch mitgangen vnd aussen gebliben 3 Wochen . . .⁵²."

Die unruhigen Zeiten brachten es auch mit sich, daß in verstärktem Maße Rekrutenaushebungen vorgenommen wurden. Heger berichtet darüber an mehreren Stellen, so etwa zum Jahre 1692: „Im Monat Februarius hatte abermahl alhissige Stadt missen Soldaten werben, nemblich 6 Personen vnd schon dieselbigen einer jeden Zech außgetheilet vnd die meisten schir in der Nacht weggenomben vnd darzu gezwungen . . ."

„Anno 1694 im Monat Februari hat die alhisige Stadt widerumb missen Lantvolk schicken, vnd solche Soldaten bey nächtlicher Weiß weggenommen vnd meinen Gesellen alß mit Nahmen Mertin Fabik auß der Werkstadt ja sogar hinter dem Webstuhl hervorgenommen . . .⁵³."

Im Jahre 1712 muß auch der Bruder des Chronisten, Georg Heger, Soldat werden. In der Chronik heißt es diesbezüglich: „Anno 1712, den Tag Leopoldus, hat mein Bruder Georg Heger vor die Gemein Porstendorff einen Soldaten geben vnd alhir gebliben biß 1713 am Tag Apolonia [9. Feber]. Von hir sich beurlaubet vnd nacher Brinn abgefihret worden. Hantgelt hat er bekommen 30 fl. vnd wochentlich 1 fl. 3 kr. sambt einen Laib Brodt vnd einen Scheffel Korn. Gott der Allmechtige wolle alles Wohlergehen ihm verleihen vnd gutte Gesundheit⁵⁴."

Zu diesen Verpflichtungen, Rekruten, Soldaten und Schanzer zu stellen, kamen noch die Steuerlasten in Form von doppelt zu leistenden Kontributionen, der neu aufgekommenen Kamin-, Kopf-, Vermögenssteuer und des drückend empfundenen Accis. Heger kommt immer wieder auf die „betribte Zeitung", wie er die kaiserlichen Zahlungsbefehle und Mahnungen nennt, zu sprechen. Seinen Zorn über die dauernd sich steigern den drückenden Steuern

⁵¹ Ebenda 20—22.

⁵² Ebenda 26.

⁵³ Ebenda 92f.

⁵⁴ Ebenda 82.

drückt ein Vaterunser über den Accis aus — der im Jahre 1675 neuerlich aufgelegt worden war —, das folgenden Wortlaut hat:

„Herr thue uns von den Accis erretten
So wollen wir täglich vor dich betten
Vatter vnser
Ich glaub, daß zwischen Himmel vnndt Erden
Kein grösser kann gefunden werden
der du bist
Weil beij dir kein Erbarmnis ist,
So meinst du, daß du schon bist
im Himmel
Du hält vnnd achtest ja nicht auch
Das Sonntag vnd Feyertags Gebrauch
geheiligt werde
Du willst auch, daß von Jedermann
gefürchtet werde Maximilian
dein Namen
Deß Kaiserß Gnad vnndt Gittigkeit
darzu die liebe Gerechtigkeit
zu komme vnd
Ich glaub, daß du gottloser Gesell
Aldort wirdt sein die ewige Höll
dein Reich
Waß du denn Herrn thust vortragen
Missen sie baldt alle sagen
dein Wille geschehe
Vnnd wann es geschicht, waß du begehrest,
Gefällt dirs wohl alß wann schon wärest
wie im Himmel
Du gedenkest es wirdt sich droben wider
vor dir gleich fürchten missen ein Jeder
also auch auf Erden . . .⁵⁵ usw.

In dieser Tonart geht es bis an das Ende des Vaterunser. Das vorliegende Pamphlet stammt vielleicht nicht von Heger, sondern war wohl damals im Volk verbreitet und es wäre einer eigenen Untersuchung wert, den um dieses Schmähedicht sich ergebenden Fragenkreis zu klären.

Doch wir wollen uns der letzten Gruppe, den interessantesten Eintragungen zuwenden, die vor allem für den Historiker des Schönhengstgaues wertvoll sind und die die Stadt Trübau und ihre Bewohner direkt betreffen. Einen breiten Raum nehmen hier kirchliche Nachrichten ein. An erster Stelle muß das im Jahre 1678 gegründete Franziskanerkloster erwähnt werden, dessen Entstehung, Baugeschichte und religiöse Bedeutung für das Trü-

⁵⁵ Ebenda 121f.

bauer Gebiet an vielen Stellen in sehr positivem Sinne gewürdigt werden. Als Beispiel für die vielen uns unbekannten Einzelheiten, von denen Heger berichtet, mag der Bau des schönen Klosterbrunnens angeführt werden, über den der Chronist folgendes zu berichten weiß:

„Anno 1704 im Monat Julij vnd August haben die Herrn Franciscaner einen Schluß gehalten mit dem Heger von Bloßdorff vnd er sich vor einen Meister vnterstanden, ihnen einen Brun zu graben. Vnd wiewohl auch solchen glicklich angefangen, mitten in dem Platz innerhalb der Chreutzgänge vnd da er schon in die Tiffe gebracht worden in die 16 Klaffter, so hebet es in einen Samstag vmb 11 Vhr daß Geriste sambt aller Materij an zu fallen, eines vmb das andere biß Sontag frihe vmb 8 Vhr, daß es bißweilen ein Getimmel gewesen, alß wan das Kloster wolte niederfallen. Nach solchen wurde vil Holtz darzu verordnet vnd vber den gantzen Platz die Mauern mit den höchsten vnd größten Bauholtz gezwenget Vnd solches widerumb mit harter vnd schwerer [Mühe] außgeföhret, biß auff etlich Klaffter, so fallet der Meister 8 Claffter tiff hinunter, daß jederman vermeinte, er würde nicht mit dem Leben dauon kommen. Ohngefehr inner zweij Tagen, so fallet widrum Holtz, Eissen vnd Materij alleß zusammen. Welcher Brun schon großen Vnkosten verursacht, am Gelt 230 fl. vnd 125 Centner Eissen vnd nach Aussag der Arbeiter vnd Franciscaner am Holtz so verstellen ist, daß man zwej gewisse Heisser hette können aufrichten . . .⁵⁶“

Über die Trübauer Pfarrkirche werden an sich belanglose Nachrichten verzeichnet, so etwa, daß anno 1711 in der Woche vor dem Kreuztag der streitsüchtige Trübauer Dechant Maximilian Reichenauer (1702—1715) und seine Mutter die Pfarrkirche säubern und ausweißigen ließen⁵⁷. Diese belanglose Nachricht wäre an sich nicht erwähnenswert, wenn sie nicht in einem sehr scharf geführten Streit zwischen dem Trübauer Rat und den Stadtbewohnern mit Reichenauer eine gewisse Rolle spielen würde. In einer von seiten der Bürgerschaft beim bischöflichen Konsistorium in Olmütz im Jahre 1709 eingebrachten Klageschrift gegen Reichenauer, in der schwerste amtliche Verfehlungen des Dechanten aufgezählt werden⁵⁸, heißt es: „Durch den unzeitigen, wahr zu sein scheinenden erdachten Vorwand, ob müßete dießes frühe Jahr die mit großen Rauch und Staup von undencklichen Jahren erschwarzt seyn sollende Pfarr Kirchen renoviret werden, ist eintzig und allein seine [des Dechanten] passionirte Intension, vnß und die gantze Gemeinde wegen der entlehnten 600 fl. rhein zu vexiren . . .“.

Wenn Heger weiter in seiner Chronik ohne jeden weiteren Kommentar ein „Verzeichniß, waß ein Jedweder dem H. Dechandt vnd Schulbedinten

⁵⁶ Ebenda 28f. Ein Klafter beträgt nach heutigem Maß 1,896 m.

⁵⁷ Ebenda 64.

⁵⁸ Die genannte Klageschrift, eine Copie, ein Heft von 12 Blättern in fol., findet sich im Archiv des Böhm. Nationalmuseums in Prag. Sie ist an das „Hochwürdig-Hoch- vndt wohlgebohrner Reichs Graff gesambt Hochwürdig-Bischöfl. Consistorial Ambt“ adressiert und enthält die Stellungnahme aller drei Räte in bezug auf die Vorwürfe Reichenauers und erhebt selbst sehr schwere Angriffe.

schuldig zu geben sey“ vermerkt, so scheint dies wieder eine tiefere Bedeutung zu haben, da Dechant Reichenauer im Jahre 1714 zur Zurückerstattung von Stolagebühren verurteilt und als Urheber aller Streitigkeiten strafversetzt wurde⁵⁹.

Bedeutsam sind die zahlreichen Vermerke über die Kreuzbergkirche und die hl. Dreikreuze. So vernehmen wir, daß im Turm der Kreuzbergkirche im Jahre 1700 alte Schriften aufgefunden wurden⁶⁰, aus denen hervorgeht, daß der erste lutherische Prediger am Sonntag Corporis Christi des Jahres 1550 nach Trübau gekommen wäre, die bisher einzige bekannte Nachricht über diese für die Trübauer Stadtgeschichte bedeutsame Begebenheit. Bedeutsam ist auch, was Heger über das weithin sichtbare Wahrzeichen der Stadt, über die hl. Dreikreuze zu berichten weiß. Die heutige barocke Kreuzigungsgruppe, die von dem Leitomischler Bildhauer Georg Franz Patzak in den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts geschaffen wurde, hatte mehrere Vorgänger aus Holz. Wir vernehmen, daß am 21. August 1662 eine hölzerne Kreuzigungsgruppe auf dem Gipfel des Kreuzberges erneuert wurde. Diese Gruppe stand bis zum Jahre 1680, als eines der drei Kreuze umstürzte. Die neu angefertigten standen dann bis zum Jahre 1713. Am 28. August dieses Jahres wurden die Kreuze wiederum erneuert. „An diesem Tage“, so vermeldet Heger, „hat widerumb ein alhisiger Caplan namens Johannes neue dreij Chreutz mit grossen Vnkosten aufsetzen lassen“⁶¹.

Weiters lesen wir, daß am 26. Mai 1678 das große Kreuz, das beim Hineingehen zur rechten Hand vor dem Niederen Tor stand, erneuert werden mußte⁶². Sowohl das hier genannte Kreuz wie der Niedere Torturm sind seit mehr als 120 Jahren verschwunden.

Im Jahre 1713 erhielt auch der Turm des Spitalkirchleins seine heutige Gestalt. Die Chronik berichtet darüber: „Am 14. September d. J. alß am Tag Chreutzerhöhung mit größter Solennität von Heerpauken, von Trompetenschall, der Meister zu oberst mit 3 Glösser Wein vnd 3 Pistolenschuß die Gesundheit volzog“, gedachte man des alten Turmes, der 116 Jahre gestanden hatte⁶³.

Ein interessanter Bericht, der wegen seines bedeutenden Umfangs im Wortlaut hier nicht wiedergegeben werden kann, behandelt einen fast modern anmutenden Streit und die im Gefolge damit entstandenen Unruhen innerhalb der Trübauer Bürgerschaft im Jahre 1708. Damals waren mehrere Bürger, an ihrer Spitze Johann Kimmel und Georg Brauner, gegen die althergebrachte

⁵⁹ S. 109. Auf dem Porträt Reichenauers im Saale der Trübauer Dechantei ist zu lesen: „Ao 1702. ord. VII. R. V. D. Maxmil: Reichenauer. Can. reg. ex Austria ad St. Hipolytum, resignato Beneficio redivit ad Coenobium“. Die zurückzuerstattenden Stolagebühren betrugen, wie dies aus einem lateinisch abgefaßten Schreiben des Olmützer Konsistoriums, dat. 24. September 1714, derzeit im Archiv des böhm. National-Mus., hervorgeht, 86 fl. 30 kr.

⁶⁰ Chronik 61.

⁶¹ Ebenda.

⁶² Ebenda 64.

⁶³ Ebenda 99/2.

Form der Ratserneuerung aufgetreten, da jeweils vom scheidenden Rat für den neuen Rat nur solche Bürger vorgeschlagen wurden, die vermögend waren. Die beiden verlangten nun, daß auch Bürger in den Rat aufgenommen würden, deren Besitz geringer war. Eigenartigerweise wurden Kimmel und Brauner in ihren Forderungen von dem Trübauer Dechanten Reichenauer und mehreren liechtensteinschen Beamten unterstützt, was allerdings dazu führte, daß der amtierende Rat dieses Vorgehen als Eingriff in sein uraltes Recht, den Rat zu erneuern, betrachtete, und daß regelrechte Tumulte innerhalb der Bürgerschaft ausbrachen⁶⁴.

Auch für ein anderes Gebiet des damaligen städtischen Lebens bringt die Chronik einen interessanten Beitrag. Als man im Jahre 1701 einen Roßdieb henken wollte, mußte der Trübauer Rat zu seinem Leidwesen feststellen, daß auf der Gerichtsstätte der Galgen baufällig geworden war und vor der Hinrichtung des armen Sünders erneuert werden mußte. Heger berichtet nun, daß vom Rat verordnet wurde, „ . . . daß alle Zechen bey der Stadt sambt denen löblichen Stadtgerichten, 6 Musketir vnd etliche Maurer vnd vile der Zimmerleut, solche alle gesambt in einer Ordnung hinauß gangen zum Gericht vnd altorten ein jedweder Handwerksmann mit einem Mauerhammer drey mahl in den Galgen geklopft oder geschlagen, hernoch wider der Herr Stadtrichter sambt fünff ander Herrn des Rathß widerumb ein jedweder die Zimmermannhack genommen vnd ein jedweder widerumb einen Hib in deß Holtz gethan. Vnd hernoch wider die löblichen Stadtgerichten sambt denen Zechgeschworenen, alle gesambt bahrweiß sambt einen Trummelschlag vnd gelben Fahn widerumb hineingangen⁶⁵.“

Von den sonstigen Nachrichten über die Stadt Trübau ist die vom Bau einer Wasserleitung von den Wuntscherquellen bei Uttigsdorf in die Stadt hinein in den Jahren 1677/78 erwähnenswert⁶⁶. Durch diesen und eine Reihe weiterer Vermerke in der Hegerschen Chronik erhält die Trübauer Stadtgeschichte jener Zeit eine bedeutende Bereicherung. Auf diesem Gebiete ist die Hegersche Chronik eine wichtige Geschichtsquelle, da diese Eintragungen jene lebendige Unmittelbarkeit besitzen, die durch das Miterleben des Chronisten bedingt wurde. Diese Vermerke würden es verdienen, zur Gänze als nicht unwichtiger Beitrag einer historischen Quellensammlung des Schönhengstgaues veröffentlicht zu werden.

⁶⁴ Ebenda 124 ff.

⁶⁵ Ebenda 129.

⁶⁶ Ebenda 67.

DIE WIRTSCHAFT BÖHMENS UND MAHRENS (1760)

Dargestellt in einem Lehrbuch für Kronprinz Joseph (II.)

Von Gustav Otruba

Maria Theresia ließ 1751 für den damals elfjährigen Kronprinzen Joseph durch ihren Staatssekretär Johann Christoph Freiherr von Bartenstein einen Erziehungsplan entwerfen, dessen Durchführung in den folgenden Jahren hauptsächlich durch das Fehlen geeigneter Lehrbücher sehr behindert war¹. Als 70-jähriger resignierte Bartenstein von seinen mannigfaltigen Staatsämtern — darunter auch als Leiter des Staatsarchivs —, um für den nunmehr 18 Jahre alt gewordenen Kronprinzen Lehrbücher zur Einführung in die höheren Cameralwissenschaften selbst zu verfassen, worin er die Fülle seiner politischen Lebenserfahrungen dem Thronfolger unmittelbar nutzbar machen wollte. Darin sollte das bisherige Geschichts- und Geographiestudium, wobei er an ersterem bereits persönlich als Lehrer beteiligt war, einen krönenden Abschluß finden. Immer wieder versucht er anhand von konkreten Beispielen aus seiner eigenen Regierungspraxis, sehr oft allerdings auch durch breite, ermüdende Exkurse in die Geschichte, möglichst anschaulich praktisch zu belehren. Relativ kurz streift er dabei jeweils den gesellschaftlichen Aufbau und die wirtschaftliche Struktur der einzelnen Kronländer, insbesondere vom Standpunkt ihres Steueraufkommens. Für solche ihm ferner liegende Fachgebiete, besonders die neuesten statistischen Daten, zog er in der Regel die zuständigen Fachleute heran. Ich habe an anderer Stelle, als ich die „Wirtschaft Österreichs unter der Enns (1760)“ auf Grund seines Lehrbuches behandelt habe, die Frage seiner Gewährsleute sowie des pädagogisch didaktischen Wertes seiner Unterrichtsmethode gewürdigt². Weiters haben Alfred Hoffmann bei der Darstellung der „Wirtschaft Kärntens“³ und Herwig Ebner für die „Wirtschaft der Steiermark“⁴ auf die Bedeutung dieser „Lehrbücher“ als erzählende Quellen der Wirtschaftsgeschichte hingewiesen. Immerhin wird hier ein knappes Bild der Gesellschafts- und Wirtschaftsstruktur vom Standpunkt eines erfahrenen Staatsmannes entworfen, wobei es nicht an persön-

¹ Högl, W.: Bartenstein als Erzieher Joseph II. Phil. Diss. Wien 1959.

² Otruba, G.: Die Wirtschaft Österreichs unter der Enns (1760), dargestellt in einem Lehrbuch für Kronprinz Joseph (II.). Jahrbuch des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich 37 (1967) 248—276.

³ Hoffmann, A.: Die Wirtschaft Kärntens im Prinzenunterricht für Joseph II. Carinthia I, 147 (1957) 640—650.

⁴ Ebner, H.: Steiermarks Wirtschaft im Prinzenunterricht für Joseph II. Blätter für Heimatkunde 35 (1961) 19—22.

licher Kritik an dem damals bereits umstrittenen Haugwitzschen System mangelt.

Unter dem „*Pro Memoria, so aus allerhöchsten Befehl verfasst worden, um von gesamten Königlichen Erblanden, und jedem insbesondere jene Nachrichten einzuziehen, welche der durchleuchtigsten königlichen Nachkommenschaft, und bevorab dem Cronprinzen, Seiner königlichen Hobeit Erzherzogen Joseph von ihrer innerlichen Verfassung die nöthige klare Känntnuß geben können*“ behandeln die Handschriften „Sn 12037“ in der Handschriften-sammlung der Österreichischen Nationalbibliothek (270 fol.) und „W 29“ im Österreichischen Staatsarchiv (H. H. St. A.) (295 fol.) Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Handschrift der Nationalbibliothek ist sorgfältiger geschrieben und kostbarer gebunden, so daß wir darin das für die Hand des Kronprinzen bestimmte Exemplar vermuten dürfen. Dafür spricht auch, daß dieses am Schluß von Bartenstein eigenhändig unterzeichnet wurde. Im übrigen stimmen beide Handschriften fast wörtlich überein, beide weisen allerdings geringfügige Korrekturen einer zweiten Hand auf — vermutlich von Bartenstein selbst. Beide Handschriften besitzen kein Inhaltsverzeichnis und auch keine detaillierte Gliederung, bestehen aber aus drei Teilen: dem „Pro Memoria“, zerfallend in die Unterabschnitte Böhmen, Mähren und Schlesien, datiert mit „Wien, den 25. August 1759“, einem „Nachtrag zu dem Pro Memoria, die innerliche Verfassung derer Böhmisches Länder betreffend“, datiert „Wien, den 1. Jänner 1760“, sowie aus „Getreueste alleruntertänigste Erinnerungen“, datiert „Wien, den 1. Jänner 1760“. In letzteren findet sich auf fol. 254 die Bestätigung, daß diese Handschrift Bartenstein persönlich zum Verfasser hat: „Allein da Ihro Majestät absonderlich auf die Beschleunigung dessen, was die Böhmisches Länder betrifft, sehr stark gedungen, so habe mich bemüssiget gesehen, ohne aller fremder Beyhülfe meine wenigste Gedanken darüber zu Papier zu bringen“. Weiters findet sich hier auch eine Erklärung dafür, daß in dieser Handschrift konkrete statistische Daten zwar vorgesehen, aber dann zumeist doch nicht ausgeführt worden sind⁵, was der Verfasser damit begründet: „Doch habe in blanco gelassen, was von dem Vermögen der Geistlichkeit, des Weltlichen Adels und der Königlichen Städten mir nicht, sondern allein jenen bekannt seyn konnte, welche an deren Peraequation und Rectification gearbeitet, und sowohl das alte als dermahlige rollate in Händen haben.“

Das „Pro Memoria“ bringt zunächst auf 16 Folien eine allgemeine Einleitung, die aber bereits auf die besonderen Umstände Böhmens und Mährens mehrfach Bezug nimmt:

(fol. 3) „Beeden Kayserlichen Mayestätten und dem ganzen Staat ist unendlich viel daran gelegen, daß von gesamter Erb-Königreichen und Landen innerlichem Zustand der Sie einmahls zu regieren habender Nachfolger in Zeiten wahrhafft und genau unterrichtet werde. Seinen großen Nutzen hat, auswärtiger gesitteter Völker Rechten, Gewohnheiten, Staats-Regeln und was

⁵ Vgl. fol. 78, 82.

von Zeit zu Zeit bey ihnen eingeführt und verordnet worden, zu wissen. Aber noch weit nuzlicher, ja unentbehrlicher ist für jeden Regenten, die eygene Länder und ihre Beschaffenheit aus dem Grund zu kennen, als welches der einzige sichere Leitstern ist, denenselben wohl und weislich vorzustehen . . .“

(fol. 6) „Überhaupt kommen dieselbe derer unter der Kayserin und Apostolischen Mayestät Bothmäßigkeit befindlicher Königreichen und Länder in vier Classen einzutheilen, in dere ersteren die Teutsche Erbländer, in der zweyten das Königreich Ungarn samt denen theils demselben Einverleibten, und theils daran anstossenden Provinzien, in der dritten die Niederlanden und in der vierten die Österreichische Lombardei begrieffen ist. Wornebst das Ihro Mayestät, dem Kayser eygenthumlich zugehörige Großherzogthum Toscana ebenmässig seiner besondere Aufmerksamkeit verdienet.“

(fol. 9) „Die eygene Betrachtung hat in Ansehung derer übrigen Erbländen, obschon im minderem Grad, ebenmäßig statt. Das Mantuanische bedeckt Tyrol und einen Theil von Inner-Österreich, und die Erfahrung hat in gegenwärtigem Krieg gelehret, wie großen Nuzen man an Geld und Volk aus denen Niederlanden zu ziehen vermag, sobald nur die Sach recht angewiesen wird; dessen nicht zu gedenken, daß in eben diesem Fall gar nicht ohnmöglich wäre, auch im Commercio ein ander gedeyhlichen Vorschub zu geben; zugleich als hinwiederum auch allein von der Monarchie Mittelpunkt aus, denen darvon entfernten Landen beygesprungen und selbe gegen feindliche Überschwemmungen verwahret werden können . . .

Die [Länder] von der ersten Class theilen sich hinwiederum zuvorderst zwar in die Böhmishe und Oesterreichische, hiernächst jene nunmehr in das Königreich Böhmen, das Marggrafthum Mähren und einen geringen Theil von Schlesien, und diese in die Nieder-Oesterreichische, Inner-Oesterreichische und Ober-Oesterreichische Lande . . .

Obwohlen nun alle diese Länder enger unter sich, als mit den übrigen verknüpft seind, und sicher es keinem übel ergehen kan, ohne daß die Nachwehen darvon auch die übrige empfinden, gleich sie denn den Verlust von Schlesien und Glaz weit härter anjezo verspühren, als ihre viele sich nicht eingebildet, da anfangs von deren Überlassung an Preussen die Frage ware, mithin diese höchst

(fol. 10) traurige Erfahrung sammentlichen Teutschen Erbländen, auch sogar dem angränzenden Theil vom Königreich Ungarn zur Lehre und Warnung billig dienen sollte; so ist jedoch die gemeinsahme werkthätige Beherzigung dessen, was zu eines jeden Nuzen oder Schaden gereicht, annoch nicht so wie zu wünschen wäre, und ihre eygene Wohlfahrt es erheischet, auch nur zwischen denen Teutschen Erbländen bevestiget . . .

Sehr weislich ist zwar beschehen, daß man theils durch vielfältige, zwischen großen Böhmischen und Oesterreichischen Familien gestiftete Vermählungen, theils durch Anlockung jener, um sich in Oesterreich, dann dieser, um sich in Böhmen ansässig zu machen, und theils in mehr andere Wege, so gar das Andenken der ehemaligen Trennung auszulöschen sich beflissen.“

(fol. 11) „Ingleichen ist gar recht beschehen, daß man in der Contribution

zwischen denen Böhmischen und Oesterreichischen Erblanden, außer Tyrol und Vorder-Oesterreich eine billige Proportion einzuführen bedacht gewesen. . . . Dann die Gemüther durch nichts mehr von einander entfernt zu werden pflegen, als wann die gemeinsame Bürden ungleich ausgemessen seind, das ist, zu gleicher Zeit einerley Unterthanen zum Theil bedrucket und zum Theil begünstiget, ohne Verschulden deren einige Noth leiden, und andere ohne Verdienst erhoben werden. Und endlichen ist auch unter die viele lobwürdige Sorgfalten der Kayserin und Apostolischen Königin Mayestät mitzuzehlen, daß unter Ihrer glorreichsten Regierung

(fol. 12) die Besorgung des Provincialis derer Böhmischen und Oesterreichischen Landen einer einzigen Hofstelle, man nenne sie gleich, wie man nur immer wolle, anvertrauet worden . . .“

(fol. 14) „Bey so bewandten Umständen ist sich also ganz und gar nicht zu verwunderen, wann man, ungehindert aller angewandten Bemühung biß nun noch nicht so glücklich gewesen, zu verhüten, daß fast beständig die Böhmischen Länder sich über die vorgeblich mehrere Begünstigung derer Oesterreichischen, und die Oesterreichischen über die vorgeblich mehrere Begünstigung derer Böhmischen Länder beklagen: wo doch eines wie das andere, sowohl dem Dienst als der gerechtesten Allerhöchsten Willens-Meynung zuwider ist. Wenn man nun, um derley gemeinschädliche Klagen zu minderen, die von Vergangenem und Gegenwärtigem hebende Erfahrung unpartheyisch zu Rath ziehet; so dörrfte man sich nicht sonderlich irren, zu sothanem Ende das, was folget, vorzuschlagen: Daß nemlichen Primo die billige Proportion nicht in einer Abgabs-Rubrick allein, als zum Exempel dem Contributionali, sondern in allen zugleich, das ist Salz-, Mauth-, Taback-Geföll und so fort eingeführet werde, ohne das eine Land vor dem anderen hierunter zu begünstigen; maßen auf eines hinauslaufft, wie man das, was man zu geben hat, benamset, sobald das, was man zu geben hat, die Proportion übersteyget. So jedoch nicht zu hindern hat, vorzüglich in großen Städten, wo mehrere Fremde sich aufhalten, auf derley Abgaben fürzudenken, welcher sie, die Fremde, mit zu unterliegen haben. Secundo, daß auch außerdeme man gleichen Maßreglen folge, und nicht der bloßen Anständigkeit halber in einem Land nicht gelten lasse, was man in einem anderem handhabet und verthädiget. Tertio, daß keinerseits in jenem, was diese Proportion betrifft, die Einheimische allein angehöret, vielmehr zur Sachen Untersuchung andere, so allda nicht begütert seind, gebraucht, von darumen jedoch sie, die Begüterte, weder darvon ausgeschlossen, noch durch Ungestimme und Drohungen abgeschröcket, am allerwenigstem aber ohne ihre Erinnerungen und Klagen mit Bedacht zu erwegen, etwas entschieden werde. Und daß man

(fol. 16) Quarto vorzüglich jene hierüber zu Rathe ziehe, welche in beederley Landen Güter von nicht allzu ungleichem Werth besizen, und welchen mithin daran gelegen ist, daß auch für das Gegenwärtige das eine Land, wie das andere, aufrecht und bey Kräfften erhalten werden möge. Hierinnen bestehen also meines Ermessens die wesentlichste Pucten, welche in An-

sehung des Zusammenhangs gesamter hiesigen Erbkönigreichen und Landen bey ihrer dermahligen Beschaffenheit eine besondere Aufmerksamkeit zu erheischen scheinen. Da mir nun ihr guter Grund theils aus der Erzählung derer ältesten und von dem hiesigen Interno am besten unterrichteter Ministrorum, theils aber auch aus eygener etlich und vierzigjährigen Erfahrung bekannt ist; so trage kein Bedenken, unerwartet derer aus jedem Land einzuholen kommender Nachrichten, umso mehr sie anzuführen, als diese Nachrichten nur jedes Erbland insbesondere, nicht aber alle insgesamt, betreffen dörrften. . . .“

Böhmen

(fol. 17) „Von dessen Ursprung, ersteren Innwohnern, ältesten Geschichten und so fort an vieles zu melden halte für ohnnötig . . . , daß weilen ein künftiger großer Regent, und bevorab derjenige, welcher bey denen im Eingang gegenwärtiger Schrifft angezeigten Umständen der weitschüchtigen Oesterreichischen Monarchie zu seiner Zeit vorzustehen hat, weit mehr als andere erlernen muß, dessen Gedächtnus mit Känntnissen zu überladen, so die schwere Regierungs-Kunst nicht erleichtern, nie verantwortlich seyn würde. Ein Cronprinz ist nicht wie eine Privatperson zu unterweisen . . . Um aber in besserer Ordnung dasjenige anzuführen, was Seiner Königlichen Hoheit von diesem ansehnlichem Königreich eine nuzliche Känntnus gaben kann; so glaube von dessen innerlichen Zustand und Verfassung, jeweyligem

(fol. 18) Wachsthum und Abnahm, dermaligen Beschaffenheit, Stärke und Gebrechen den Anfang machen, sodann aber auch die Verträge und Bündnissen mit Benachbahrten und was von auswärts zu dessen Vorthail oder Schaden gereichen kann, mit Stillschweygen nicht übergehen zu sollen.

Dem innerlichem Zustand und Verfassung seze dessen verschiedene Abtheilungen voraus. Da die Elbe durch dasselbe fließet, so ist es jezuweylen in Bohemia Cisalbinam et Transalbinam, in das Land diesseits und jenseits der Elbe, getheilet worden. Ingleichen wurde von einigen das Land in verschiedene Gebiethe, als Kaurzimmer, Bunzlauer und Sazer-Gebiethe abgetheilet. Die haupt und beträchtlichste Eintheilung dessen aber beschähe vom Kayser Carl dem Vierten, der zugleich König von Böhmen ware, und bekanntermaßen von diesem Königreich einen so gutthätigen Vatter, als schädlichen Stieffvater vom Teutschen Reich abgegeben. Er theilte also zur bequemerem und geschwinderen Vollziehung seiner Verfügungen vielerwehntes Königreich in fünfzehn Creyße, dem Prager, Kaurzimmer, Königgräzer, Krudimer, Czaßlauer, Bechiner, Moldauer, Bodjebrader, Brachiner, Pilßner, Rakonizer, Slaner, Sazer, Leitmerizer und Bunzlauer ab. Worzu noch der Eger Bezürck, der Elenbogner Bezürck und die Graffschaft Glaz kamen, welche gleichfalls Theile des Königreichs Böhmen ausmacheten.

(fol. 19) Jetzgedachte Eintheilung hat mehrere Jahrhundert fürgedauert. Da jedoch die Creyße sehr ungleich waren, und daher dann und wann Unordnung entstanden, so haben weyland des Höchstseeligsten Kayzers Carl des

Sechsten Mayestät als König von Böhmen auf derer Herren Ständen selbst-eygenes Ansuchen und Bitten die Creyße anderst eingetheilet, und anstatt fünfzehn, deren nur zwölf benennet, nemlichen den Königgräzer, Bunzlauer, Krudiner, Czaßlauer, Kaurzimmer, Bechiner, Brachiner, Pilßner, Sazer, Leiterizer, Rakonizer und Perauner. Doch da einige aus diesen zwölf Creyßen allzu weitschüchtig zu seyn befunden worden, um von einem Creyßhauptmann und dessen Subalternen übersehen und besorget zu werden, so hat man in vieren, das ist im Königgräzer, Bechiner, Pilßner und Sazer deren zwey angestellt. Welche Einrichtung noch heuntigen Tags in Übung, und an allem obigen sehr wohl und weißlich beschehen ist. . . .“

Es folgt nun eine ausführliche Darstellung der Geschichte Böhmens, woraus wir aber nur zwei, für die Einstellung des Verfassers besonders charakteristische Stellen zitieren wollen. Der Konvertit Bartenstein tritt bei Behandlung der „Gegenreformation“ für religiöse Toleranz ein:

(fol. 32) „Gleichwie also in späteren Zeiten ein übertriebener Religions Eyffer dem Erzhaus allzu oft fatal gewesen; also ist jedoch hinwiederum auch gewiß, daß nicht minder der Irrglauben ihm, dem Erzhaus, sowohl damahls als nachhero zu ungemein großen Schaden vielfältig gereicht habe. Dahero umso mehr nöthig ist, in jenem, was das Religions-Weesen in hiesigen Erbkönigreichen und Landen betrifft, die im Eingang gegenwärtiger Schrifft angezeigte Maßregeln, um weder ein- noch andererseits zu viel oder zu wenig zu thun, beständig vor Augen zu haben . . .“

Verständnis für die Freiheiten der alten böhmischen Stände fehlt Bartenstein völlig, er ist aber auch kein Freund des höfischen Despotismus, was er bei der Darstellung der Ereignisse des „Böhmischen Aufstandes“ deutlich ausspricht:

(fol. 54) „Nach allem, was obsteht, ist sich bey dem großentheils im Voraus angezeigtem Punct der königlichen Gewalt, dem der Ständischen Freyheit weniger aufzuhalten. Ohnnötig ist diesfalls in die ältere Zeiten tieff einzugehen, . . . Genug ist also, mit wenigen hier anzuzeigen, daß die Böhmen ein slavisches Volck, ihre Regierungsform derjenigen gleichete, welche bey allen diesen Barbarischen Völckern ursprünglich in Übung, sodann aber vielen Veränderungen

(fol. 55) unterworfen ware und jezuweylen biß auf den Despotismus und Tyranny, jezuweylen aber auch von denen Großen biß auf den Übermuth, und von Rebellen biß auf eine gänzliche Zaumlosigkeit hinausgetrieben worden. Für anjezo ist sie nach der erneuerten Königlichen Landes-Ordnung vom Jahre 1627 und denen nachhero ergangenen Declaratorien und Novellen abzumessen und zu beurtheilen, mithin für eine nach des Königreichs Wohlfahrt und nach der Gerech- und Billigkeit gemässigte Monarchie zu achten. Welche Regierungs Form sonder Zweyffel die beste aus allen ist. . . .“

Nach dem geschichtlichen Überblick gibt der Verfasser eine Schilderung der gesellschaftlichen Gliederung unter Berücksichtigung der Wirtschaftslage:

(fol. 59) „Belangend hiernächst die Stände und Ihre wohlhergebrachte Privilegien; bestehen sie, die Stände, nunmehr aus vier Classen, der Geistlich-

keit, dem Herrn-, dem Ritter-Stand und denen Königlichen Städten . . .“

Ausführlich beschreibt er den Reichtum der Geistlichkeit, die auch über ursprünglich königliche Einkünfte verfügt:

(fol. 61) „Zwischen Seiner Päbstlichen Heyligkeit Urban dem Achten und Kayser Ferdinand dem Zwayten, als König von Böhmen, ein sogenannter Salz-Contract geschlossen worden, kraft dessen . . . dem heiligen Apostolischen Stuhl ein annum reditum von 15 Kreuzer auf jede große Küffen Salzes angewiesen, . . . dieses Gefäll nicht in die Hände derer königlichen Einnehmer, sondern deren von der Geistlichkeit hierzu Abgeordneten kommen . . . und darüber Seiner Päbstlichen Heyligkeit die Dispositio privativa gebühren solle. . . . Übrigens befindet sich die Cassa Salis in der Erzbischöflichen Residenz zu Prag, und belauften sich deren jährliche Einnahmen etwas über 30.000 Gulden. . . .“

(fol. 68) „Sie, die Geistlichkeit, und bevorab die Ordensgeistliche genießen aus doppelter Ursach die besizende unbewegliche Güter besser als die weltliche Innhaber, sowohl weilen sie sothane Güter durch Würthschafts verständige Geistliche, so jegliches Closter ohnedas zu unterhalten hätte, verwalten lassen, als auch weilen sie weniger Anlaß haben, als der weltliche Adel, durch ohnnütze Reisen oder Ankauf fremder Üppigkeiten das Geld außer Land zu schleppen. Ohne beeden diesen großen Üblen müssen von wegen derer darinnen befindlichen hauffigen Mineralien die hiesige Erbkönigreiche und Länder die reichste in ganz Europa, und ungemein mehr baares Geld, als nicht ist, darinnen vorhanden seyn. Dann nebst dem alljährlich aus der Erden kommenden Gold und Silber, so in Ansehung des Landes je

(fol. 69) und allezeit ein frischer Zuwachs ist, wird für allda erzeugtes Eyßen, Stahl, Quexsilber, Kupffer und so fort an außer besagten Erbländen so viel verschliessen, daß man die samentlichen Mineralien auf neun Millionen im Werth ganz füglich anschlagen kann. Da nun fast in allem, was zur Lebens Nothdurfft erforderet wird, eben auch in hiesigen Erbländen ehender ein Überfluß als Abgang ist, so müßte in Friedenszeiten ohne obigen beeden sehr eingerissenen großen Üblen das baare Geld allda sich sehr hauffen; absonderlich wann sowohl in Beförderung der Ausfuhr des Überflusses, als in Ersezung des Abgangs ein- und anderer Bequemlichkeiten die Niederlanden und deren Innwohner zu Hülffe genohmen würden, gleich es in Frankreich zum Behuff dortiger Manufacturen beschehen ist. . . .“

(fol. 76) „Dahero gar nicht unrecht beschiehet, daß wann es um ein Darlehen zum Behuff der allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt zu thun ist, vorzüglich die Geistlichkeit darumen angegangen werde, als welche insgemein das benöthigte baare Geld leichter und unter leidentlichern Bedingungen als die Weltliche aufzubringen vermag. . . .“

Nicht minder reich als die Geistlichkeit schildert er den Herrenstand:

(fol. 78) „Da das Königreich Böheim das weitschüchtigste von allen Teutschen Erbländen ist, und allda theils von wegen der eingeführten Leibeygenschaft, und theils weilen dessen von denen Sächsischen und Laußnizischen Gränizen nicht entfernte Innwohner sehr arbeitssam seind, und sich auf den

Handel starck verlegen, mithin die Güter besser, als in denen Oesterreichischen Landen genossen werden können, so ist überhaupt der Herrenstand im Königreich Böhmen weit reicher als anderswo, und werden dessen jährliche Einkünfften auf . . . Millionen insgemein geschätzt. Wohingegen auch aus der eygenen Ursach die gute oder üble Verwaltung unbeweglicher Güter, dann die Wüthschafft oder Unwüthschafft deren Besizer in denen Böhmischen Ländern mehr als in denen Oesterreichischen zum Aufnahm oder Verderben des Landes gereichet, folglich man vorzüglich in jenem bedacht seyn solte, der allda nur allzu viel im Schwung gehenden Verschwendung des weltlichen Adels umso mehr zeitlich vorzubauen, als der Herr für den Unterthan nicht zu stehen hat, und entweder durch dessen Bedruckung oder durch Vorsorge für denselben den dem Königreich obliegenden Contributions-Last nicht wenig erschweren oder erleichtern kann.“

Neben Geistlichkeit und Herrenstand weist er dem Dritten und Vierten Stand nur eine untergeordnete Rolle zu:

(fol. 78) „Und endlichen seind nach Maß, als der Ritterstand herabgekommen und dessen vermöglichere Mitglieder in den Herren-Stand eingetreten seynd, auch dessen Einkünfften . . . nahmhaft geschwachtet worden.“

(fol. 82) „Der Vierte Stand des Königreichs bestehet in denen Königlichen Städten, deren Anzahl sich auf 42, nemlich 24 nicht privilegirte, 9 privilegirte und 9 sogenannte Leibgedinge Städte belauffet. . . .“

Ausführlich kommt Bartenstein auf die Lage der Bauernschaft zu sprechen: (fol. 86 ff.) „Insgemein ist die Leibeygenschafft in Böhmen eingeführt. Doch seind auch mehrere dortige Innwohner, zumahlen die weltliche und Ordensgeistliche und die einzelnen Bürger in denen Königlichen Städten weder Stände noch Leibeygene, andere aber durch besondere Begnädigungen von der Leibeygenschafft befreyet. Jezuweylen ist man in jüngeren Zeiten auf den Vorschlag verfallen, die Leibeygenschafft allda durchaus aufzuheben, theils weilen verschiedene Herrschaften derselben mißbrauchet und theils weilen dafürgehalten worden, daß der Unterthan andurch zu mehreren Fleiß würde angefrischet und ehender im Stand erhalten werden könne, die Landes Anlagen abzuführen. Indeme nicht in Abrede gestellet werden kann, daß wann eine Herrschaft ihre Unterthanen allzu hart haltet, dieselbe anmit entkräftet werden, mithin die Contributions-Eintreibung erschweret wird. Allein nachdeme die Sach in mehreren Beratschlagungen reiflich überleget worden, so hat man die allgemeine Aufhebung der Leibeygenschafft schädlich⁶, hingegen deren Mißbrauch zu verhüten höchst nöthig, auch die in verschiedenen Stücken zu mässigen nuzlich befunden.

Die Sitten der Inwohner des Königreichs seind nicht wenig unterschieden. Die, so an denen Gränizen wohnen, und bevorab wo die Teutsche Sprach in Schwung ist, seind von Natur arbeitssam. Sie verlegen sich stark auf die Spinnerey und allerhand Fabriquen, und müssen gelinder als andere gehal-

⁶ Kaiser Joseph II. trat noch 1775, als Maria Theresia in Böhmen die Leibeigenschaft und die Fronen abschaffen wollte, auf die Seite der Grundherren.

ten werden, wo der ursprüngliche slavische Geist annoch die Oberhand hat, die aber dennoch sehr geschickte Leute und insonderheit vortreffliche Soldaten abgeben, sobald sie das Rauhe einmal abgelegt haben. Diese letztere müssen also von ihren Herrschaften mehrers im Zaum gehalten, doch auch bey ihnen die Leibeygenschafft nicht übertrieben werden. Deme zufolge die Unterthanen in Böhmen zwar einerseits nicht so oft und so muthwillig, wie in Oesterreich, ihre Herrschaften vor Gericht zu laden gewohnet seind, und wann sie es thun, schon ofter als allhier durch Schanzarbeit oder Verdammung in ein Spinn- oder Zuchthaus gezüchtigt werden, herentgegen aber andererseits denen Herrschaften keine Grausamkeiten gegen selbe gestattet, und wann sie ihre geringe Verschulden allzu schwer bestrafen, einer willkührlichen Straf selbst zu unterliegen haben.

Hiernächst hat man auch Sorge getragen, die Schuldigkeit der Robaths Leistung so auszumessen, daß dem Unterthan zum eygenem Anbau genugsame Zeit übrig verbleibet. Ingleichen wird der Herrschaft nicht gestattet, denen Unterthanen die an sich gebrachte und ohne Widerrede besizende Gründe wegzunehmen, weniger ohne erheblichen rechtlichen Ursach sie von Haus und Hof zu verjagen. Und darmit ein armer Unterthan gegen seinen mächtigen reichen Herrn nicht hilflos verbleibe, so ist ferners auch in Böhmen, wie anderwärts, ein eygener Advocatus Subditorum aufgestellt, der ihn gegen der dafür genießenden Besoldung, nach vorläufiger summarischer Untersuchung dessen Beschwerden, unentgeltlich zu vertreten, wann aber die Klag offenbar unstatthaft, zur Ruhe zu verweisen hat.

Und endlichen ist, um zu wissen, was in Böhmen rusticaliter oder dominicaliter zu versteuern seye, ein annus normativus allda sehr weislich eingeführet. Welches soviel sagen will, daß was im Jahr 1683 ein Unterthan innen gehabt, woferne es gleich der Herr seithero an sich gezogen haben sollte, forthin rusticaliter, hingegen, was ein Herr damals besessen, forthin dominicaliter zu versteuern komme, gleich der Herr den Grund einem Unterthan übergeben hatte. . . .“

Im Zusammenhang mit der staatlichen Verwaltung kommt Bartenstein auf Handel und Verkehr, Zölle und Mauten sowie das Bergwesen zu sprechen:

(fol. 98) „In Böhmen seind außer dem Contribucionali und Postweesen die mehristen Gefälle dem Banco zugehörig. Daß zu deren Verwaltung gewidmete Personale ist nicht übersetzt, mithin die Amtsbekostung geringer, und deren Verwaltung allda nach solchen Maßreglen eingerichtet, daß erwünschlich wäre, wann besagte Maßreglen auch anderwärts eingeführet werden wollten oder könnten. Wie dann zum Exempel die Mauth nur auf denen Gränzen und nicht wie anderswo von einer kurzen Distanz zur anderen, in dem Inneren des Königreichs, abgenommen wird. Woraus sich vermöge Commercial Tabellen der große Nutzen ergeben, daß was jährlich außer Landes verführet wird, im Wert die fremde Einfuhr übersteyget. . . .“

(fol. 100) „Zu des Staates Nutzen gereicht ingleichem, daß die Obsorge über Münz und Berckwerke einer besonderen Hofstelle anvertrauet worden. Von allen europäischen Staaten sind keiner an Mineralien so reich, wie die

hiesigen Erbkönigreiche und Länder. Bei Bergwerken kann sich nicht alle Zeit nach denen sonstigen Würtschafftsreglen gerichtet werden, und bei deren Bau ist nicht allein auf den Nuzen, den der Landesfürst, sondern auch auf den, so darvon das Land ziehet, zu sehen; welcher letzterer jedoch dem Landesfürsten in anderen Rubriken, um willen sich damit viele Leute ernähren und aus der Erden ein frisches Materiale herausgegraben, mithin das Land reicher wird, gleichwohl zuguten kommt. . . .“

(fol. 101 f.) „Bei Auswahl derer für die Obsorge auf den Bergbau und auf die Schmelzung widmender Persohnen ist lediglich auf Wissenschaft, Übung und Erfahrung zu sehen. Zum Behuff des auswärtigen Verschleisses aber derer übrigen Mineralien, außer Gold und Silber, müssen große, auswärts eine starke Correspondenz habende Handelsleute zu Hülffe genohmen werden. Wie zumahlen es aber hieran in denen Teutschen und angränzenden Erblanden gebricht, mithin ein Theil des Nuzens fremden, als zum Exempel von Seiten Inner-Oesterreichs denen Venetianern zufließet, auch jezuweylen man bei auswärtigen Handelsleuten, als wie zum Exempel bei dem Deutz⁷, namhaft eingebüßet hat. So ist sicherer und ersprießlicher, sich derer Niederländer, die eygene Unterthanen seind, oder doch solcher Unterhändler zu bedienen, welche unter der Kayserlich-Königlichen Oberbothmäßigkeit große Mittel besizen. Soviel aber hiernächst die böhmische Bergwercke insbesondere betrifft, waren dieselbe in älteren Zeiten sehr reich und erträglich. Und da in besagten Zeiten die Böhmen wie die Ungarn denen Teutschen abhold waren, so hat deren Abnahm dem guten Kayser Ferdinand dem Ersten, als König in Böhmen, beygemessen, und Er in diesem Stück einer Sorglosigkeit beschuldiget werden wollen. Allein da dieser Herr anderwärts derer Bergwercken halber vortreffliche Verfügungen ergehen lassen, und sonsten in Böhmen so viel Gutes gestiftet, so ist sothane Abnahm vielmehr dortigen innerlichen Unruhen und der Widerspänstigkeit derer eygenen Innwohneren als Ferdinand dem Ersten zuzuschreyben. Zu dessen Beweis noch weiters dienet, daß sich dessen Sohn und Nachfolger Kayser und König Maximilian der Zweyte mit denen Ständen der Cron Böhmen im Jahr 1575 eygends darüber vergleichen müssen; ungefähr aus der nemlichen Ursach, wordurch man sich unter der nunmehrigen glorreichsten Regierung bemüssiget befunden, eigene Leges Metallurgicas in Siebenbürgen zu errichten. . . .“

Im folgenden zählt Bartenstein alle erst später mit der Krone Böhmens verbundenen Gebietsteile auf, wobei er auf deren eigenständige Geschichte und die Entstehung der die Verbindung begründenden Verträge ausführlich eingeht. Auch hier finden sich wirtschaftsgeschichtlich interessante Details, zum Beispiel über die Grafschaft Glatz:

(fol. 111) „Vornebst eben diese Grafschafft auch wegen derer vielen und

⁷ Deutz besaß seit 1659 ein Privileg der kaiserlichen Quecksilberfaktorei. Willem Gideon Deutz starb 1757 als Bürgermeister von Amsterdam; er hatte dem Kaiser in den Jahren 1734 und 1737 große Anleihen gewährt und besaß in dem Wiener Juden Hirschel Spitz einen ständigen Abgesandten am Kaiserhof. — Vgl. Baasch, E.: Holländische Wirtschaftsgeschichte. Jena 1927, S. 207.

guten allda fabrizirt werdender wollenen Tücher sehr beträchtlich ist. Als deren auswärtiger Verschleiß, bevorab in hiesigen Erblanden, dem König von Preussen von so großer Wichtigkeit zu seyn geschienen hat, daß ihn von dem nicht minder höchst ungerechten als ungereimten Verlangen, daß sothane Tücher forthin als innerländische Waaren in der Mauth-Belegung anzusehen wären, abstehen zu machen nicht möglich gewesen. So nebst anderen hervorgesuchten Zudringungen zum gegenwärtigen Krieg einen nicht geringen Anlaß oder Vorwand mitgegeben hat. . . .“

In diesem Zusammenhang findet sich hier erstmals Mähren erwähnt:

(fol. 118) „Die Mährer seind, wie die Böhmen, ein slavisches Volck. Dahero beede Länder mehr als andere, der Cron Böhmen einverleibte Provinzien in der Sprach, Sitten und Gewohnheiten miteinander übereinkommen. . . .“

Recht interessant ist auch, was Bartenstein über die besondere Stellung von Eger sagt:

(fol. 178) „belangend hiernächst die Stadt Egra und deren Gezürck, ist abseiten des Teutschen Reichs ihr Besitz mehrmahlen angefochten worden. . . . Inzwischen ist diese Stadt und ihr Gezürck von dem Überrest des Königreichs in einigen Stücken gleichwohl unterschieden. Die Stadt genießet besondere Freyheiten. Dortiger Magistrat ist ohngefähr so wie in den Reichs-Städten angeordnet. Anstatt eines Creyßhauptmanns vertritt der Königliche Burggraf die Stelle, so in denen Reichs-Städten ein Kayserlicher Schuldheiß versiehet. Und die Stadt nebst dem Gezürck ist in geistlichen Sachen dem Prager Erzbisthum nicht, sondern wie von alters dem Bisthum Regensburg untergeben. Die Contributionsquota aber, so den zwanzigsten Theil ausmachet, wird in des Königreichs General-Steuer-Amt erleget.“

Ausführlich handelt Bartenstein über die Schwierigkeiten der Elbschiffahrt:

(fol. 213 f.) „Wie nun solchergestalten in Ansehung des auswärtigen Handels die Elbschiffahrt dem Königreich gleichsam ohnnütz gemacht wird; also dienen auch die übrige darinnen vorhandenen Flüsse als die Moldau, Egra und andere allein zur Erleichterung des innerlichen Handels und Wandels. Drittens ist durch die widrige Auslegung und Verdrehung derer Berliner und Dreßdner Friedens Traktaten in mehrere Wege seinem, des Königreichs, Commercio großer Schaden zugefüget worden, und das eygene hat man von Chur-Sachsen, wann einmal dieses Land von denen ausgestandenen Kriegsdrangsalen sich wieder erholen sollte, noch außer der Elbsperrung zu befahren. Wo doch die Chur-Sächsischen Bergwercke des Böhmischen Getreys und Holzes nicht entbehren können, mithin nicht just ohnmöglich zu seyn scheint, ein und anderen Beschwerden in ruhigen Zeiten abzuheffen. . . .“

Abschließend bringt Bartenstein eine Zusammenfassung seiner oft mehrfach geäußerten Gedanken zur Wirtschaft Böhmens:

(fol. 215 ff.) „Außer obigen Gebrechen ist Böhmen ein sehr ansehnliches, schönes, von Gott und der Natur reichlich begabtes Königreich. An mehreren Orten ist das Erdreich so fruchtbar, daß einige behaupten wollen, der alleinige Leitmerizer Kreis könne in einem gesegnetem Jahr dessen sämt-

liche Inwohner mit Getrayde versehen. An Fischen und Wildprät ist darinnen ein Überfluß, an Hornvieh und an deren dem gemeinen Mann zur Nahrung dienenden Fleisch kein Abgang, und da wegen mehrerer Pferd-Erziehlung ein guter Grund bereits geleyet worden. So kann nicht mehr schwer fallen, nach versicherter Ruhe die angefangene Einrichtung so zum Stand zu bringen, daß wenigstens die Dragonerpferde zur Remontierung der hiesigen Cavallerie künftighin aus denen Böhmischen Landen zu haben sein dörrften.

Der einheimische Weinbau ist zwar für die allgemeine Notdurfft nicht zureichend. Nachdeme aber die mehriste Böhmen an das Bier gewohnet sind, und bey etwelcher Mäßigung derer Mauthen dem Wein-Mangel aus Mähren und Nieder-Oesterreich unschwer abgeholfen werden kann, so hat man auch dießfalls nicht nötig, ein beträchtliches Geldquantum in auswärtige Länder zu versenden. Welchemnach Böhmen an dem, was zur Leibsnahrung gerechnet wird, außer Zucker, Gewürz und einigen medizinischen Drogen, fast nichts abgehet.

Ingleichen gebricht es auch darinnen an jenem nicht, was zu derer Inwohner Kleidung erforderlich ist, außer man wolle darunter mitbegreifen, was allein zur Pracht, Üppigkeit und Wollust dienet. An feinen, mittleren und groben Leinwandn wird allda so viel fabriciret, daß man einen großen Theil an Fremde verkauffen kann. Mit groben, mittleren wollenen Waren hat es insonderheit, wann die Linzer Fabrique zu Hülffe genommen wird⁸, nicht zwar vollkommen, doch guten theils die eygene Bewandnus. Und ist nicht minder in Erzeugung feiner Tücher ein beträchtlicher guter Anfang gemacht worden. Worbei anzumerken ist, daß durch die große Sorgfalt und kluge Verfügungen des Herren Grafen Rudolf Chotek Excellenz viele böhmische Tücher mit Gewinn in der Turkey verschliessen werden. Und durch eine beederseits nuzliche Einverständnis mit dem Niederländischem Gubernio könnte glaublich denen groben böhmischen Tüchern noch größerer Verschleiß auswärts verschaffet werden.

Hiernächst sind allda viele denen Orientalischen beikommende edle und sonstige seltsame Steine anzutreffen, welche in Gold gefasset, wunderschöne Galanteriewaren dergestalten abgeben, daß man derer fremden füglich entbehren kann.

Nicht minder wird an Glaswaren sehr viel außer Landes verkaufft. Und obgleich die zu Carl des Vierten Zeiten so berühmte und reiche Böhmishe Silberbergwercke seit einigen Jahrhunderten gar sehr und so abgenommen, daß sie wenigen Nuzen mehr getragen. So ist man doch seit kurzem auf einen noch nie eröffneten sehr ausgiebigen Anbruch gekommen, von welchem man nach allen Anzeigen sehr reichen Bergseegen sich versprechen kann⁹. Und

⁸ Die 1672 gegründete Linzer Wollzeugfabrik besaß eigene Spinnbezirke in Böhmen und beschäftigte 1762 dort 10 516 Personen. — Vgl. Otruba, G.: Die Wirtschaftspolitik Maria Theresias. Wien 1963, S. 73.

⁹ Vermutlich die Fürst Schwarzenbergschen Silberbergbaue bei Tabor, welche 1778 noch 615 Knappen beschäftigten und einen Ertrag von 8149 Mark abwarfen.

der dahero erwachsende Nutzen wird dadurch vergrößert, daß das Böhmische Silber von einer so dauerhaften Weisse ist, daß es dem französischen nichts nachgiebet; mithin zur Silberstickerey weit besser als das ungarische dienet.

Überdas war ehedessen das Königreich sehr volkreich. Und obgleich im gegenwärtigen landverderblichen Krieg dessen Zustand, wie in anderen Stücken also auch in diesem, sich namhaft verschlimmert hat, so ist jedoch ganz und gar nicht anzustehen, daß sobald nur immer der Kayserin und Apostolischen Königin Mayestät hierinnen abhelfliche Maß zu verschaffen nicht verhindert seyn werden, von Allerhöchst-Deroselben, nach dero bekannten großen Befliessenheit Ihrer Unterthanen Wohlseyn zu befördern, unter andern auch für die Wiederbevölkerung dieses ansehnlichen Königreichs ausgiebige Sorge werde getragen werden . . .“

(fol. 219 f.) „Bereits erinnelter maßen seind die Böhmen theils vortreffliche Soldaten, wann sie einmal zu Kriegsdiensten abgerichtet seind, und theils fleissige gute Arbeiter, wann sie sich auf die Manufacturen verlegen. Mithin ist auch aus dieser Betrachtung für das an Mannschaft so sehr erschöpften Königreichs Wiederbevölkerung, sobald es die Umstände nur immer gestatten, Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu verdoppeln.

Ferners hat Böhmen, vor anderen Teutschen Erbländern dieses bevor, des Commerciens-Directorij Praesidis oberwähnten unermüdeten Sorgfalt und erspriesslichen Vorsehung zu danken, daß man es allda vermöge derer Commercialtabellen im auswärtigen Handel und Wandel dahin gebracht, daß für einheimische, aus dem Land gehende Feylschaften mehr Geld in dasselbe jährlich eingeflossen, als nicht für eingeführte, fremde hinausgegangen.

Wozu nachfolgende Umstände vieles mit beigetragen, daß Primo die Mauthgebühr nur von denen ein- und ausgehenden Waaren, hingegen deren keine, so inner dem Königreich von einem Ort zum anderen verschliessen werden, abgenommen wird; Secundo allda viele reiche Klöster und von Adel zu finden seind, welche sowohl Willen als Kräften und Kännntnus haben, um die Landes-Fabriken immer mehr und mehr emporzubringen; und endlich Tertio, daß bey dortigen innerlichen Einrichtung peraequation sowohl der Billigkeit stattgegeben, als Sorge getragen worden, daß industria privatorum nicht erschweret, weniger gehemmet werde. An welchem allen hingegen in denen Oesterreichischen Ländern gebricht. Dann obgleich in Nieder- und Inner-Oesterreich die Privat-Mauthen nach denen eygenen Maßreglen wie in Böhmen abgeändert worden, woran sehr wohl beschehen ist, so seind doch die landesfürstliche Mauthen allda so häufig, daß eine der anderen auch inner jedem Land gleichsam die Hand biethet. Und was das Unbegreiflichste ist, wird sogar die Ausfuhr dessen, woran jeden Orts ein Überfluß vorhanden, als zum Exempel hierlandes, die Ausfuhr des Weines belegt, anstatt dieselbe durch ausgeworfene Belohnungen zu vermehren. Ingleichen sind zwar reiche Klöster in Oesterreich Unter und Ob der Enns ebenfalls zu finden, deren Vorsteher aber wenigstentheils mit solchen Eygenschaften begabet, um dem Commercio Vorschub zu geben. Nicht minder ist die Rectification in denen meisten so unglücklich ausgefallen, daß wann zum Exempel ein Morast aus-

getrückt, ein unbrauchbarer Wald umgehauen und zum Feldbau zugerichtet wird, die Herrschaft für die hierauf verwendende Unkosten jezuweylen dreyfach bestraft wird, um willen sie erstlichen die dafür ausdingende Bestätte bei dem Vorwurf einer verschwiegenen Gülte, worfür die doch nicht zu achten ist, verlieret, zweytens die vorhin dominicaliter versteuerte Grund rusticaliter versteuert werden muß, und noch überdas drittens für des neu angesiedelten Untertans Contribution der Herr zu haften hat. . . .“

Wesentlich knapper sind Bartensteins Ausführungen über

Mähren

(fol. 226) „Dessen Innwohner sind ebenmäßig ein slavisches Volck, mithin in Sitten, Gewohnheiten und der Sprach denen Böhmen nicht viel ungleich. . . .“

(fol. 227) „Das Land ist überaus schön, volckreich und größtenteils sehr fruchtbar. Demselben gehet an jenem, was zur Nahrung und Kleidung derer Innwohner nötig ist, sowenig als Böhmen ab, und in gutem Weinanbau übertrifft es dieses Königreich. Bei welchem Articul nicht unerinnert zu lassen ist, daß für Mähren, wie für Oesterreich unter der Enns, sehr erwünscht wäre, wann in beeden Ländern des Weinanbaus und der Ausfuhr halber gleiche, sowohl der reziproquen Anständigkeit als Billigkeit gemäße Maßregeln festgesetzt würden . . .“

(fol. 228) „Die Anzahl derer Innwohner hat so in einem, wie im anderen Land, starck abgenommen, und die eygene, bey Böhmen angeführte, triffte Ursachen erheischen, daß nicht mündere Vorsorge für das Marggrafthum Mähren baldige Wiederbevölkerung nach hergestelltem Frieden getragen werde.“

In gleicher Abfolge wie bei Böhmen würdigt Bartenstein auch die Stände Mährens:

(fol. 230 ff.) „Die Mährischen Stände werden, wie die böhmischen, in vier Classen eingetheilt: die Geistlichkeit, den Herren-, den Ritterstand und die Königliche Städte.

Die Geistlichkeit ist nicht weniger in Mähren als in Böhmen überaus reich. Sie hat ersteren Orts weniger als letzteren erlitten, und das Bisthum Ollmüz übertrifft an Einkünften das Erzbisthum Prag . . . Dahero sie auch denen Berathschlagungen auf Landtagen ein noch größeres Gewicht als in Böhmen zu geben vermag . . . Der Herren Stand ist nicht minder in Mähren als in Böhmen überaus reich und mächtig. Die Güter werden allda ebenso hoch, mithin weit besser als in Oesterreich genossen, . . . , mithin die Industria guter Würken nicht gehemmet ist, und die Abgaben nach einerley Maßregeln ausgemessen worden, auch das Taback- und Mauth Gefäll dem Landt weniger als in Oesterreich beschwerlich ist. . . . Woraus erhellet, daß es mit dem Mährischen Ritterstand ungefähr die eygene Beschaffenheit wie in Böhmen, und derselbe ein — wie anderen Orts — an der Anzahl und Einkünften sehr abgenommen habe.“

(fol. 235) „Wohingegen die Königlichen Städte in gewisser Maß besser allda als in Böhmen stehen. Ihrer seind zwar nur sieben, allein da deren einige über 60.000 Gulden an jährlichen Communeinkünfften besitzen und ihre Schuldenlast laut anschließiger Tabell theils in drei, theils in 5, 6, 10, 13 und 14 Jahren getilget werden kann, und nur bey Iglau deren 25 zu sothaner Tilgung erfordert werden, sodann aber ihren Städten ein jährlicher Überschuß von mehr dann 60.000 Gulden verbleibet, so ergiebet sich daraus, daß im Notfall ein sehr ansehnliches Capital auf einem so sicheren und flüssigen Fundum aufgenommen werden kann.“

Bartenstein hat kurz danach seine überaus positive Einstellung zur Verpachtung dieser königlichen Städte revidiert, was den ersten Punkt seines „Nachtrages“ bildet:

(fol. 240 f.) „Allein seit kurzem ware aus jenem, was wegen der Verpachtung derer Mährischen Königlichen Städten vorgekommen, zu ersehen, daß das eygens zu ihrer großen Schaden und Verderben ausgeschlagen, was man ihnen großen Nuzen verschafft zu haben vorgegeben. Wann dieses melde, ist meine Meynung nicht, überhaupt gar alle Verpachtung zu mißrathen, indem mir nicht unbewußt ist, daß weilen die eygene Anliegenheiten meistens besser, als die allgemeinen besorget werden, und insonderheit bey Städten die Magistrats-Personen von allen Eygennutz selten befreiet seind, erhebliche Beweggrund, ihnen, denen Verpachtungen, das Wort sprechen, mithin dieselbe alsdann ersprießlich seyn können, wann behörige Sorge getragen wird, damit nicht ein fremder Pächter, deme an der Stadt Erhaltung nichts gelegen ist, auf Unkosten des gemeinen Stadtweesens nach mehreren Gewinn, als deren allda angesessene Raths Mitglieder sich zu eygnen. Ingleichen ist meine Meinung nicht zu widersprechen, daß die Kriegs-Drangsalen zu dem großen Verfall einiger dieser Städten vieles mitbeygetragen haben . . .“

Abschließend berichtet Bartenstein von den Verwaltungseinrichtungen zur Hebung der Wirtschaft und endet mit einem Überblick zur allgemeinen Wirtschaftslage Mährens:

(fol. 237 f.) „Ferners ist zu Brünn, wie zu Prag, ein Consessus delegatus in causis Summi Principis et Commissorum, dann ein besonderer Commercialconsess angestellt, aber aus Abgang und Verfall derer Bergwercken kein Obrist-Berg- und Münzmeisteramt vorhanden. Wornebst nicht minder das Königreich dem Marggrafthum es in Commerciali hervorthut. Maßen die von Mähren verfaßte Commercial-Tabellen keinen solchen Überschuß an ausführenden Feylschaften, wie bey Böhmen, darstellen, ungehindert zu des Commercij Emporbringung einer eygenen Lehenbank und Landes-Gewerb- und Fabriquenamt zu Brünn errichtet worden. Da man nun von Seiten des Commerciendirektorij Mähren die eygene Leichtigkeiten und Vortheile, wie Böhmen, angedeyhen lassen; so scheint die mindere Aufnahm des Commercij in einem Land, als in dem anderen, theils der minderen in Sachen habender Kenntnus und Erfahrung, theils aber deme beizumessen zu seyn, daß kein schiffbarer Fluß durch Mähren durchfließet, sondern die March und Thaya nur an dessen Gränzen sind.

Mit allem deme ist das Marggraffthum Mähren eines derer besten und erträglichsten Landen, die unter der hiesigen Oberbothmäßigkeit stehen. Dessen Innwohner seind zum Theil, wie insonderheit die Hanacken¹⁰, vortreffliche Soldaten, und zum Theil sehr arbeitssam. Zu dessen Beweis dienen kann, daß in friedsamem Zeiten aus der Iglauer Tuchfabrique beynahe die ganze Armee mit der großen Mondur um einen wohlfeyleeren Preyß als in anderen Staaten versehen werden kann¹¹. Deme zufolge denen dortigen wenigen Gebrechen mit geringeren Mühe als anderswo, wann nur die Sach bedachtsam angegriffen wird, abgeholfen werden kann.“

Das nachfolgende Kapitel „Schlesien“ wurde von Bartenstein nur angedeutet, aber nicht ausgeführt, weil ihm durch die Kriegsereignisse des Jahres 1758 eine Rückgewinnung dieser reichen Provinz wenig hoffbar erschien: „Dahero nicht rathsam seyn kann, mit voreyiligen ohnnützen Speculationen sich in einer Sach aufzuhalten, die von ungewissen futuris Contingentibus abhanget.“ Im folgenden Jahr wendete sich so weit das Kriegsglück¹², daß sich Bartenstein in seinem „Nachtrag“ etwas ausführlicher mit der künftigen Einrichtung des wiedergewonnenen Schlesien auseinandersetzt. Diese Erwägungen fallen aber bereits aus dem Rahmen unserer Themenstellung.

¹⁰ Hannaken = Bewohner der fruchtbaren Niederung zwischen mittlerer March und deren rechtem Nebenfluß Hanna.

¹¹ Die Iglauer Tuchmacherzunft zählte etwa 300 Werkstätten, die sich 1767 zu einer Tuchgewerbschaft zusammenschlossen, die jährlich etwa 40 000 Stück Tuch herstellten.

¹² Am 12. August 1759 erlitt Friedrich II. bei Kunnersdorf eine vernichtende Niederlage.

DER K. U. K. MARINEKOMMANDANT ADMIRAL
MAX FREIHERR V. STERNECK (1829—1897)

Von Nikolaus v. Preradovich

Das Gut Sterneck wird bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts in der Nähe der Stadt Budweis erwähnt. In einer Münsterbergischen Urkunde aus dem Jahre 1577 ist es als zerstörte Ortschaft bezeichnet. Der Besitz Daubleby oder Daudleby ist das spätere Teindles bei Budweis. So ist die Familie Daublebsky, die später mit dem Prädikat „v. Sterneck“ geadelt werden sollte, bereits seit dem ausgehenden Mittelalter mit der südböhmischen Stadt verbunden. Georg Daublebsky, mit dem die ununterbrochene Stammreihe des Geschlechtes beginnt, saß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Stadtrat von Budweis. Einer seiner Nachkommen, Kaspar Daublebsky, brachte es zum Primator seiner Heimatstadt. Er wurde zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges — 1. Juli 1620 — als Daublebsky v. Sterneck in den böhmischen Adelsstand erhoben. Ein rundes Jahrhundert danach, am 9. April 1735, erhielt Johann Georg Daublebsky v. Sterneck, der wiederum ein Bürgermeister der Stadt Budweis gewesen ist, eine böhmische Wappenbesserung. Damit trennt sich das Geschlecht in zwei Linien. Die eine ist jene, der unter anderen bedeutenden Männern der Admiral Freiherr v. Sterneck entstammt. Die andere verblieb bis in die zweite Hälfte des vergangenen Säkulums im Ritterstand. Sie war bis in unsere Tage in Budweis ansässig. Die überwiegende Zahl der Mitglieder dieser angesehenen Patrizierfamilie nahm im Laufe der Zeiten einen merklichen sozialen Abstieg. Zur gleichen Zeit, als Angehörige der erstgenannten Linie als Geheime Räte und Kämmerer, Admirale, Generale und adelige Gutsbesitzer festzustellen sind, brachten es die in der engeren Heimat Verbliebenen nur zu untergeordneten Bahnbeamten oder städtisch Budweiser Revierjägern¹.

Nur zwei Daublebsky v. Sterneck aus der in der Heimat gebliebenen Linie nahmen wieder den Weg nach oben. Es waren dies die Brüder Moritz und Robert. Beide schlugen die Soldatenlaufbahn ein. Der ältere legte eine pfeilgerade Karriere zurück. In jungen Jahren war er bereits als Hauptmann Generalstabschef einer Division im Feldzug gegen Frankreich-Sardinien. Im deutsch-preußischen Krieg von 1866 diente er als Major in der Südarmerie.

¹ Meraviglia-Crivelli, R. J. Graf: Der böhmische Adel. Nürnberg 1886, S. 221. — Kneschke, E. H.: Neues allgemeines Deutsches Adelslexikon. Bd. 2. Leipzig 1860, S. 426. — Goth. gen. Taschenbuch (= Gotha) der freiherrlichen Häuser (1860) 848 f. — Wurzbach, Constantin v.: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. Bd. 38. Wien 1879, Stammtafel nach S. 296. — Gen. Taschenbuch der adel. Häuser. 16. Jg. Brünn 1891, S. 119—121.

Nachdem er drei Jahre danach an der Niederwerfung des ersten Aufstandes in Süddalmatien erfolgreich teilgenommen hatte, erreichte er — wenig über vierzig Jahre zählend — Oberstenrang. Kurz nacheinander ist Moritz Daublebsky v. Sterneck Generalmajor, Kommandant der Kriegsschule, Feldmarschalleutnant und Stellvertretender Chef des Generalstabs geworden. Sein letzter Dienstposten war der eines Stadtkommandanten von Wien. Der erfolgreiche Offizier verstarb als Feldzeugmeister-General der Infanterie i. R. gegen Ende des Ersten Weltkrieges. Moritz Daublebsky hatte sich 1866 den österreichischen Ritter- und 1892 den Freiherrenstand erworben. Außerdem war der hohe General Wirklicher Rat und Inhaber des böhmischen Infanterie-Regimentes Nr. 35 in Pilsen. Sein jüngerer Bruder Robert machte sich als Physiker und Astronom einen Namen. Er hatte die Technische Hochschule in Prag besucht. Sodann trat er, dem Beispiele seines älteren Bruders folgend, in die k. k. Armee ein. Er kämpfte mit Auszeichnung bei Magenta und Solferino. Den deutsch-preußischen Krieg erlebte er im Hauptquartier der Nordarmee. Jahrzehnte hindurch tat Robert Daublebsky v. Sterneck im Militärgeographischen Institut in Wien Dienst. Er gehörte zu den prominentesten Mitgliedern dieser sehr angesehenen wissenschaftlichen Institution. Anfangs hatte er die Leitung der astronomisch-geodätischen Gruppe inne. In den Jahren 1880 bis 1894 war er Chef der Sternwarte. Der General führte wichtige Vermessungsarbeiten im Osmanischen Reich, in Bulgarien und Serbien durch. Ferner begründete er die relativen Schweremessungen. In deren Dienst wurden allmählich nicht weniger als 544 Stationen im Raume der Österreichisch-ungarischen Monarchie gestellt. Zuletzt erfand er das Halbsekunden- oder Sterneck-Pendel — dies war ein Ablesesapparat für Instrumente zur Längenbestimmung — und konstruierte Flutmesser. Generalmajor Daublebsky v. Sterneck verstarb als Korrespondierendes Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien und Dr. h. c. der Georgs-Universität zu Göttingen².

Nun wenden wir uns wieder jener Linie des Geschlechtes zu, aus der der spätere Marinekommandant hervorgehen sollte. Jakob Ignaz Eusebius Daublebsky v. Sterneck — des Seehelden Großvater — brachte es zum k. k. Gubernialrat und Kammerprokurator der Markgrafschaft Mähren. Neben diesen hohen Diensträngen erwarb er verschiedene Adelstitel. Im Jahre 1786 wurde er in den böhmischen Ritterstand unter gleichzeitiger Besserung seines bisher geführten Wappens erhoben. Sechs Jahre danach erlangte er den Reichs- und bayerischen Freiherrenstand unter dem Namen „Daublebsky, Freiherr v. Sterneck zu Ehrenstein“. Dieser Zweig der Familie nannte sich von diesem Zeitpunkt ab fast ausschließlich nur noch „Sterneck“. Im Jahre der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz konnte Jakob Daublebsky das Inkolat im Ritterstand des Königreichs Böhmen erlangen. Zwei Jahre später ist er auch noch mit dem österreichischen Freiherrenstand ausgezeichnet worden. Seine bei-

² Moritz: Österreichisches Biographisches Lexikon (ÖBL), 1815—1950. Bd. 1. Graz-Köln 1957, S. 171 u. Svoboda, J.: Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener Neustadt. Bd. 2, Wien 1894, S. 212—214. — Robert: ÖBL, Bd. 1, S. 171 u. Neue deutsche Biographie (= NDB). Bd. 3. Berlin 1957, S. 524.

den Söhne — Josel und Karl — stifteten die sogenannte „Kärtensche“ und die sogenannte „Mährische“ Linie des nunmehr freiherrlichen Geschlechtes³.

Josef Daublebsky, Reichsfreiherr v. Sterneck zu Ehrenstein, erblickte 1775 zu Prag das Licht der Welt. Als die Französische Revolution tobte, hatte er seine Studien an der Karls-Universität beendet. Mit gerade zwanzig Jahren trat er als Auskultant bei dem Brünner Landrecht ein. Innerhalb eines Jahrzehntes brachte es der Budweiser zum Landrat in Krakau. Ein Lustrum danach — als die Franzosenkriege nach einem Vierteljahrhundert ihr Ende gefunden hatten — ist Josef Sterneck als Appellationsrat nach der Hauptstadt des Herzogtums Kärnten, nach Klagenfurt, versetzt worden. Von dort führte ihn seine Laufbahn nach Fiume und Laibach. Im Jahre 1828 wurde der so überaus erfolgreiche Beamte zum Landrechtspräsidenten in Kärnten bestellt. Wenig mehr als ein Lustrum danach wurde dem Freiherrn v. Sterneck die Ernennung zum Appellations-Präsidenten in Innerösterreich und dem Küstenland zuteil. Der Chronist berichtet: „Sterneck war ein starker Philolog und Rechtsgelehrter, im Besitze einer ausgewählten, wertvollen Bibliothek. Er schrieb eine gelehrte und geistreiche Theorie des Rechts, die aber nicht gedruckt worden ist. Schätzbare Beiträge von ihm befinden sich in Pratobeveras Materialien, worunter vorzüglich die „Abhandlung über Affecte“, und „Moralische Besserung“ den gelehrten juristischen Psychologen kennzeichnen. Die Gründung der Kärntnerischen Sparkasse — 1834 — ist „unter seiner vorzüglichen Mitwirkung, so wie durch sein eifriges Streben Vieles für die Verschönerung und feuersichere Bauart Klagenfurts, für die Moräste-Austrocknung in der Umgebung dieser Stadt, und für manch andere des Landes wohl bezweckende Anstalt geschehen.“ Josef Freiherr v. Sterneck verstarb 1848 in Klagenfurt, jener Stadt, für die er soersprießliches geleistet hatte als k. k. Geheimer Rat und Präsident des innerösterreichisch-küstenländischen Appellationsgerichts, Landeshauptmann und Präsident der Stände in Kärnten, Präses des Musikvereins des Herzogtums sowie Ehrenmitglied der k. k. Landwirtschaftsgesellschaften in Kärnten und Krain. In jungen Jahren, anno 1802, hatte sich Josef Sterneck mit Anna v. Lewinski vermählt. Nach dem frühen Tode seiner ersten Gemahlin nunmehr schon in der Mitte des fünften Lebensjahrzehntes stehend, nahm er im Jahre 1819 Franziska Freiin v. Kaiserstein zur Ehefrau. Diese Familie stammte ursprünglich aus Bayern. Sie spielte sodann in Wiener Neustadt eine nicht unbeträchtliche Rolle. Der Freiherren- und in einer Linie sogar der Grafenstand kam an das Geschlecht. Josef Freiherr v. Sterneck erlangte in den Jahren 1822 und 1824 zu dem böhmischen Inkolat auch die Landstandschaft in den Herzogtümern Kärnten und Krain. Seine Nachkommenschaft aus erster Ehe ist erloschen. Aus der zweiten Verbindung blühen noch heute Agnaten. Otto Freiherr v. Sterneck zu Ehrenstein war Herr auf Liemberg mit Gösse und Hornstein in Kärnten. Er fand 1942 im Osten den Heldentod⁴.

³ Gotha, fröhl. (1860) 849 f. u. (1941) 83 f.

⁴ Oesterreichische National-Encyklopädie. Bd. 5. Wien 1836, S. 172 f. — Wurz-

Dem Ehepaar Josef Sterneck und Franziska geborene Kaiserstein wurde nach einem Jahrzehnt der Gemeinsamkeit als jüngstes Kind ein Sohn geschenkt, der in der Taufe den Namen Maximilian erhielt. Der Knabe war nebst seinen echten Brüdern der erste Angehörige der alten Budweiser Familie, der nicht in Böhmen geboren worden war. Max Sterneck erblickte am 14. Februar 1829 zu Klagenfurt das Licht der Welt. Die erste Ausbildung erhielt er in seiner Geburtsstadt. Sodann trat er in das Marinekollegium ein. Diese Erziehungsstätte zukünftiger k. k. Seeoffiziere lag damals noch in der Lagunenstadt Venedig. Eben achtzehn Jahre alt geworden, erhielt Freiherr v. Sterneck die Ernennung zum provisorischen Marinekadetten, wie die damalige offizielle Bezeichnung des untersten Dienstranges lautete. Am 29. April 1848 verstarb sein Vater in der ersten Hälfte des achten Lebensdezenniums. Umso enger schloß sich der Jüngling an seine Mutter an. Bayer v. Bayersburg schreibt in seiner Sterneck-Skizze: „Im ersten Jahr seines Aktivdienstes verstirbt Sternecks Vater. Mit verdoppelter Liebe wendet sich der junge Marineur der Mutter (einer geborenen Gräfin Walterskirchen) zu, die er zur Vertrauten aller seiner Angelegenheiten macht. Er lebt und liebt, macht kleine Schulden und träumt von besseren Zeiten. Oft klagt er der Mutter: ‚Mir geht es mit den Finanzen schlecht, dies verbittert mir manche Stunde‘.“ Die Genauigkeit der Darstellung leidet ein wenig unter dem Umstand, daß Sternecks Mutter eine geborene Freiin v. Kaiserstein gewesen ist. Seines ältesten Bruders Sohn Walther vermählte sich dagegen mit einer Gräfin Walterskirchen⁵.

Wenige Tage nach dem Tode seines Vaters ist Baron Sterneck zum Offiziersdienst tuenden Kadetten bestellt worden. Er machte das Unternehmen gegen Ancona mit. In der Folge beteiligte sich der junge Seemann auch an der Blockade Venedigs. Er tat an Bord der „Venus“ Dienst. Das nächste Jahr brachte Max Sterneck die Beförderung zum Schiffsfähnrich. Die ungewöhnliche Gefahr, die das Kaisertum Österreich von Außen, vor allem aber von Innen bedroht hatte, war noch einmal gebannt worden. Feldmarschall Graf Radetzky ist es gelungen, die Sarden zu schlagen. Der Aufstände in Wien und Prag wurde das Kaisertum noch aus eigener Kraft Herr. Die revolutionäre Bewegung im Reiche der Stephanskronen aber konnte nach langen Kämpfen und empfindlichen Niederlagen erst durch die mächtige Hilfe des Selbstherrschers aller Reußen, Zar Nikolaus I., bezwungen werden. Der Verfasser einer Monographie über die k. u. k. Kriegsmarine, Friedrich Wallisch, berichtet aus dieser Zeit unter dem Abschnittstitel „Die Marine wird deutsch“: „Das Jahr 1848, in dem sich die Meuterei von Marinemannschaften ereignet

bach: 295. — Gotha, frhrl. (1860) 850 u. (1941) 83. — Kaiserstein in Kneschke Bd. 4. Leipzig 1863, S. 626f. — Otto in Gen. Handbuch des Adels (= GHdA). Bd. 10, S. 220 u. Preradovich, N. v.: Die Verluste des Adels in Oesterreich während des zweiten Weltkriegs. In: Feldgrau 5 (1957) Heft 6, S. 181.

⁵ Gotha, frhrl. (1897) 162. — Bayer v. Bayersburg, H.: Österreichs Admirale, 1867—1918. Österreich Reihe, Bd. 154/156. Wien 1962, S. 47—50; vgl. Gotha, frhrl. (1941) 83.

hatte, die Empörung und der Abfall des Kriegshafens Venedig, der Verlust eines großen Teiles der Flotte und die beschämende Blockade von Triest, war das schwarze Jahr der österreichischen Marine gewesen.“ Tatsächlich war die Mehrzahl der Angehörigen der k. k. Kriegsmarine, ob sie nun Matrosen oder Offiziere gewesen waren, in Verlust geraten. Was italienisch war, verließ den k. k. Kriegsdienst und damit verblieben nicht allzu viele. Die Kriegsmarine mußte von Grund auf reorganisiert werden. Zu diesem Zwecke berief man den Kgl. dänischen Admiral Hans Birch Dahlerup in Kaiserliche Dienste. Nach kurzem legte er dem Monarchen einen Vorschlag vor, der dessen Zustimmung fand. In dem Dokument hieß es: „Es sollte der bei der österreichischen Flotte herrschende Mangel an tauglichen Offizieren durch Anstellung germanischer und skandinavischer Offiziere von den Flotten in der Nord- und Ostsee“ behoben werden. Der Däne fuhr fort: „Um dadurch den weichlichen, südländischen Geist, der in der österreichischen Kriegsmarine vorherrschend ist, zu der strengeren Auffassung umzubilden, wodurch sich das nordische Kriegswesen auszeichnet“.

Die Dänen sollten kaum ein und ein halbes Jahrzehnt später bei Helgoland erfahren, daß doch nicht alle k. k. Seeoffiziere sich dem „südländisch-weichen Geist“ vollständig ergeben hatten. Diese Elemente fanden nach der Beendigung der Revolutionsjahre ein ungewöhnlich fruchtbares Feld der Tätigkeit vor. Gleichzeitig konnten sie aber in jungen Jahren Ränge erreichen, von denen spätere Geschlechterfolgen von k. u. k. Seeoffizieren nicht einmal zu träumen wagten. Max Sterneck war nur zwei Jahre jünger als Wilhelm v. Tegetthoff. Er ist schon im Marinekollegium dem älteren Kameraden auf besonders enge Weise verbunden gewesen. Beiden und noch zahlreichen anderen eröffneten sich ungeahnte Möglichkeiten des Avancements. In wenig mehr als einem Jahrzehnt wurde Freiherr v. Sterneck vom Kadetten zum Fregattenkapitän, also Oberstleutnant befördert. Diesen Rang erreichte ein Angehöriger der schwarz-gelben Flotte zu Anfang unseres Jahrhunderts gegen Ende seines fünften Lebensjahrzehnts. Der Sproß einer Budweiser Bürgersfamilie war kaum dreißig Jahre alt, als er diese Dienststellung einnahm. Im Jahre 1860 wurden die Brüder Moritz und Max unter dem Namen Freiherren v. Sterneck zu k. k. Kämmerern angenommen. Der dritte Bruder, Otto, erlangt die Hofwürde ein Jahr danach unter der Benennung Daublebsky Freiherr v. Sterneck. Die Würde war ein Ehrenrang, der an den Nachweis sechzehn adelig geborener Ahnen oberster Reihe — also der Ur-Urgroßeltern — geknüpft war. Gesellschaftlich ist der „Kämmerer“ ungewöhnlich angesehen gewesen. Er bestätigte auf eine Art die Zugehörigkeit zur anerkannten Aristokratie. Ein Jahr vor dem Ausbruch des deutsch-preussischen Krieges wurde dem Unvermählten von der Witwe Amalie Pabst geborenen Freiin Matz v. Spiegelfeld ein Sohn geboren. Der Knabe ist nach seinem natürlichen Vater Maximilian genannt worden. Er wurde später von diesem anerkannt. Max Daublebsky der Jüngere brachte es zum k. u. k. Vizeadmiral. Wenige Mo-

⁶ ÖBL I, 171. — Wallisch, F.: Die Flagge Rot-Weiß-Rot. Leipzig 1942, S. 69, 73f.

nate vor dem Auseinanderbruch der Doppelmonarchie ist er mit dem Prädikat „v. Eichhan“ geadelt worden⁷.

Den ersten bedeutenden Höhepunkt seines Lebens und seiner Laufbahn erreichte der immer noch sehr junge Seeoffizier im Kriege des Jahres 1866. Zwei Monate vor der Seeschlacht bei Lissa rückte Max Freiherr v. Sterneck zu Ehrenstein — er war eben siebenunddreißig Jahre alt geworden — zum Linienschiffskapitän, also zum Oberst, vor. In unserem Säkulum hatte ein österreichisch-ungarischer Marineoffizier in diesem Alter etwa die Hälfte seiner Dienstzeit als Linienschiffsleutnant, also Hauptmann, zurückgelegt. Konteradmiral v. Tegetthoff setzte auf dem Panzerschiff „Erzherzog Ferdinand Max“ seine Admiralsflagge. Zum Kommandanten des Schiffes und damit zum sogenannten Flaggenkapitän bestimmte er seinen alten Kameraden aus den fernen Tagen des Marinekollegiums in Venedig, seinen vertrauten Freund Max Sterneck. Der Budweiser war somit dazu berufen, unmittelbar unter der Leitung des Flottenführers die Operationen der k. k. Eskader mitzumachen. In den Abendstunden des 19. Juli 1866 — des Tages vor dem Zusammenstoß mit dem Kgl. italienischen Geschwader — besprach der Admiral mit dem Flaggenkapitän und den übrigen Herren seines Stabes, welche Maßnahmen man in naher Zukunft zu treffen haben werde⁸.

Der Befehl Wilhelms v. Tegetthoff lautete: „Die Panzerschiffe den Feind anrennen und zum Sinken bringen.“ Dieser Weisung entsprechend legte Flaggenkapitän v. Sterneck weniger Wert auf die höchst problematische Wirkung der mangelhaften Artillerie. Er hatte nur einem Gedanken zu folgen, wie kann der Gegner gerammt werden. Der Feind mußte in den Grund gebohrt werden. Dieses Manöver aber war nur durch einen Rammstoß durchzuführen. Das Unternehmen ist jedoch durch verschiedene Umstände erschwert worden. Um den gewünschten Effekt zu erzielen, mußte das gegnerische Schiff nahezu senkrecht getroffen werden. Eine auch nur geringfügige Ungenauigkeit konnte zum eigenen Verhängnis werden. Der Angreifer geriet dann in die Gefahr, zum Angegriffenen zu werden. Ferner mußte der Schiffskommandant damit rechnen, daß, auch bei erfolgreichem Rammstoß, das eigene Schiff einige Minuten benötigen werde, um wieder voll manövrierfähig zu sein. Innerhalb dieser Zeitspanne aber war es nahezu schutzlos feindlichen Bewegungen ausgesetzt. Linienschiffskapitän v. Sterneck hatte seinen Platz auf dem Achterkastell gewählt. Er lenkte den „Ferdinand Max“ von den Kreuzwanten — den Strickleitern, die zu den Mastkörben führen — aus⁹.

Kaum hatten sich die feindlichen Flotten am 20. Juli 1866 auf Sichtweite genähert, überschütteten die Italiener das Admiralsschiff mit Geschütz- und Gewehrfeuer. Sterneck durchbrach die feindliche Linie, sodann kehrte er um

⁷ Militär-Schematismus des österr. Kaiserthums, 1860—1861. Wien 1861, S. 715. — Vgl. Almanach f. d. k. u. k. Kriegsmarine. 1913, S. 665. — Kämmerer-Almanach. Wien 1903, S. 394, 255. — Daublebsky-Eichhain: NDB Bd. 3, S. 523 u. Wiener gen. Taschenbuch. Bd. 2. Wien 1927/28, S. 54.

⁸ Lukes, J.: Militärischer Maria Theresien-Orden. Wien 1890, S. 434, 415.

⁹ Lukes 434 f. — Wallisch 147 f.

und griff den Gegner von neuem an. Zwei Rammstöße führte der Schiffskommandant aus, ohne jedoch den erwünschten Erfolg zu erzielen. Auf Seite der k. k. Flotte war man der Überzeugung, das Panzerschiff „Re d'Italia“ sei das Admiralsschiff der Italiener. An sich war diese Meinung durchaus gerechtfertigt. Allerdings hatte sich der Kgl. italienische Oberbefehlshaber, Admiral Conte Persano, kurz vor dem Beginn der Schlacht aus welchen Gründen immer vom „Re d'Italia“ auf den „Affondatore“ übersetzen lassen. Dies war dem k. k. Eskaderkommandanten natürlich nicht bekannt geworden. Also setzte man alle Kraft daran, den „König von Italien“ zu vernichten. Baron Sterneck erkannte mitten im Gewühl des Gefechtes — die Pulverschwaden waren so dicht, daß man Freund und Feind kaum zu unterscheiden vermochte — das vermeintliche feindliche Admiralsschiff, als es den Kurs des „Erzherzog Ferdinand Max“ kreuzte. Der Kommandant gab unverzüglich den Befehl zum Angriff. Mit ganzer Kraft stürzte sich das k. k. Flaggschiff auf seinen Hauptgegner. Der italienische Kommandant erkannte die Gefahr. Er versuchte durch die Erhöhung der eigenen Geschwindigkeit dem Stoß zu entgehen oder ihn zumindest abzuschwächen. Da aber legte sich eine k. k. Panzerfregatte in seinen Weg. Nun mußte der italienische Offizier ganze Kraft zurück befehlen. Die Beschleunigung zuerst in der einen sodann in der anderen Richtung paralyisierte seine Fahrt. Der „Re d'Italia“ lag nahezu regungslos da. Der verhängnisvolle Rammstoß traf ihn senkrecht an der Backbordseite. Unter ohrenbetäubendem Gekrache bohrte sich der scharfe Rammbug des „Erzherzog Ferdinand Max“ in die Seite des italienischen Schlachtschiffes. Der k. k. Panzer bewegte seine immerhin 5000 Tonnen mit der für die damaligen Verhältnisse beträchtlichen Geschwindigkeit von mehr als 11 Seemeilen. Die Flanke des italienischen Panzerkreuzers wurde völlig aufgerissen. Damit aber war das Unternehmen noch keineswegs beendet. Freiherr v. Sterneck mußte nun raschestens von seinem Gegner freikommen, um nicht selbst in dessen Katastrophe hineingezogen zu werden. Der Kommandant befahl „Ganze Kraft zurück.“ Brechend, knarrend und zertümmernd zog sich der blankpolierte Rammbug des Kaiserlich Königlichen Admiralsschiffes aus dem weitklaffenden Leck des Gegners. Die Bordwand des „Re d'Italia“ war 137 Quadratfuß weit aufgerissen. Mehr als die Hälfte des Schadens lag unter der Wasserlinie. Das italienische Schiff krenkte anfangs etwa 25 Grad gegen Steuerbord. Sodann legte es sich schwerfällig nach Backbord um. Innerhalb von weniger als zwei und einer halben Minute versank der Stolz der Kgl. italienischen Kriegsmarine. Der „König von Italien“ kenterte mit wehendem nationalen Dreifarb am 20. Juli 1866 um 11 Uhr 20 Minuten. Seit dem Beginn des Kampfes waren genau 37 Minuten verstrichen. Um 14 Uhr 30 Minuten fand die Schlacht ein Ende. Es sind 27 k. k. Kriegsschiffe mit 532 Kanonen und 7871 Mann 34 Kgl. italienischen Einheiten mit 746 Geschützen und 10.886 Mann gegenübergestanden. Die k. k. Eskader lief nach beendetem Geschehen den Hafen San Giorgio auf der Insel Lissa an. Das Admiralsschiff erreichte kurz vor Sonnenuntergang als letzte Kaiserliche Einheit seinen Bestimmungsort. Linienschiffskapitän Freiherr

v. Sterneck hatte durch die schweren Schäden, welche er zwei feindlichen Panzerschiffen zufügte, vor allem aber durch die Versenkung des „Re d'Italia“ wesentlich zu dem Erfolg des Tages beigetragen¹⁰.

In der ganzen Flotte herrschte nur eine Stimmung, die der Anerkennung für Max Sternecks Waffentat. Die an Bord des Admiralsschiffes eingeschifften Offiziere stellten aus freien Stücken bereits am darauffolgenden Tag, aber noch auf der Insel Lissa, dem Linienschiffskapitän ein Tapferkeitszeugnis aus. Ein solches war zur Erlangung des Militär-Maria-Theresien-Ordens notwendig. Admiral v. Tegetthoff selbst schrieb den Erfolg der Schlacht bei Lissa hauptsächlich den Verdiensten des Freiherrn v. Sterneck zu. Er brachte diese seine Meinung auf folgende Art zu Papier: „Linienschiffskapitän Baron Sterneck führte mit seinem Schiffe ein Manöver aus — für welches zwar von allen Seestaaten in neuester Zeit Schiffe gebaut werden —, welches jedoch zur Stunde — auf offener See, wo Freund und Feind unter voller Dampfkraft in Fahrt — von keiner Marine noch ausgeführt wurde. Daß Linienschiffskapitän Baron Sterneck unter heftigem Kanonenfeuer mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit sein Schiff führte, bin ich so glücklich als Augenzeuge bestätigen zu können; ihm ist hauptsächlich der Erfolg des Tages zu danken.“ Auf Grund dieser Waffentat zeichnete Kaiser Franz Joseph als Großmeister des Militär-Maria-Theresien-Ordens in der CLXVI. Promotion dieser höchsten k. k. Tapferkeitsauszeichnung Max Freiherrn v. Sterneck zu Ehrenstein mit dem Ritterkreuz des Theresien-Ordens aus. Nächst Tegetthoff und Sterneck wurden nur noch zwei Offiziere der k. k. Seestreitkräfte anno 1866 mit der begehrtesten Dekoration des schwarz-gelben Heeres geschmückt¹¹.

Nach dem errungenen Sieg gegen das Königreich Italien und der erlittenen Niederlage gegen das Königreich Preußen stagnierte — vorzüglich aus finanziellen Gründen — der Ausbau der Flotte und damit auch das zügige Avancement der Offiziere. Der Sieger von Lissa brachte es über den ihm sogleich verliehenen Rang eines Vizeadmirals nicht hinaus. Freiherr v. Sterneck mußte trotz seiner eben erst jetzt in jeder Hinsicht bewiesenen Tüchtigkeit und trotz des Theresienkreuzes mehr als sechs Jahre bis zu seiner nächsten Beförderung warten. Die Zeit ist jedoch nicht ungenützt verstrichen! Im Geiste seines Freundes und Lehrmeisters Wilhelm v. Tegetthoff wirkte der Linienschiffskapitän als Militärhafenkommandant des Hauptstützpunktes Pola an der Südspitze der Markgrafschaft Istrien, wie der damalige offizielle Titel der Halbinsel lautete. Max Sterneck unterstanden in seiner neuen Dienststellung auch sämtliche Schulschiffe, die zur Ausbildung von Offizieren, Unter-

¹⁰ Bayer 50 f. — Wallisch 148—151. — Lukes 435—437. — Österreichs Kriege seit 1495. Wien 1878, S. 158.

¹¹ Lukes 439. — Schematismus für das Kais. und Kgl. Heer und f. d. Kais. und Kgl. Kriegsmarine. 1908. Separatausgabe, Wien 1907, S. 54; die beiden anderen mit dem Theresienkreuz ausgezeichneten k. k. Seeoffiziere waren Linienschiffskapitän v. Petz — gest. als Freiherr u. VAdmiral — und Korvettenkapitän Manfroni v. Manfort — gest. als Freiherr und VAdmiral.

offizieren und Mannschaften teils neu bestimmt, teils aber auch nur umgebaut worden waren. Die Aufgabe, welche Baron Sterneck damit gestellt worden ist, war eine ungemein verantwortungsvolle. Es wurde ein Kasern-, ein Artillerie-, ein Schiffsjungen- und ein Matrosen-Schulschiff in Dienst gestellt. Hier sind die zukünftigen Steuerunteroffiziere und die übrigen Chargen ausgebildet worden. Ferner widmete Sterneck einen bedeutenden Teil seiner Arbeitskraft der Neuorganisation des sogenannten Matrosenkörpers, also der Marineinfanterie. Unter der Leitung des damals kaum vierzigjährigen Seeoffiziers kamen zahlreiche Lern- und Lehrbehelfe für die Ausbildung und ständige Schulung des Marinepersonals heraus. Ein Werk von besonderer Bedeutung bei dem damaligen Stand der unterschiedlichen Kriegsmarinen ist das Buch über die „Tackelung und Ankerkunde“ gewesen. Die Arbeit schildert mit großer Gründlichkeit und sehr anschaulich und übersichtlich das behandelte Thema. Zuletzt muß auch noch das unter der Leitung Freiherr v. Sternecks ausgewerkte „Signalbuch der k. k. Kriegsmarine“ in diesem Zusammenhang Erwähnung finden¹².

Am 27. April 1871 war Wilhelm v. Tegetthoff, der bedeutendste Flottenführer, den die k. k. Marine hervorgebracht hat, plötzlich und in überaus jungen Jahren verstorben. Gerne wird der Sieger von Lissa als der hervorragendste Seeheld süddeutschen Stammes apostrophiert. Die Bemerkung ist unzutreffend. Die Familie Tegetthoff stammt aus Warburg an der Diemel in Westfalen. Als sein Nachfolger ist mit der Leitung der Seestreitkräfte — als Chef der Marinesektion im Reichskriegsministerium und Marinekommandant —, unter dem Datum des 26. April 1871, Vizeadmiral Friedrich Freiherr v. Pöckh betraut worden. Erst ein halbes Jahr danach erfolgte seine definitive Ernennung. Herr v. Pöckh war eine etwas sonderbare Persönlichkeit. Es wird von ihm berichtet: „Seinem in sich gekehrten, verschlossenem Wesen widerstrebte es, sich für den Bedarf seines Ressorts besonders zu ereifern. Als Admiral und stolzer Seemann sträubte er sich, vor einer parlamentarischen, nach seiner Ansicht fachmännisch nicht berufenen Körperschaft maritim-militärische Angelegenheiten bis ins Kleinste zu erörtern. Angesichts der rapiden maritimen Kräfteentwicklung in den anderen europäischen Großstaaten, hätte er mit größerer Energie die Erfordernisse der Kriegsmarine darlegen sollen.“ Die Vertraulichkeit zwischen Admiral Freiherr v. Pöckh und Linienschiffskapitän Reichsfreiherr v. Sterneck war keinesfalls so groß wie zwischen dem Sproß der alten Budweiser Patrizierfamilie und dem Helden von Lissa¹³.

Baron Sterneck zu Ehrenstein nahm einen längeren Urlaub. Man wird nicht fehlgehen, diesen ganz ungewöhnlichen Schritt mit dem neuen Marinekommandanten in Zusammenhang zu bringen. Im Jahre 1872 war Max Sterneck

¹² Lukes 439 f.

¹³ GHdA Bd. 12, S. 481. — Vgl. auch Preradovich, N. v.: Die Tegetthoff in Österreich. Zeitschrift des historischen Vereins für Steiermark 43 (1952). — Die Wehrmacht der Monarchie im Weltkrieg 1914. Wien 1914. Teil 2: Unsere Kriegsmarine, S. 67. — Bayer 139 f.

der rangälteste sogenannte „Angestellte Linienschiffskapitän“. Er ist in der Gesamtheit des Seeoffizierskorps der Neunte im Rang gewesen. Mit einem Wort, Sterneck stand knapp an den Konteradmiral heran. Dennoch nahm er Urlaub. Bayer v. Bayersburg berichtet: „Um Sterneck dem Unmut zu entreißen und ihn auf andere Gedanken zu bringen“ hatte ihn der bekannte Mäzen Hans Graf Wilczek auf seine Nordlandexpedition geladen. Der schlesche Aristokrat Wilczek hatte sich überaus tatkräftig für die geplante Nordpolforschungsreise des k. k. Oberleutnants Julius Payer aus Teplitz-Schönau und des k. k. Linienschiffsleutnants Karl Weyprecht aus Hessen eingesetzt. Der Graf stiftete aus eigenen Mitteln nicht weniger als 40.000 Gulden für das Unternehmen, eine Summe, die nach unserem heutigen Geld mehr als zwei Millionen Deutsche Mark ausmachen würde. Im Jahre 1871 unternahmen die beiden k. k. Offiziere eine Vorexpedition in die Barentsee. Sie benutzten den norwegischen Segler „Isbjörn“. Ein Jahr danach — die Verhältnisse in der k. k. Flotte hatten sich nach dem Tode des Vizeadmirals v. Tegetthoff grundlegend gewandelt — stellte sich Baron Sterneck dem Grafen Wilczek zur Verfügung. Es wurde eine zweite Rekognoszierungsfahrt wiederum an Bord der „Isbjörn“ unternommen. Dieses Mal übernahm Linienschiffskapitän v. Sterneck das Kommando des Seglers und die maritime Leitung. Das Unternehmen hatte sich zur Aufgabe gestellt, auf Nowaja Zemlja eine Kohle- und Verpflegungsstation anzulegen. Trotz höchst ungünstiger Witterungsverhältnisse wurde der vorbezeichnete Platz erreicht und das gewünschte Depot gebaut und versorgt. Die Heimreise führte die Männer der zweiten Vorexpedition über Rußland. Der Weg ging über St. Petersburg, Kasan, Nishnj-Nowgorod und Moskau in die Heimat. Nach seiner Rückkehr wurde der verdiente Seeoffizier, der sich nun auch als Teilnehmer an einer Forschungsreise auf anderem Gebiet ausgezeichnet hatte, am 31. Oktober 1872 zum Konteradmiral befördert¹⁴.

Ein Jahr danach war es den langen und zähen Bemühungen Sternecks gelungen, ein würdiges Marinekasino zu errichten. Diese Institution war nicht allein der Mittelpunkt des gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Lebens vor allem der nicht verheirateten Offiziere, es gereichte darüberhinaus dem Hauptkriegshafen der Doppelmonarchie durchaus zur Zierde. Der Bau wurde erst im Jahre 1914 — also beinahe nach einem halben Jahrhundert — durch ein neues Kasino ersetzt. Im Jahre der Eröffnung begann der Erste Weltkrieg. Nach dem Auseinanderbruch Österreich-Ungarns übernahm das Königreich Italien das neue Gebäude, welches vorzüglich mit Mitteln errichtet worden war, die das Seeoffizierskorps selbst aufgebracht hatte. In den nächsten Jahren nahm Admiral Freiherr v. Sterneck an zahlreichen Kreuzfahrten im Mittelmeer teil. Die Orientfrage und in Zusammenhang damit das stets näher heranrückende Problem der Okkupation der osmanischen Provinzen Bosnien

¹⁴ K. K. Militär-Schematismus 1872. Wien 1872, S. 698. — Bayer 51 f. — Bayer v. Bayersburg, H.: Die k. u. k. Kriegsmarine auf weiter Fahrt. Österreich-Reihe. Bd. 49—51, S. 56 f. — Payer: Svoboda II, 383. — Weyprecht: Wal-lisch 175.

und der Herzoginina beschäftigten den weltoffenen Mann. Die allgemeine Entwicklung der Donaumonarchie fand keineswegs seine Zustimmung. Dennoch hoffte er, daß eine Art Föderation kleiner slawischer Staaten, an deren Spitze das deutsche Österreich zu stehen hätte, eine gedeihliche Zukunft zu verbürgen im Stande wäre. Wenig mehr als ein Jahr nach seiner Beförderung zum Konteradmiral übernahm Sterneck — am 12. Dezember 1873 — das Kommando über die Eskader, über die aktive Flotte. Kurz danach ist diese in spanische Gewässer entsandt worden. Dort herrschten nicht ungefährliche politische Spannungen. Die österreichisch-ungarische Flotte war beauftragt, die Interessen der Untertanen Kaiser Franz Josephs wahrzunehmen und sie, wenn nötig, auch zu schützen. Nach sechs Monaten dieser militärdiplomatischen Aufgabe ist die Eskader wieder in heimatliche Gewässer zurückbeordert worden. Ihr Eingreifen war nicht notwendig gewesen. Nach seiner Rückkehr erhielt Admiral v. Sterneck den Auftrag, die seinerzeit unter seinem Vorsitz ausgearbeitete Seetaktik nunmehr praktisch zu erproben. Falls sich auf See andere Ergebnisse zeigen sollten als auf dem Grünen Tisch, hätte Sterneck entsprechende Änderungsvorschläge zu machen gehabt. Nach mehrmonatiger Tätigkeit auf dem befohlenen Gebiet konnte der Admiral das in Frage stehende Signalebuch als zum praktischen Dienst vorzüglich geeignet empfehlen. Dieses sein Werk wurde auch in der Folgezeit mit bestem Erfolg benutzt. Die Eskader hatte noch längere Kreuzungen im Nahen Osten unternommen. Zwei Jahre nach seiner Bestellung zum Befehlshaber der aktiven Flotte wurde er seiner augenblicklichen Dienstverwendung enthoben. Gleichzeitig ist ihm der Allerhöchste Dank für die zu vollster Zufriedenheit geleisteten Dienste ausgesprochen worden. Anschließend wurde der Reichsfreiherr zum Kommandanten des Seearsenals im Hauptkriegshafen Pola bestellt. Zum Nutzen und Frommen aller Beteiligten sollte Max Sterneck dieses Kommando acht Jahre lang inne haben. Am 17. November 1883 — Freiherr v. Pöckh hatte um seine Außerdienststellung ersucht — ist der Sohn einer südböhmischen Familie gleichzeitig zum Vizeadmiral, zum Chef der Marine Sektion im k. k. gemeinsamen Reichskriegsministerium und zum Marinekommandanten ernannt worden. Nach drei und einem halben Jahrzehnt des Dienstes als Seeoffizier hatte er die höchste Dienststellung erreicht, die ihm sein Beruf ermöglichte¹⁵.

Am Tage der Übernahme des Oberbefehls über die k. k. Seestreitkräfte wurde von dem neuen Marinekommandanten folgender Admiralsbefehl erlassen: „Durch die Allerhöchste Gnade Sr. Majestät des Kaisers zum Chef der Marinesektion und Marinekommandanten ernannt, übernehme ich mit heutigem Tage diesen ebenso auszeichnenden und ehrenvollen als verantwortungsschweren Dienstposten. Auf das Genaueste bekannt mit den hingebungsvollen Bemühungen aller Marineangehörigen, in eifrigster Pflichterfü-

¹⁵ Lukes 440 f. — Marinekasino; Pers. Mitt. durch Frau Hertha v. Preradovich geb. Gräfin Lanjus v. Wellenburg, für die an dieser Stelle herzlich gedankt sei. — Bayer (Admirale): 52. — Die Wehrmacht der Monarchie 67.

lung die höchsterreichbare Kriegstüchtigkeit anzustreben, sehe ich in diesem, die k. k. Kriegsmarine beseelenden Geiste die sicherste Bürgschaft dafür, daß es uns gelingen wird, der ruhmreichen Tradition unserer Waffe eingedenk, unser höchstes Ziel, die stete Zufriedenheit unseres Allerhöchsten Kriegsherrn, zu erreichen. Die Seewehrkraft der Monarchie im Geiste der modernen Kriegstechnik zu entwickeln, die Leistungsfähigkeit der Flotte durch intensivsten Dienstbetrieb im Innern der Kriegsmarine zu heben und zu kräftigen — diese Aufgaben halte sich jeder Einzelne vor Augen; wir werden sie lösen, wenn jeder Einzelne nicht nur seine geistigen Kräfte unausgesetzt verwertet, sondern auch der edelsten militärischen Tugend eingedenk bleibt: Jener Selbstverleugnung, welche immer nur das Beste des Ganzen will¹⁶.“

Im Spätherbst des Jahres 1883 berichtet der deutsche Militärattaché an der Kaiserlichen Botschaft in Wien, Oberstleutnant Graf v. Wedel, über eine Unterredung, die er mit dem Chef des k. k. Generalstabs, Feldmarschalleutnant Freiherr v. Beck, gehabt hatte. Der preußische Offizier, der es im Laufe seiner Karriere zum Fürsten-Statthalter, General der Kavallerie und Botschafter bringen sollte, erkundigte sich, wie man sich in k. k. Kreisen die Verwendung der Flotte im Falle eines Krieges denke. Beck erwiderte, zwar wären schon verschiedentlich Gedanken — auch mit dem Kaiser — ausgetauscht worden, zu einem festen Entschluß sei man aber bisher noch nicht gekommen. Des Generals persönliche Ansicht ginge dahin, die k. k. Flotte habe sich im ersten Moment der Feindseligkeiten auf die reine Defensive in der Adria zu beschränken. Sodann aber sei es ihre Pflicht, in Gemeinschaft mit der Kgl. italienischen Marine die französische Mittelmeerflotte aufzusuchen und zu schlagen. Zur Durchführung dieser Überlegungen habe er — Freiherr v. Beck — schon verschiedentlich erwogen, in Rom diesbezügliche Besprechungen anzuregen. Er würde es jedoch lieber sehen, wenn eine derartige Anregung auf diplomatischem Wege erfolgte. Graf v. Wedel, der zuständige preußische Militärexperte meinte dazu: „Der Österreichischen Marine wohnt nach wie vor jener lebhafteste Offensivgeist inne, wie er sich zu den Zeiten des leider zu früh verstorbenen Admirals Tegetthoff in so glänzender Weise manifestierte und dieser Geist wird durch die Ernennung des Vizeadmirals Baron Sterneck zu ihrem Oberkommandanten nicht nur neue Impulse erhalten, sondern es läßt sich ebenso erwarten, daß die Flotte unter der neuen Leitung auch in materieller Beziehung einen weiteren Aufschwung entgegen gehen wird¹⁷.“

Der militärische Vertreter des Partners im Zweibund sollte sich in Max Sterneck nicht getäuscht haben. Unter all den technischen Fragen, die zum neuen Aufgabenbereich des Vizeadmirals gehörten, war jene die wichtigste, welche sich mit der Umgestaltung und dem Ausbau des schwimmenden Flot-

¹⁶ Bayer (Admirale): 48 f.

¹⁷ Archiv des Auswärtigen Amtes, Bonn, Abtheilung A. Oesterreich No. 73. Vol. 4, Wien 19. November 1883, Abschrift, A 6101 pr. 21. November 1883, Militärbericht No. 93/342. — Wedel: Hofkalender 1938, S. 451.

tenmaterials befaßte. Das Unterseeboot- und das Torpedowesen waren die Punkte innerhalb der allgemeinen Situation, deren Entwicklung am raschesten voranschritt. Das Hauptproblem der verhältnismäßig kleinen k. k. Flotte war es, einen auch übermächtigen Gegner — und dies waren die Seestreitkräfte aller Großmächte — von den Küsten des eigenen Territoriums erfolgreich fernzuhalten, um sodann im gegebenen Augenblick selbst die Initiative ergreifen zu können. Bald nach der Übernahme des Kommandos unterbreitete Freiherr v. Sterneck dem Monarchen ein Programm, welches die Zustimmung Kaiser Franz Josephs fand. Diesem Plane entsprechend sind die heimischen Küsten in einzelne Verteidigungsbezirke eingeteilt worden. Für jeden von diesen sollte eine eigene Torpedobootflottille geschaffen werden. Die neuen Verbände hatten zweierlei Zweck zu erfüllen. Sie sollten sowohl als solche, aber auch in größeren Einheiten eingesetzt werden. Um diesem Ziel dienen zu können, wurden sie aus verschiedenen kleinen Fahrzeugen zusammengesetzt. Die eigentliche Schlachtflotte bildete das selbstverständliche Rückgrat der gesamten Streitmacht auf See. Sie mußte nicht allein erhalten, sondern, den beschränkten finanziellen Möglichkeiten entsprechend, auch vergrößert und modernisiert werden. Ferner dachte der neue und weitblickende Flottenkommandant auch an in der Zukunft mögliche Verwicklungen auf dem Balkan. Er war es, der die im Ersten Weltkrieg so erfolgreiche Donauflottille ins Leben rief. Alljährliche große Manöver, bei denen der Marinekommandant selbst das Oberkommando führte, wurden zur steten Übung der k. k. Kriegsmarine abgehalten. Unter des Freiherrn v. Sterneck Ägide sind nicht weniger als vierzig wissenschaftliche, sogenannte Missionsreisen in ferne Meere und Länder unternommen worden. Deren Ergebnisse erbrachten wertvolle Aufschlüsse bisher unbekannter Gebiete oder Umstände. Er ist der Schöpfer einer bedeutenden Anzahl von Um- oder Neuorganisationen im Gesamtaufbau der Flotte gewesen. Auf die persönliche Initiative des Admirals hin sind die folgenden Institutionen gegründet worden: Die Operationskanzlei, das Marinetechnische Comité und das Marinezentralarchiv. Durch die Stellung von Preisaufgaben auf allen Gebieten des Seewesens beschritt Admiral Freiherr v. Sterneck damals ganz neue Wege, um das Interesse der Seeeoffiziere noch weiter zu stärken und anzuspornen¹⁸.

Keineswegs jedoch befaßte sich der neue Marinekommandant allein mit den Fragen der technischen Verbesserung, der Organisation und der neuzeitlichen Befehlsgebung innerhalb der ihm unterstellten Truppe. Er zeigte — ein für die damalige Zeit keineswegs selbstverständlicher Zug — ein tiefes soziales Verständnis für die Belange der einfachsten seiner Untergebenen. Nächst dem Marinekasino, dessen Bau schon erwähnt wurde, errichtete der Chef der Marinesektion im Reichskriegsministerium auch die Marinekirche, die den Namen *Madonna del Mare* führen sollte. Vor allem aber arbeitete er unermüdlich an der Verbesserung des Loses der Arsenalarbeiter. Er ließ den bis dahin in kümmerlichen Verhältnissen dahinsiechenden Marinekinder-

¹⁸ Lukes 441. — Wallisch: „Die Flotte unter Sterneck und Spaun“ 52 ff.

garten auf eine ganz neue Grundlage stellen. Dadurch wurde es möglich, daß der Ernährer der Familie seinem schweren Beruf nachging, die Kinder in der neuen Einrichtung betreut wurden und die Mütter sich einen gewiß nicht unerwünschten Nebenverdienst suchen konnten. Die schon vorhandenen vortrefflichen Marinevolksschulen wurden erweitert und ausgebaut. Das Staatsgymnasium ist auf das persönliche Einschreiten des Admirals hin von Pisino im Innern der Markgrafschaft Istrien nach dem Hauptkriegshafen Pola verlegt worden. Den Söhnen der Seeoffiziere, der Beamten und überhaupt der Polanser Bevölkerung sollte die Möglichkeit geboten werden, die Oberschule an Ort und Stelle besuchen zu können. Die Marineakademie eröffnete ihre Pforten bekanntlich erst den Vierzehnjährigen. Zahlreiche Häuser sind unter der Ägide Sternecks errichtet worden, die den verheirateten Unteroffizieren und den Arsenalarbeitern menschenwürdige Unterkunft um relativ wenig Geld gewährten. Es gab somit kaum ein Gebiet, welches mit dem Seewesen zusammenhing, das durch die Tatkraft, den Ideenreichtum und die Einsatzbereitschaft des Admirals nicht wesentlich gefördert worden wäre¹⁹.

Ein Jahr nach seiner Ernennung zum Marinekommandanten wurde Sterneck vom Kaiser durch die Verleihung der Würde eines Geheimen Rates ausgezeichnet. Als 1888 der erste griechische Monarch aus dem Hause Oldenburg, König Georg, sein fünfundzwanzigstes Regierungsjubiläum feierte, ist Vizeadmiral v. Sterneck als außerordentlicher Gesandter des Kaisers von Österreich an den Hof zu Athen entsandt worden, um die Glückwünsche des Imperators persönlich zu überbringen. Noch in demselben Jahre erreichte der Sohn der Stadt Budweis den Rang eines „echten“ Admirals, der jenem eines Generals der Infanterie gleichkommt. Im Alter von siebenundsechzig Jahren vermählte sich der langjährige Kommandant der k. u. k. — dies die Bezeichnung seit 1889 — Kriegsmarine. Er führte die Tochter eines Großkaufmannes aus New London, Connecticut, Lydia Griswold, als seine Ehefrau heim. Die Verbindung blieb kinderlos. Die junge Freifrau v. Sterneck war bereits zweimal verwitwet. Sie sollte nach dem bald danach erfolgten Heimgang des Admirals noch eine vierte Ehe eingehen. Max Sterneck verstarb, nachdem er 50 Dienstjahre einer ungewöhnlich erfolgreichen, ja geradezu abenteuerlichen Laufbahn hinter sich gebracht hatte, in der Aktivität am 5. Dezember 1897 in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien²⁰.

Der Sproß einer alten und angesehenen Bürgersfamilie der südböhmischen Stadt Budweis — Maximilian Daublebsky, Reichsfreiherr v. Sterneck zu Ehrenstein, Inkolant im Königreich Böhmen, Herr und Landstand der Herzogtümer Kärnten und Krain — war nächst Wilhelm v. Tegetthoff der mit Abstand bedeutendste Kommandant der k. u. k. Kriegsmarine. Er schuf die technischen und organisatorischen Voraussetzungen, auf deren Grundlage erst

¹⁹ NDB Bd. 3, S. 423 f.

²⁰ Lukes 442. — NDB Bd. 3, S. 524: Die Witwe des Admirals gab 1901 unter dem Titel „Erinnerungen aus den Jahren 1847—1897“ die Memoiren ihres dritten Gatten heraus, eine biographische Skizze steuerte Linienschiffskapitän Freiherr Benko v. Boinik bei.

jene Flotte geschaffen werden konnte, die im Ersten Weltkrieg den vereinigten italienisch-französisch-britischen Geschwadern erfolgreich die Stirne bieten konnte. Darüberhinaus aber gehörte das werktätige Interesse des Admirals allen kulturellen, wissenschaftlichen und sozialen Fragen. Dies hebt Max Sterneck merklich über manchen seiner Kameraden in Heer und Flotte hinaus, die auf dem rein technisch-militärischen Gebiet mit ihm in Wettbewerb hätten treten können.

DIE KRIPPE ALS PHÄNOMEN ZWISCHEN SKULPTUR UND SPIEL

Von Lenz Kriss-Rettenbeck

Alfred Karasek-Langer, Krippentheater und bewegliche Krippen im Sudetenraum. Schaubühne des Volkes im 19. Jahrhundert. Jahrbuch für ost-deutsche Volkskunde 8 (1964) 171—253.

Berliner gebraucht zur Typisierung von Krippen — Kretzenbacher für bestimmte Formen des Kalvarienberges¹ — die Bezeichnung „Gefrorenes Theater“ bzw. „steinernes Theater“². Immer wieder wurde darauf hingewiesen, daß eine wesentliche Wurzel der Krippe das Schauspiel oder spielhaftes Brauchtum³ sei. Insbesondere theaterwissenschaftlich und liturgiegeschichtlich orientierte Forscher versuchten Zusammenhänge und die Priorität des Schauspiels als Wurzel der Krippe zu erweisen. Auch Berliner bemerkt immer wieder, daß für die Entwicklung bestimmter Darstellungsformen und ikonographischer Details — auch in späterer Zeit — das Schauspiel Voraussetzung sei, doch legt er — wohl mit Recht — größeres Gewicht auf die kunstgeschichtlichen Faktoren⁴. Dieses Problem ist aber nicht nur für die Krippenentwicklung spezifisch; es gilt für die Kunst im allgemeinen, denn keine Kunstgattung wächst und entwickelt sich in monadischer Abgeschlossenheit. Sowohl für die Volkskunde wie für die Kunstwissenschaft ist aber

¹ Kretzenbacher, L.: Heimat im Volksbarock. Kulturhistorische Wanderungen in den Südalpenländern. Klagenfurt 1961, S. 37 ff. „Die Bühne des steinernen Spiels. Von Kreuzwegbild, Weltenberg und Kirchentanz“.

² Berliner, R.: Die Weihnachtskrippe. München 1955, S. 10, 21, 36, 38, 40, 43, 46, 59 f., 67, 72 f., 86, 92, 122, 134, Anm. 328.

³ Zur Begriffsbestimmung von Schauspiel, spielhaftem Brauchtum etc. vgl. Schmidt, L.: Das deutsche Volksschauspiel in zeitgenössischen Zeugnissen vom Humanismus bis zur Gegenwart. Berlin 1954, S. 12 f. Die Ansicht, daß sich die Krippe aus dem Mysterienspiel des Mittelalters entwickelt habe, vertritt neuerdings Kaut, Hubert: Die Wiener volkstümlichen Krippen und das Wiener Krippenspiel. In: Weihnachtskrippen aus Österreich. Hrsg. von N. Graß. Wien 1966, S. 80 f., allerdings ohne nähere Begründung.

⁴ Berliner u. a. Anm. 106. Berliner schließt sich gegen H. Thurston (in: Tablet, 25. 12. 1920, S. 854 ff.), der im Weihnachtsspiel die alleinige Wurzel der Krippe sieht, der Meinung von A. Baumstark (in: Weihnachtsbeilage der Kölnischen Volkszeitung 1907, S. 16) und H. Grisar (in: La Civiltà Cattolica 59 (1908) 702) an, daß ein wesentlicher Impuls für die Entwicklung der „Krippe“ von dem Brauch ausging, zu bestimmten Festzeiten Bilder, die die entsprechenden Geschehnisse darstellen, auszustellen oder in Prozessionen mitzuführen. Über Berliners Auffassung vom Einfluß des Schauspiels auf die Krippe vgl. z. B. Weihnachtskrippe 47 f.

von Bedeutung, daß in der Krippe — und von jeher in krippenähnlichen Gebilden — phänomenal, also nicht in historischer Genesis, ein bruchloser Übergang festgestellt werden kann vom starren Szenarium, vom „gefrorenen Theater“, zur mechanisch bewegten Figurengruppe, dann zum spielbaren Figurentheater und zum Schauspiel oder zur spielhaften Bewegung, die manchmal sogar im gemischten Einsatz von in Gemälden und Plastiken dargestellten Personen oder Gliederpuppen und spielenden Personen aufgeführt werden. Berliner bringt frühe Zeugnisse für mechanisch bewegte, krippenähnliche Figurationen und Krippenautomaten⁵, u. a. aus Düsseldorf⁶, Andalusien⁷, wie für gemeinsam mit Spielern verwendete künstliche Objekte und Skulpturen⁸, wie es für ein anderes Thema auch Klaus Beitzl⁹ in einem besonders schönen Beispiel zeigen konnte, und für weihnachtliche Marionettenspiele bzw. Spiele mit Handpuppen und mit Figuren durch Stäbchenführung (z. B. in Spanien, 16. Jahrhundert¹⁰, Frankreich, Paris — für Südfrankreich vergleiche man P. Ripert¹¹ —, München¹²).

In der volkskundlichen Literatur läßt sich hier eine gewisse Begriffsverwirrung feststellen, weil man vielfach der Meinung ist, durch Begriffsdistinktionen und präzises Sondern der Fachausdrücke und der traditionellen Wortbedeutungen käme ein der Sache schädlicher Rationalismus auf. So rügt Karasek mit Recht, daß in der „Fachliteratur“ immer wieder „Krippenspiele“ erwähnt werden, ohne daß unterschieden wäre zwischen Krippen mit mechanisch bewegten Figuren und Krippen mit bewegbaren, marionettenartigen oder puppenartigen Krippenfiguren einerseits und Weihnachtsspielen, die von Personen aufgeführt werden, andererseits. Dies hat allerdings einen triftigen Grund. Im spielhaften Weihnachtsbrauch, beziehungsweise im Weihnachtsspiel seit dem 14. Jahrhundert lassen sich zwei Arten voneinander trennen; dies ist einmal das Spiel in der Kirche mit einer Krippe (im ursprünglichen Sinne von Futtertrog und Lagerstatt des Christkinds) und zum andern das Kindelwiegenspiel¹³. Ersteres wurde deshalb einfach Krippenspiel genannt. Vielfach werden auch mechanische Krippen als Krippenspiele bezeichnet. Es empfiehlt sich deshalb, die Sprachregelung nach Karasek und Lanz zu akzeptieren. Demnach gibt es *Krippen* mit *fixierten* Figurengruppen oder mit *versetzbaren* Figuren, *mechanische Krippen* (*Krippenautomaten*), in denen die

⁵ Ebenda 65 ff., 143, 144 (Oberschlesien).

⁶ Ebenda 213.

⁷ Ebenda 146.

⁸ Ebenda 21 ff., 35, 169 Anm. 108.

⁹ Beitzl, Klaus: Der Brotsegnende Heiland. Beschreibung eines Gründonnerstags- und Wallfahrtsbrauches aus Mariazell, Steiermark. ÖZV 68 (1965) 105—150. — Rattelmüller, P. E.: Ein bairisch Jahr. München 1962, S. 34 ff.: Ölbergspiel in Dietfurt; den Engel spielt ein Knabe, Christus wird durch eine Plastik dargestellt.

¹⁰ Berliner 64.

¹¹ Ebenda 37. — Ripert, P.: Les origines de la crèches provençale et des Santos populaires a Marseille. Marseille 1956, S. 30 ff.

¹² Berliner 138.

¹³ Berthold, L.: Die Kindelwiegenspiele. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 56 (1932) 208—224, bes. S. 209.

Figuren durch entsprechende mechanische Vorrichtungen bestimmte Bewegungen ausführen, dann *mechanische Krippenspiele*, bei denen die Figuren durch einen Automaten gesteuert nicht nur stereotype Bewegungen ausführen, sondern ein Spiel mit einem mehr oder weniger reichen Handlungsablauf aufführen, und dann *Krippentheater*, bei denen die Figuren als Marionetten, Handpuppen oder durch Stäbchenführung bewegt werden. Von Personen vorgeführte Weihnachtsszenen heißen gewöhnlich *Weihnachtsspiele*¹⁴. Bei L. Schmidt und L. Kretzenbacher — bei R. Berliner sowieso — sind die Gattungen erkennbar getrennt¹⁵. Beide bringen aber Belege, daß Weihnachtsspiele im Volksmund mitunter „Krippel“ oder „Krippelspiele“ genannt wurden oder werden¹⁶. Zum volkstümlichen und rezenten Weihnachtsspiel selbst gibt es fundierte Literatur, die bei Schmidt, Kretzenbacher und Bausinger¹⁷ neuerdings schnell greifbar gemacht wurde.

Das Problem der phänomenal bruchlosen Übergänge zwischen einzelnen Gattungen der Darstellung — das Weihnachtsspiel scheidet in diesem Falle aus — untersucht eingehender, soweit ich sehe, zum erstenmal Alfred Karasek-Langer an einem räumlich und zeitlich sauber begrenzten Material. Nach Schmidt, der wie Berliner und Kretzenbacher ebenfalls auf Gemeinsamkeiten zwischen Krippe, mechanischer Krippe, Krippenspiel, Krippentheater und Weihnachtsspiel hinweist, sind „Krippenthemen“ im Marionetten- und Puppenspiel — zumindest in Deutschland — erst seit dem 18. Jahrhundert geläufiger¹⁸. Starke Impulse und Einflüsse seien — bis Südwestdeutschland und Böhmen — von Wien ausgegangen. Karasek sieht das etwas anders; zuerst schlägt er aber auf einen Sack, in dem sich Schmidt nicht befindet: „Die lange Tradition und ein halbes Dutzend Fundorte ließen Leopold Schmidt das Urteil von einer österreichischen Ballung der Krippelspiele an der Donau aufstellen. Das ist überholt und wird auch mit dem vorliegenden Beitrag widerlegt. Es gibt wohl einen alpenländischen Zweig der Überlieferung, der stellenweise“¹⁹

¹⁴ Karasek-Langer 182 ff. — Lanz, J.: Sudetendeutsche Krippenlandschaften vor und nach der Vertreibung (auf Grund der „Sammlung Karasek“). Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen 5 (1959/60) 165 f.

¹⁵ Schmidt, L.: Das deutsche Volksschauspiel. Berlin 1962, S. 45 ff. — Kretzenbacher, L.: Weihnachtsskripen in Steiermark. Wien 1953, S. 20 ff.

¹⁶ Kretzenbacher, L.: Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark. Wien 1951, S. 98. — Schmidt: Volksschauspiel (1962) 97 f.

¹⁷ Schmidt: Volksschauspiel (1962). — Kretzenbacher, L.: Frühbarockes Weihnachtsspiel in Kärnten und Steiermark. Klagenfurt 1952. — Ders.: Lebendiges Volksschauspiel in Steiermark. Wien 1951. — Bausinger, H./Müller, W./Lanz, J./Kutter, W.: Schwäbische Weihnachtsspiele. Schwäb. Volkskunde N. F. 13 (1959) 110 ff.

¹⁸ Berliner 66 f. u. ö. — Schmidt: Volksschauspiel (1962) 46, 71. — Ders.: Die Weihnachtsspiele Niederösterreichs. ZV 7 (1935) 269 ff.

¹⁹ Dieser Einfluß kann doch wohl nur eine Stelle betreffen, nämlich St. Pölten; Karasek-Langer 231, der Zoder zitiert. — Schmidt: Volksschauspiel (1962) 337 f. mit Lit. — Ders.: Weihnachtsspiele Niederösterreichs 269 ff. — Ders.: Weihnachtsskripen in Niederösterreich. In: Grass, N.: Weihnachtsskripen (1966) 69 f.

sudetenschlesische Zuschüsse erkennen läßt. Diesem Typus darf aber nicht das Krippenspiel aus Rottweil in Südwürttemberg als vorderösterreichisch zugezählt werden.“

Hierzu ist folgendes zu sagen. Schmidt spricht nicht von „Ballung“. Nach ihm²⁰ entwickelt sich nur „von Wien ausgehend in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in österreichischen Städten und Märkten, so in St. Pölten, in Traismauer, in Linz und Steyr, aber auch in Eger, eine sehr selbständige Gruppe von Krippenspielen [lies: Krippentheater], die funktionell die Rolle des ländlichen Weihnachtsspieles übernahmen“. Das böhmische Krippentheater charakterisiert Schmidt wie folgt²¹: „Und an das ortsgebundene Puppenspiel darf man auch in Böhmen denken, das sich als ein sehr betonter Vertreter der Gattung Krippenspiel“ in Eger erhalten hat. Das Krippentheater des Andreas Schubert, des Allwuschera, wie man in Eger sagte, läßt sich zumindest zwischen 1809 und 1892 dort nachweisen. Das weihnachtliche Puppenspiel war mit seinen zahlreichen geistlichen und weltlichen Szenen so reich wie die gleichartigen Krippenspiele [lies: Krippentheater] des 18. Jahrhunderts in Wien, und dementsprechend ein Glied dieser großen donauösterreichischen Krippenspielgruppen, die sich textlich wie figürlich aus den verschiedensten Quellen ergänzten. Immer aber handelte es sich um Spiele mit Stäbchenpuppen, nicht etwa um Marionetten. Einer viel weiterverbreiteten Erscheinung, nämlich dem Singen und Spielen an der Tragkrippe, am Herodeskasten gehörten dagegen Knabenumzüge im östlichen Böhmen an. Die als Hirten verkleideten Knaben trugen ein kleines Kripperl, das von einem Burschen begleitet wurde, der in weißem Hemd und mit Krone den „Christ“ darstellen sollte, dem ein kettenrasselnder Teufel gegenübertrat. So hat dieser zwischen Westen und Osten hingestreckten Landschaft so gut wie kein Zug der verwickelten Weihnachtsspielgeschichte gefehlt.“ Diese Skizze kann nun Karasek mit vielen Belegen differenzieren und abklären. Damit, daß Schmidt von einer „sehr selbständigen Gruppe“ spricht, ist nichts anderes gesagt — und Schmidt betont das auch — als was Karasek ebenfalls meint, daß sich eben diese Gruppe innerhalb einer noch größeren Gruppe abheben läßt. Daß hier einmal, wie Berliners bereits zitierte Anmerkungen und Karaseks Ausführungen zum Beispiel zu Brünn²² und Troppau²³ möglicherweise erkennen lassen, die Jesuiten als Mittler oder gar als Initiatoren auftraten, wäre bei der großen Rolle, die sie in der Entfaltung des gegenreformatorischen Krippenbrauchtums spielten, nichts Besonderes.

Von einem alpenländischen Zweig des Krippentheaters kann man nicht ohne weiteres sprechen; Schmidt bezeichnet den zur Frage stehenden Verbreitungsbereich richtig mit „donauösterreichisch“. Kretzenbacher stellt z. B. fest, daß sich in Steiermark das Krippentheater nicht ausbreiten konnte. In Kärnten, Tirol, Land Salzburg und Vorarlberg scheint es ähnlich gewesen zu sein; ebenso

²⁰ Schmidt: Volksschauspiel (1962) 46, 336.

²¹ Ebenda 222.

²² Karasek-Langer 202.

²³ Ebenda 200.

in der Oberpfalz, in Niederbayern, Oberbayern und im Böhmerwald (das Spiel in Neuern ist offensichtlich kein ständiger autochthoner Brauch)²⁴. Auf Grund dieser Erscheinung ist es deshalb gar nicht so abwegig, wenn Schmidt (Bausinger lehnt es nicht ab)²⁵ das Krippenspiel aus Rottweil — die sogenannte Herrenkramerische Krippe, die nach Walzer zwischen 1753—1759 entstanden ist — im Wirkungsbereich „Vorderösterreichs“ vom donauösterreichischen Krippentheater beeinflusst sieht. Vom Thematischen her ist sowieso nichts einzuwenden. Ich wage es nicht, wie Karasek, ein größeres süddeutsches Verbreitungsgebiet des Krippentheaters mit speziellen Traditionskreisen zu konzipieren. Z. B. läßt sich für München nur an Hand einiger Soldatenfiguren mit allem Vorbehalt ein Krippentheater (Kindermord- oder Passionsspiel) für das Ende des 18. Jahrhunderts erschließen. Das Krippentheater (Figuren mit Stäbchenführung) von Dürrenberg, Land Salzburg, ist ja auch nur ein ziemlich einsamer und zudem sehr später Beleg (2. Viertel 19. Jahrhundert bis Anfang 20. Jahrhundert).

Karasek bringt nun in geographischer Aufschlüsselung vielfältiges und neues Material sowohl über Krippentheater wie mechanisch bewegliche Krippen aus Böhmen. Er vermeldet nicht nur einschlägiges Brauchtum der deutschsprachigen Gebiete, sondern auch aus den tschechischen mit Kurzreferaten zum tschechischen Krippenschrifttum. Allerdings können seine Belege nicht weiter als bis zum 2. Viertel des 19. Jahrhunderts, mit Ausnahme einer Nachricht von einer *mechanica nativitatis domini Nostri Jesu Christi* von 1680 in Neuhaus²⁶ — zu verweisen wäre da wohl noch auf R. Berliner²⁷, der von einer kunstreich eingerichteten Monstranz in Prag, 1570, berichten kann —, zurückreichen, da Archivstudien aus erfindlichen Gründen ausstehen. Trotzdem wagt er für die mechanische Krippe beachtliche Schlußfolgerungen: „Das im Fachschrifttum gezeichnete Verbreitungsbild beweglicher Krippen muß korrigiert werden“²⁸. Meines Erachtens gibt es nichts zu korrigieren, da es kein kompetentes Verbreitungsbild dafür gibt. Auch der von Karasek herangezogene Herbert Clauß kann kein solches liefern und von einem Mittelpunkt mechanischer Krippen in Steiermark darf wohl nicht gesprochen werden²⁹. Im allgemeinen haben wir nur eine peri-

²⁴ Ebenda 232.

²⁵ Ebenda 175. — Bausinger / Müller / Lanz / Kutter 120. — Walzer, A.: Schwäbische Weihnachtskrippen aus der Barockzeit. Konstanz 1960, S. 79 ff. — Ders.: Die Herren Kramersche Krippe in Rottweil. Schwäbische Heimat 5 (1954) 245—250, hier S. 250.

²⁶ Karasek-Langer 207.

²⁷ Berliner 182.

²⁸ Karasek-Langer 207.

²⁹ Ebenda 206. — Clauß, H.: Lebendige Heimat- und Weihnachtsberge des Erzgebirges. Ein Nachklang mechanischer Künste des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Der Anschnitt 8 (1956) Nr. 6, S. 9 ff. — Kretzenbachers Angaben zur mechanischen Krippe in Steiermark (Weihnachtskrippen in Steiermark 20 ff.) bringen kein Material, das gegenüber dem üblichen süddeutschen exzeptionell ist. Sein frühes Zeugnis aus Bruck ist seiner eigenen Meinung nach sehr problematisch.

pherische Kenntnis davon. Nur für Böhmen gibt es jetzt — eben durch Karaseks Arbeit — für das 19. Jahrhundert ein übersichtliches Bild. Überzeugend ist die Feststellung: „Die Sudetenländer lassen sich auf keinen Fall aus dem Gesamtbild der mitteleuropäischen Verbreitung bewegbar gemachter Bergwerke, Krippen oder Weihnachtspyramiden ausklammern. Das gilt nicht bloß für den böhmischen Anteil des Erzgebirges, sondern auch für das Egerland, Nordböhmen, das Riesengebirge und Altvatergebiet, zum Teil sogar für den Böhmerwald³⁰.“ Das gesamte Krippenbrauchtum ist ja letztlich keine „völkische“ oder „stammliche“ Gestaltung, sondern ein Kind des kirchlichen Brauchtums, ja einer übervölkischen Glaubenserneuerung, die uns als geschichtliches Ereignis der Gegenreformation erscheint. Die weitere Entwicklung der Krippe ist allerdings in ihrer Intensität und Extensität von lokalen Traditionen bestimmt. Hierfür entfaltet Karasek ein buntes Panorama.

Nicht folgen möchte ich ihm, wenn er³¹ das Krippentheater in „langsamer Umgestaltung“ aus mechanisch bewegten Krippen und diese aus der Krippe entstanden sieht. Aus einem phänomenalen und technischen Zusammenhang eine historische Abfolge abzuleiten, geht doch nicht ohne weiteres an. Dafür haben die drei Darstellungsformen auch im volkstümlichen Bereich je für sich einen so spezifischen geschichtlichen, technischen und ästhetischen Fond, den man über der von Karasek mit Recht so betonten formalen und thematischen Ähnlichkeit nicht außer acht lassen kann. Berliner konnte diesbezüglich für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit einige deutliche Hinweise geben; noch aufschlußreicher ist die Literatur über Automaten und Spieluhren³². Karasek stützt seine Ansicht auf die Exploration, die aber für den in Frage stehenden Zeitraum und zu dieser Fragestellung (2. Drittel des 19. Jahrhunderts) nicht mehr stichhaltig sein kann. Es ist doch wohl so, daß sich die Spielwerkbauer der Krippe als einem idealen Betätigungsfeld bemächtigten. Dies wird auch Karaseks Meinung sein. Nicht das Thema „Krippe“, und nicht die ästhetische Qualität „Krippe“ waren die Ursache für die Entwicklung der Automaten und dann der Puppenspiele, sondern das in der Beschaffenheit der Krippe dargestellte Thema wurde von der Automatentradition und Puppenspielertradition aufgenommen. Evident ist Karaseks Feststellung³³, daß das Krippentheater „ein bürgerlich handwerkliches Wurzelwerk“ hat, ebenso wie die Krippen selbst und die mechanischen Krippen. Dies muß gesagt werden, weil mitunter eine einseitige Betonung darauf gelegt wird, daß gerade der Bergmann oder Arbeiter der Bastler schlechthin sei. Dies gilt sowohl in technischer wie historischer Hinsicht. Bevor die Bastler kamen, waren die Künstler und Handwerker am Werk, und auch die Bastler und Unternehmer jüngerer Krippentheater und mechanischer Krippen — dies kann Karasek wie Berliner, Schmidt, Kretzenbacher reich belegen — waren vorwiegend bürger-

³⁰ Karasek-Langer 207.

³¹ Ebenda 173, 216.

³² Berliner 65 ff. — Chapuis, A. / Droz, E.: Les Automates. Neuchâtel [1949].

³³ Karasek-Langer 205 f., 228.

liche Handwerker³⁴. Einen entscheidenden Einfluß auf die Entfaltung mechanischer Krippen darf man den Betreuern großer Wallfahrtsorte zugestehen³⁵.

Karasek stellt aber noch ein weiteres Phänomen fest, nämlich die Krippe, die mechanische Krippe, das Krippenspiel und das Krippentheater als Schau-stellerstück bei fahrenden Leuten³⁶. Er zeigt also für das 19. Jahrhundert — wie es bis jetzt in dieser Eindringlichkeit in keiner Arbeit über die Krippe der Fall war — den Weg der Krippe durch die soziologischen Schichten: aus der Kirche in das Bürgerhaus, weiter zum Arbeiter und endlich zum Geschäftsmittel des Schauspielers oder in die Kraxe und in den Wagen des fahrenden Volkes — L. Schmidt wies für das Krippenspiel auf diese soziologische Ausbreitung schon in seiner Arbeit über das Volksschauspiel von 1954 hin, ebenso Berliner³⁷ —; Karasek kann also einen analogen Vorgang nachzeichnen, wie ihn Berliner für die Zeit der ersten Entfaltung der Krippe vom 16. aufs 17. Jahrhundert nachweisen konnte, wo die Krippe aus den Kirchen in die Kabinette des Adels und der Priester, in die Zellen von Mönchen und dann in die Stube des gehobenen Bürgertums wanderte. Daß dabei der Erscheinung, der Technik und dem Gebrauch nach krippenähnliche Gebilde wie Herodeskasten, „gehende Bergwerke“, aber auch andere brauchtümliche Gebilde der Weihnachtszeit berücksichtigt werden und damit das brauchtümliche und volkskünstlerische Ambiente des Krippenbrauchtums, ist ein weiterer Vorzug von Karaseks Arbeit³⁸.

Dagegen bringt Karasek kein Beispiel für den vermischten Auftritt von Kunstfiguren und Schauspielern. Diese eine Berührungszone und Vermischung von verschiedenen Kunstgattungen, die in einigen Hypothesen zur Entstehung der Krippe und des Krippenbrauchtums eine nicht unbedeutende Rolle spielt, ist anderweitig einige Male erwähnt, aber bis jetzt noch nicht eingehender untersucht. Offensichtlich gibt es in der Forschung bis heute keinen neuen Ansatz, nach dem im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert die Abhängigkeit des bildnerischen Schaffens vom Schauspiel im Übermaß betont wurde.

³⁴ Ebenda 211 mechanische Krippen: Bergmänner, Tuchmacher, Mühlengewerbe (Südmähren); 212 mechanisch bewegte Krippen: Bastler aus Heimindustrie, Spielwarenerzeugung, Strumpfwirkerei und ehemals Bergbau (böhmischer Teil des Erzgebirges).

³⁵ Ebenda 208.

³⁶ Ebenda 228 ff., 239. (Tschechisches Krippenspiel und mechanische Krippe in Prag; Referat über Procházka O Betlemech. Prag 1908.)

³⁷ Berliner 41.

³⁸ Karasek-Langer 221 ff.

DIE TSCHECHOSLOWAKISCHE WIRTSCHAFT IM ZEICHEN DER REFORM

Von Kurt Wessely

Die Wirtschaft der Tschechoslowakei war im Jahre 1967 durch die Bemühungen gekennzeichnet, durch eine Wirtschaftsreform eine Verbesserung der Grundlagen der Wirtschaft zu erreichen, was aber nur teilweise gelungen ist. Die bereits im Jahre 1964 beschlossene Wirtschaftsreform konnte im Jahre 1967 noch nicht durchgeführt werden; zwar gab es schon früher Experimentierbetriebe in der Industrie, auch wurde eine Reihe vorbereitender Maßnahmen getroffen, jedoch soll die eigentliche Wirtschaftsreform erst im Jahre 1968 einsetzen. Die noch keineswegs befriedigenden Ergebnisse des Wirtschaftsjahres 1967 erlauben daher noch kein endgültiges Urteil über die Ergebnisse der geplanten Reform in ihrer Gesamtheit.

Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der ČSSR hat sich in zwei Sitzungen, und zwar einmal im Mai und einmal im September 1967, mit der wirtschaftlichen Lage des Landes beschäftigt. Es wurde bei dieser Gelegenheit zwar über Fortschritte berichtet, die gegenüber der krisenhaften Lage in den Vorjahren erzielt worden sind, und die Absicht bekräftigt, im Sinne der Wirtschaftsreform weiterzuarbeiten, zugleich wurde aber auch darauf hingewiesen, daß die eigentlichen Ziele der Reformen noch nicht erreicht wurden, nämlich eine Steigerung der Produktivität, eine Senkung des Materialverbrauches, eine Verbesserung der Effektivität, d. h. der Leistungsfähigkeit der Wirtschaft, eine rationellere Gestaltung des Wirtschaftsablaufes und eine Verbesserung der Austauschverhältnisse im Außenhandel. All dies kam nochmals bei der Tagung des ZK am Jahreswechsel 1967/68 zur Sprache. Sie endete nach harten Diskussionen und einem Sieg der Reformen mit dem Rücktritt von Staatspräsident Novotný als Parteisekretär, worauf hier nicht mehr eingegangen werden kann.

Bei der Sitzung des Zentralkomitees am 26. und 27. 9. 1967 berichtete sein Sekretär L. Strougal, dessen Referat die Grundlage des dann gefaßten Beschlusses bildete, zunächst über die Entwicklung der Industrieproduktion, die in den ersten acht Monaten um 5,8% stieg, womit die laut Plan erwartete Produktionszunahme von 6% beinahe erreicht wurde. Es wird daher für das ganze Jahr 1967 eine rund 6%ige Zunahme der Produktion zu erwarten sein, was aber hinter den letzten beiden Jahren zurückbleibt (1965 + 7,9%, 1966 7,4%). Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß nach den neuen wirtschaftlichen Auffassungen nicht mehr die Produktionszunahme um jeden Preis als maßgebendes wirtschaftliches Ziel angesehen wird.

Es wird daher hervorgehoben, daß einzelne Industriezweige rascher als die anderen wachsen, nämlich Maschinenbau, die chemische Industrie, die Baustoffherstellung und die Konsumgüterindustrie, worin sich die langsame Verbesserung der Produktionsstruktur abzeichnet. Gut entwickelt hat sich auch die Landwirtschaft; insbesondere haben sich die Getreideernte und auch der Viehbestand verbessert, doch bleibt noch immer ein hoher Einfuhrbedarf an Getreide- und Futtermitteln bestehen. Mit Befriedigung wird auch im ZK-Beschluß festgestellt, daß im Jahre 1967 die Beschäftigtenzahl weniger zugenommen hat als in den vergangenen Jahren, doch entspricht die so erzielte Produktivitätssteigerung nicht den Erwartungen. Sie erreichte 4,3 %, die Löhne stiegen aber um 5 %, d. h. also rascher als es der Produktivitätsgewinn erlaubt hätte. In der Bauindustrie liegen die Verhältnisse noch ungünstiger. (Vorläufige Angaben lt. ZK-Sitzung vom 19.—21. Dezember 1967: Steigerung der Industrieproduktion 1967 6,1 %, Agrarerzeugung 3,5 %, Konsumgüter 5 %, Bergbau 0,5 %. Nominallohnsteigerung Prognose 1968 + 5 %, Lebenshaltungskosten + 1,5 %).

Trotzdem sind aber die Löhne noch immer sehr niedrig, und es ist daher offensichtlich auch noch nicht gelungen, durch eine aktive Lohnpolitik jene Anreize zu einer besseren Wirtschaftsführung und zur Übernahme einer höheren Verantwortung in den Betrieben zu schaffen, wie man sich dies eigentlich vorgestellt hat. Auch der Umbau der Großhandelspreise, der Anfang 1967 begann, aber nicht abgeschlossen werden konnte, erfüllt nicht die darauf gesetzten Erwartungen. Es ist nämlich noch nicht gelungen, die Preisverhältnisse den Marktrelationen anzupassen, so daß gerade die marktwirtschaftlichen Impulse, die durch den Druck jener Produzenten, die keine Subventionen mehr erhalten, erwartet worden sind, sich nur ungenügend auswirkten oder ganz ausblieben.

Eine Hauptsorge der Wirtschaftspolitik der ČSSR gilt daher der Bekämpfung inflationärer Tendenzen, die sowohl durch die Steigerung der Löhne ohne Vorliegen eines entsprechenden Warenangebotes, andererseits durch die Ausnützung der Monopolstellung einzelner inländischer Produzenten entstehen. Über diese Zusammenhänge wird offen diskutiert, woraus sich die Dringlichkeit der Lösung dieses Problems ergibt. Gerade die Monopolstellung, eine Folge der Konzentration der Betriebe in Großkonzernen oder Trusts, wird von den meisten Wirtschaftstheoretikern als mit ihren Vorstellungen der Wirtschaftsreform unvereinbar, bekämpft.

Es taucht daher der Vorschlag auf, an Stelle der zwangsweisen Vereinigung ganzer Industriezweige, wodurch die jeweilige Fachdirektion übermäßige Befugnisse erhält, freiwillige Zusammenschlüsse zu ermöglichen, was auch die Gewähr für die Schaffung echter Konkurrenzverhältnisse schaffen würde. Andererseits hat aber auch die Schaffung dieser neuen Konzernstrukturen die Möglichkeit geboten, den in den Zentralstellen der Ministerien überzählig gewordenen leitenden Kräften wiederum führende Posten zu sichern. Es wird daher darüber geklagt, daß der Bürokratismus, der in den Ministerien bisher herrschte, nun an anderer Stelle wieder ein Tätigkeitsfeld gefunden hat.

Die Ausnützung der Befugnisse der großen Industrieunternehmen führte dazu, daß diese höhere Preise verlangen oder nicht den erforderlichen Qualitätsansprüchen genügen, die vorgesehen sind, woraus sich für sie Übergewinne ergeben. Es wurden daher Maßnahmen eingeleitet, um durch Kontrolle von seiten der Kreisnationalausschüsse im 2. Halbjahr 1967 die Abfuhr dieser beim Preisumbau gewonnenen unberechtigten Mittel an das Staatsbudget vorzunehmen. Nach dem 15. September 1967 war die Überweisung solcher ungesetzlicher Gewinne an das Staatsbudget mit einer strafweisen 50%igen Erhöhung dieser unberechtigten Gewinne verbunden. Die dritte ZK-Sitzung forderte daher auch strengste Ahndung aller Preisverstöße.

Im Zusammenhang mit dem Umbau der Wirtschaft stellt sich auch das Problem der weiteren Finanzierung der Investitionen ein. Diese wurden bisher vorwiegend aus dem Staatsbudget getragen und sollen nun wenigstens zum Teil von den Betrieben finanziert werden. Als eine der wichtigsten Aufgaben der Wirtschaftspolitik beim Übergang von der extensiven zur intensiven Phase, die durch bessere Ausnützung der bereits vorhandenen Anlagen und industriellen Einrichtungen gekennzeichnet ist, erscheint die Konzentration und die Rückstellung entbehrlicher Investitionen erforderlich.

Bereits bei der ZK-Sitzung im Frühjahr 1967 wurde diese Frage eingehend diskutiert, da die Einschränkung der Investitionstätigkeit auf starken Widerstand stieß. Er ging sowohl von den interessierten Betrieben als auch von jenen Kräften aus, die, wie in der Vergangenheit, eine hohe Investitionstätigkeit als besonders charakteristisch und notwendig für den Aufbau eines sozialistischen Staates betrachteten, ohne in ihrer dogmatisch bedingten Einstellung zu berücksichtigen, daß in der ČSSR die Phase des Aufbaues längst überschritten ist und nun die rationelle Verwendung der Anlagen im Vordergrund steht. Außerdem stieß man sich daran, daß die Investitionen nunmehr durch Bankkredite finanziert werden sollen, was ebenfalls einen Bruch mit den bisherigen Methoden bedeutet und eine Umstellung im Budget erfordert.

Dadurch erhält der Bankapparat, mit der Staatsbank an der Spitze, zu der aber noch andere Spezialbanken kommen, neue Aufgaben und eine zentrale Bedeutung, die teilweise im Widerspruch zu jenen Tendenzen der Reformen steht, zentrale Einflüsse abzubauen und die Betriebe von dirigistischen Einflüssen zu entlasten. Neu ist aber auch der Einsatz des Bank- und Kreditapparates für eine restriktive Finanzpolitik, welche zur Bekämpfung von inflationären Tendenzen und zur Einschränkung der Investitionsfähigkeit dient.

Über die Aufgaben der Bank- und Kreditpolitik erklärte der Generaldirektor der tschechoslowakischen Staatsbank Dr. Pohl anläßlich der Hauptversammlung der für die Außenhandelstätigkeit neu gegründeten Commerzbank AG:

Als zentrales Geldinstitut des Staates ist die Staatsbank, ebenso wie jede andere Emissionsbank in der Welt, in das System der zentralen Leitung eingeschaltet. Aus dem Umfang ihrer Funktionen ergibt sich, daß sie zu allen Organen der zentralen Leitung und auch zu allen Unternehmen enge Beziehungen unterhält.

Unter den Bedingungen der breiteren Nutzbarmachung der ökonomischen Instrumente bei der zentralen Leitung erwies es sich als unerlässlich, ihr die Stellung eines selbständigen Organes der zentralen Leitung einzuräumen und sie als das für den Bereich des Geldumlaufs, des Kredites und der Devisenwirtschaft spezialisierte Mittelorgan zu nutzen. Die Staatsbank konzentriert alle freien Reserven der Volkswirtschaft zur Gewährung von Krediten, mit denen sie die Unternehmen fördert. Diese ihre Grundaufgaben bedingen, daß sie die Kredit- und Zinspolitik einheitlich lenkt und in diesen Fragen enge ökonomische Beziehungen zu den übrigen Geldanstalten unterhält.

Eine weitere Vertiefung dieser Zusammenarbeit wird auch in Zusammenhang mit der Schaffung eines Fonds erfolgen, in den die Mittel zurückströmen werden, die bisher vom Staatshaushalt zur Finanzierung von Investitionen gewährt wurden und die nunmehr in Form einer langfristigen Einlage des Finanzministeriums bei der Staatsbank als Quelle zur Gewährung von Investitionskrediten dienen sollen.

Es geht keineswegs um einen Verzicht auf das Prinzip der Förderung effektbringender, auf Beschleunigung der erwünschten Strukturwandlungen in der Produktion und im Konsum abzielender Aktionen durch Gewährung von entsprechenden Krediten. Die Investitionspolitik soll vor allem der Verzettlung von Investitionsmitteln, dem übermäßigen Bauen, der Hinauszögerung der Fristen zur Inbetriebnahme der Kapazitäten sowie schließlich der Anhäufung von Vorräten Einhalt gebieten. Sie kommt vor allem darin zur Geltung, daß 1967 die Budgetkosten für neue in Angriff genommene Bauten den Betrag von 12,1 Mrd. Kčs (in neuen Preisen) nicht überschreiten dürfen, und der Gesamtwert der Ende des Jahres vorhandenen unvollendeten Bauten nicht mehr als 43,6 Mrd. Kčs betragen soll. Unzulänglich sichergestellte Investitionsvorhaben werden auf das nächste Jahr aufgeschoben, wobei der Gesamtumfang der für 1966 geplanten Investitionen nicht gekürzt wird. Betriebskredite zur Finanzierung von Vorräten sollen im Handel insgesamt höchstens bis zum Ausmaß des Vorjahres gewährt werden. Soweit die Ausführungen Pohls.

Die Beistellung der Betriebsmittel durch die Banken hat die Unternehmen in der ČSSR vor eine bedenkliche Lage gestellt. Ihre bisherigen liquiden Mittel wurden nämlich anlässlich der Einführung der für das Jahr 1967 geltenden Vorschriften zu Jahresbeginn blockiert und mußten von der Staatsbank an das Budget abgeführt werden. Man hofft damit die inflationäre Wirkung der Erteilung neuer Kredite aufheben zu können, aber von den Betrieben wird dagegen eingewendet, daß damit gerade die gegenteilige Wirkung der vom neuen System erhofften Impulse eintritt. Denn mit dem Abzug der bisher zur Verfügung stehenden Betriebsmittel verlieren die Unternehmen die autonome Verfügung über sie, während sie für die neu gewährten Kredite Zinsen zahlen müssen und in Abhängigkeit von den Banken geraten.

Da die Betriebe außerdem verpflichtet werden, auf Grund der neuen Steuergesetze für die Verwendung der Betriebseinrichtungen (Maschinen usw.) eine Art Kapitalzins an den Staat zu leisten (6 % p. a.), wodurch in etwa 15 Jahren

durch die Betriebe in der Amortisationsfrist der Beschaffungswert an den Staat zurückgezahlt wird, fühlen sich die Betriebe auch in dieser Hinsicht benachteiligt. Sie glauben nämlich, auf diese Art gezwungen zu sein, dem bisherigen Eigentümer der Betriebe und ihrer Einrichtung, nämlich dem Staat, die Betriebsmittel abkaufen zu müssen, ohne daß die Betriebe gleichzeitig auch formelle Eigentümer werden. Es ist daher anzunehmen, daß seitens der Betriebe gerade deswegen auch in Zukunft mit weiteren Forderungen nach erhöhter Selbständigkeit an den Staat herangetreten werden wird.

In den Vorbereitungen für den Plan 1968 wird bereits Rücksicht darauf genommen, daß die bisherige Entwicklung nicht ganz jenen Voraussetzungen entspricht, welche noch bei Aufstellung des 1966—1970 geltenden IV. Fünfjahrplans angenommen wurden. So hat sich gezeigt, daß eine weitere Beschleunigung der Erzeugung von Kunstfasern, Baustoffen und Konsumgütern erforderlich ist, die in den Plan eingearbeitet wird. Es ist aber zu bezweifeln, daß bei dieser Gelegenheit — der neue Plan wird erst später bekanntgegeben werden — auch schon das Beispiel der Sowjetunion befolgt wird, der Konsumgüterindustrie eine höhere Zuwachsrates zuzubilligen als der Erzeugung von Grundstoffen und der Schwerindustrie. Jedenfalls sah man sich aber bereits in der Lage, schon im Frühjahr 1967 für die gesamte Planperiode eine etwas höhere Zuwachsrates für Volkseinkommen und Industrieproduktion als bisher angenommen wurde, für durchführbar zu halten. So soll das Volkseinkommen in dieser Zeit nicht bloß um 22—24 %, sondern um 28—30 % steigen, wobei eine jährliche Erhöhung der Produktivität um 4,5—5 % vorgesehen ist.

Bei dieser Neuformulierung der Ziele für den Fünfjahrplan, die auf der ZK-Sitzung vom 3. und 4. Mai 1967 erfolgte, glaubte man, eine Lohnerhöhung von jährlich 3,2—3,4 % vertreten zu können. Da aber die Produktivitätssteigerung nicht das damals vorgesehene Minimum von 4,5—5 % erreichte, will man sich nun mit einer geringeren Lohnerhöhung zufriedengeben, deren Ausmaß von der Preissteigerung bestimmt werden wird.

Der Stromverbrauch wurde um 2,5 Mrd. kWh niedriger angesetzt, da man mit einer rationelleren Technologie rechnet. Größere Produktionszunahmen werden die Konsumgüter- und Baustoffindustrie haben, deren Investitionstätigkeit reger wird.

Die Prager Regierung hat zugleich mit der Modifizierung des Plans auch Vorkehrungen in der Finanz-, Preis-, Kredit- und Lohnpolitik getroffen, die in Einklang mit dem neuen System stehen und als Nebenwirkung auch den Geldüberschuß bei den Unternehmen einschränken sollen. Denn durch die Preisreform hat sich bei den Betrieben ein Geldüberhang angesammelt, der eine inflationäre Bedrohung darstellt, während auf der anderen Seite der Abbau von unanbringlichen Vorräten nicht gelungen ist und die Volkswirtschaft belastet.

Die Lage der Wirtschaft in der ČSSR zu Jahresschluß 1967 kann daher so charakterisiert werden, daß sie trotz beginnender Einführung des neuen Systems noch keineswegs spannungslos ist; das Hauptziel, Disproportionen in der Wirtschaft zu beseitigen, konnte offenbar noch nicht erreicht werden.

Dies ergibt sich auch aus den zusammenfassenden Erklärungen von L. Strougal in der ZK-Sitzung von Ende September 1967, in der er die bisherigen Ergebnisse der Wirtschaftsreform wie folgt kritisch zusammenfaßt:

Die Zentralstellen wurden bei der Umarbeitung des Planes von Gesichtspunkten geleitet, die in manchen Punkten eine Wendung der bisherigen Entwicklung bedeuten. Der umgearbeitete Plan sieht nun vor, daß das jährlich mit rund 2—2,5% veranschlagte Wachstum der Reallöhne auch von einer entsprechenden Steigerung der Konsumgütererzeugung begleitet wird.

Die Grundkonzeption des Plans bis 1970 wurde dabei nicht wesentlich berührt. Die Änderungen sind ausnahmslos positiver Art — sie sollen helfen, das Wachstumstempo der Wirtschaft zu steigern. Der Neuauflage des Plans geht es jedoch weniger um ein Maximaltempo, sondern eher um ein Entwicklungstempo der Industrie, das zur Beruhigung und Konsolidierung der Wirtschaft führt. Der ursprünglich geplante jährliche Produktionszuwachs von 5,6% wurde daher nur um 0,4% höher, mit 6% angesetzt. Die Strukturveränderungen hingegen werden energischer verfolgt. Der Anteil von Gas und flüssigen Brennstoffen am gesamten Brennstoffverbrauch soll ebenso steigen, wie der Anteil der Chemie am gesamten Brennstoffverbrauch. Der Anteil der Chemie an der gesamten Industrieproduktion wird 1970 rund 12% betragen. Der Maschinenbau wird seine führende Stelle auch weiterhin behaupten und dabei der Erzeugung von Werkzeugmaschinen, Maschinen für die Textilindustrie und von chemischen Ausrüstungen besonderes Augenmerk schenken.

Trotz aller hier zum Ausdruck kommenden Schwierigkeiten sind die offiziellen Sprecher der CSSR jedoch davon überzeugt, daß das neue System doch verwirklicht werden kann und in absehbarer Zeit die erwarteten Erfolge bringen wird. Dies erscheint umso notwendiger, weil die Auseinandersetzung auf dem ideologischen Gebiet mit den Schriftstellern, unter denen sich besonders die Slowaken hervorgetan haben, versandet ist und mit der Durchsetzung der zentralistischen Richtung endete. Sollte es den Wirtschaftsreformern nicht gelingen, ihre Ansichten zu verwirklichen und die „komplizierten Verhältnisse“ zu meistern, so würde auch auf dem ökonomischen Gebiet ein Rückschlag zu erwarten sein, der sich nicht nur ökonomisch, sondern auch in der Verlangsamung der Steigerung des Lebensstandards auswirken würde.

Die Schwierigkeiten, vor die sich die für die Wirtschaft Verantwortlichen gestellt sehen, werden von dem bereits zitierten L. Strougal wie folgt charakterisiert:

Die Einführung des neuen Systems geht unter komplizierten Verhältnissen vor sich, bei denen noch kein Gleichgewicht bei den Investitionen und im Innen- und Außenhandel besteht. An Stelle der zentralisierten Zuteilung und Verteilung von materiellen und finanziellen Mitteln sollen ökonomische Instrumente wirken. Die aber reagieren äußerst empfindlich auf die Unausgeglichenheit des Marktes und der Produktionsstruktur. So kommt es zu einem komplizierten und in der sozialistischen Ökonomik bisher noch nicht voll erforschten Prozeß.

Die Vorkehrungen, die getroffen wurden, sind zwar wichtig für das wei-

tere Vorgehen, stellen aber noch nicht ein bereits vollständig wirkendes ökonomisches Leistungssystem dar. Dazu fehlen vor allem zwei grundlegende Voraussetzungen:

1) Ein durch die Entwicklung des Marktes hervorgerufener genügend wirk-samer Druck auf unrentable Produktionsglieder;

2) Das Fehlen eines Preissystems, das genügend großen Anreiz für wünschens-werte Veränderungen in der Produktion mit größerem Nutzeffekt schafft.

Der Umbau der Großhandelspreise hat in der ersten Etappe nur begrenzte Ziele verfolgt, nämlich Vereinheitlichung der Steuern. Er hat vorläufig noch nicht Produzenten belastet, die unrentabel erzeugen und die weiterhin vom Staat umfangreiche Subventionen in verschiedenen Formen erhalten, wäh-rend viele rentabel arbeitende Produzenten belastet bleiben.

Es ist unumgänglich notwendig, zu einer weiteren Entfaltung des neuen Systems überzugehen, vor allem auf dem Gebiet der Preispolitik, um zu ver-meiden, daß die Bewertung der Entwicklungen nach alten Schemata vorge-nommen wird, dann sind praktische Vorkehrungen zur Veränderung der Wirtschaftslage zu treffen, ein zeitlich bestimmtes Vorgehen ist zu wählen und konsequent einzuhalten.

Unkonsequenz und Unentschlossenheit sind nur Wasser auf die Mühlen derjenigen, die eine Rückkehr zu alten, überlebten Formen verlangen.

Als Hauptursachen der ungelösten Wirtschaftsprobleme sind ungenügend ausgefeilte ökonomische Instrumente, ein ungenügend ausgebautes System ökonomischer Informationen und alte Gewohnheiten anzusehen, die notwen-digerweise nachwirken, weil eine ganze Generation von Wirtschaftsfunktio-nären aller Stufen unter den Bedingungen des alten Systems erzogen wurde. Das neue ökonomische System stellt aber höhere Anforderungen an Quali-fikation, Fachwissen, politische Reife und an eine ganze Summe anderer Eigenschaften der Leiter. (Überbleibsel der Vergangenheit und die Tendenz, bei überholten Methoden zu bleiben, hinderten den Fortschritt, erklärte das ZK am 21. 12. 1967.)

Ähnlich lauten auch die Erklärungen von Staatspräsident Novotný über die bevorstehenden Maßnahmen zur Weiterführung der Reformmaßnahmen, der drei Dringlichkeitsstufen nannte. Es besteht nach ihm kein Zweifel, daß gerade die Lohnpolitik besonders schwierig ist, weil es von ihr abhängt, ob die „Stimuli“, also Maßnahmen, welche den Arbeitseifer fördern sollen, rich-tig gewählt werden und sich bewähren.

Nach der ersten Etappe der Umstellung der Großhandelspreise sind nun die Voraussetzungen gegeben, daß das neue System anstelle der früheren Verwaltungsbeziehungen neue wirtschaftliche Beziehungen zwischen den Unternehmen und dem Staat herstellt. Es wurde ein Maß für die Rentabilität geschaffen, das sich nach den Produktionskosten richtet und die Verlust-wirtschaft und zum Teil auch die Unterbewertung eingeführter Rohstoffe aufhebt. Der Weg zur zweiten Etappe wurde so geebnet. Sie wird die Bestim-mung individueller Preise, die Einbeziehung von Weltmarktpreisen in die Wirtschaft, die Regelung der Kleinhandelspreise durch die Umsatzsteuern

und somit die Schaffung eines einheitlichen Preisniveaus bringen. Novotný stellte folgende Stufen auf:

Zuerst werden die Preise für importierte Rohstoffe steigen. Dadurch vermeidet man Verluste im Staatshaushalt, das Verhältnis zu den Weltmarktpreisen wird realer, es entsteht ein Druck auf rationelleres Wirtschaften mit Rohstoffen.

Zweitens wird der Zinsfuß für Kredite an Unternehmen angehoben, um einen größeren Druck auszuüben, daß übermäßig große Vorräte vermieden, die Produktionszyklen verkürzt werden und, verbunden mit Maßnahmen der Preispolitik, die Unternehmen ihr bisheriges Verhalten ändern. Das bedeutet, daß Unternehmen Produkte, die sie nicht verkaufen können, selbst bezahlen müssen.

Drittens soll eine Lohnordnung gewählt werden, die nicht gestattet, daß die Grundgesetze der richtigen Lohnpolitik verletzt werden. Hier gibt es zwei Gefahrenquellen. Es darf keine Regelung gefunden werden, die die Prinzipien des neuen Leitungssystems verletzt oder eine Lohngrenze nach oben festlegt. Auf der anderen Seite darf sich die Ordnung, die 1968 gelten soll, nicht nur auf Aufrufe oder Appelle beschränken.

Ein noch nicht erwähntes, aber offenbar sehr ernstes Problem liegt im Außenhandel. Es wird nämlich übereinstimmend geklagt, daß die Ergebnisse des Außenhandels, nämlich im Verhältnis zu den Weststaaten, nicht befriedigend sind, weil es nicht gelungen ist, die Ausfuhr der ČSSR in diese Staaten, wie erwünscht, zu steigern. Ein Grund dafür liegt in der noch immer mangelnden Zusammenarbeit zwischen den Produktionsbetrieben und den Außenhandelsunternehmen, die bisher gewohnt waren, ihre inländischen Beziehungen verwaltungsmäßig einzurichten. Die inländischen Produzenten waren daher nicht an den Ergebnissen des Außenhandels interessiert.

Die angestrebte engere Verbindung mit den Exporterfolgen führt zu einer wechselseitigen Beeinflussung der Inlandpreise auf den Exporterfolg und der Weltmarktpreise auf das inländische Preisniveau. Es ist bisher nicht gelungen, eine befriedigende Verbindung zwischen beiden herzustellen, umso mehr, als es nicht möglich ist, die Qualität der für den Westen bestimmten Exportgüter den neuen Ansprüchen anzupassen und überhaupt genügend Kapazitäten für den Westexport frei zu bekommen, da die ČSSR nach wie vor weitgehend für Lieferungen in den Ostblock, namentlich in die Sowjetunion, beansprucht wird. Man ist sich aber im klaren darüber, daß eine stärkere Eingliederung in die Weltwirtschaft erforderlich ist, um die Leistung der Industrie zu steigern, da die Kooperation mit den Weststaaten, insbesondere die Hereinnahme von Lizenzen, und des westlichen Know-how eine Bedingung zur Hebung des Produktionsniveaus ist. In diesem Sinne muß auch das Abkommen mit der Bundesrepublik über einen langfristigen Handelsvertrag und über wechselseitige Einrichtungen von Handelsvertretungen gesehen werden. Dementsprechend legte das ZK Ende 1967 neben der üblichen Forderung nach gesteigertem Warenaustausch mit den sozialistischen Staaten Nachdruck auf die Steigerung des Westexportes zwecks Ausgleichs der Zahlungsbilanz.

BEMERKUNGEN ZUM GEGENWÄRTIGEN TSCHЕCHO-SLOWAKISCHEN KULTURLEBEN

Von Otto Turecek

Das Kulturleben der Tschechoslowakei stand in der zweiten Jahreshälfte 1967 unter dem Eindruck der Auswirkungen des IV. Schriftstellerkongresses, die zu den Beschlüssen des Zentralkomitees der KSČ vom 27. September 1967 über den Ausschluß einer Reihe von Schriftstellern aus der Partei und zur Ent-eignung des Organs des Schriftstellerverbandes „Literární noviny“ und dessen Überführung in die Sphäre des Ministeriums für Kultur und Informationen führten. Die Schriftsteller-„Revolte“ blieb nicht auf die Kreise der Spitzen-intellektuellen beschränkt, sie machte sich Ende Oktober bei der Entfaltung des Widerstandes der Prager Studentenschaft gegen das Regime bemerkbar. Zur gleichen Zeit verschärfte sich das Verhältnis der Tschechen und Slowa-ken zusehends.

Der IV. Kongreß des Verbandes tschechoslowakischer Schriftsteller, der vom 27.—29. Juni 1967 stattfand, war durch scharfe Kontroversen des Leiters der Partei- und Regierungsdelegation, des ZK-Sekretärs und Chefideologen Jiří Hendrych, gegen die Diskussionsbeiträge einer Reihe von tschechischen Auto-ren gekennzeichnet. Da die Berichterstattung über diesen Kongreß infolge der herrschenden Zensurmaßnahmen sehr lückenhaft war, läßt sich der Kongreß-verlauf nur schwer rekonstruieren. Der Kongreß endete mit der Wahl des Zentralkomitees des Schriftstellerverbandes, der Ersatzmänner in diesem Zen-tralkomitee, ferner der Kontrollkommission und der Ersatzmänner der Kon-trollkommission. Es kam nicht zur Wahl des Präsidiums des Zentralkomitees und der einzelnen Fachkommissionen. Auffallend war die Zurückhaltung der slowakischen Autoren, die kurz vorher ihren Kongreß in ruhiger Atmosphäre abgehalten hatten. Ein Teil der slowakischen Schriftsteller soll dem Verneh-men nach den Prager Kongreß vorzeitig verlassen haben (Kultúrny život vom 7. Juli 1967). Die ZK-Sitzung der KSČ vom 26. und 27. September 1967 be-schäftigte sich vor allem mit dem Verlauf des Schriftstellerkongresses, wobei wiederum ZK-Sekretär Jiří Hendrych als Extremist des konservativen Flügels der Parteiführung auftrat. „Das ZK der Partei wies einmütig die parteifeind-lichen und zugleich auch unrichtigen und verworrenen Ansichten zurück, die die 20jährige Arbeit der Partei und des Volkes herabsetzen, die Verhältnisse in der Ersten Republik idealisieren und die Begriffe wie Freiheit, Demokratie und Humanismus ihres sozialistischen Inhaltes berauben ...“ „Für ein Vor-gehen, das mit der Mitgliedschaft in der Partei unvereinbar ist, hat das ZK der KSČ Ivan Klíma, A. J. Liehm und Ludvík Vaculík aus der Partei ausge-schlossen. Wegen politischer Fehler wurde Jan Procházka der Funktion eines

Kandidaten des ZK der KSČ enthoben. Weil die „Literární noviny“ trotz guldigen Bemühens der Parteiorgane aus der Hand des ZK des Schriftstellerverbandes völlig entglitten sind und eine Plattform oppositioneller politischer Standpunkte wurden, empfahl das ZK der KSČ, sie in die Sphäre des Ministeriums für Kultur und Informationen zu überleiten.“

Die Folge des Parteiausschlusses war, daß die vorhandenen Bücher der Ausgeschlossenen in den darauffolgenden Tagen völlig vergriffen waren. Die Parateistrafe Jan Procházkas (geb. 1929) — der nach einer führenden Tätigkeit im Zentralkomitee des tschechoslowakischen Jugendverbandes Jugendbrigaden bei der Wiederbesiedlung des Grenzgebietes führte, wobei ihm diese Tätigkeit den Stoff für Erzählungen und Skizzen gab, und seit 1959 als Filmdramaturg tätig ist — ist vor allem auf einen Gedächtnisartikel zum 30. Jahrestag des Todes des ersten Präsidenten der Republik zurückzuführen. Darin heißt es wörtlich (Literární noviny vom 15. September 1967): „T. G. Masaryk kann es gleichgültig sein, ob er gerade verteidigt oder gerade angeklagt wird. Sein Platz in der Geschichte der Tschechoslowakei ist grundlegend ... Junge Revolutionen fragen ziemlich logisch nur danach, wer dagegen und wer dafür ist. Aber unsere Revolution ist schon erwachsener. Sie ist nicht nur sozialistisch, sie ist auch tschechisch und slowakisch und darüberhinaus ist sie europäisch. Ein Kulturmensch kann in der Bibliothek auch nach der Bibel greifen ...“

Mit der redaktionellen Leitung der dem Schriftstellerverband entwundenen Literární noviny wurde Dr. Jan Zelenka betraut, der vorher ein Prager Abendblatt begründet und eine Illustrierte geleitet hatte. Die früheren Redakteure der Literární noviny wurden entlassen und der ziemlich große Mitarbeiterkreis der Literaturzeitschrift weigerte sich daraufhin, in diesem Blatte weiter tätig zu sein. Ein rascher Rückgang der Auflage der Zeitschrift (angeblich von 130 000 auf weniger als ein Drittel) war die Begleiterscheinung des Qualitätsverfalles des bis vor kurzem mutigsten Organs des tschechischen Teiles der ČSSR.

Die gemäßregelten Autoren, zu denen man auch die von der Partei angegriffenen Parteilosen hinzuzählen muß, dürfen jedoch weiter publizieren. Das beim IV. Schriftstellerkongreß neugewählte Zentralkomitee beugte sich nicht dem Parteidiktat. Das Plenum des Zentralkomitees des tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes trat am 26. Oktober 1967 zusammen, um dem Verband sowjetischer Schriftsteller eine Grußbotschaft zum 50. Jahrestag der russischen Oktoberrevolution zu senden. Zugleich wählte man das Präsidium des ZK des Schriftstellerverbandes.

Die slowakische Kulturzeitschrift Kultúrny život, die jahrelang manchen Kampf zusammen mit „Literární noviny“ ausgefochten hatte und des öfteren von der Parteiführung, vor allem vom ersten ZK-Sekretär und Staatspräsidenten Antonín Novotný, zusammen mit dem tschechischen Bruderblatt gerügt wurde, brachte als einzige Zeitschrift den vollständigen Bericht über die vor erwähnte Sitzung. Es ging vor allem um die Fragen der Verbandspresse und da insbesondere um die Beschlagnahme der Literární noviny, dem bisherigen

Organ des Verbandes tschechoslowakischer Schriftsteller. Das Plenum sprach sein Bedauern darüber aus, daß der Schriftstellerverband gerade jetzt sein Presseorgan verloren hat. Die Tagung des ZK des Schriftstellerverbandes war bemüht, diese außerordentliche Situation konstruktiv zu lösen. Für die Erarbeitung einer Untersuchung der kulturpolitischen Situation wurde eine sechsköpfige Arbeitsgruppe bestimmt. Nach Beendigung der Sitzung des Plenums des ZK des tschechoslowakischen Schriftstellerverbandes tagte dessen tschechischer Teil, der Mitglieder der einzelnen Kommissionen des tschechischen Teiles des Schriftstellerverbandes ernannte. Unter diesen erscheinen nahezu alle ehemaligen Redaktionsmitglieder der *Literární noviny* und deren führende Mitarbeiter, wie auch die von Hendrych scharf angegriffenen Dramatiker Václav Havel und Pavel Kohout. Auf einen Vorsitzenden des Präsidiums konnte sich die Plenarsitzung jedoch nicht einigen, bzw. war kein Mitglied des Präsidiums bereit, unter den gegenwärtigen Umständen den Vorsitz zu übernehmen. Dies geht eindeutig aus dem Bericht der *Literární noviny* vom 2. Dezember 1967 über die gründende Sitzung des Komitees für Kultur und Informationen hervor, das 33 Repräsentanten aller führenden politischen und staatlichen Organisationen, der einzelnen Künstlerverbände und prominente tschechische und slowakische Künstler und Theoretiker namentlich aufführt. Nur beim Vorsitzenden des Verbandes tschechoslowakischer Schriftsteller ist kein Name angeführt. Erst am 24. Jänner 1968 wählte das ZK des Schriftstellerverbandes Prof. Dr. Eduard Goldstücker zu seinem Vorsitzenden. Zu Vizevorsitzenden wurden Miroslav Válek, der Präsident des slowakischen Verbandes, und der im Herbst 1967 gemäßregelte Jan Procházka bestellt. Zugleich wurde beschlossen, als Verbandsorgan „*Literární listy*“ unter der alten Redaktion der „*Literární noviny*“ herauszugeben, das Anfang März mit einer Auflage von 200 000 Exemplaren zu erscheinen begann.

Mit der Nummer 46 feierte *Kultúrný život* am 17. November 1967 das Erscheinen seiner tausendsten Nummer. Aus diesem Anlaß veröffentlichte die Zeitschrift eine Ehrentafel der zwölf Chefredakteure seit 1946, unter denen auch der im Sommer nach Israel emigrierte Publizist Ladislav Mňačko erscheint, der 50 Nummern, d. h. fast einen ganzen Jahrgang, herausgab.

Das Hauptthema von *Kultúrný život* war im Jahr 1967 die Untersuchung der Probleme des Tschechoslowakismus, der vor allem während der Ersten Republik vorherrschenden Idee von einer einheitlichen tschechoslowakischen Nation, ferner das gegenwärtige Verhältnis zwischen Tschechen und Slowaken. Unter diesem Gesichtspunkt wurden die meisten aktuellen Fragen betrachtet. Als grundlegend für dieses Problem ist die Erklärung des gegenwärtigen slowakischen „Kulturpapstes“ Ladislav Novomeský zu betrachten, der nach langjähriger Haft als rehabilitiertes Opfer des Stalinismus-Gottwaldismus sich heute ausschließlich dem dichterischen Schaffen und kulturpolitischen Themen widmet. Im *Kultúrný život* vom 23. Juni 1967 erklärte er, die tschechischen Schriftsteller könnten zur Lösung des tschechisch-slowakischen Problems beitragen, indem sie die tschechische Öffentlichkeit systematisch auf deren Verantwortlichkeit dafür aufmerksam machten, daß die mit ihr zu-

sammenlebenden Slowaken sich nicht als geduldete Vizepräsidenten und Stellvertreter fühlen und sich nicht für eine minderwertige Minderheit halten, die großmütig mit einer Ein-Drittel-Quote beschenkt wird, sondern daß sie als gleichwertiger und gleichberechtigter Partner auftreten können. Die slowakischen Autoren dagegen sollen mit ihrer Kritik und Polemik die übertriebene Selbstgefälligkeit der Slowaken bekämpfen.

Der Direktor der slowakischen Grundschule in Karwin schilderte die Haltung der zehntausenden im Ostrau-Karwiner Revier lebenden Slowaken, die ihre Muttersprache bald vergessen und während des Aufenthaltes im tschechischen Staatsteil ihre Nationalität ändern. Dies zeigte sich bei der letzten Volkszählung 1961, bei der 112 000 Slowaken fehlten. Wenn ein Slowake eine Funktion z. B. in den Gewerkschaften einnimmt, dann akzeptiert er nach einer Woche den Rat seiner Mitarbeiter, tschechisch zu sprechen (Kultúrny život vom 18. August 1967).

Als ein Opfer der tschechischen Bürokratie, die keine Gelegenheit vorbeigehen lasse, um die Slowaken zu schikanieren, wurde der Redakteur des Kultúrny život, Miloš Ruppeldt, erwähnt, der am 7. September 1967 im Alter von 45 Jahren an einem Herzinfarkt gestorben ist. Er hatte im Sommer die Weltausstellung in Montreal besucht und bei dieser Gelegenheit auch die Vereinigten Staaten besichtigt. Wie aus seinem nach seinem Tode veröffentlichten Reisebericht an die offiziellen Stellen hervorgeht, hatte Ruppeldt in Montreal mit großen Schwierigkeiten von Seiten tschechischer Beamter um eine Verlängerung des Aufenthaltes und um seinen Rückflug zu kämpfen. Ein Preßburger Professor der Medizin stellte dann an Hand dieses Reiseberichtes fest, daß Ruppeldts Krankheit durch die Aufregungen in Montreal hervorgerufen wurde. Der Reisebericht gebe ein klassisches Bild des nahenden Herzinfarktes wieder (Laut Kultúrny život vom 15. September und 20. Oktober 1967).

Das immer wiederkehrende Thema ist die Apotheose des slowakischen Kulturschaffenden und kommunistischen Politikers Dr. Vlado Clementis, der am 20. September 1967 seinen 65. Geburtstag hätte feiern können, wenn er nicht am 3. Dezember 1952 zusammen mit dem ehemaligen Generalparteisekretär Slánský und dessen Genossen hingerichtet worden wäre. Seit September wurden in Kultúrny život laufend Erinnerungen an Clementis, Besprechungen seiner literarischen Werke, Würdigungen seiner Tätigkeit im westlichen Exil und seine Amtsführung als Außenminister 1948—1950, samt seinen Briefen aus dem Gefängnis veröffentlicht. Bezeichnenderweise wurde sein Geburtstag von der tschechischen Presse nahezu totgeschwiegen. Nur zwei tschechische Kulturzeitschriften brachten Erinnerungen an Clementis. Die tschechische Presse, darunter auch die Kulturmonatsschriften „Plamen“ und „Host do domu“, haben, entsprechend ihrer üblichen Gleichgültigkeit gegenüber der slowakischen Tradition, geschwiegen. Es schien, als hätten sich die Worte von Clementis aus dem Jahre 1925 erfüllt: „Die tschechische Öffentlichkeit, leider Gottes auch die Genossen unter ihr, haben ziemlich matte Vorstellungen über die Verhältnisse in der Slowakei und sind bereit, diese fürchterlich primitiv zu beurteilen.“ Dieser Ausspruch gelte leider noch heute, stellt Zdeněk Eis in

seiner Betrachtung „Clementis — gestern und heute“ im Kultúrny život vom 10. November 1967 fest. Es sei hierzu vermerkt, daß die offizielle Rehabilitation von Clementis bereits im Jahre 1963 erfolgte.

Milan Rastislav Štefánik, ein slowakischer Astronom, der während des Ersten Weltkrieges zusammen mit Masaryk und Beneš an der Errichtung eines selbständigen tschechoslowakischen Staates arbeitete und bei seiner Rückkehr in die Heimat 1918 als französischer General bei einem Flugzeugabsturz den Tod fand, wurde von der kommunistischen Partei bis vor kurzem stets als französischer Agent verleumdet. Im Zuge der Annäherung an Frankreich wurde in den letzten Monaten das Štefánik-Denkmal auf dem Berg Bradlo wieder instandgesetzt. Über seine Tätigkeit als Astronom brachte Kultúrny život einen lobenden Artikel am 4. August 1967 vom Umfang einer ganzen Seite. Auch im Band 4 des tschechischen Lexikons „Příruční slovník naučný“, der im Herbst 1967 herauskam, erschien eine völlig korrekte Biographie von Štefánik.

In der ersten Dezemberwoche fand in Prag eine dreitägige, von der Redaktion der Kulturmonatsschrift „Plamen“ einberufene internationale Konferenz marxistischer Kulturzeitschriften statt. Nach einer künstlichen Einheit der Standpunkte komme es erst jetzt, so betonte in seiner Einleitungsrede Chefredakteur des „Plamen“, Jiří Hájek, zu einer deutlichen Differenzierung der Ansichten und deren gegenseitigem Kennenlernen, Klären und Begreifen. Dies werde zur Grundbedingung jeder weiteren Zusammenarbeit. In der Diskussion der Konferenz traten der Chefredakteur der italienischen kulturpolitischen Zeitschrift „Contemporaneo“, Bruno Schacherl, und der stellvertretende Chefredakteur des ideologischen Organs der KPF „Democratie nouvelle“, Paul Noirot, besonders hervor, die beide den Kampf um Informationen als notwendige Voraussetzung für die Verwirklichung des Sozialismus hervorhoben. In der ČSSR wird allgemein das „Vitamin I“ (d. h. Informationen) von den Machthabern gefordert. Bei der Konferenz wurde allgemein verlangt, es möge künftig erlaubt sein, sich in die Diskussionen im Ausland „einzumischen“. Aus der Bundesrepublik war der junge Schriftsteller Geissler aus München vertreten, der als Chefredakteur der neugegründeten katholisch-marxistischen Zeitschrift „Der Kürbiskern“ auftrat und sich merkwürdigerweise auf die Seite sowjetzonaler und sowjetischer Redakteure schlug und vor dem Mißbrauch marxistischer Diskussionen durch den Feind warnte. Zu einer scharfen Kontroverse besonders über die Problematik des tschechischen und slowakischen Filmschaffens kam es zwischen Jiří Hájek und dem aus der Partei ausgeschlossenen A. J. Liehm, der der Zeitschrift Literární noviny nach deren Umstellung verboten hatte, seine Übersetzung der Abhandlung Paul Sartres über das Judenproblem weiter in Fortsetzungen zu veröffentlichen (Kultúrny život vom 15. Dezember 1967 und eigenen Informationen). Jiří Hájek wurde am 24. Jänner 1968 vom Schriftstellerverband offensichtlich wegen seiner Stellungnahme gegen die Haltung der Schriftsteller seines Postens enthoben und durch Karel Kostroun ersetzt.

BUCHBESPRECHUNGEN

Historica VI, VII, VIII. Les sciences historiques en Tchécoslovaquie.

Nakladatelství Čsl. akademie věd, Prag 1963 und 1964, 304 S., 236 S., 276 S.

Allmählich läßt sich eine bemerkenswerte Eigenheit dieser Zeitschrift überblicken: ich meine nicht ihre Vielsprachigkeit, mit der sie deutsche, englische, französische, italienische und neuerdings auch spanische Beiträge vorlegt, sondern ihren Autorenkreis. Es stellt sich heraus, daß in den ersten acht Bänden nur eine kleine Zahl tschechischer und slowakischer Forscher, vornehmlich Mitarbeiter der Akademie, immer wieder zu Worte kommt, was eigentlich keinen Querschnitt durch die tschechoslowakische Forschung, aber einen sehr guten Einblick in das allmähliche Entstehen einzelner Werke oder mindestens in das Wachstum bestimmter Forschungsthemen ermöglicht. Dabei sind die drei vorliegenden Bände noch stärker als zuvor auf die neuere Geschichte ausgerichtet.

Die *Archäologie* ist nur mit einem Beitrag von Bohuslav Chropovský vertreten¹. Er skizziert die Entwicklung der archäologischen Forschung in Neutra von ihren Anfängen an und macht gleichzeitig die Bedeutung des Ortes für das slowakische Geschichtsbild deutlich. Sodann bietet er einen Gesamtabriß vom Paläolithikum bis in die bislang noch dunklen Jahrhunderte nach dem Zusammenbruch des Mährerreiches, für die man die Einflüsse der magyarischen Oberschicht auf die Gesamtgesellschaft bisher vielleicht überschätzt hatte. Interessant sind Chropovskýs Aussagen über Neutra als Herrschaftszentrum mit weitem Hinterland und scharfer Sozialdifferenzierung zur Zeit des Mährischen Großreiches. Unbefriedigend bleibt an diesem Beitrag die gelegentliche Zurückweisung deutscher Thesen, noch dazu, wenn sie dabei gleichzeitig ideologisch belastet werden (S. 25). Gerade hier sollte man dem Nichtspezialisten mit einer ruhigen Diskussion der Umstände bei der eigenen Urteilsbildung helfen.

Dem *Mittelalter* gelten Beiträge von Josef Dobiáš, Vladimír Vavřínek und Josef Macek. Dobiáš untersucht die alte Frage der böhmischen Grenzen², relevant für die Gesamtgeschichte des Territorialstaatsbegriffs, besonders reizvoll aber auch in einem Lande, dem natürliche Grenzen ringsum vorgezeichnet sind. Das Problem betrifft hier natürlich auch unmittelbar die deutsche Landesgeschichte, weshalb sich in den letzten Jahrzehnten bereits

¹ The Situation of Nitra in the Light of Archeological Finds. VIII 5—34, Beilagen.

² Dobiáš, Josef: Seit wann bilden die natürlichen Grenzen von Böhmen auch seine politischen Landesgrenzen? VI 5—44.

Hirsch, Schlesinger, Klebel und Riedl damit befaßten. Dobiáš sieht die ethnische Einheit Böhmens früher als alle anderen Forscher schon zu Beginn des 9. Jahrhunderts hergestellt, streift dabei das umstrittene Problem der ältesten Landesbezeichnung und berührt die für vergleichende Organisationsgeschichte noch fruchtbaren Fragen des frühen Kleinfürstentums und seine Überwindung durch die přemyslidische Großstammbildung. Dabei wäre ein Bezug zu der Arbeit von Wenskus (1961) recht nützlich, die František Graus in *Historica VII* ausführlich besprochen hat. Dobiáš sieht die Wasserscheiden, urkundlich belegt seit Otto III., entscheidend in der Grenzfunktion. Forschungsproblem bleibt aber noch immer die kleinräumige Entwicklung der Grenze und ihre Ausbildung vom grundherrlichen zum staatlichen Ordnungsbegriff.

Dem Jubiläumsjahr Kyrills und Methods galt der Aufsatz von Vavřínek³. Der Beitrag mit Skizzen, Ausgrabungsbildern und solider Literatur- und Quellenkenntnis verdient in der Vielzahl von Darstellungen der letzten Jahre durchaus Beachtung. Vavřínek entwickelt die mährische Kirchenorganisation in engem Bezug zu machtpolitischen Verhältnissen, die im selben Maß im übrigen nur noch von Karl Bosl ans Licht gerückt worden sind. Allerdings sieht der tschechische Autor in Passau die Zentrale der mährischen Frühmission. Wichtig sind seine Hinweise auf die päpstlichen Versuche, die mährische Unabhängigkeit im Sinne einer Gleichgewichtspolitik gegenüber dem Frankenreich zu nützen, die er mit dem bayerischen Vorstoß unter Herzog Theodo 150 Jahre zuvor vergleicht (S. 45).

Josef Macek sucht nach sozialen Motiven beim römischen Aufstand Rienzos von 1347⁴. Der umfangreiche Beitrag ist gut an der internationalen Literatur orientiert und nimmt seinen Ausgang von der Kritik unzulänglicher älterer historiographischer Leitbilder. An die Stelle des bloß individualistischen Interesses setzt Macek die zweifellos vernachlässigte Frage nach dem sozialen Hintergrund der Bewegung. Dabei muß aber die „Bürgerlichkeit“ der römischen Popolanen und ihr Verhältnis zum ständischen Ordnungsdenken genauer bestimmt werden. Hier ist Maceks Feststellung zu dürftig, daß „die edle Toga der antiken Tradition“ die „Formen des revolutionären Programms verhüllt“ (S. 107). Denn gerade die Behauptung „antiféodale, populaire, bourgeoise“ für die Bewegung Rienzos gibt mindestens Anlaß zu Mißverständnissen. Von „Bourgeoise“ dürfte man hier nicht sprechen. Macek sieht die „mittelalterlichen“ sozialökonomischen Bedingungen der Auseinandersetzung richtig. Mir scheint, daß man daher nicht voreilig eine Brücke zu einem undifferenzierten und daher eben unbrauchbaren Begriff vom Bürgertum schlagen dürfte: Rienzo, denke ich, ist aus der zeitgenössischen Ständegesellschaft zu verstehen, die er wohl revolutionieren, aber nicht grundsätzlich beseitigen wollte.

³ Vavřínek, Vladimír: Die Christianisierung und Kirchenorganisation Großmährens. VII 5—56.

⁴ Macek, Josef: Racines sociales de l'insurrection de Cola di Rienzo. VI 45—108.

Der *Neuzeit* gilt ein Beitrag von Josef Janáček über die Fugger und Joachimsthal⁵. Der bekannte Wirtschaftshistoriker zielt dabei auf einen größeren Zusammenhang, nämlich auf die Finanzpolitik Ferdinands I. Er stützt sich dabei mehrfach auf die Biographie Anton Fuggers von Götz von Pölnitz, die er aber im selben Band recht kritisch rezensiert. Janáček sucht nicht das wirtschaftshistorische Detail, sondern den größeren Zusammenhang. Seit 1527 seien die Fugger durch schlesische und Lausitzer Steuerverpfändungen in das für sie im übrigen unabwendbare habsburgische Kreditgeschäft eingestiegen, das ihnen in Böhmen 1528 Zugang zu den Joachimsthaler Gruben eröffnete. Der Aufsatz umreißt die „noch sehr primitive und widerspruchsvolle“ Tendenz der frühen Zentralisierungspolitik Ferdinands I. und ihre verhältnismäßig rohen Methoden eines Finanzgebarens, das immer wieder die herrscherliche Autorität bei Kreditverpflichtungen in Rechnung setzte.

Finanz- und Wirtschaftspolitik steht auch im Mittelpunkt der Studie von František Kavka über die habsburgische Regierung in Böhmen⁶. Kavka sucht nach einer „gerechten Beurteilung“ der 400jährigen Habsburgerherrschaft und findet dieses Problem bisher noch ungelöst. Seiner historiographischen Übersicht über die Advokaten der Habsburger fehlt zwar die Ergänzung ihrer Ankläger aus jener *legenda nera*, die seit der Reformation über die Aufklärung, den Liberalismus und das preußische Sendungsbewußtsein bis zur nationalen tschechischen Selbstdarstellung die Geschichtsschreibung begleitet. Gerade in diesem Zusammenhang ist aber doch der Neuansatz wichtig, den Kavka vorlegt: anstelle der nationalen und liberalen Verdikte über den habsburgischen „Absolutismus“ fragt er nach seiner gesellschaftlichen Progressivität. Er kennzeichnet den Umbruch vom Ständestaat, den die adelige Landsgemeinde trug, zum absoluten, von der königlichen Gnade nur mehr privilegierten Herrschaftsgebilde. Auf diesem Weg waren die Habsburger aber noch sehr auf den Herrenstand angewiesen, den sie, allerdings in seinem alten Bestand gebrochen und durch ergebene Parteigänger aufgefüllt, als ihren Hofadel an sich zogen. Nicht zuletzt wegen dieser „reaktionären“ Adelspolitik verurteilt Kavka die gesamte Entwicklung, im übrigen aber wegen ihrer landes- und nationalpolitisch restriktiven Tendenzen. Auch dieses Urteil müßte wohl noch am europäischen Vergleich gemessen werden. Demnach soll man die Habsburger nicht schlechter beurteilen als andere absolutistische Dynastien auch. Der nivellierte Untertanenverband, den die „Peuplierungspolitik“ des späteren Absolutismus dann heben sollte, mußte erst aus dem Niedergang der mittleren und unteren Schichten der Ständegesellschaft entwickelt werden. Dieser Niedergang erfolgte aber nicht einfach unter politischem Druck, sondern, worüber man sich doch mit der marxistischen Historiographie leicht verständigen müßte, aus der Schrumpfung ihrer ökonomischen

⁵ Janáček, Josef: Die Fugger und Joachimsthal. VI 109—144.

⁶ Kavka, František: Die Habsburger und der böhmische Staat bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. VIII 35—64.

Grundlagen. Der Weg zur Staatsbürgerschaft führte demnach überall durch den Absolutismus; nur die neuen westlichen Handelsmächte, England und die Niederlande, brachen schnell die Macht von Krone und Hochadel. Kavka hat mit seiner Studie einen solchen Vergleich bereits eingeleitet, die künftige Diskussion wird hieran anzuknüpfen haben.

Josef Polišenský, der sich im übrigen mit der internationalen Geschichte des 17. Jahrhunderts in der neuen tschechischen Forschung am ausgiebigsten befaßte, wendet sich mit zwei Beiträgen den lateinamerikanischen Beziehungen zu. Die Brücke von Böhmen nach Südamerika schlug in dieser Hinsicht zunächst das Lebenswerk von Thaddäus Haenke⁷. Polišenský, mehrfach kritisch gegen die Arbeit Kühnells von 1960 gerichtet, setzt Haenke in Beziehung zum Josephinismus und sieht seine Unternehmungen weniger vom engeren Kreis seiner Landsleute gestützt als vom Kosmopolitismus der Aufklärung in weiteren Bereichen. Sein zweiter Beitrag⁸ gilt der öffentlichen Meinung in Böhmen und Mähren über den spanisch-kubanischen Krieg von 1898. Hier zeigt er an einigen Pressestimmen einen interessanten Gegensatz zwischen tschechischen liberalen Sympathien mit den von den Vereinigten Staaten unterstützten Kubanern und zwischen nordböhmischen Wirtschaftsinteressen, welche die spanische Herrschaft befürworten. Die Tatsache entsprechender Interessenverflechtungen — aus ferner Beobachtung der Ereignisse — ist anmerkwürdig, wie auch das tschechische Interesse am nationalen Befreiungskampf der Kubaner oder die vorbehaltlosere Sympathie der deutschen im Vergleich zu den tschechischen Sozialdemokraten für die USA, die sich in der Skizze andeutet. Der Beitrag zur Meinungsforschung müßte aber noch aus einem weiteren Beobachtungsmaterial vertieft werden.

An eine Arbeit Polišenskýs über den Troppauer Kongreß von 1820 knüpft Dušan Uhlíř seine Untersuchung über die neapolitanischen Carbonari an⁹. Auch hier steht eine Frage der auswärtigen Beziehungen aus den national-liberalen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts zur Debatte, Zeichen der noch unentwickelten Fronten während Metternichs Interventionspolitik.

Zum anderen europäischen Kernproblem des 19. Jahrhunderts, zur sozialen Bewegung, führt Jaroslav Purš. Er untersucht die Lage der Arbeiterklasse in den böhmischen Ländern zwischen 1849 und 1873¹⁰. In einer kleineren statistischen Skizze stellt er Beziehungen zwischen den Streikbewegungen und der Industrieproduktion in der zweiten Jahrhunderthälfte zusammen¹¹.

⁷ Polišenský, Josef: *El Naturalista Tadeo Haenke y los Orígenes del Interés Moderna Checo sobre América Latina*. VIII 65—88.

⁸ Polišenský, Josef: *La Guerra Hispano-cubanoamericana de 1898 y la Opinión Pública Checa*. VII 99—114.

⁹ Uhlíř, Dušan: *L'epilogo dell' intervento austriaco contro Napoli nell 1821 e l'esilio dei murattisti napoletani Coletta e Pepe in Moravia*. VIII 89—100.

¹⁰ Purš, Jaroslav: *The Situation of the Working Class in the Czech Lands in the Phase of the Expansion and Completion of the Industrial Revolution (1849—1873)*. VI 145—238.

¹¹ Purš, Jaroslav: *Modèle du rapport existant sous le capitalisme prémonopoliste entre l'accroissement du mouvement des grèves et le développement de la production de fabrique*. VII 85—98.

Die erste Studie von Purš ist breit ausladend und führt mit methodischer Umsicht zu ihrem Thema. Sie ist zwischen zwei europäische Ereignisse gespannt: die erste und bisher einzige wirkliche „europäische“ Revolution von 1848 und die ebenso internationale Wirtschaftskrise von 1873. Purš periodisiert die Ereignisse nach dem marxistischen Aspekt kapitalistischer Entwicklungsphasen. Unter Rückgriff auf neuere tschechische Arbeiten zu diesem Thema, die er neben Šolle und Kořálka vornehmlich selber bestritt, zeigt er den Niederschlag der industriellen Entwicklung um die 60er Jahre in der Struktur der arbeitenden Bevölkerung: damals erfolgte der Übergang zu intensiver Arbeitsnutzung, der Abschluß einer expansiven Phase der Industrialisierung, damit stiegen das Arbeitstempo sowie die Reallöhne. Es ergab sich ein höherer Lebensstandard, zugleich aber auch mehr Freizeit, die sich in Schulbildung und politische Interessen ummünzte. Diese Studie zur Gesellschaftsbildung ergänzt, was Purš in *Historica* II über die ökonomische Entfaltung ausführte und was er in *Historica* XII mit einer Betrachtung der politischen Entwicklung jener Epoche neuerlich aufgreift.

Mit einer kleinen Entdeckung führt Zdeněk Šolle den Faden weiter. Er berichtet von den ersten Anhängern der Internationalen Arbeiterassoziation in Böhmen, einer Gruppe Ascher deutscher Strumpfwirker, die im Sommer 1863 zur Bewegung Lassalles gestoßen war¹². In Asch entwickelte sich danach seit 1867, bald in Konkurrenz mit den Lassalleanern, eine Sektion der I. Internationale. Gleichzeitig aber zeigt Šolle an Hand der Lokalpresse ein breites Kolorit bürgerlicher Hilfs- und proletarischer Selbsthilfeversuche zur gesellschaftlichen Eingliederung. Im ganzen trägt sein Artikel zur Erkenntnis der sozialen Bewegung bei, welche einstmals die deutsche Geschichtswissenschaft in der Tschechoslowakei bis 1945 noch kaum beachtet hatte, obwohl der deutschen Arbeiterschaft in den westlichen und besonders in den nördlichen Industriegebieten Böhmens dabei eine wichtige Rolle zufiel.

Der tschechischen Arbeiterbewegung widmete Šolle ein anderes peripheres Detail von ähnlichem experimentellem Interesse: er berichtet von einer tschechischen Sektion der I. Internationale in der USA¹³.

Der *Ersten Republik* gelten vier Beiträge: Juraj Kramer schildert Ursachen und Verlauf der slowakischen Autonomiebewegung von 1918 bis 1929¹⁴, in mancher Hinsicht bekanntlich ein heißes Eisen der tschechischen Zeitgeschichte. Kramer bestätigt aus Aktenstudium den auch bisher schon bekannten „kleinbürgerlichen“ und nationalistischen Charakter der Bewegung, ohne daß er in diesem Beitrag die Ursache ihrer Entstehung so allseitig diskutiert, daß man wirklich von einem Griff nach dem heißen Eisen reden könnte.

Ein diffizileres Bild entwirft Alena Gajanová von Benešs antisowjetischer

¹² Šolle, Zdeněk: Die ersten Anhänger der Internationalen Arbeiter-Assoziation in Böhmen. VII 145—184.

¹³ Šolle, Zdeněk: Die tschechischen Sektionen der I. Internationale in den Vereinigten Staaten von Amerika. VIII 101—134.

¹⁴ Kramer, Juraj: Die slowakische autonomistische Bewegung in den Jahren 1918 bis 1929. VII 115—144.

Politik auf der Genua-Konferenz von 1922¹⁵. Dabei wird auch hier wieder die Denkweise Beneš als Kabinettspolitiker deutlich, dessen Aktion damals durch den deutsch-sowjetischen Rapallo-Vertrag empfindlich gestört wurde, geradeso wie auch die restaurative nachversailer Politik der westlichen Alliierten. Der Beitrag unterstützt eine Auffassung über diesen prominentesten tschechischen Politiker der letzten Jahrzehnte als einen hervorragenden Diplomaten mit irrigen Gesamtkonzeptionen, als feinfühligem Opportunitätspolitiker ohne Verhältnis zu den Kräften jenseits des klassischen diplomatischen Denkens, so wie sich das auch aus anderen Zusammenhängen ablesen läßt^{16a}.

Gertruda Albrechtová griff nach einem tatsächlich vernachlässigten, dabei vielseitigen und wichtigen Thema: nach der deutschen Emigration in der Tschechoslowakei 1933—38¹⁶. Sie sucht ihre literarische Bedeutung zusammenzustellen. Es handelt sich dabei um eine letzte, aber bemerkenswerte Nuance der vielberufenen Einflüsse des Prager Milieus auf die deutsche Literatur, genährt durch einen plötzlichen Zustrom meist politisch engagierter Schriftsteller, unmittelbar aber auch bekämpft, verleumdet, und teils sogar zum Gegenstand diplomatischer Demarchen geworden. Albrechtová gibt in ihrem Aufsatz eine recht gute Ausgangsposition für das weitere Studium der literar- und gesellschaftsgeschichtlichen Situation. Dabei muß man freilich von einigem politischem Pathos auf den ersten Seiten ihrer Arbeit absehen und von einer unsicheren und dann doch wieder zurückgenommenen Eloge auf die Asylpolitik der Regierung.

Jaroslav César und Bohumil Černý, bekannt durch ihre Untersuchungen der politischen Strömungen unter den Deutschen in der Ersten Republik, geben einen Überblick des sogenannten „Aktivismus“ unter den deutschen demokratischen Parteien, das heißt, der Tendenzen und Erfolge ihrer aktiven Beteiligung an der Regierungsbildung¹⁷. Die beiden Autoren verfügen über reiches Archivmaterial und verwerten die deutsche Presse in der Ersten Republik. Gelegentlich setzen sie sich auch mit der Literatur zum Thema auseinander, wobei auffällt, daß sie dem Buch von Boris Čelovský keine Aufmerksamkeit widmen. Nicht immer klären ihre Interpretationen die unter politischer Polemik längst verdunkelten Vorgänge. Man kann beispielsweise nicht nur den steigenden Forderungen der Henlein-Anhänger die Schuld daran geben, daß die Ausgleichs-Forderungen der Aktivisten „niemals voll realisiert wurden“: man muß sagen, daß sie größtenteils überhaupt Papier blieben, und daß am Ende die Henlein-Anhänger lediglich die Nutznießer des erfolglosen Experimentes zwischen deutschen und tschechischen Demokraten gewesen sind. Nur eine Bemerkung verwenden die beiden Verfasser auf die Tatsache, daß schließlich die tschechische „Bourgeoisie“ Kontakt mit der

¹⁵ Gajanová, Alena: La politique extérieure tchécoslovaque et la „question russe“ à la Conférence de Gènes. VIII 135—176.

^{16a} Vgl. meine Studie: Beneš im Exil 1939 bis 1945. In: Beiträge zum deutsch-tschechischen Verhältnis im 19. und 20. Jahrhundert. München 1967, S. 143—156.

¹⁶ Albrechtová, Gertruda: Zur Frage der deutschen antifaschistischen Emigrationsliteratur im tschechoslowakischen Asyl. VIII 177—234.

Henlein-Bewegung aufnahm und damit den deutschen Aktivisten geradewegs in den Rücken fiel (S. 277). Ob unter diesen Umständen die Aktivisten zu früh aufgaben oder ob sie gar „Verräterei“ (S. 278) betrieben, das eben sollte man einer billigeren Einschätzung ihrer Situation überlassen.

Die zweite industrielle Revolution sieht P. Horská wenigstens ungefähr identisch mit der Epoche des Monopolkapitalismus oder Imperialismus im Sinne Lenins¹⁷. Damit wendet er sich gegen nichtmarxistische Hoffnungen auf andere Entwicklungsrichtungen, als sie die Dialektik der Klassiker vorsieht. Er entwickelt eine Übersicht zur Entfaltung der mechanischen Produktivkräfte besonders in den USA und sieht aus der zweiten industriellen Revolution keinen anderen Ausweg als den Zwang zur sozialistischen Planwirtschaft. Gegen eine so großflächige Studie ließen sich vielerlei Einwände erheben. Am wichtigsten darunter scheint mir der Umstand, daß Horská die westliche Umorganisation in den Produktionsverhältnissen, daß er die Existenz von Gewerkschaften als Gegenspielern des Unternehmertums weder konstatiert, noch sich mit ihrer Funktion befaßt.

Noch einmal zu den politischen Strömungen der Deutschen Böhmens und Mährens, diesmal nach ihrer Vertreibung, wendet sich Antonín Šnejdár¹⁸. Er untersucht die Organisation der sudetendeutschen „Revanchisten“ seit 1945. Revanche heißt Vergeltung. Natürlich ist es ihm nicht möglich, für ein organisiertes wirkliches Revanchedenken auch nur einen einzigen Beleg anzuführen. Was er statt dessen vor Augen führt, ist Revisionismus, wie er sich besonders seit 1948 mit bekannten Bestrebungen in der Bundesrepublik entfaltete. Dabei fehlen nun aber alle Hinweise auf Gewaltverzicht, auf Versöhnungsdanken und auf eine objektive Wertung der Rechtsideologie, ob man sie nun für realistisch hält oder nicht. Aber die Mängel an diesem Aufsatz reichen viel tiefer. Šnejdár begnügt sich mit einer Aufzählung von Organisationen, Daten und Programmen. Den historischen Hintergrund des Geschehens hat er nicht erfaßt. Er sagt nichts von der ungewöhnlichen Leistung der Wiedereingliederung der Vertriebenen, damit nichts von den Bedingungen, unter denen Eingliederungs- und Revisionstendenzen miteinander rangen. Nur einen Absatz hat er in diesem Zusammenhang dem Neubürger-Bund gewidmet (S. 243), ohne sich um die große, nicht nur von Vertriebenen getragene Auseinandersetzung der 50er Jahre um das Rückkehrdenken zu kümmern.

Niemand glaubt uns Historikern heute mehr, daß die Weltgeschichte tatsächlich als das Weltgericht amtiert. Wir — und der Kollektivbegriff mag entschärfend wirken — haben uns im Lauf der vielgerühmten kritisch-genesischen Historiographie der letzten 150 Jahre nämlich als anfällig für alle

¹⁷ César, Jaroslav / Černý, Bohumil: The Policy of German Activist Parties in Czechoslovakie 1918—1938. VI 239—282.

¹⁸ Horská, P.: Contribution au problème de la deuxième révolution industrielle. VII 57—84.

¹⁹ Šnejdár, Antonín: The Beginning of the Sudeten Organizations in Western Germany after 1945. VIII 235—252.

möglichen Vorurteile erwiesen. Aber das Abenteuer der Wahrheit sollte man dennoch nicht aufgeben: weil man die kollegiale Auseinandersetzung nicht scheuen darf und weil die Historie für alle, die ihr zuhören wollen, wenn schon nicht das Weltgericht bildet, so doch wenigstens — ein Schiedsgericht vorbereitet. Dabei sollte sie keine Rechtssätze formulieren, sondern, gerade dort, wo sie Leid und Schuld auf beiden Seiten erkennt, ein versöhnliches Wort. Bei allem Verdienst, das man jetzt schon den Historica-Bänden für die internationale Diskussion bescheinigen kann: zu diesem versöhnlichen, zu diesem beruhigenden Wort haben die zeitgeschichtlichen Beiträge darin noch nicht gefunden.

München

Ferdinand Seibt

Lubomír E. Havlík, Velká Morava a středoevropské Slovany [Großmähren und die mitteleuropäischen Slawen].

Státní pedagogické nakladatelství, Prag 1964, 490 S., 3 Kartenbeilagen, Kčs 30,—.

Verf., wissenschaftlicher Arbeiter des Slawischen Instituts der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Zweigstelle Brünn, ist hier Autor eines recht übersichtlich und instruktiv geschriebenen, mit Zeichnungen, Grundrissen und Karten im Text reich versehenen Werkes, das vornehmlich für Geschichtslehrer und Geschichtsbeflissene bestimmt ist, aber dank der bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit gemeinverständlichen Gestaltung ohne Zweifel auch in weiteren Kreisen Interesse für die Geschichte der Slawen Mitteleuropas vom 6. bis zum 11. Jahrhundert erwecken dürfte. Nach einer grundsätzlichen Erörterung der marxistischen Betrachtungsweise und Arbeitsmethodik und einer Würdigung der wichtigsten einschlägigen Quellen wird in einem Hauptkapitel das wirtschaftliche und gesellschaftliche Leben und in einem zweiten die politische Geschichte dieser Slawen geschildert. Drei ganz kurze Kapitel behandeln das Aufblühen des Kulturlebens Großmährens und seine Traditionen, die Anfänge der Formung der slawischen Nationalitäten in Mitteleuropa und die geschichtliche Bedeutung Großmährens. Dreizehn ins Tschechische übersetzte Auszüge aus Quellen, eine russische und eine englische Zusammenfassung, eine Zeittafel, eine 17 Seiten füllende Bibliographie und ein Register machen den Rest des Buches aus. Die tschechische, slowakische, polnische, russische, bulgarische, kroatische, slowenische, madjarische, deutsche, holländische, englische, französische und italienische Titel aufweisende Bibliographie ist achtungsgebietend und enthält nicht einmal alle in den Fußnoten zitierten Werke.

Das Herrschaftsgebiet Mojmir's I. und Rostislavs wird als Großmähren bezeichnet, dasjenige Svatopluk's I. und Mojmir's II. als Großmährisches Reich. Ein Staat konnte nur dort entstehen, wo der Klassenantagonismus in eine derartige Situation geriet, die nicht anders zu bewältigen war als durch die Gewalt einer Klasse über die andere. Wenn also die ganze Gesellschaft

Schöpfer des Geschehens bleibt, müsse man sich doch vergegenwärtigen, daß Träger und Repräsentanten der politischen Geschichte bedeutsame Persönlichkeiten sind. Bei Darstellung der slawisch-deutschen Beziehungen und Auseinandersetzungen stößt man auf einander widersprechende Haltungen des Verf. Man hat den Eindruck, daß unfreundliche Sentenzen eher konventionellen Verpflichtungen entsprungen sind als der persönlichen Überzeugung. Bei Benutzung der Quellen müsse man auf ihre klassenmäßige Ausrichtung achten, und es sei selbstverständlich, daß die deutschen und besonders die ostfränkischen Chroniken in ihren Formulierungen stark parteiisch seien und die Schilderung der Ereignisse oft nicht der sachlichen Wirklichkeit entspreche. Dabei lobt Verf. an anderer Stelle uneingeschränkt Regino von Prüm, beruft sich bei Identifizierung der mährischen Burgsiedlungen auf die Fuldaer Annalen, schildert die Elbeslawen an der Wende zum 11. Jahrhundert so gut wie ausschließlich gemäß Adam von Bremen und Thietmar von Merseburg und druckt in der Chrestomathie sieben Proben aus diesen klassenmäßig ausgerichteten und parteiischen Quellen als Unterbauung seiner Darstellung ab. Bei Schilderung der durch die Zerwürfnisse zwischen Rostislav und Svatopluk und das Eindringen Karlmanns in Mähren verursachten Kämpfe 871 taucht unversehens für die Deutschen die wenig zeitgemäße Benennung Okkupanten auf.

Am Anfang des zweiten Hauptteils ist zu lesen, die Slawen seien in der Mitte des 5. Jahrhunderts zwischen Donau und Theiß nachweisbar und in der Mitte des 6. Jahrhunderts nördlich der Alpen bis zur Traun vorgestoßen. Archäologische Quellen und Interpretationen gewisser schriftlicher Nachrichten wären für die Annahme heranzuziehen, daß Slawen bereits im 4. Jahrhundert im Karpatenbogen vorhanden gewesen sind. In der russischen und der englischen Zusammenfassung heißt es dagegen sinnändernd vereinfacht, daß archäologische Entdeckungen zeigen, daß die Slawen schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus nach Mähren und der Slowakei vorgedrungen sind, was auch durch schriftliche Dokumente bestätigt ist.

Verf. beschäftigt sich ziemlich eingehend mit der Bevölkerungsdichte und macht ohne Hinweise bloß beiläufige Angaben für je einen Geviertkilometer: im 9. Jahrhundert westlich der Kleinen Karpaten 4—6 und östlich 3—5, um das Jahr 1000 in Böhmen 4—6 Einwohner. In der Burgsiedlung von Staré Město bei Uherské Hradiště (Ungarisch-Hradisch) sollen im letzten Drittel des 9. Jahrhunderts etwa 6000 oder noch mehr tausend Menschen gewohnt haben. Wenn er die Einwohner von Großmähren auf 180—300 000 und die des Großmährischen Reichs auf 1 600 000 schätzt, muß es bei diesen bloßen Zahlen sein Bewenden haben, vor Schlußfolgerungen ist unbedingt zu warnen.

Auch in diesem Werk vermißt man nicht die Sentenz, daß die Verbreitung des Christentums der Vorwand für die aggressiven Bestrebungen der deutschen Feudalen gegen die einheimische herrschende Schicht und daß die Kirche das beste System und eine Sanktion der bestehenden Feudalordnung gewesen sind. Letztere habe wohl zur kulturellen Entfaltung beigetragen, wenn auch vor allem zugunsten der herrschenden Klasse. Die im Großmähri-

schen Reich unter Svatopluk aufgebrochenen Gegensätze zwischen der von der deutschen Geistlichkeit vertretenen lateinischen und der slawischen Liturgie Methods werden dahin gedeutet, daß die deutsche Partei mit ihren Angriffen die Erreichung politischer Ziele bezweckte, durch ein Zerwürfnis zwischen Svatopluk und Method die politische Macht des Großmährischen Reichs zu schwächen suchte. Die Genehmigung der slawischen Liturgie sei ein bedeutungsvoller Akt gewesen, mit dem die Slawen enger in die christliche Universalität eingefügt wurden und sich unter die Kulturnationalitäten der Welt einreihen, die auch das Privileg der eigenen Sprache hatten, ein um so bedeutsameres Privileg, als es damals nicht einmal das fränkische Reich besaß.

Neue Aspekte offenbaren Schilderung, Beurteilung und Deutung des Eintritts der Madjaren in das mitteleuropäische Geschehen. Als diese Anfang der 890er Jahre bis zum Alpenvorland der Ostmark vorgestoßen waren, wären im Großmährischen Reich innere Zwistigkeiten ausgebrochen, in deren Folge den Madjaren Genehmigung erteilt worden sei, sich im Stromgebiet der Theiß niederzulassen, wie nicht näher angegebene Nachrichten bezeugen sollen. Der Zug der Madjaren 906 durch großmährisches Gebiet gegen die Sachsen müsse nicht, wie bisher angenommen, den Untergang des Großmährischen Reichs bedeuten, man wisse nicht, ob sich die Madjaren den Durchzug mit Gewalt erzwungen hätten oder ob ihnen derselbe gestattet worden sei oder ob die Mährer diesen Zug geradezu vermittelt hätten, um den Slawen nordwestlich von Böhmen Hilfe gegen die Sachsen zukommen zu lassen. Es sei auch nicht ausgeschlossen, daß bei der Besiegung der Baiern 907 bei Preßburg Mährer auf seiten der Madjaren gestritten hätten. Auseinandergefallen sei das Großmährische Reich vor allem wegen der Verschiedenheit der wirtschaftlich-gesellschaftlichen Struktur Großmährens und der angegliederten Länder im Norden und Nordwesten. Das Ende Großmährens selbst wird auf privatrechtlich-feudale Ursachen zurückgeführt und auf das Auftreten der Madjaren, die durch Abschneiden wichtiger Handelswege mittelbar die Produktionsmöglichkeiten eingeengt hätten. Großmährische Fürsten hätten sich mit Madjaren verbündet, die in die Gebiete östlich der Kleinen Karpaten vorgedrungen wären, die sie vorher verwüstet hatten. Dort seien Tendenzen zu dauerndem Zusammenleben zwischen Mährern und Madjaren zu beobachten. Die Mährer hätten einige madjarische Gebräuche, die Madjaren den gesamten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wortschatz von den Mährern übernommen. Möglicherweise unternahmen die Mährer gemeinsam mit den Madjaren die Streifzüge nach dem Westen, es wäre sogar zu fragen, wie groß der zahlenmäßige Anteil der Slawen an diesen war. Bei der Umwandlung der halbnomadischen Lebensart der Madjaren zu einer wirtschaftlich-gesellschaftlichen Struktur sei der Einfluß der großmährischen Kultur nicht unwesentlich gewesen. So entstand im Karpatenbogen auf einem Gebiet, das einst zum größten Teil zum Großmährischen Reich gehört hatte, ein neues Reich, das nicht gut madjarisch zu nennen wäre, da die Mehrzahl seiner Einwohner damals aus Slawen bestanden hätte. Für diese neuen Aspekte, für die vor

einem Halbjahrhundert Tschechen und Slowaken kaum Verständnis aufgebracht hätten, zitiert Verf., wenn überhaupt, vornehmlich nach 1945 erschienene madjarische und slowakische Arbeiten.

Auf der Kartenbeilage „Die Westslawen im 6.—11. Jahrhundert“ sind mit Linien die Gebiete umgrenzt, in denen sich seit dem 11. Jahrhundert die tschechische, die slowakische und die polnische Nationalität zu bilden begannen. Zum tschechischen Gebiet werden die Oberlausitz bis Görlitz, der Glatzer Kessel und das südliche Oberschlesien bis zum Quellgebiet der Weichsel gerechnet. Das slowakische Gebiet grenzt im Süden an die Donau bis zum Knie und an die Theiß bis in der Gegend östlich von Užhorod. Die polnische Grenze beginnt westlich von Stettin, verläuft oderaufwärts bis zur Bobermündung und erreicht von dort aus in südlicher Richtung das tschechische Nationalitätsgebiet. Die in Schlesien wohnenden Chorwaten und Opolanen haben die gleiche rosa Deckfarbe wie die Tschechen und die Slowaken.

Stockholm

Emil Schieche

Renée Gicklborn, Thaddäus Haenkes Reisen und Arbeiten in Südamerika.

F. Steiner Verlag, Wiesbaden 1966, DM 54,— (Acta Humboldtiana, Series Historica 1).

Die Verfasserin gliedert ihre „Dokumentarforschung in spanischen Archiven“ in drei Teile. Der erste gibt auf 79 Seiten einen Überblick über das Urmaterial der Haenkeforschung. Im zweiten Teil (36 Seiten) werden die Arbeitsgebiete Haenkes behandelt und im dritten Teil (93 Seiten) das „neue dokumentarische Material“ veröffentlicht. Es handelt sich dabei um 13 Memoranden und spanische Briefe, welche Haenke selbst geschrieben hat oder die auf ihn Bezug nehmen. Ein Literatur-, Namens- und Ortsverzeichnis beschließt die Arbeit. 39 Abbildungen nach Originalzeichnungen der Teilnehmer der Malaspinaexpedition und nach Haenkes Skizzen sind ihr beigegeben. Man muß sich freuen, daß die Verfasserin hier durch emsige Kleinarbeit die Haenkeforschung gefördert hat. Und wie notwendig dies ist, ergibt sich schon daraus, daß kürzlich Germán Arciniegas, der bekannte südamerikanische Historiker, Thaddäus Haenke als Polen in seiner Kulturgeschichte Lateinamerikas bezeichnet hat. Man muß anerkennen, daß die Autorin sich bemüht hat, in den verschiedenen Archiven und Bibliotheken in Madrid und Sevilla Material zu sammeln und zu photographieren, obgleich manches der Haenkeforschung nicht unbekannt gewesen ist. Die unangenehme Seite der Publikation sind die Polemik und die ironischen Bemerkungen, mit denen andere Haenkeforscher bedacht werden, besonders Kühnel, und die manches Mal einer gewissen Komik nicht entbehren. Man muß sich nur wundern, daß der Herausgeber diese z. T. unmotivierten Ausfälle geduldet hat. Das Schwergewicht der Haenkeforschung liegt jedoch nicht so sehr in diesen vorgelegten Memoranden usw., sondern in der Untersuchung, wie weit die beiden Landeskunden

von Chile und Peru, die auch vom Ehepaar Gicklhorn als Werke Haenkes angenommen werden, von Haenke stammen oder beeinflusst wurden. Diese Untersuchung ist wohl wichtiger, als sich darüber zu echauffieren, ob Haenke zwei oder vier Tage auf dem Vulkan Misti zugebracht und ob dieser Felsbrocken oder Dampf ausgestoßen hat. Nebenbei bemerkt existiert ein tschechisches Vokabelparabrod für Dampfer nicht. Was Kühnel von J. Gicklhorns Arbeit im „Baneologen“ (1940) abgeschrieben haben soll, die doch im Grunde genommen nur eine Übersetzung einer Haenkearbeit ist, ist mir unverständlich. Die vorliegende Untersuchung selbst weist in vielen Teilen rein hypothetischen Charakter auf, wie die zahlreichen Verwendungen des Konjunktivs „es ist möglich, es dürfte sein, man kann annehmen“ verraten.

Man möge sich zu den Veröffentlichungen von Kühnel stellen, wie man will, der Wahrheit und Gerechtigkeit wegen muß man feststellen, daß Kühnel es gewesen ist, der die Haenkeforschung erst in Fluß gebracht hat. Er hat nicht nur viel Geld dafür verwendet, um das damals bekannte Material im Kleinfilm herbeizuschaffen und es vor allem dem Ehepaar Gicklhorn in erster Linie zur Übersetzung und dann zur Bearbeitung zu überlassen. Wenn Frau Gicklhorn in dieser Publikation dies nicht wahrhaben will, so muß man dies nur bedauern.

Es entspricht nicht der Tatsache, daß Khol (1911) Haenke entdeckt hätte, weil schon vorher Kny (1885), Maiwald (1904) u. a. sich mit Haenke beschäftigt haben. Kühnel hat sich zunächst als „Lokalpatriot“ für seinen berühmten Landsmann interessiert. Das Ehepaar Gicklhorn aber wäre ohne den Kontakt mit Kühnel wahrscheinlich gar nicht mit Haenke in Berührung gekommen. Man erlasse es mir, diese unangenehmen Seiten der Anfänge der Haenkeforschung zu rekapitulieren. Hoffentlich sind die weiteren noch zu erwartenden Publikationen der Autorin frei von diesen unangebrachten Bemerkungen. Kritik muß sein, doch darf sie gewisse gesellschaftliche Grundregeln nicht verletzen.

Siegersbrunn bei München

Karl A. Sedlmeyer

Christoph Thienen-Adlerflucht, Graf Leo Thun im Vormärz. Grundlagen des böhmischen Konservatismus im Kaisertum Österreich.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Graz-Wien-Köln 1967, Großoktav, 227 S., 4 Tafeln, Ln. DM 42,—.

Über das Thema Josephinismus ist in den letzten Jahrzehnten so viel geschrieben worden, daß man meinen könnte, es sei zu dieser österreichischen Spielart der Aufklärung nicht mehr viel zu sagen. Das vorliegende Buch belehrt uns eines Besseren, bringt es doch an Hand einer Biographie mit breitem sozialgeschichtlichem Hintergrund eine völlig neue, kaum bekannte Form des Spätjosephinismus zur Darstellung, die von größerer politischer und sozialer Bedeutung war, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Bisher hatte man unter Josephinismus hauptsächlich ein differenziertes System von

Bildungsbestrebungen, Sozial- und Kirchenpolitik verstanden, das vom zentralistischen österreichischen Kaiserstaat, besonders von seiner reformfreudigen, aufklärerischen hohen Staatsbürokratie ausging und mehr oder weniger reibungslos in den Liberalismus des 19. Jahrhunderts einmündete. Thienens Thun-Biographie jedoch stellt diesem weitgehend bekannten etatistischen Josephinismus einen anderen Zweig josephinischer Tradition gegenüber, dessen Träger die reformwilligen österreichischen, besonders böhmischen Stände waren. Daß es sich bei deren Reformwillen nicht nur um unverbindliches Wollen handelt, zeigt der Verfasser an der Entwicklung der Thunschen nordböhmischen Musterherrschaft Tetschen an der Elbe in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Was dort an praktischen Maßnahmen auf dem Felde der Volkserziehung, Sozialfürsorge und Wirtschaftsförderung für alle Bevölkerungsschichten geleistet wurde, vermittelt ein eindrucksvolles Bild dessen, was der reformfreudige Teil des böhmischen Adels erstrebte und erreichte. Hier wäre es allerdings von Nutzen gewesen, wenn der Verfasser etwa seine Ausführungen über die Fortsetzung der josephinischen Bauernbefreiungspolitik auf den Thunschen Gütern (S. 89 ff.) in den breiteren und für seine Zwecke erhellenden Rahmen der einschlägigen neueren Forschungen zu diesem Thema gestellt hätte. Ähnliches gilt für den Abschnitt über die Industrie- und Sozialpolitik der Thuns (S. 98 ff.).

Vor dem detaillierten und deshalb instruktiven Hintergrunde der Tetschener Sozial- und Wirtschaftsverhältnisse vermag Thienen dann zu zeigen, was der positive Inhalt der antizentralistischen Politik Leo Thuns war, wie sie etwa im Frühling und Frühsommer des Jahres 1848 wirksam wurde, eine Politik, die aus Wiener und liberaler Sicht bisher lediglich als reaktionär gegolten hatte. Schon Thuns spätere Leistungen als österreichischer Unterrichtsminister hätten vor einer allzu schematischen Charakteristik dieses Politikers warnen müssen. Die Darstellung von Thuns vormärzlichem Leben und Wirken enthüllt nun auf überzeugende Weise, wie ernst es ihm und anderen adeligen Reformern war, den Zeiterfordernissen produktiv entgegenzukommen und auf die „challenge“ der bürgerlichen Programme und Ideologien eine schöpferische „response“ im Sinne Toynbees zu finden, die dem Adel eine positive Rolle innerhalb der Sozialentwicklung des 19. Jahrhunderts sichern sollte. Das Vorbild des progressiven englischen Konservatismus ist hierbei unverkennbar. Warum der österreichische, feudale Konservatismus dennoch niemals die Breitenwirkung und Schlagkraft der Tories auch nur annähernd erreichte, steht auf einem anderen Blatt; im zeitlich begrenzten Rahmen seines Themas konnte der Verfasser dieses weitreichendere Problem auch gar nicht erörtern.

Als großes Verdienst dieses Buches wird man insgesamt hervorheben müssen, daß es einen wichtigen Entwicklungsstrang österreichischer Sozialgeschichte im Vormärz freigelegt und materialreich interpretiert hat, der in der bisherigen Literatur zugunsten des staatlich-zentralistischen Sektors vernachlässigt worden ist. Besonders ansprechend ist hierbei, daß der Verfasser die Zielsetzungen und Ideen eines „freiheitlichen Konservatismus“ anschau-

lich aus der praktischen Sozial- und Bildungsarbeit der Thuns auf ihrer Tetschner Herrschaft herauswachsen läßt, also nicht nur unverbindliche konservative Ideologie reproduziert. Mag er in seiner Entdeckerfreude und auf Grund von Familientraditionen verschiedentlich auch die Tragfähigkeit und Praktikabilität dieser konservativen Pläne im Bereich der modernen Industriegesellschaft überschätzt haben; eine wesentliche Signatur des politischen Lebens Österreichs im 19. Jahrhundert wurde zweifellos durch dieses schöne Buch wieder ins Bewußtsein gebracht. Schließlich ließ Thienen damit auch einem bedeutenden Manne Gerechtigkeit widerfahren, dem die zeitgenössische liberale Presse und Publizistik vielfach auf gehässige, ja sogar verleumderische Weise zugesetzt hatte, so etwa W. Rogge. Wer gerade aus heutigen Erfahrungen die Problematik der veröffentlichten, manipulierten Meinung richtig einzuschätzen weiß, wird diese notwendige Korrektur besonders begrüßen. Die Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert hat jedenfalls mit diesem Buche eine wesentliche Bereicherung erfahren, ebenso brachte es eine weiterführende Korrektur von O. Brunners Thesen über das Verhältnis von Adel und Staat im 19. Jahrhundert.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Klaus Frommelt, Die Sprachenfrage im österreichischen Unterrichtswesen 1848—1859.

Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Graz-Köln 1963, Großoktav, 218 S., brosch. DM 18,60 (Studien z. Gesch. d. österreich.-ungar. Monarchie 1).

Das vorliegende Werk unternimmt den begrüßenswerten Versuch, die Schulpolitik der neoabsolutistischen Ära zu durchleuchten, um der weitverbreiteten Meinung entgegenzutreten, in dieser Epoche habe es eine bewußte Germanisierungspolitik gegeben. Der Verfasser kann nun zeigen, daß dem Unterrichtsminister Grafen Thun vor allem an einer zweckmäßigen und effektiven Vermittlung von Bildung und Kenntnissen gelegen war, die er durch „utraquistischen“ Unterricht zu fördern gedachte. Aufschlußreich ist dabei, daß vielfach die Nichtdeutschen der Donaumonarchie — entgegen den Parolen der nationalen Ideologie — das größte Interesse an der Erlernung des Deutschen zeigten, da eben Deutsch als Verwaltungs- und „Regierungssprache“ der westlichen Reichshälfte der beste Garant sozialen Aufstiegs war.

Von dieser simplen Tatsache aus hätte der Verfasser leicht einen nützlichen Einstieg zu den sozialen Grundlagen des österreichischen Sprachenstreites bekommen können. Er hätte sich dann auch weniger darüber verwundern müssen, „warum ein Teil der Tschechen sich so erbittert gegen die deutsche Sprache wehrte, obwohl sie bisher nur Nutzen von ihr gehabt hatten und weiter haben mußten — und niemand sie gehindert hatte, ihre eigene Sprache zu pflegen, wobei sie jetzt noch eine bedeutend erhöhte staatliche Fürsorge genossen“ (S. 79f.). Hier zeigt sich eine geradezu hochentwickelte Verständnislosigkeit dem bürgerlich-nationalen 19. Jahrhundert gegenüber.

Natürlich konnte den Tschechen eine staatlich geförderte Sprachpflege nicht genügen, so lange der Aufstieg in die höheren Ränge des Bildungs- und sozialen Lebens zwangsläufig ein Hineinwachsen in das deutsche Sprach- und Kulturmilieu bedeutete und somit keine bis „oben“ komplette tschechische Gesellschaft entstehen konnte. Nur so ist Riegers peinlich falsch interpretierte Äußerung von 1861 (S. 134 Anm. 3) zu verstehen, die nichts anderes besagen wollte, als daß die Tschechen eine tschechische Bildung für *alle* Stufen ihrer Sozialpyramide beanspruchten, ein Streben, das zwangsläufig aus der sozialen Emanzipation und dem Aufbau einer kompletten tschechischen Gesellschaft erwuchs. Wie sehr der Verfasser verschiedentlich die Grenzen wissenschaftlicher, objektiver Sehweise verläßt, zeigt etwa folgender Satz (S. 133): „Der nationale Geltungswahn der Nichtdeutschen, deren Ansprüche den trüben Quellen geschichtlicher Träumerei entstammten und anfangs von einem übertriebenen Sendungsglauben, später von verstärkter Eigensucht und gesteigertem Machtwillen getragen wurden, zeigte zunehmend sehr ausgeprägt die Merkmale einer politischen Pubertätsneurose.“

Ein weiteres ist bei dieser an sich verdienstvollen Arbeit zu bemängeln. Ähnlich wie in Hugelmann-Veiters bekanntem Werk über das Nationalitätenrecht des alten Österreich (1934) baut der Verfasser seine Untersuchung weitgehend auf Gesetzestexten und Erlässen auf, also auf normativen Quellen, wobei ihm nicht einmal als zentrales Problem aufgegangen zu sein scheint, inwiefern diese normativen Setzungen die Wirklichkeit widerspiegeln oder tatsächlich verändern. Es ist dies im Grunde eine ahistorische Methode und sie kann zu ähnlichen Verzeichnungen der Wirklichkeit führen, wie wenn man — pointiert gesprochen — den Zustand einer Nation nur an Hand der geschriebenen Verfassung nebst ihren Durchführungsverordnungen darstellen wollte. So muß es mehr als problematisch bleiben, eine Geschichte der neoabsolutistischen Sprachenpolitik zu schreiben, ohne die Argumente, Gravamina und Literatur der nichtdeutschen Völker der Donaumonarchie abwägend der Regierungspolitik entgegenzuhalten. Das magere Literaturverzeichnis läßt erkennen, daß ein dankbares, wichtiges Thema unzulänglich eingegrenzt und nur aus einer, nämlich der „amtlichen“ Perspektive behandelt worden ist. Schade.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Walter Wagner, Geschichte des k. und k. Kriegsministeriums. Bd. 1: 1848—1866.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Graz-Wien-Köln 1966 (ersch. 1967), Großoktav, 257 S., brosch. DM 40,— (Studien z. Gesch. d. österreich.-ungar. Monarchie 5).

Auf ähnliche Weise wie Friedrich Walter die Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung speziell im 19. Jahrhundert untersucht hat, gibt der Verfasser hier eine Darstellung des Aufbaus des Kriegsministeriums seit der 48er Revolution an Hand eines gründlichen Aktenstudiums.

Interessant und weit über das Militärgeschichtliche hinausgehend ist die klar zutage tretende Rückentwicklung eines halbwegs konstitutionellen Ministeriums zum bloßen Exekutivorgan des Neoabsolutismus unter Kaiser Franz Joseph. Diese Rückbildung wird am besten durch den Aufstieg des Grafen Karl Grüne illustriert, der als Günstling des Kaisers in diesem sich ausweitenden Raum neoabsolutistischer Willkür eine unheilvolle Rolle bis zu seinem Sturz nach dem italienischen Desaster von 1859 spielte. Man sieht am Beispiel des Kriegswesens sehr deutlich — und das ist das eigentlich historisch Relevante daran —, daß es ebenso falsch ist, den Neoabsolutismus in Bausch und Bogen als reaktionär zu etikettieren wie ihn insgesamt als „Reform von oben“ zu charakterisieren. Die Unterschiede waren offenbar von Ressort zu Ressort sehr groß, jedenfalls zeigt der Fall Grüne, daß es möglich war, das Gegeneinander von Kriegsministerium und Armeeoberkommando für persönliche Zwecke auszunützen, und dies sehr zum Schaden für den Gesamtstaat. Die wirkliche Stellung und Bedeutung Grünes als einer Grauen Eminenz bei Hofe ist wohl noch nie zuvor so überzeugend durch nüchternes Aktenstudium herausgearbeitet worden, — darin besteht ein Hauptverdienst von Wagners Buch. Sehr aufschlußreich ist auch die schrittweise erfolgende „Rekonstitutionalisierung“ des Kriegsministeriums seit 1859 unter der Leitung Graf Degenfeld-Schonburgs und Ritter von Francks, wobei es der Kaiser doch immer noch verstand, seine Sonderstellung zu behaupten. Nützlich sind schließlich auch die prosopographischen Anhänge des Buches, die Aufschlüsse über den Anteil von Adel und Bürgertum an den höheren militärischen Rängen geben; eine sozialgeschichtliche Auswertung hat der Verfasser nirgends versucht, obwohl dies nahegelegen hätte.

Überhaupt liegt eine gewisse Schwäche der Arbeit darin, daß sich ihr Hauptaugenmerk auf das rein Institutionelle richtet, das dynamisch-politische Element aber — vielleicht von der Ära Grüne abgesehen — weniger in Erscheinung tritt. Dies macht sich beispielsweise bei der Darstellung der Ära Latour sehr störend bemerkbar, obwohl gerade der Beginn des Kriegsministeriums einer eingehenderen Darstellung bedurft hätte. Man erfährt so gut wie nichts über Latours Stellung im Kabinett und ebensowenig über die schwierigen Beziehungen zwischen Latour als Chef des Ministeriums und Windischgrätz, der als Inhaber kaiserlicher Sondervollmachten sich seinem Minister kaum verantwortlich fühlte. Anlässlich des Prager Pfingstaufstandes werden diese wichtigen Differenzen sehr deutlich, die Wiener Ministerratsprotokolle geben zu diesem Fragenkomplex sehr viel Material her und man wird kaum sagen können, daß diese hochpolitischen, ja explosiven Momente nicht mindestens ebenso gut in die Geschichte des Kriegsministeriums gehören wie etwa amtsinterne Umgruppierungen, Personalverminderungen und ähnliche Probleme. Insgesamt jedoch bringt das Buch beachtenswerte Einblicke in einen wichtigen Sektor des supranationalen Behördenapparats der Donaumonarchie.

Berthold Sutter, Die Badenischen Sprachenverordnungen von 1897, ihre Genesis und ihre Auswirkungen auf die innerösterreichischen Alpenländer. Bd. 1.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Graz-Köln 1960, 310 S., mit 4 Abb.

Die Badeni-Affäre des Jahres 1897 bezeichnet den Beginn einer permanenten Reichskrise, an deren Ende der Zerfall der Großmacht Österreich-Ungarn, der multinationalen europäischen Monarchie schlechthin, stand. In einer umfassenden, auf vielen Einzelzügen beruhenden Darstellung sucht der Vf. den nationalen Kampf der Völker um innerstaatliche Gleichberechtigung im bürokratischen und sozialen Bereich darzustellen. Weit ausholend knüpft er an die Epoche des Vormärz an, schildert die tschechische Wiedergeburt und weist auf die Tatsache hin, daß Böhmen bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg Streitobjekt und „sedes mali“ Zisleithaniens gewesen ist. Die Problematik des Revolutionsjahres 1848, Neuabsolutismus und Verfassungsära, sucht er nicht nur vom Standpunkt staatsrechtlicher und verfassungspolitischer Fragen zu erörtern, er wendet sich vielmehr auch wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen zu, die gewissermaßen auslösende Faktoren des Nationalitätenkampfes geworden sind. Die reiche Literatur über die soziale Umschichtung in den Sudetenländern wird in angemessener Weise berücksichtigt. Aus der umsichtig gearbeiteten Einführung geht hervor, daß Österreichs Existenz seit Kremsier unter dem Einfluß der nationalen Ideologie fragwürdig geworden war und jegliche Lösung des österreichischen Verfassungsproblems im zentralistischen Sinn nur so lange Bestand haben konnte, wie das liberale Bürgertum und die österreichische Bürokratie die Macht hatten, den Staat zusammenzuhalten. Auf Grund der sehr ins einzelne gehenden Darstellung gewinnt man die Einsicht, wie wenig hoffnungsvoll schließlich alle nationalen Ausgleichversuche in Anbetracht der Dynamik bleiben mußten, die die Massenideologien entfesselten. Der Vf. bemühte sich, über die äußerliche Synthese zu den tieferen Ursachen des Scheiterns aller Verhandlungen vorzudringen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Projekte Adolf Fischhofs, sie werden als gedankenreiche und gehaltvolle Arbeiten charakterisiert, da Fischhof einer der wenigen Politiker war, die dem Dualismus einen bundesstaatlichen, dezentralisierten Föderalismus entgegenstellten. Trotzdem wandte sich Fischhof, um eine wertvolle Feststellung des Vf.s wiederzugeben, gegen die harten Bestimmungen des (geplanten) Nationalitätengesetzes von 1871 und setzte sich für die Sprachenrechte der Deutschböhmen ein (vgl. S. 81).

Der äußere Ablauf und die parlamentarische Problematik (vom Standpunkt der Regierung) werden bei allen Versöhnungsaktionen eingehend dargeboten, soweit dies bei der schwierigen Quellenlage möglich war. Man darf aber nicht übersehen, daß bereits die Themastellung eine gewisse, heute wohl verständliche Abgrenzung des Stoffes sichtbar macht: Es sollen die Auswirkungen der Sprachenverordnungen namentlich auf die innerösterreichischen Länder untersucht werden. Die österreichische (zisleithanische) Innenpolitik war,

je weiter man von 1897 aus in der konstitutionellen Zeit zurückgreift, in großem, ja überwiegendem Maße eine Politik der zentralistisch eingestellten Deutschböhmen und Deutschmährer, für die der politische Sammelbegriff „Sudetendeutsche“ noch nicht ganz zutreffend ist. Der Vf. hat mit Recht auf die Bedeutung des Prager (deutschen) Kasinos hingewiesen, aus dem angesehene liberale Staatsmänner hervorgegangen sind. Es war in Anbetracht der heutigen Verhältnisse gewiß fast unmöglich, infolge Fehlens der Parteiarhive, ja oft sogar der einschlägigen Parteipresse, eine gründliche Darstellung der Parteipolitik und innenpolitischen Taktik zu entwerfen.

Mit Recht behandelt der Vf. die Bestimmungen des (geplanten) Nationalitätengesetzes von 1871 sehr genau und hebt hervor, daß die deutschen Liberalen und die ungarischen Staatsmänner gemeinsam Hohenwarts Sturz herbeiführten, um das 1867 mühsam ausbalancierte System des Dualismus zu retten. Man könnte dieser Auffassung noch hinzufügen, daß die deutsch-liberale Bürokratie durch die Anerkennung der Fundamentalartikel ihren Einfluß in Böhmen verloren hätte. Interessant ist die Feststellung (S. 83), daß Albert Schäffle und Graf Kasimir Badeni, trotz ernstlichen Strebens nach einer Befriedung Böhmens, landfremde Staatsmänner waren, denen gründliche Kenntnisse der böhmischen Frage fehlten. Die Gefahr des Zerfalls der Monarchie erschien, wie der Vf. zeigt, seit dem Revolutionsjahr 1848 so bedrohlich, daß dem zentralistischen Element der Bürokratie bis zum Ende des Reiches entscheidende Bedeutung als Stütze des Gesamtstaates zukam. Der österreichische Liberalismus (auch der der Deutschböhmen) war doktrinär und bis zu einem gewissen Grad unrealistisch. Er wirkte überdies, wie von berufener Seite betont wurde, anational. Seine Vertreter sahen auf das Staatsganze und vergaßen, die eigene Existenz zu sichern. Sie verkannten und unterschätzten die nationalen Kräfte, die von einer sozialen Umschichtung getragen wurden. Diese Fehleinschätzung wurde der zentralistischen österreichischen Bürokratie, die zu den besten Europas zählte, zum Verhängnis.

Graf Badenis Absicht, nach dem Scheitern des Böhmisches Ausgleichs zwischen Deutschliberalen und Altschechen (1890), gewiß berechtigte Forderungen der Tschechen nach sprachlicher Gleichberechtigung in Böhmen durchzusetzen, wird in ihrer unzureichenden Vorbereitung gut beleuchtet. Dabei sei besonders betont, wie unpsychologisch Badeni versuchte, die deutschen Abgeordneten für eine versöhnlichere Einstellung zu gewinnen. Ihnen sollte zugemutet werden, das Staatsinteresse in einer Zeit über das eigene Volksinteresse zu stellen, in der die österreichische Staatsidee durch den Nationalismus bereits ausgehöhlt war. Die Triebkräfte des Sprachenkonflikts — vom Vf. als ein Grundelement des individuellen Existenzkampfes anerkannt — sind heute im Zeitalter der Massenvertreibungen und der Assimilierung nicht mehr ganz verständlich. Die Ursachen lagen tiefer: Das wiedererwachte Nationalbewußtsein der Slawen gab den Anstoß für den radikalen Nationalismus der Deutschösterreicher. Die Deutschen in den Sudetenländern lernten nach und nach die Stärke und Härte der slawischen Gegner kennen, wollten sich aber nicht mit dem Gedanken befreunden, daß auch ihnen die Zweisprachig-

keit auf die Dauer genützt hätte. Mit Recht wies der Vf. darauf hin, daß die Deutschen in den Sudetenländern zu spät begannen Tschechisch zu lernen; es wäre vorteilhaft gewesen, das Studium der slawischen Sprache früher zu intensivieren. Erst der Deutsche Volksrat in Böhmen (gegründet 1903) hat es unternommen, das Studium des Tschechischen allen Sudetendeutschen aus naheliegenden Gründen dringend zu empfehlen.

Die Uneinigkeit der Deutschösterreicher, deren nationales Schicksal Dumreicher in seinen denkwürdigen, leider zu wenig bekannten „Südostdeutschen Betrachtungen“ voraussagte, gefährdete schon zur Badenizeit die gemeinsamen Abwehraktionen. Der Vf. verwertet die Auffassungen Dumreichers sorgsam. Der Gegensatz zwischen Sudetendeutschen und Alpendeutschen wirkte sich, wie in zutreffender Weise dargetan wird, schon in den neunziger Jahren fühlbar aus. Es fehlte das einheitliche Konzept, so daß die parteipolitische Verwirrung im Ausland einen sehr nachteiligen Eindruck machte. Selbst die Sudetendeutschen, denen von englischer Seite ein gewisser Fanatismus nachgesagt wurde, erhielten erst eine überparteiliche Organisation, eine Art „Verteidigungsdemokratie“, im Deutschen Volksrat Dr. Josef Wenzel Tittas (1903).

Der Vf. hätte eventuell noch mehr auf die außerparteilichen Bewegungen bei den Deutschen in den Sudetenländern eingehen können. Schon vor Badenis Zeit hatte sich die Tendenz verstärkt, in Schutz- und Schulvereinen (Bund der Deutschen in Böhmen, gegr. 1894, u. a. m.) gewissermaßen auf außerparteilicher Grundlage Verteidigungspolitik zu treiben und die Volksvertretung nach unten zu erweitern. Diese Entwicklung beeinflusste zweifellos die Politik der Parteien und hatte ihr Vorbild in dem Vorgehen der slawischen Vereine ähnlicher Art. Der kritikübende Einfluß außerparlamentarischer Organisationen auf die zerfahrene Parteipolitik wäre immerhin erwähnenswert.

Die Bemühungen der Sudetendeutschen um eine eigenständige historisch-politische Ideologie, wie sie im Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen und bei den Palacký-Gegnern der sudetendeutschen Historiographie gepflegt wurden (Constantin v. Höfler, A. Bachmann, W. Wostry u. a.), erhielten dadurch eine wirkungsvolle volks- und gesellschaftspolitische Ergänzung. Es muß daher sehr in Frage gestellt werden, wenn der Vf. (S. 30) behauptet, daß die Deutschen in Böhmen keine „historische Sendungsidee“ gehabt hätten. Der selbst nach der Auffassung tschechischer Politiker und Historiker weitreichende Einfluß der sudetendeutschen (deutschböhmischen) Geschichtsschreibung und Politik vor 1914 sagt gerade das Gegenteil aus.

Die Darstellung Sutters gewinnt durch ihre Vielseitigkeit, aber auch durch die genaue, fast minutiöse Reproduktion der Regierungspolitik an Wert; sie wird dem deutschen Standpunkt, wozu es im Interesse historischer Wahrheit keiner Rechtfertigung bedarf, in aner kennenswertem Maße gerecht. Der Vf. lehnt die radikalen Erscheinungen der parlamentarischen Obstruktion ab, die eine so tolerante Geschäftsordnung, wie sie in Europa nirgends bestand, systematisch ad absurdum führte. Er legt ferner dar, wie einseitig

die parlamentarische Obstruktion kaisertreuer Deutscher in französischen Kreisen als Ausbruch des „Pangermanismus“ interpretiert wurde, scheut sich aber auch nicht, am Schluß des 1. Bandes zu sagen, daß der tschechische staatsfeindliche Radikalismus einen Grad erreicht hatte, der nicht mehr zu überbieten war.

Mit voller Berechtigung verneint der Vf. im Vorwort zum 2. Band dieses Werkes die Frage, ob Badeni als großer Staatsmann bezeichnet werden könne. Hingegen wäre wohl auch ein Mann mit größeren Fähigkeiten als der ehemalige Statthalter Galiziens an der Aufgabe gescheitert, die unterminierte Staatskonstruktion des Dualismus zu retten und der in sich problematischen Existenz Zisleithaniens Dauer zu verleihen.

Fürth/Bayern

Harald Bachmann

Die nationale Frage in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1900—1918. Redigiert von Péter Hanák unter Mitwirkung von Zoltán Szász.

Verlag der ungar. Akademie d. Wiss., Budapest 1966, 358 S., DM 34,—.

Historische Erkenntnisse kommen nicht von ungefähr, sondern sind meist ein Korrelat des eigenen politisch-geistigen Reifezustandes. Dies gilt auch für den vorliegenden Band, dessen Titel insofern irreführend ist, als in der Hauptsache Nationalitätenprobleme der ungarischen Reichshälfte behandelt werden, Zisleithanien und seine nationale Problematik jedoch fast nur in den Diskussionsbeiträgen zu Worte kommt.

Das Einleitungsreferat von Franz Zwitter bringt eine Reihe anregender Gedanken über die Zusammenhänge zwischen nationalem Bewußtsein und wirtschaftlichem Entwicklungsstand der Völker, Zusammenhänge, die besonders für die Donaumonarchie relevant geworden sind. Zwitter dürfte sicher recht haben mit seiner Skepsis gegenüber der oft anzutreffenden Auffassung, daß Erzherzog Franz Ferdinand eine positive Neugestaltung der Monarchie im Zeichen eines „Trialismus“ gelungen wäre.

Was das folgende Kollektivreferat über Rumänien anbelangt, so zeichnet es sich durch ein bemerkenswertes Übermaß von ideologischem Dogmatismus, in verwirrender Verquickung mit kleinbürgerlich-nationalistischen Ressentiments aus. Dieses Referat verdient nur wegen der zahlreichen kritischen Entgegnungen Erwähnung, die es ausgelöst hat. Schon die kritischen Bemerkungen W. M. Turoks (Moskau) sind teilweise aufschlußreich. Die besten Diskussionsbeiträge aber — und damit sind wir beim Einleitungssatz dieser Rezension — stammen von tschechischer Seite, also aus dem historisch-politischen Bewußtsein einer ausgereiften Industrienation. Hier sind besonders die Beiträge von J. Havránek und K. Pichlík zu erwähnen, die auf sehr erfrischende Weise mit großer Nüchternheit die staubigen Denkschablonen stalinistischer Geschichtsklitterung beiseite schieben und die wirklichen Probleme aufzeigen. Ansätze zu einer solchen, sachbezogenen Analyse der gesell-

schaftlichen Realitäten Österreich-Ungarns finden sich übrigens auch bei P. Hanák. Fast scheint es so zu sein, als könnten nur diejenigen Völker nüchtern und kenntnisreich über das Phänomen des Nationalismus sprechen, die ihn in seiner vollen Entfaltung selbst schon durchschritten haben und daher kein traumatisches Verhältnis zur nationalen Frage haben. Insgesamt ist somit dieser Band weniger durch seinen Inhalt interessant als durch seine „dialektischen“ Spannungen, die sehr klar zeigen, daß es leichter ist, Gegensätze der Völker und Klassen ideologisch wegzuinterpretieren als sie wirklich — im Hegelschen Sinne — aufzuheben.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Helmut Rumpler, Max Hussarek. Nationalitäten und Nationalitätenpolitik in Österreich im Sommer des Jahres 1918.

Verlag Hermann Böhlaus Nachf., Graz-Wien-Köln 1965, Großoktav, 118 S., brosch. DM 19,80 (Studien z. Gesch. d. österreich.-ungar. Monarchie 4).

An Hand der kurzen Ministerpräsidentenschaft Hussareks vom Juli bis September 1918 gelingt es dem Verfasser, ein überaus detailliertes und wohl-abgewogenes Bild der Agonie der Donaumonarchie zu zeichnen. Die Persönlichkeit Hussareks — eines hochqualifizierten Verwaltungsfachmanns ohne wirklichen politischen Elan — gibt gleichsam den Leitfaden für das dramatische Geschehen in den letzten Monaten des Habsburgerreiches ab. Nicht daß es Hussarek an redlichem und ernsthaftem Bemühen gefehlt hätte, der verfahrenen Situation in letzter Minute mit Reformversuchen gerecht zu werden, aber eben diese Versuche blieben derart konventionell im Sinne der Verfassungsdiskussion der Vorkriegszeit, daß sie für das Jahr 1918 gar keine echte Chance mehr haben konnten. Wesentlich interessanter als das gewohnte Changieren auf den ausgefahrenen Geleisen der k. u. k. Ausgleichspolitik in Fragen der Nationalitäten und des Dualismus ist der Blick auf die allgemeine innenpolitische Situation der Länder und Parteien, den Rumplers gediegene, umsichtige Darstellung freigibt. Für den Fragenkreis dieser Zeitschrift sind es vor allem die böhmischen Verhältnisse, die es ins Auge zu fassen gilt. Mit Recht hebt der Verfasser hier hervor, daß die tschechische Politik und fast alle tschechischen Parteien während des Weltkrieges gleichsam zweigleisig arbeiteten, und zwar immer im Hinblick auf einen Kriegsausgang pro oder contra Österreich. Es gab hier — ebenso wie im sudeten-deutschen Parteileben der ersten Tschechoslowakei — „Aktivisten“ und „Passivisten“; letztere, die eine Zusammenarbeit mit der Regierung verweigerten, gewannen naturgemäß immer stärker an Boden, je bedrohlicher die militärische Lage der Donaumonarchie und je einflußreicher die tschechische Auslandsaktion im Lager der Entente wurde. Nach der Gründung der Tschechoslowakischen Republik beeilten sich verständlicherweise alle Parteien, die Spuren ihres proösterreichischen Aktivismus entweder zu tilgen

oder möglichst zu verharmlosen. Dies war vor allem deshalb leicht zu bewerkstelligen, weil jede Partei während der Kriegszeit ihren nunmehr sehr opportunen „passivistischen“ Flügel besessen hatte. „Aktivismus“ im damaligen Sinne konnte man übrigens nicht nur der Volkspartei vorwerfen, sondern auch im Lager der tschechischen Sozialdemokratie trat eine Generation „aktivistischer“ Politiker nunmehr in den Hintergrund. Aufschlußreich ist ein zitierter Konfidentenbericht über die Rede des „passivistischen“ Abgeordneten Staněk in Laibach (S. 67), die das aktivistische Lager der tschechischen Politik heftig kritisiert. Es mutet wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte an, daß die auch von Hussarek — nach dem Scheitern der Verhandlungen mit den Tschechen — angestrebte autonomistische Landesgliederung Böhmens in tschechische und deutsche Bezirke ausgerechnet auf dem Sektor der Strafverfolgung für Steuerhinterziehung erstmals praktiziert wurde. Immerhin, Rumpfers Buch trägt dazu bei, die absichtsvoll düstere Legendenbildung um das Ende des Habsburgerreiches — ein propagandistisches Werk der Nachfolgestaaten — durch sachliche Analyse und Darstellung zu zerstören und damit einer realistischen Sicht Bahn zu brechen. Der Verfasser, der mit ruhiger, überlegener Sachlichkeit darstellt, bringt auf diese Weise — ohne daß dies seine dezidierte Absicht wäre — sehr nachdrücklich zu Bewußtsein, daß es auch hinsichtlich der Donaumonarchie, wie überall im geschichtlichen Leben, keinen unausweichlichen Determinismus gibt: Auch noch während der ersten Kriegsjahre waren starke politische Kräfte aus allen nationalen und politischen Lagern bereit, diesen Staat zu tragen.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Nemecká otázka a Československo (1938—1961) [Die deutsche Frage und die Tschechoslowakei (1938—1961)].

Hist. ústav Slov. akademie vied, Preßburg 1962, 291 S.

Studia Historica Slovaca I und II.

Preßburg 1963 und 1964, 252 S. und 287 S.

Die drei Werke wurden vom Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Preßburg herausgegeben; alle drei enthalten Arbeiten verschiedener Autoren. Während aber der erste slowakisch geschriebene Band sein Thema unkritisch propagandistisch mit der These, die Bundesrepublik Deutschland setze die Politik des Hitlerregimes fort, behandelt, bieten die beiden anderen Bände eine Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze fast aller namhaften slowakischen Historiker in deutscher, englischer und französischer Sprache in wissenschaftlich fundierter, instruktiver Form. Die Themen umgreifen die Geschichte der Slowakei von der Vorgeschichte bis zum Zweiten Weltkrieg. Der marxistische Einschlag wird dabei nur bei den Themen, die die jüngste Vergangenheit behandeln, stärker spürbar.

Der erstgenannte Band wird schon durch die ständige Bezeichnung der Bundesrepublik Deutschland als „Nemecká spolková republika“ (Deutsche Bundesrepublik) charakterisiert, die konstant als NSR abgekürzt wird. Das vorherrschende Niveau kann man etwa an der Arbeit von Václav Král über die „Abschiebung [odsun] der Deutschen aus der Tschechoslowakei“ ablesen. Král behauptet u. a., die „Deutschen im Grenzgebiet“ (= Sudetendeutschen) hätten schon 1943 gewußt, daß alle Großmächte „ihre vorläufige Zustimmung zum Abtransport der Nazisten aus der Nachkriegs-Tschechoslowakei“ gegeben hätten. Die Deutschen hätten also während des Krieges die Möglichkeit gehabt, sich als „Antifaschisten für die künftige Tschechoslowakische Republik“ einzusetzen. Immerhin muß Král doch einräumen, daß das Anwachsen der Sudetendeutschen Partei Henleins wesentlich durch die tschechische „bourgeoise“ Regierungspolitik und die daraus resultierende Arbeitslosigkeit der Sudetendeutschen verschuldet worden ist.

Mit der Vorgeschichte befassen sich in SHS I Titus Kolník (dt.) und in SHS II Bohuslav Chropovský (franz.), wobei sich Kolník mit der Datierung neuer germanischer Funde in der Slowakei aus der römischen Kaiserzeit eingehend auseinandersetzt, während Chropovský bereits für das 4. Jahrhundert n. Chr. eine slawische Besiedlung der Slowakei behauptet, ohne seine Ansicht näher zu belegen.

Zwei Arbeiten von J. Vlachovič beschäftigen sich mit dem Bergbau der Slowakei im 16.—18. Jahrhundert; in SHS I behandelt Vlachovič die Bedeutung der Kupferproduktion der Slowakei für den Weltmarkt an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert (engl.), in SHS II die Schemnitzer Bergakademie, die bis zum Ausgleich von 1867 die deutsche Unterrichtssprache verwendete und den fachlichen Nachwuchs für die gesamte Habsburger Monarchie ausbildete. Vlachovič weist darauf hin, daß die Freiburger Bergakademie in Sachsen sich in manchem nach dem Schemnitzer Beispiel gerichtet habe. Den Höhepunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit erlebte die Schemnitzer Bergakademie 1779—1792 unter Prof. Anton Ruprecht von Eggenberg, einem gebürtigen Schmöllnitzer, also einem Zipser Deutschen. Hervorgehoben sei noch der Beitrag von Peter Ratkoš, dem hervorragenden Kenner der Reformationszeit in der Slowakei, über die „Entwertung der ungarischen Kleinmünze 1521 und ihre Folgen in der Slowakei“ (dt.) sowie die ausführliche Besprechung seines Buches über den „Aufstand der Bergarbeiter 1525/26“. Ratkoš betont in seinem Werk, daß bei dieser Erhebung in den sieben oberungarischen Bergstädten die deutschen Bergleute infolge ihrer Verbindungen zu den Zentren des deutschen Bauernaufstandes die ideologische Führung gehabt hätten. Damit unterstreicht er den engen Zusammenhang, der gerade durch die Städte Oberungarns zwischen Ungarn und den deutschen Ländern bestand.

Ausführlicher als es hier möglich ist, müßte auf die Arbeit von L. Holotík „Beginnings of the Czechoslovak state in 1918 and the slovak“ in SHS I eingegangen werden. Holotík übersieht z. B., daß die Arbeiterunruhen in der Slowakei und in den böhmischen Ländern 1917/18 durchaus keinen nationalen

Charakter trugen, erwähnt aber andererseits selbst als Orte mit Arbeiterunruhen in Böhmen Schluckenau, Troppau und Rumburg neben Pilsen und Kladno, in der Slowakei das überwiegend ungarische Kaschau und die überwiegend deutschen Orte Krickerhau und Krompach. Die Unruhen waren eben echte Hungerrevolten. Der Einfluß des slowakischen Proletariats auf die Entschlüsse der nationalen Führer der Slowaken wird weit überschätzt.

Von den jüngeren slowakischen Historikern beschäftigt sich Lubomír Lipták mit der deutschen Volksgruppe. Sein Aufsatz „Fašizácia nemeckej menšiny na Slovensku“ [Das Eindringen des Faschismus in der deutschen Minderheit der Slowakei] ist der einzige wirklich wissenschaftliche Beitrag in dem eingangs besprochenen slowakischen Sammelband. Lipták hat wertvolles Material zur Entwicklung der deutschen Volksgruppe zusammengetragen. Allerdings projiziert er die Entwicklung vom Zweiten Weltkrieg her und verkennt dabei, daß die 5% Deutschen in der Slowakei niemals Subjekt, sondern immer nur Objekt der Politik waren. Das Bestreben der führenden Persönlichkeiten der deutschen Volksgruppe war zwischen 1918 und 1938 die Erhaltung des Deutschtums, seiner Schulen und seiner kulturellen Wirkungsmöglichkeiten. Der „Aktivismus“, d. h. die Bejahung der Tschechoslowakei und die Mitarbeit im Staate war von solchen Männern wie Senior Schmidt, Dr. Frühwirth, Prof. Roland Steinacker oder Manouschek durchaus ehrlich gemeint. Lipták betont die starken Bindungen des deutschen Bürgertums in Budapest unmittelbar nach 1918. Diese „madjaronische“ Strömung gab es auch in der Intelligenz der Slowaken. Wenn von tschechischer Seite das Karpatendeutschtum zunächst eine gewisse Förderung erfuhr, sollte damit die madjarische Position geschwächt werden. Unausbleiblich war, daß dann das Karpatendeutschtum die geistige Verbindung zum Gesamtdeutschtum, namentlich zu Wien und zum Sudetendeutschtum suchte, aber ohne jeden irredentistischen Hintergedanken. Lipták weist selbst darauf hin, daß die Stärkung des deutschen Selbstbewußtseins in der Mittelslowakei (Hauerland) eine Folge der von der tschechoslowakischen Regierung mitverschuldeten katastrophalen Lage war. Zu den Quellen, die Lipták heranzog, ist zu bemerken, daß z. B. Polizeiberichte über Wahlversammlungen mit äußerster Vorsicht zu benutzen sind, da manche Polizeiorgane das Deutsche nur mangelhaft beherrschten und auch das in die Protokolle schrieben, was man höheren Ortes gerne lesen wollte.

Lipták setzt in SHS I mit seinem Beitrag „Role of the German minority in Slovakia in the years of the Second World War“ die Geschichte der deutschen Volksgruppe fort. Dieser Aufsatz beweist die Notwendigkeit, auch von deutscher Seite eine solche Geschichte in Angriff zu nehmen. Es bleibt dabei die Frage, wie weit Lipták auf Grund der ihm zur Verfügung stehenden Quellen überhaupt in der Lage war, zu einem annähernd objektiven Urteil über Stellung und Entwicklung der deutschen Volksgruppe in der Slowakischen Republik zu kommen. Vermutlich ist in seinen Quellen nichts darüber enthalten, daß Berlin schon 1943 daran dachte, den Führer der Volksgruppe Karmasin abzusetzen, und daß das Bestreben maßgebender Persönlichkeiten

dieser Volksgruppe darin bestand, den Einfluß Berlins möglichst gering zu halten. Bezeichnenderweise berührt Lipták die Auswirkungen des sogenannten slowakischen Nationalaufstandes von 1944 auf die deutsche Volksgruppe überhaupt nicht. Er muß aber selbst einräumen, daß diese durch die Assentierungen zur Waffen-SS von Männern weitgehend entblößt war. Die Bildung des Heimatschutzes, dem am 28. August 1944 noch keine Waffen zur Verfügung standen, war eine reine Notwehrmaßnahme, wie die Massaker an den Männern von Glaserhau, Hochwies usw. beweisen. Bei den „am meisten kompromittierten Faschisten“ handelte es sich um Lehrer, katholische Pfarrer, größtenteils aber um einfache deutsche Bauern und Arbeiter, die von den Partisanen in Slovenská L'upča interniert wurden. Die angeblichen Heimatschutzeinheiten, die in die Mittelslowakei vordringen wollten, bestanden aus einem Dutzend Personen in drei PKW, die lediglich die Lage der dortigen Deutschen erkunden wollten. Dabei wurde der Führer der Freiwilligen Schutzstaffel erschossen. Diese kurzen Anmerkungen mögen zeigen, daß gerade der zweite Teil dieser Geschichte der deutschen Volksgruppe in der Slowakei verzerrt ist, ob auf Verantwortung des Autors oder vielmehr auf Grund einseitiger, unzulänglicher Quellen, sei dahingestellt. Trotzdem müssen die Arbeiten Liptáks bei einer künftigen Geschichte der Deutschen in der Slowakei berücksichtigt werden.

Insgesamt geben die beiden Bände der *Studia Historica Slovaca* mit ihren Aufsätzen, die noch durch Buchbesprechungen und Tagungsberichte ergänzt werden, einen instruktiven Einblick in die Arbeit der slowakischen Geschichtswissenschaft. Der Rezensent möchte noch auf die Praxis des Ortsnamengebrauches hinweisen, die in den französischen und englischen Artikeln durchwegs in den slowakischen Namensformen, in den deutschen Artikeln hingegen in deutschen Namensformen, soweit solche bekannt und üblich waren, erfolgt. An manchen Stellen kommt ein gewisser Antagonismus zu wissenschaftlichen Ansichten madjarischer Historiker zum Ausdruck. Nationale Gegensätze sind eben auch in Volksdemokratien nicht völlig überwunden. Man kann auf die weiteren Bände der *Studia Historica Slovaca* gespannt sein.

Düsseldorf

Ruprecht Steinacker

Zdeněk Jičínský, K politické ideologii buržoazní ČSR [Zur politischen Ideologie der bürgerlichen ČSR].

Nakladatelství politické literatury, Prag 1965, 249 S., Kčs 11,—.

Die Habilitationsschrift des Juristen Zdeněk Jičínský über den Masarykismus und ihre Verteidigung vor der Prager Fakultät hat im Jahre 1960 wegen des hier unternommenen Versuches, bei aller Parteilichkeit des Urteils sich um eine objektive historische Sicht des damals einem einhelligen offiziellen Verdikt verfallenen Themas zu bemühen, in der Tschechoslowakei und

außerhalb ihrer Grenzen unter Fachleuten Aufmerksamkeit erregt. Vorliegendes Buch, das sich in seinem Schwergewicht mit dem Masarykismus und dem Sozialdemokratismus in der Ersten Tschechoslowakischen Republik befaßt, ist als Weiterentwicklung dieser Habilitationsschrift aufzufassen, zumal es, wie der Verfasser einleitend bemerkt, „in groben Zügen“ schon im Jahre 1959 fertig vorlag und nur noch um einige Nachträge ergänzt wurde. Der wohl aus verlegerischen Rücksichten gewählte Titel besagt kaum etwas über den Inhalt der Arbeit. Es wird daher nützlich sein, sich darüber einen Überblick zu verschaffen.

Nach einer Einleitung, die einer ersten Begriffserklärung insbesondere der Termini Masarykismus und Sozialdemokratismus, vorwiegend dann aber einer kritischen Analyse der bisherigen Literatur über den Masarykismus gewidmet ist, wendet sich der Verfasser in einem ersten Kapitel dem „Staatsbegriff in der Masarykschen Ideologie“ zu. Dabei geht Jičínský weniger auf Masaryks philosophische Gedankenwelt ein — hier verweist er lobend auf L. Nový —, sondern konzentriert sich auf die unmittelbaren soziologischen Grundlagen und politisch-programmatischen Auswirkungen des Staatsverständnisses Masaryks, dessen Konzeption der Demokratie besonders behandelt wird. In einem zweiten Kapitel wird der „Staatsbegriff in der Ideologie des Sozialdemokratismus“ dem Masarykschen gegenübergestellt. Dabei findet der Revisionismus und „Reformismus“ der tschechoslowakischen Sozialdemokratie eingehende Berücksichtigung. Der Verfasser verfolgt dabei auch die theoretischen Wurzeln des Konfliktes zwischen linker und rechter Sozialdemokratie bis ins 19. Jahrhundert zurück. Das gegenseitige Verhältnis von Masarykismus und Sozialdemokratismus wie auch im weiteren Sinne ihre Stellung zur parlamentarischen Demokratie und die Versuche, den Kapitalismus auf nichtrevolutionäre Weise zu „transformieren“, eine „industrielle Demokratie“ zu schaffen, sind das Thema des dritten Kapitels über die „bürgerlich-demokratische Ideologie der Politik der Ersten Republik“. In einem vierten und fünften Hauptstück werden zwei Punkte untersucht, an denen sich jede politische Orientierung in der ČSR entscheiden mußte: „Die Kritik der Oktober-Revolution und der Sowjetunion“ und „die Auffassung und die Kritik des Faschismus“. Das abschließende sechste Kapitel beleuchtet die „Nachkriegstheorien (gemeint ist die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg) der ‚sozialisierenden Demokratie‘ und des ‚demokratischen Sozialismus‘“, jene bemerkenswerten ideologischen Konstruktionen, die eine gegenseitige Annäherung und Zusammenarbeit der aus der Londoner Emigration zurückgekehrten Beneš-Gruppe mit den Kommunisten unter Gottwald ermöglichten, und die nach dem Umsturz von 1948 von verschiedenen Seiten Beneš die heftigsten Vorwürfe eintrug.

Besonders dieses letzte Kapitel zeigt die Lage, in der sich das Buch befindet: Jičínský, der Teile der hier berührten Thematik in zwei gesonderten Arbeiten über „die Entwicklung des volksdemokratischen Rechtes und die bürgerliche Theorie der ‚Rechtskontinuität‘“ in der Tschechoslowakei (1955) und über den „‚Demokratischen Sozialismus‘ der westdeutschen Sozialdemo-

kratie“ (1960) behandelt hat, geht in der Bemühung um Objektivität der Darstellung gewisser ideologischer Positionen der nichtkommunistischen Sozialisten nach dem Zweiten Weltkrieg, der National-Sozialisten Beneš und der Sozialdemokraten also, so weit, wie es ihm die Parteilichkeit, auf deren Boden er steht, gestattet. Insofern er etwa Beneš zubilligt, sein Bild vom revolutionären Sozialismus sei wesentlich vom Eindruck der Entwicklung in der Sowjetunion und der dort in Blüte stehenden Epoche des Personenkultes bestimmt worden, vermag er die historische Position Benešs überzeugend zu beschreiben. Er verläßt jedoch den Boden des objektivierenden historischen Verständnisses, wenn er Benešs Nachkriegsideologie als „ganz einfaches Mittel“ darstellt, „um denjenigen die Köpfe zu verwirren, die sich bislang noch nicht von den falschen Vorstellungen und Illusionen freigemacht hatten, die ihnen lange Jahre hindurch in der Ersten ČSR eingeprägt worden waren“. Daß Jičínský mit Scharfsinn und Engagement gegen politische Konzepte polemisiert, die die seiner Meinung nach historisch notwendige Revolution ableugnen und verfälschen wollen, ist sein gutes Recht als — wir würden sagen — Politologe. Freilich wird aber mit dieser Methode das historische Verstehen offensichtlich behindert. Muß denn jedem, der sich nicht die geschichtsteologischen Vorstellungen des Marxismus-Leninismus zu eigen macht, gleich eine böse Absicht vorgeworfen werden? Wäre es denn nicht denkbar, daß — bleiben wir beim Beispiel — Beneš sein Konzept einer Evolution zum Sozialismus hin als positives Programm verstanden hätte, als Versuch, das erkämpfte und bewährte Alte mit dem als notwendig erkannten Zukünftigen zu vereinen, und nicht als Bremse einer gesetzmäßig notwendigen revolutionären Entwicklung? Hier stehen wir allerdings vor einer Gretchenfrage der Historiographie: Sie muß sich auf einen Punkt festlegen, der zwischen den Extremen eines radikalen, alles „verstehenden“ Historismus liegt, der einem totalen Wertrelativismus huldigt, und einem festgefügtten Wertesystem, das unvermeidlich ethische Zensuren verteilen muß.

Mit größerem Abstand, für die Zeit der ersten Republik, die den Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit bildet, treten derartige Bedenken zurück. Hier stößt sie in eine Lücke, die durch eine der Zeitgeschichtsforschung abholde politische Situation in den letzten Jahrzehnten entstanden ist. So hat es bis jetzt kaum brauchbare Monographien über die Ideologien der nichtkommunistischen Parteien in der Ersten ČSR, geschweige denn eine nüchterne vergleichende Gesamtdarstellung der verschiedenen ideologischen Richtungen gegeben. Jičínský entwirft ein solches Bild mit erfreulicher Genauigkeit und Unbefangenheit; er verschafft ihm darüber hinaus Plastizität, indem er auf Kosten überlastender Vollständigkeit gewisse Themen und Parteien hervorhebt und manches, das abseits seiner Schwerpunkte liegt, zurücktreten läßt. Besonders hiezulande wird man für dieses Buch dankbar sein müssen, da den deutschen Darstellungen zur Geschichte der Ersten ČSR, die oft nur allzusehr auf den Aspekt der Nationalitätenfrage fixiert waren, innertschechische ideologische Auseinandersetzungen meist entgangen sind. So wird, um nur ein Beispiel zu nennen, manchem, der sich schon mit diesem Gebiet be-

faßt hat, der Kreis um die Brüner Soziologen J. L. Fischer und E. Chalupný und ihre Stellung innerhalb der tschechoslowakischen Sozialdemokratie unbekannt geblieben sein; besonderes Interesse müssen auch die Darlegungen Jičínskýs über die von links und rechts kommende Kritik an der parlamentarischen Demokratie und ihrer speziell tschechoslowakischen Ausformung erregen.

Um es noch einmal zu sagen: Das Buch ist seinem politischen Grundimpuls nicht untreu geworden. Aber es ist so geistreich und originell im Aufspüren und Erfassen einiger wichtiger ideologischer Strömungen, daß eine künftige Erforschung der inneren Geschichte der Tschechoslowakei von 1918 bis 1948 an ihm kaum vorbeigehen können wird. — Sollte der Verlag eine wünschenswerte Neuauflage des leider schon vergriffenen Bandes beabsichtigen, so wäre anzuregen, die verbliebenen fünf leeren Seiten statt mit der drolligen Überschrift „Notizen“ mit einem Register und einem Literaturverzeichnis zu füllen. So könnte die im übrigen seriöse Aufmachung des Buches ergänzt und seine Benutzung wesentlich erleichtert werden.

Köln

Hans Lemberg

Werner Maser, Die Frühgeschichte der NSDAP — Hitlers Weg bis 1924.

Athenäum-Verlag, Frankfurt-Bonn 1965, 524 S., DM 29,80.

Die bisherige Literatur hat sich mit Adolf Hitler oft befaßt und trotzdem vieles schwer Verständliche offen gelassen. Man konnte begreifen, daß er als junger Mann in Obdachlosenasylen übernachtet haben soll. Man konnte auch verstehen, daß er im Wien der Zeit vor 1914 seine „Weltanschauung“ aus praktischer Erfahrung gebildet haben sollte. Schwer verständlich war und ist folgendes: Er war am Ende des Ersten Weltkrieges im Jahre 1918 ein völlig unbekannter, buchstäblich namenloser Mann. Kurze Zeit später konferierte er mit einflußreichen Politikern, Offizieren und Wirtschaftlern und man hörte auf ihn. 1923, nur 5 Jahre nach dem Zusammenbruch, waren er und seine Partei ein wesentlicher Faktor des politischen Lebens mindestens in Bayern, wenn nicht sogar in der Weimarer Republik.

Der junge Ostpreuße Werner Maser hat sich mit dieser Literatur über Hitler kritisch auseinandergesetzt und eine Reihe wichtiger Dokumente durchgesehen, darunter vor allem das bis 1962 unzugängliche Hauptarchiv der NSDAP. Der Autor zeigt daher eine Fülle bisher unbekannter Einzelheiten und Zusammenhänge der Entwicklung Hitlers und der NSDAP vor 1924 auf und weist nach, daß wichtige Abläufe im Leben des späteren Führers anders gesehen werden sollten, als dies bisher geschah. Hitler war z. B. in Wien bei weitem nicht so arm wie bisher vor allem von ihm selbst behauptet wurde. Seine „Weltanschauung“ entstand mindestens zu einem wesentlichen Teil erst nach dem Weltkrieg in München. Er sollte bereits 1922 aus Bayern ausgewiesen werden, wovor ihn jedoch der Einspruch des damaligen Vorsitzen-

den der bayrischen SPD, Erhard Auer, bewahrte (S. 335). Diese und manche anderen Einzelheiten sind, im Zusammenhang gesehen und dokumentarisch belegt, neu. Sie geben interessante Aufschlüsse über die Entwicklung zum „Marsch zur Feldherrnhalle“. Masers Arbeit füllt damit eine Lücke und zerstört manche Legende — und sei es nur die vom NSDAP-Mitglied Nummer 7, das Hitler gewesen sein soll und nicht war.

Auch der Zusammenhang zwischen der bayrischen NSDAP und ihren Wurzeln bzw. Parallelerscheinungen in Österreich, den böhmischen Ländern und Polen (der zwar schon verschiedentlich veröffentlicht, aber wissenschaftlich insgesamt wenig beachtet wurde) wird in Masers Studie deutlicher. Bereits am 25. Dezember 1919 gab es Kontakte zwischen Hitlers Vorgänger Anton Drexler und österreichischen Gesinnungsfreunden (S. 224). Am 7./9. August 1920 trafen sich alle Parteien in Salzburg (S. 229, S. 243 f.), und der sudetendeutsche Politiker Rudolf Jung zeigte sich von Hitler stark beeindruckt (S. 238). Der junge reichsdeutsche Politiker sprach dann 1920 in verschiedenen österreichischen Städten (S. 246, 263). Hitler wollte jedoch keinen Zusammenschluß der verschiedenen Parteien. Im Frühjahr 1921 rückte er in der reichsdeutschen NSDAP in die beherrschende Stellung auf. Als Preis verlangte er von seinen Parteigenossen u. a. die Anerkennung des Prinzips, daß niemals der Zusammenschluß, sondern nur der Anschluß anderer Parteien akzeptiert werden dürfte (S. 267 ff.). Da er dieses Ziel nicht sofort erreichen konnte, nahm die NSDAP am nächsten zwischenstaatlichen Treffen im August 1921 in Linz nicht teil (S. 281). Erst die Generalmitgliederversammlung der NSDAP in München Ende Januar 1922 bestätigte Hitlers absolute Führerstellung (S. 328 f.) und damit auch das von ihm aufgestellte Unterordnungsprinzip für Schwesterparteien. Daraufhin beteiligte sich Hitler an der Spitze einer zahlreichen Begleitung als unumstrittener „Führer“ im Juni 1922 in Wien am letzten belegten Treffen der nationalsozialistischen Parteien verschiedener Länder (S. 342). Der Ruhrkampf und das Beispiel Mussolinis mit seinem Marsch auf Rom im Oktober 1922 (S. 355) ließen die Interessen Hitlers dann klar auf reichsdeutsche Zusammenhänge zurückgehen, obwohl die Arbeit der NSDAP in Deutschland weiterhin auch durch finanzielle Beiträge aus der Tschechoslowakei (S. 400, S. 408) gefördert wurde.

Im Zuge dieser an sich interessanten Darstellung müssen gegen Masers Bericht über die Entstehung der DNSAP in den Sudetenländern (S. 238 ff.) die schon fast obligaten Einwände gemacht werden: Der Autor vermittelt keinerlei Darstellung davon, daß die deutsche Parteigründung dieses Namens in Deutsch-Böhmen um über 20 Jahre nach der entsprechenden tschechischen Gründung folgte, ja er erwähnt noch nicht einmal, daß eine solche tschechische Partei existierte.

Die Auseinandersetzung mit der Problemfülle in der bloßen Begriffszusammenstellung „national“ und „sozial“ fehlt. Sie wuchs eben in ganz spezifischen Voraussetzungen. Es wäre von hier aus möglich und hochinteressant gewesen, dem Bedeutungsunterschied von „national“ nachzuspüren: Im deutsch-böhmischen Bereich könnte man ihn z. B. als Besinnung auf das Ei-

gene im Anblick des angreifenden nationalen Gegners sehen. Was aber — so hätte man fragen können — sollte der Inhalt im reichsdeutschen Falle und noch dazu in München ? Abwehr gegen Separatismus ? (Und das beim geplanten „Marsch auf Berlin“!) Bloße Demagogie ? (Ist das nicht zu einfach ?) Widerstand gegen die alliierten „Waffenschnüffel-Kommissionen“ nach dem Waffenstillstand bzw. der Auflösung der Einwohnerwehren in Bayern ? (Wäre das tragfähig genug ?)

An einer anderen Stelle zeigt der Autor eine widersprüchliche Linie auf: In der konkreten österreichischen Situation des Herbstes 1918 bezeichnet er die Forderung der DNSAP vom 21. Oktober nach Anschluß an Deutschland als „geradezu weltfremd“. Alle Parteien hätten sich von ihr distanziert (S. 242). Dabei wird übersehen, daß drei Wochen später alle österreichischen Parteien am 12. November des gleichen Jahres durch den Artikel 2 des „Gesetzes über die Staats- und Regierungsform von Deutsch-Österreich“ diesen Anschluß beschlossen.

Schließlich sollte man auch bei der etwas zerrissenen Darstellung (S. 351, S. 373 f., S. 405 f.) der Zusammenhänge zwischen der beginnenden NSDAP und gewissen russischen Emigrantenkreisen in München einerseits sowie der KPD andererseits die Arbeitsergebnisse von Laqueur (z. B. in „Survey“; London; Oktober 1962) mitbenutzen.

Das sind jedoch Einzelheiten, die die generelle Bedeutung der Arbeit Masers nicht beeinträchtigen können. Auch durch die Beigabe zahlreicher Dokumente, zum Teil in Faksimile, erhält das Buch einen vermutlich bleibenden Wert. Der Historiker wird an ihm nicht vorbeigehen dürfen, der interessierte Laie viel zur Erklärung eines letztlich wahrscheinlich trotzdem unerklärbaren Phänomens beigetragen erhalten.

München

Fritz Peter Habel

Odboj a revoluce 1938—1945. Nástin dějin československého odboje [Widerstand und Revolution. Skizze einer Geschichte des tschechoslowakischen Widerstandes]. Hrsg. vom Čs. výbor pro dějiny protifašistického odboje.

Naše vojsko, Prag 1965, 435 S., Kčs 14,— (Živá minulost 56).

Odboj a revoluce 1938—1945 ist das Werk eines Kollektivs tschechischer und slowakischer Historiker (G. Bareš, K. Bartošek, A. Benčík, J. Doležal, O. Janeček, L. Klimešová, O. Krajňák, J. Křen, V. Kural, L. Lipták, J. Novotný, B. Pekárek, A. Štvrtecká), das im Auftrag des ‚Tschechoslowakischen Ausschusses für die Geschichte des antifaschistischen Widerstandes‘ in Zusammenarbeit mit den Mitarbeitern des Instituts für die Geschichte der KPTsch, des Instituts für die Geschichte der KPS, des Historischen Instituts der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, des Historischen Instituts der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, des Militärischen Historischen Instituts und der Parteihochschule geschrieben wurde. Also ein

höchst amtliches Buch über ein höchst heikles Thema. Heikel deshalb, weil es bekanntlich vom slowakischen Aufstand 1944 und vom Heydrich-Attentat abgesehen (wobei letzteres in eine ganz besondere Kategorie gehört) keinen Widerstand in den böhmischen Ländern gab, der sich mit den Aktionen der Resistance in den übrigen besetzten Ländern Europas hätte vergleichen lassen. Im Untertitel wird diese Arbeit ‚Skizze der Geschichte des tschechoslowakischen Widerstandes‘ genannt und auf eine noch nicht vollendete dreibändige Geschichte über dieses Thema verwiesen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt ist das Fehlen jeglicher präziser Quellenangaben sehr zu bedauern. Jedoch, die ‚Skizze‘ will noch nicht das eigentliche Geschichtswerk sein; sie will eher über den heutigen Stand der Forschung informieren, Arbeitshypothesen aufstellen und zur weiteren Beschäftigung mit diesem Problem anregen. Gegenüber der Legendenbildung in den fünfziger Jahren will die tschechische und slowakische Geschichtsschreibung nun ehrlich zu den Fakten vorstoßen, ohne einer ‚dogmatischen Deformation‘ zu erliegen. „Ein illusionsloser Standpunkt zur eigenen Vergangenheit pflegt allerdings nicht populär zu sein — weder bei uns noch anderswo. Ist das aber nicht der einzige Weg zur Vertiefung der wissenschaftlichen Wahrheit, zur richtigen Darstellung der historischen Kräfte . . .?“ Obgleich alle Untersuchungen im marxistischen Rahmen bleiben, darf man doch behaupten, daß die Autoren sich vom Willen einer von der Sache her bestimmten Wahrheitsfindung leiten lassen.

Das Werk gliedert sich in drei Teile. Der erste behandelt die Zeit von 1938 bis 1941, der zweite die Jahre 1941—1944 und der dritte schließt mit dem Zeitraum 1944—1945 ab. Getrennt untersucht werden jeweils die Verhältnisse zu Hause und in der Emigration, in den böhmischen Ländern und in der Slowakei.

„Warum gelang es nicht, gegen den totalen Krieg einen totalen Widerstand zu entwickeln? . . . War es bei uns möglich, einen Partisanenkampf zu entfachen?“ Diese Fragen hat die bisherige kommunistische Literatur in der Tschechoslowakei vom Klassenstandpunkt her zu beantworten versucht. Die ‚Passivität oder Aktivität der Volksmassen‘ wurde auf ‚Klassenursachen‘ zurückgeführt. Zugrunde liegt der 1941 entstandene Streit zwischen Moskau, der Londoner Emigrationsführung und den Widerstandsgruppen in der Heimat über die zweckmäßige Form und das Ziel des Widerstandes. London, d. h. die Beneš-Gruppe, hat bis zuletzt daran festgehalten, daß sich die Untergrundorganisationen nicht exponieren und daß sie bis zum Kriegsende intakt bleiben sollten. Moskau verlangte den Entlastungskampf für seine schwerringende Front mit allen Mitteln. Die Widerstandsgruppen zu Hause neigten der Londoner Auffassung zu und gingen im wesentlichen über eine nachrichtendienstliche Tätigkeit und vorsichtige Sabotage nicht hinaus. Die vorliegende Untersuchung verläßt das simplifizierende Klassenklischee und analysiert die tatsächliche Lage im Protektorat Böhmen und Mähren. Einer abschließenden Antwort weicht sie jedoch aus. Sie ist vielleicht weniger in den konkreten politischen und geographischen Bedingungen des Protektorats zu suchen, sondern in der Tatsache, daß das tschechische Volk in der neueren Zeit (im Gegensatz zum Mittelalter) seinen Staat *von außen* als ein Geschenk

der über Deutschland siegenden Großmächte erhalten hat. Das ist wohl auch der Grund, warum dieser Staat 1938 nicht kämpfte, als er plötzlich allein stand. Im Stich gelassen, resignierte er. Hätte man nach diesen Erfahrungen von 1918 und 1938 etwas anderes erwarten können, als daß das tschechische Volk wiederum sein Heil von außen erhoffte? Es war gewohnt, daß man ihm den Staat *schenkte* und so geht der Weg vom französischen über das deutsche zum russischen Protektorat.

Hat es eine Alternative, die nur in einer echten deutsch-tschechischen Verständigung hätte bestehen können, gegeben? Seit der Machtübernahme Hitlers wohl kaum. Zweifellos haben auch die Sudetendeutschen ihr gerütteltes Maß dazu beigetragen, daß die Dinge verkehrt liefen. Aber auch die ‚tschechoslowakistische‘ Politik der ersten Republik, die die Versöhnung der deutschen Minderheit mit dem neuen Staat unmöglich machte, hat große Schuld auf sich geladen. Dem weicht der erste Beitrag dieses Werkes von K. Bartošek keineswegs aus. Überhaupt ist festzustellen, daß diese Untersuchung, ohne die offizielle Linie der tschechoslowakischen Politik gegenüber den Sudetendeutschen zu verlassen, das Problem der deutschen Minderheit und ihre Vertreibung aus der Heimat ruhiger und objektiver behandelt, als das bisher in tschechoslowakischen Publikationen der Fall war. Früher hatten die tschechischen Kommunisten immer auf ihre ‚Verdienste‘ um das Zustandekommen dieser Aussiedlung hingewiesen. Das ging in den ersten Nachkriegsjahren soweit, daß sie im Gegensatz zur geschichtlichen Wahrheit behaupteten, die Initiatoren dieses Planes zu sein, und die Sowjetunion als die treibende Kraft von Anfang an hinstellten. Jetzt kann man auch im *Odboj a revoluce* lesen, daß die Kommunisten lange Zeit gegen eine solche pauschale Lösung dieser Frage waren und daß von den Großmächten die Sowjetunion zuletzt diesem Gedanken zustimmte. Es wird eine Kominternresolution vom 5. 1. 1943 zitiert (leider allerdings nicht im Wortlaut), die die Schaffung einer „Sudetendeutschen Front für Frieden und Freiheit“ forderte und die künftige staatsrechtliche Stellung der Sudetendeutschen offen ließ. Auch berichten die Historiker wahrheitsgemäß, daß bei den Moskauer Gesprächen im Dezember 1943 die tschechoslowakischen Kommunisten noch nicht für den Totaltransfer, wie Beneš ihn vorschlug, eintraten. 1945, angesichts des totalen Sieges über Deutschland und des sich abzeichnenden künftigen Kampfes um die Macht in Böhmen zwischen den Nationalchauvinisten Benešs und der KPTsch, hatte sich die Lage geändert. „Die Verhandlungen über diese Frage waren in fünf Minuten zu Ende, das ganze tschechische Lager war sich darin einig!“ (*Odboj a revoluce* S. 393, 394.)

An dieser ‚Lösung‘ rührt auch *Odboj a revoluce* nicht. Die Schuld wird allein der deutschen Okkupation aufgebürdet: „Die faschistische Okkupation erzwang die Trennung beider Völker und machte ihr weiteres durch Jahrhunderte entwickeltes Zusammenleben in einem Staat unmöglich.“ Aber daran anschließend steht plötzlich die Frage: „Wie werden ihre Beziehungen erneuert werden und auf welcher Grundlage wird ihre neue Bindung in der Zukunft erfolgen?“

Es wird keine Antwort auf diese Frage gegeben. Die Historiker wären damit auch überfordert. Die Antwort ist Sache der Politik. Jedoch, sie hätten — auch vom marxistischen Standpunkt und erst recht von dem des ‚Internationalismus‘ aus — das sagen können, was Martin Vietor auf der tschechoslowakischen Historikerkonferenz im März 1965 zum analogen Fall der magyarischen Minderheit und ihrer Behandlung im Jahre 1945 aussprach: „Wir sollten den magyarischen Bürgern sagen, daß die Aktion des Abschubs bzw. des sogenannten Austauschs der magyarischen Bevölkerung falsch war. Wir würden damit helfen, die Atmosphäre zu reinigen.“

In der Einleitung erklärt das Historikerkollektiv, daß man es begrüßt, wenn über seine Untersuchungen, Thesen und Schlußfolgerungen eine möglichst intensive Diskussion stattfinden würde. Vielleicht sollten sie dazu auch deutsche Historiker einladen und vor allen Dingen diejenigen unter ihnen, die — ebenso wie das tschechische Volk — diese Geschichte in der Heimat der böhmischen Länder selbst erhebt und erlitten haben.

München

Rudolf Hilf

Christian Willars, Die böhmische Zitadelle. CSR — Schicksal einer Staatsidee. Abrechnung und Ausblick.

Verlag Fritz Molden, Wien-München 1965, 520 S., 5 Karten, Ln. DM 24,80.

Der Verfasser — Tscheche und mehr infolge seiner jetzigen Lebensumstände als durch Herkunft Verfechter ultrakonservativer Ideen altösterreichischer Prägung — war während des Zweiten Weltkrieges rühmlich am aktiven Kampf gegen das Hitlerregime beteiligt, das seine Heimat vergewaltigt hatte. Er darf des weiteren für sich in Anspruch nehmen, daß er sich konsequent und mutig von jenen sogenannten tschechischen Demokraten distanzierte, die 1945 mit Bravour Hitlers Terrormethoden übernahmen und ihrerseits „Endlösungen“ schufen, deren konsequente Fortentwicklung eben jene faschistisierten Pseudodemokraten 1948 als vielbejammerte Freiheitshelden in den Westen zu flüchten zwang.

Umso mehr ist man auf die Lektüre dieses Buches gespannt, das sich übrigens — dies sei vorweg gesagt — gut liest; journalistische Verve und innere Überzeugung gehen nahtlos ineinander über und haben eine in sich geschlossene Konzeption des Geschichtsverlaufes der Böhmischen Länder hervorgebracht, die schon an sich Beachtung verdient, ganz gleich ob man die Überzeugungen des Verfassers teilt oder nicht.

Willars sieht die Geschichte seiner Heimat als Geschichte ihrer Elite-Schichten (der wirklichen wie der selbsternannten); er hat seinen Pareto gut studiert, und man soll diesen methodischen Ausgangspunkt nicht gering-schätzen; schließlich stammt auch Lenins Kaderbegriff und „Berufsrevolutionär“ als Promotor der Weltrevolution unmittelbar von Paretos Elite-Ideologie her.

Willars geht es um die Entwicklung und das Schicksal jener dünnen Schicht tschechischer Intellektueller des 19. und 20. Jahrhunderts, die auf Grund ihrer Ideologie das tschechische Volk aus seinen „natürlichen“ historischen Bindungen an die Donaumonarchie herausgerissen und damit die wahre Teileologie der böhmischen Geschichte verfälscht oder in ein verhängnisvolles Geleise gelenkt hätten. Es sind dies jene „einsamen Revolutionäre“, deren politischer Traum 1918 mit der Eigenstaatlichkeit der Böhmisches Länder Wirklichkeit wurde, die aber auf Grund ihrer extrem nationalen Ideologie nicht imstande waren, eine tragbare Basis für diesen neuen Staat zu finden, der eben kein Nationalstaat war, sondern im Grunde ein Dreivölkerstaat. Vieles sieht der Verfasser richtig und in zahlreichen Punkten trifft sich seine Kritik an der Führungsschicht der modernen tschechischen Nation mit den Vorwürfen, die schon in den 20er Jahren Emanuel Rádl in seinem bekannten Buch über den „Kampf zwischen Tschechen und Deutschen“ (1928) erhoben hatte. Es fragt sich nur, ob die konservativen Remedien, die der Verfasser bereithält, reale Möglichkeiten waren und sind oder nicht vielmehr ein Wunschdenken, dem jegliche Resonanz in den politisch relevanten Schichten fehlen muß? Willars nennt die von ihm kritisierte nationale Eliteschicht eine „Minderheit“, aber diese Minderheit hat es doch immerhin verstanden, die Mehrheit hinter sich zu bringen; ja, vielfach hat sie durch ihren Einsatz überhaupt erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts das tschechische Volk formiert, was an sich schon eine außerordentliche politische Leistung war. Hingegen entglitt den oft apostrophierten „wahren“ konservativen Führungsschichten immer mehr jeglicher politischer Einfluß. Eine Schicht, die nicht mehr politisch an der Spitze zu bleiben versteht, ist aber eben keine wirkliche Führungsschicht mehr, darüber vermag kein Wenn und Aber und kein konjunktivistisches Wunschdenken hinwegzutäuschen. Stimmt überhaupt Willars Konzeption des tschechischen Volkes, wenn er das Wesen der Tschechen „... in der stillen Lieblichkeit und abgeschirmten Sicherheit ihrer Landschaft, zwischen Kirche und Schloß von Geduld und Hoffnung geformt“ (S. 273) sieht? Dies trifft wohl kaum für ein Volk zu, das sich schon seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts zur modernen Industrienation zu wandeln begann und in dessen Siedlungsbereich schon in der Donaumonarchie das Zentrum der Schwerindustrie lag. Wo ist hier wirklich „falsches Pathos und echtes Wissen“ — um eine Seitenüberschrift des Verfassers zu zitieren?

Ein weiterer Einwand muß sich gegen die Art und Weise richten, wie der Autor mit der Geschichte umspringt, die ihm doch allem Anschein nach so viel bedeutet. Niemand wird einem Journalisten ein gründliches Geschichtsstudium abverlangen und ihn nötigen, die unvermeidliche Barriere einer möglichst gediegenen „Oberflächeninformation“ zu überspringen, die ein Merkmal dieses auf rasche Zusammenfassung von Wissenswertem gerichteten Berufes ist und sein muß. Was etwa das Verhältnis zwischen dem Reich und den Böhmisches Ländern im Mittelalter anbetrifft, so gibt es darüber von Palacký bis zur Gegenwart eine umfangreiche einschlägige Literatur tschechischer und deutscher Provenienz; es sei nur an die letzten Arbeiten zu

diesem Thema von W. Wegener und Z. Fiala erinnert. Man braucht diese Kontroversen nicht unbedingt zu kennen, aber dann sollte man sich besonders sorgsam davor hüten, aus Unkenntnis unzutreffende Zensuren an die Historiker auszuteilen. Auf so erschreckend niedrigem Niveau, wie der Verfasser offenbar meint, hat sich übrigens die Auseinandersetzung zwischen tschechischer und deutscher Historiographie doch nicht abgespielt.

Am besten liest sich das Buch in jenen Partien, die dem eigenen Erlebnisbereich des Autors angehören; hier gewinnt seine Darstellung bei aller pointierter Stellungnahme (oder vielleicht gerade deshalb) dokumentarischen Wert. Vor allem die Zeit des Zweiten Weltkriegs und die darauffolgende Epoche bis zur kommunistischen Revolution von 1948 erhalten eine Menge interessanter Schlaglichter, die intime Kenntnisse und nicht nur Archivarbeit verraten; dies gilt auch für die Entwicklung nach 1948. So bleibt der Eindruck, den das Buch insgesamt hinterläßt, zwiespältig. Als politische Broschüre und als Erlebnisbericht, d. h. ohne das prunkende Rankenwerk pseudohistorischer Deduktionen und Vergleiche würde es zweifellos besser sein, wenn es auch insgesamt ein gut lesbares und wohl auch anregendes Buch bleibt; — anregend aber nur für den, der mit der Geschichte der böhmischen Länder schon vertraut ist und daher die Tragfähigkeit der einzelnen Argumente selbst abwägen kann. Es dürfte sogar ein spannendes Buch für die Gebildeten unter seinen Lesern sein, wenn auch kaum anzunehmen ist, daß sich allzu viele unter ihnen mit der Geschichtsschau des fürstlichen Hauses Schwarzenberg identifizieren werden; es ist ein engagierter politischer Appell, keine Einführung in die Probleme der böhmischen Entwicklung.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

Jaroslav Koutek, Quinta colonna all' Est — I nazisti nei Sudeti (1933—1938) [Die 5. Kolonne im Osten — Die Nazisten in den Sudeten (1933—1938)].

Verlag Riuniti, Rom 1965, XII + 217 S., Lit 2600 (= ca. DM 16,50).

Eines der faszinierendsten Kapitel moderner historiographischer Arbeit ist das Zusammen- und Gegeneinanderwirken von Ideologien und Ereignissen. Sonst unerklärbare faktische Entwicklungen werden unter Zuhilfenahme ideologischer Schlüssel transparent; völlig widersinnige Ideologien lassen sich über faktische Ereignisse in das Mosaik des Ablaufes von Kontinuität und Wandel einordnen. Diese Grunderkenntnisse gelten jedoch nicht nur für große geschichtliche Abläufe, sondern auch für kleine Splittervorgänge. Kouteks Arbeit bietet dafür eine interessante Bestätigung.

Dieses Buch ist wegen seines Inhaltes an sich nur in wenigen Punkten interessant. Wenn ein kommunistischer Verlag in Italien eine Schrift veröffentlicht, deren ursprünglicher Titel in tschechischer Sprache „Die nazistische 5. Kolonne in der ČSR“ lautet, so kann man sich den Inhalt ungefähr vor-

stellen: Es wird mit (oft dubiosen) Quellenangaben darzustellen versucht, wie die bösen Sudetendeutschen in voller Abstimmung mit dem noch böseren Dritten Reich die (zwar auch nicht sehr brave, aber immerhin noch bessere) Tschechoslowakei von innen her aufrollten, nachdem Hitler zur Macht kam.

Das Entstehen der deutschböhmischen DNSAP wird ohne Erwähnung der vorhergehenden tschechischen „Mutter“-Gründung dargestellt und ohne die konkreten sozialen und soziologischen Voraussetzungen auch nur knapp zu streifen. Die guten Beziehungen zwischen dem Weimarer Deutschen Reich und Prag sind bei Koutek da — ohne Erwähnung der Gedanken und der Politik z. B. Stresemanns. Man findet auch die 800 000 Tschechen im Sudetengebiet von 1938 (ohne Erwähnung der knapp 160 000 im Jahre 1918 und der ca. 350 000 im Mai 1939), aber mit dem krassen Fehler, daß angeblich auch die Städte Politschka und Neuhaus 1938 an das Sudetenland angegliedert worden seien, was nicht der Fall war. Die bekannte Henleinrede vom März 1941 in Wiener-Neustadt wird stark hervorgehoben, obwohl doch gerade der Kommunist Koutek etwas von der Technik der Selbstbezeichnungen und Schutzbehauptungen verstehen sollte. All das ist eigentlich nur beste „tschechoslowakische Legende“ mit all ihren Eigenheiten. Verfasser und Herausgeber können — zum Schaden ihrer eigenen These — noch nicht einmal übersetzen: Der ominöse Punkt 8 des Karlsbader SdP-Programms vom April 1938 heißt plötzlich nicht mehr Bekenntnis zur „deutschen Weltanschauung“, sondern nur zur „deutschen Nationalität“ („nazionalità tedesca“ S. 128).

Es gibt aber auch einige sachlich interessante Mitteilungen: Ende 1937/Anfang 1938 hatte die SdP, so ermittelte Koutek, starke Mitgliederverluste gehabt (S. 87) und unter etwa 30 Splittergruppen zu leiden (S. 49), die als Ergebnis von starken Verlusten bei den Betriebsratswahlen 1937 (S. 86) entstanden sein sollen. Eine Begründung für diese Entwicklung wird jedoch nicht gegeben.

Hier aber bietet sich ein Ansatz zu interessanten Erwägungen: Man weiß heute auch durch das Zeugnis von Henleins Mitarbeitern, daß zwischen 1936 und 1938 die SdP starken Angriffen ausgesetzt war, weil sie sich unter dem Einfluß von ex-KB-Mitgliedern noch immer um eine interne CSR-Lösung bemühte. Die Versuche erfolgten zu einer Zeit, als der größte Teil der sudetendeutschen Wähler schon längst erkannt hatte, daß gegenüber der tschechoslowakischen Staatspolitik ein radikalerer Kurs eingeschlagen werden mußte. Dieser Erkenntnis der Wählerschaft folgend soll schließlich, so geht dieses SdP-Argument weiter, die endgültige Abstimmung mit der Staats- und Parteiführung des Dritten Reiches durch den Henlein-Brief vom 19. 11. 1937 und die Besuche im März 1938 erfolgt sein. Man wird daher Kouteks oben erwähnte Feststellungen als Unterstützung der Motivierung des SdP-Verhaltens verstehen müssen.

Ein weiteres Argument: Es ist allgemein bekannt, daß der ins Reich geflohene Henlein am 24. September 1938 die Sudetendeutschen dazu aufrief, ihre Gestellungsbefehle nicht zu befolgen. Koutek behauptet nun (S. 207), daß sich

bei der Mobilisierung im September 1938 nur ca. 50 % der sudetendeutschen Soldaten bei ihren tschechoslowakischen Einheiten eingefunden hätten. Das tschechoslowakische Kriegsministerium habe deswegen am 19. und 23. September befohlen, die sudetendeutschen Soldaten in ihrer Gesamtheit nicht zu bewaffnen, sondern nur in unbewaffneten Arbeitseinheiten zusammenzufassen. Diese Darstellung widerspricht der bisher zu dieser Frage „herrschenden Lehre“. Die Sudetendeutschen sollen, wie der sicherlich nicht germanophile tschechoslowakische Ausweisungsexperte Dr. Ripka 1939 (in „Munich Before and After“, S. 137) berichtete, diesem Aufruf keine Folge geleistet haben und bei ihren Einheiten erschienen sein. Es erhebt sich die Frage, wer recht hat: Ripka oder Koutek?

Man könnte fragen, was diese mehr oder minder interessanten Details mit der eingangs erwähnten Grundproblematik vom Verhältnis zwischen Ideologie und Ereignissen zu tun haben. Die Antwort ist verhältnismäßig einfach. Über die Einschränkungen im Rahmen der allgemeinen „tschechoslowakischen Legende“ hinaus findet sich — und das wäre die erste allgemeine Bemerkung — praktisch nichts zum Grundproblem der sudetendeutschen Frage überhaupt. Aber gerade ein kommunistischer Autor sollte nicht so vergeßlich sein. Es gibt, wie bereits oft dargestellt, eine Reihe von tschechisch kommunistischen Stimmen der Jahre vor 1933, die den Sudetendeutschen das Recht auf Selbstbestimmung bis zur Losreißung vom (tschechoslowakischen) Staate einräumten. Ohne irgendwelche billigen Effekte wäre es gerade vom historischen Standpunkt her fruchtbar gewesen, sich vom heutigen allgemeinen Erkenntnisstand aus kommunistischer Sicht mit der letztlich vorliegenden Problematik auseinanderzusetzen: Sollten die Sudetendeutschen nach 1933 nur deswegen, weil sich Deutschland (nach damaliger kommunistischer Sicht: vorübergehend) zum Nationalsozialismus bekannte, plötzlich die ihnen auch vom Kommunismus empfohlene Linie der Rückführung der Tschechen auf ihr eigenes nationales Siedlungsgebiet aufgeben?

Kouteks „5. Kolonne“ ist jedoch — trotz Bemühens um Erhaltung des Anspruchs — insgesamt nicht als historische Schrift zu werten. (Es fehlt z. B. jede Auseinandersetzung mit, ja auch nur die bloße Erkenntnis der Problematik des Begriffs „5. Kolonne“. Er entstand bekanntlich 1936, als die Armeen des spanischen Generals Franco in vier Kolonnen auf Madrid vorstießen und angeblich eine 5. Kolonne von Falangisten in den Mauern von Madrid für ihn arbeitete. Die bei Darstellung dieses bloßen begrifflichen Sachverhaltes für den Leser auftauchende absolute Unmöglichkeit, historische Parallelen zum Falle der Sudetendeutschen zu ziehen, bringt Kouteks Begriffsverwendung in die Nachbarschaft ähnlich gelagerter Verwendungszwecke des Begriffs „München“.)

Für die Zusammenhänge zwischen Ideologie und Ereignissen ist jedoch noch ein weiterer Aspekt hervorhebenswert. Man sieht in Kouteks Arbeit sehr deutlich zunächst das allgemeine Bemühen, die internationalen kommunistischen Verbindungen in Europa einzuspannen, um gegen die Sudetendeutschen — und damit die Bundesrepublik — Propaganda zu machen. Im

Zeitalter europäischer Verflechtungen, in dem die Kommunisten in einem europäischen Parlament eine der stärksten Fraktionen darstellen würden, ist diese Tendenz in vieler Hinsicht beachtenswert. Man kann nicht umhin, bei oberflächlicher Betrachtungsweise festzustellen, daß die passend gemaserte Ideologie (in Kouteks Arbeit) in jüngster Vergangenheit zu Ereignissen (Kampagne in der italienischen Presse wegen Südtirol und angeblicher Zusammenhänge der dortigen Widerstandsarbeit zu sudetendeutschen Geldquellen bis zu Verbalnoten des italienischen Botschafters in Bonn) geführt hat, die von beachtlicher zeitgeschichtlicher Bedeutung sind.

Man kann aber auch nicht ohne Überraschung lesen, was der italienische Professor Ferruccio Parri zur Einleitung von Kouteks Ausführungen schreibt (S. XI): „Es ist für jedes Volk schmerzhaft, sein altes Siedlungsgebiet verlassen zu müssen, auf dem Generationen seiner Vorväter einander gefolgt sind . . . es ist auch für die Sudetendeutschen schmerzhaft, ihre Heimat verlassen zu müssen.“ Anschließend ermahnt Parri vor allem die deutsche Jugend, in diesem schmerzhaften Vorgang nicht die Rache der Sieger von Potsdam, sondern die Konsequenz der Tatsache zu sehen, daß seit den Nazis Deutsche und Tschechen nicht mehr zusammenleben konnten.

Die letzten Gedanken sind weder historisch, noch beweisbar; die Anfangsformulierungen sind aus diesem ideologischen Sektor kommend neu. Es mag daher verstanden werden, wenn Professor Parri weiter erwähnt wird. Man liest von ihm zwar auch, daß Beziehungen zwischen dem Sudeten- und dem Südtirol-Problem vorlägen. Wenn Parri jedoch in diesem Zusammenhang den Sudetendeutschen den spezifisch italienischen Ausdruck „Irredentisten“ (d. h. „Unerlöste“) zuordnet, führt diese Bezeichnung zu einer historischen Reminiscenz, die an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden muß. Der Wahrheitssuche, der sich tschechische wie deutsche Wissenschaftler befleißigen sollten, kann dieses Buch jedenfalls nicht dienen.

Insgesamt bieten Kouteks Arbeit und Prof. Parris Vorwort historisch nur wenig Neues. Für den wissenden Leser sind sie aber ein Lehrbeispiel für die Wechselbeziehung von Ideologie und Ereignissen. Dieser Zusammenhang ist gerade bei „zeitgeschichtlichen“ Bemühungen von erstrangiger Bedeutung.

München

Fritz Peter Habel

Jörg K. Hoensch, Die Slowakei und Hitlers Ostpolitik. Hlinkas Slowakische Volkspartei zwischen Autonomie und Separation 1938/39.

Verlag Hermann Böhlau Nachf., Köln-Graz 1965, XII + 390 S. mit Register (Beiträge zur Geschichte Osteuropas 4).

Der Verfasser, neuerdings durch eine gedrängte und gediegene Darstellung der „Geschichte der Tschechoslowakischen Republik 1918—1945“ (Urban-Bücher Bd. 96, 1966) hervorgetreten, spricht im Vorwort seines Buches als seine geistige Leitlinie das Bemühen aus, „die Autonomie-Politik der Slowakischen Volkspartei Hlinkas aus der Atmosphäre des Getarnten und Verfem-

ten, die sie umgab, wie auch aus dem Bereich verzerrender Einflüsse — alibistischer (sic!) Tendenzen, Leidenschaften, Parteihader, Ressentiment und politischer Propaganda jedweder Art — zu befreien“. Man darf ihm bescheinigen, daß ihm dies weitgehend und auf einer stupend breiten Quellengrundlage aufbauend, gelungen ist. Sehr überzeugend wird die zentrale Rolle des Abkommens von Sillein (6. Oktober 1938) herausgearbeitet, als der ideologischen Drehscheibe der slowakischen Politik von der Autonomie zur — von außen erzwungenen — Selbständigkeit. Dabei gelingt es dem Verfasser, aus den Akten ein sehr profiliertes Bild der Hauptakteure zu zeichnen: Tisos, Sidors und anderer slowakischer Politiker. Ebenso tritt deutlich zutage, wie rasch der Aktionsradius slowakischer Politik mit dem Anwachsen von Hitlers Macht in Mitteleuropa zusammenschrumpfte; Satellitenregierungen zu beurteilen, ohne solche Grundtatsachen einzukalkulieren, ist pure Illusion.

Ohne dies zu beabsichtigen, fallen auch auf die Persönlichkeit Edvard Beneš scharfe und sehr bezeichnende Schlaglichter. Entgegen neuerlichen Versuchen, den Staatspräsidenten als Mann der kühlen Vermittlung erscheinen zu lassen, geht aus Hoenschens Darstellung in aller wünschenswerten Klarheit hervor, daß sich Beneš auch den berechtigten slowakischen Wünschen mit bemerkenswerter, kleinbürgerlicher Intransigenz und hochmütiger Verblendung verschloß, solange, bis es zu spät war. Die Parallelen zwischen der slowakischen und der sudetendeutschen Frage sind hier besonders auffällig.

Was die Darstellung der Politik der deutschen Volksgruppe in der Slowakei anbelangt, so wird man die Empfindung nicht los, daß hier der Verfasser viel weniger bereit war, jene Zwangslage in Rechnung zu stellen, die er der slowakischen Politik in so trefflicher, kühl abwägender Weise als bestimmenden Faktor konzidiert. Hier unterlaufen dem Verfasser verschiedentlich Passagen billiger Polemik, die in einer wissenschaftlichen Untersuchung nicht am Platze sind und die er dann in seiner Geschichte der Tschechoslowakei auch sorgfältig vermieden hat. Dabei geht aus seiner sorgfältig belegten Darstellung ganz unzweifelhaft hervor, daß die Deutschen in der Slowakei von Hitler noch ganz anders instrumentalisiert worden sind als die slowakische Volkspartei, daß sie sich gleichzeitig an mehreren Fronten zur Wehr setzen mußten, nicht zuletzt auch gegen die „selbständige“ Slowakei. Zweifellos kann damit nichts entschuldigt werden, aber die Aufgabe des Historikers ist es ja in erster Linie zu verstehen und darzustellen, warum die Dinge gerade diesen Verlauf genommen haben und welche Möglichkeiten überhaupt bestanden.

Besonders hervorgehoben, weil heutzutage nicht selbstverständlich, sei die plastische, stilistisch durchgefeilte Darstellungsform, die sich meistens nur dort einzustellen pflegt, wo ein Stoff wirklich geistig durchdrungen worden ist. Insgesamt wird man Hoenschens Buch als gelungenen Beitrag zur Erforschung der jüngsten Vergangenheit bezeichnen und auf die weiteren Arbeiten des Verfassers mit Recht gespannt sein dürfen.

Sebastian Merkle, Ausgewählte Reden und Aufsätze. Anlässlich seines 100. Geburtstags in Verbindung mit dem Sebastian-Merkle-Institut der Universität Würzburg hrsg. von Theobald Freudenberger.

Kommissionsverlag Ferdinand Schöningh, Würzburg 1965, XII + 699 S. (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg 17. Hrsg. von Theodor Kramer).

Es ist für den Kirchenhistoriker der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts immer wieder ein erregendes Erlebnis, in älteren Zeitschriftenjahrgängen der Gestalt und der Feder Sebastian Merkles zu begegnen. Wer schreibt heute derartige Aufsätze oder gar derartige Rezensionen? — Neben der gewaltigen kritischen Editionsarbeit Merkles, niedergelegt im Concilium Tridentinum der Görresgesellschaft, steht ein nicht minder eindrucksvolles literarisches Schaffen in Form von selbständigen Schriften, Aufsätzen, Rezensionen und Vorträgen. 196 Nummern umfaßt das Schrifttum Merkles in der Zeit von 1886 bis 1940 (vorliegender Bd. S. 116—125).

Seit Jahrzehnten war eine Sammelausgabe der oft schwer erreichbaren kleineren Arbeiten Merkles ein wirkliches Desiderat. Zum 100. Geburtstag des verehrten Lehrers hat nun der Würzburger Kirchenhistoriker und Patrologe Th. Freudenberger das Wichtigste aus Merkles wissenschaftlichen Aufsätzen, Rezensionen und Festartikeln in einem überaus stattlichen Band vorgelegt. Zunächst zeichnet der Herausgeber in einer knappen Biographie ein eindrucksvolles Bild von Merkles Leben und Werk (S. 1—56), das durch die vortreffliche Gedächtnisrede, gehalten beim akademischen Festakt der Würzburger Theologischen Fakultät zum 100. Geburtstag Merkles von Joseph Lortz, noch abgerundet wird (S. 57—94). Einen zweiten Beitrag (S. 95—126) widmet Freudenberger der umfangreichen, bei der Zerstörung Würzburgs 1945 untergegangenen Bibliothek Merkles, seiner literarischen Tätigkeit und schließlich einer mustergültigen Merkle-Bibliographie, wobei die Arbeiten von und über Merkle angeführt sind. Schon diese umfängliche Einführung kommt weithin einem Abriss der Geschichte der katholischen Theologie Deutschlands seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bis tief ins 20. Jahrhundert herein gleich. Diese glanzvolle und nicht selten tragische Geschichte spiegelt sich in der folgenden vortrefflichen Auswahl aus den Arbeiten Merkles (S. 127—699): in den Aufsätzen und Vorträgen, den Rezensionen und Referaten, schließlich in den Festartikeln und Nekrologen. Sämtliche Arbeiten Merkles erscheinen unverändert und im vollen Wortlaut. Dem Band sind drei ganzseitige Bilder Merkles beigegeben: eine Photographie um 1937, eine Kohlezeichnung Leo Sambergers um 1921/22 und ein Ölgemälde von O. Jung um 1910.

Hier sind sie wieder bequem faßbar: die glänzenden Aufsätze über Savonola und zur Lutherforschung, über das Konzil von Trient, die beiden epochemachenden Schriften über die katholische Beurteilung des Aufklärungszeitalters und die Schriften zur Theologie- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. An jeder Stelle der Lektüre ist der Leser sofort gefesselt. Er spürt

die souveräne Quellenkenntnis dieses Meisters der historischen Kritik, seinen unerbittlichen Wahrheitsdrang, den heißen Atem eines leidenschaftlich um die Wahrheit Ringenden und für die Wahrheit Streitenden — eingebettet fast stets in eine seltene Kunst der Darstellung. Und man spürt, wie so viele Anliegen Merkles auch in der Gegenwart durchaus aktuell sind. — In den letzten fünfzehn Jahren sind „Gesammelte Aufsätze und kleinere Schriften“ verstorbener (und lebender) Historiker in stattlicher Anzahl erschienen. Über die Notwendigkeit mancher Neudrucke sind die Meinungen wohl geteilt. Der Merkle-Band jedenfalls ist in jeder Hinsicht einer der glänzendsten, einer der wahrhaft notwendigen. Für ihn schulden wir dem Herausgeber Dank.

München

Georg Schwaiger

Heinrich Kuhn, Der Kommunismus in der Tschechoslowakei.

Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1965, 304 S., DM 45,— (Dokumente zum Studium des Kommunismus 3).

Das Bundesinstitut zur Erforschung des Marxismus-Leninismus legt als dritten Band der Dokumente zum Studium des Kommunismus Kuhns „Der Kommunismus in der Tschechoslowakei“ vor.

Vorweg: es ist ein sprödes Thema, das hier behandelt wird. Die Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei wird an Hand der Entwicklung ihrer Organisationsstatuten von den Anfängen nach dem Ersten Weltkrieg bis zum XII. Kongreß der KPTsch im Jahre 1962 verfolgt.

Der Autor läßt im wesentlichen die Dokumente selbst sprechen. Fast drei Viertel des Werks nehmen die Dokumente ein, vom Organisationsstatut der ‚Linken‘ der Tschechoslowakischen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (aus der die KPTsch hervorgegangen ist) bis zur Satzung der Partei, wie sie im Jahre 1962 genehmigt wurde. Vorangestellt ist ein Ausspruch Klement Gottwalds: „Die Satzung: das ist unser Gesetz der Partei . . . Die Satzung: das ist die angesammelte Kampferfahrung der Partei . . . Die Satzung: das ist gleichsam eine Anleitung für die praktische tagtägliche innerparteiliche und öffentliche Arbeit und Tätigkeit jedes Mitglieds, jeder Organisation, aller leitenden Organe der Partei.“ In der Tat: So unergiebig es ist, die Verfassungen der sozialistischen Staaten des Ostens zu studieren, um einen lebendigen Begriff von der Struktur und dem politischen Leben in diesen Ländern zu bekommen, so lohnend ist es, den Werdegang der Satzungen des heutigen Machtträgers in der Tschechoslowakei zu untersuchen. Er ist eine Spiegelung der Auseinandersetzungen im Inneren der Partei, an denen die KPTsch vor allen Dingen bis 1929 keinen Mangel hatte. Vom V. Kongreß der KPTsch im Februar 1929 an datiert die linientreue bolschewistische Ausrichtung nach Moskau unter der Führung Klement Gottwalds.

Ein neues Problem ergab sich für die Partei in dem Zeitraum, der von der Illegalität bis zur Machtübernahme als Staatspartei reicht (1938—1948). In

der Slowakei entstand eine eigenständige Organisation: Die Kommunistische Partei der Slowakei. Diese Selbständigkeit wurde nach 1945 von der KPTsch zunächst anerkannt und nicht angetastet. Erst im September 1948 brachte V. Siroký den Antrag ein, der ihr ein Ende setzte: „Die Partei und die Klasse der Werktätigen muß eine einzige politische Führung, das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei, haben und die slowakische Organisation der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei den politischen, taktischen und organisatorischen Direktiven des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei unterstehen.“ Wenig später begannen die Säuberungen in der slowakischen Gebietsorganisation. Husák und Novomeský wurden verhaftet und verschwanden bis zur Chruschtschowschen Entstalinisierung hinter Zuchthausmauern. V. Clementis verlor im Zusammenhang mit dem Slánský-Prozeß sein Leben.

Auch die Rivalität Gottwald-Slánský, die mit der Hinrichtung des letzteren endete, ergibt sich aus dem im Jahre 1946 beschlossenen Organisationsstatut. Die Neufassung legte praktisch alle Macht der KPTsch in die Hände von zwei Personen: des Parteivorsitzenden (Gottwald) und des Zentralsekretärs (Slánský).

Der Verfasser führt in rund 70 erläuternden Seiten den Leser durch diese schwierige Materie und es gelingt ihm, den inneren Entwicklungsgang gut herauszuarbeiten. Kuhn betont in seiner Einleitung selbst, daß diese Darstellung keine Geschichte der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei ersetzen soll und kann. Es wurde aber ein stabiles Fundament gelegt, auf dem man weiterbauen kann. Das Buch sollte überall dort stehen, wo man sich mit aktuellen tschechoslowakischen Problemen und mit der Geschichte der kommunistischen Bewegung beschäftigt.

München

Rudolf Hilf

Lilian Schbacherl [Lily Grunert], Wege ins Exil. Emigrantenschicksale aus Böhmen und Mähren in fünf Jahrhunderten.

Verlag Edmund Gans, Gräfelfing bei München 1964, 215 S., DM 22,60 (Veröffentl. d. Wissenschaftl. Abt. d. Ad. Stifter Vereins 8).

Das Buch bietet in 17 Skizzen 15 Emigrantenporträts vom 15. bis zum 19. Jahrhundert. Es ist mit lebhaftem Ausdruck und mit offenem Sinn für biographische Effekte geschrieben. Die Verfasserin versteht sich trefflich auf die Kunst der biographischen Skizze, am besten auf die kultur- und kunstgeschichtliche. Nur vier oder fünf, wenn man will, unter ihren Helden sind Politiker, die anderen Gelehrte, Seelsorger oder Künstler.

Auch die Ursachen der Emigration variieren den herkömmlichen Begriff: der Stimmenstreit an der Universität, der Aufbruch des reformierten Brudertums, Ständeaufstand und die Revolution von 1848. Das läßt sich nicht gut auf eine politische Formel bringen, so wenig sich ein soziologischer Schlüssel

für die Emigrierten findet, deren erste Gruppe aus dem 15. Jahrhundert gar nicht dem Land entstammte, während ihr Abzug, freilich nach ungerechter Herabsetzung, ehe ein Akt des zeitgenössischen Streikrechts war als eine Emigration. Der bunte Strauß biographischer Skizzen ist durchwegs nur an der deutschen Literatur orientiert, nicht immer an der neuesten, dennoch ist er auch dem Historiker von Nutzen; bei aller Anerkennung der bibliographischen Orientierung und des vorurteilslosen Einfühlungsvermögens: nicht Gelehrsamkeit, sondern Erzählkunst geben ihm Farbe.

Das gilt auch für die Konzeption des Buches. Eine besondere Aussage über den Gang der Entwicklung in Böhmen, Mähren und Schlesien, aus denen die „Wege ins Exil“ geführt haben, steckt dahinter nicht. Die böhmischen Länder haben nicht nur seit der hussitischen Revolution bis ins 20. Jahrhundert immer wieder Menschen in die Emigration getrieben, sondern sie haben auch, mindestens seit dem 14. Jahrhundert, stets konfessioneller und politischer Emigration Zuflucht geboten. Von den Waldensern über die Täufer bis zu den großen Emigranten der letzten Generationen, dem Freiherrn vom Stein oder der Familie Mann, waren es dabei meistens Deutsche, die in der zweisprachigen Nachbarschaft Zuflucht fanden. Aber auch dieser Aspekt wäre mißverstanden, wenn man ihn zum Signum der böhmischen Geschichte erheben würde: er ist eher ein Kennzeichen für die Phasenverschiebungen der Entwicklung innerhalb der europäischen Nachbarschaft, die das Schicksal der Emigration hier aufwecken und dorthin münden ließen und dabei die Emigration in zeitgebundenen Varianten zu einer besonderen Lebensform prägten. Sie ist noch nicht untersucht. Dazu könnten die Emigrantenporträts der begabten Autorin allerdings anregen.

München

Ferdinand Seibt

Lilian Schacherl, Böhmen.

Prestel-Verlag, München 1966, 388 S., Abb., Karte, DM 18,50.

Das ist ein anmutiges Buch — zu dessen Gestalt auch der Verlag das seine beitrug —, das eine wirklich poetische Aufmerksamkeit für die sprachlich gestaltete Landschaft wohl auch einem nüchternen Leser mitteilt; eine Anthologie über Böhmen, nicht im ganzen, sondern im einzelnen nach seiner Topographie geführt, zu jeder Station einer literarischen Reise mit einer Stimme aufwartend. Das war viel schwerer zu gestalten, als etwa das Viele zu sammeln, was über Böhmen allgemein in der deutschen Literatur zu finden wäre, oder die Menge, die sich zu einigen namhaften Stichworten anbietet. Die Verfasserin hat ihr Programm auf mehr als 350 Seiten durchgehalten, nur wenig Anleihen bei der sachgebundenen Kunstgeschichte genommen, meist poetische Auseinandersetzung mit der Landschaft und ihren Denkmalen geboten, was natürlich den Schwerpunkt der Auswahl in das 19. Jahrhundert verlegte. Im allgemeinen erscheint uns die Literatur dieser Art heute in klassischer Distanz. Dieser Eindruck wird hier nicht vermindert: die meisten Beiträge aus

berühmteren und unbekannten Federn sind gut geeignet, die eigenartige Verbindung zwischen Schilderung und Realismus jener literarischen Epoche von neuem wieder eindringlich zu machen. Orts- und Verfasserregister erschließen das Buch auch für die sachliche Orientierung.

München

Ferdinand Seibt

Johanna Baronin Herzogenberg, Prag. Ein Führer.

Prestel-Verlag, München 1966, 375 S., mit 1 Faltkarte, DM 18,50.

Aus der Flut gängiger Reiseführer ragen ab und an einzelne hervor, die nicht nur informieren und mit einer Fülle von Einzeldaten überschütten, sondern vielmehr einstimmen, gewinnen, vorbereiten und verständnisvolle Liebe wecken wollen. Den Nachteil solcher Bücher, daß sie nämlich unvollständig sind, nimmt man gern in Kauf, wenn man dafür das Wesentliche gleichsam parlando vorgeführt bekommt, also in einer scheinbar mühelosen Form, die dem Kenner aber sofort das sorgfältig versteckte, gründliche Faktenwissen verrät.

Von solcher Art ist etwa der glänzende Rom-Führer von Hülsen-Rast, mit dem in der Hand man sich das Wandern durch die Ewige Stadt zu einem Fest bereiten kann, und auch der vorliegende Prag-Band gehört zu jenen Büchern, die in reichem Maße die Forderung des „prodesse et delectare“ erfüllen. Die Verfasserin bietet in kluger Auswahl das Bedeutendste dieser Stadt und gerade der „Anfänger“ und Erstbesucher wird ihr Dank wissen, daß eine begründete Auswahl des Besten vom Guten getroffen wurde. Im Text durchdringen sich — man möchte fast sagen: wohlkomponiert — Kunst und Geschichte, Menschliches und Anektotisches, eigene Erinnerungen und Lese Früchte, ohne daß darüber im allgemeinen die sachliche Information vergessen würde. Für den Kenner und Freund der böhmischen Geschichte mag vielleicht eine dem Tschechen selbst ungemein am Herzen liegende Haupt-epoche vom Hussitismus bis zur Schlacht am Weißen Berge (1620) etwas zu kurz gekommen sein, aber da sich dieselbe architektonisch kaum manifestiert hat, mußte sie wohl zurücktreten vor den Phasen imposanter Bautätigkeit: der Luxemburgerzeit und dem Barock. Sehr einprägsam etwa der Gang durch den Hradschin, die Geschichte des Palais Waldstein, der Burg Karlstein mit ihren Schätzen, von intemem Reiz die Schilderung der Prager Altstadt. Die Bebilderung ist — gemäß den Gepflogenheiten dieser Reihe — nicht üppig aber sorgfältig, so daß die Phantasie angeregt, aber nicht schon vor dem eigenen Erleben durch Fotos optisch überfüttert wird. Die praktischen sprachlichen Hinweise am Schluß und ebenso Straßenverzeichnis und Register seien hervorgehoben. Ein empfehlenswertes Buch also für jeden, der nicht nur Tourist ist, um die Fremde verständnislos mit den eigenen, beschränkten Maßstäben zu beurteilen und damit alles Eigentümliche und Schöne hochmütig zu verfehlen.

Saarbrücken

Friedrich Prinz

SUMMARIES

CHANGE AND TRADITION IN THE GERMAN AND CZECH VIEW OF HISTORY

Karl Bosl

The historical consciousness of the Sudeten Germans today is decisively shaped by their personal attitude toward the political situation. Next to this, of special importance is the awareness of the history of the group, which, by and large, arose only in the 20th century. The further development of the Sudeten German group consciousness or its retrogression depends to a large extent on the degree of assimilation of the expellees with their new environment. The levelling trends of modern mass society and defeat in two World Wars at first caused the historical consciousness of the Germans to recede into the background. On the other hand, it is precisely the modern pluralistic society which has offered space for the development of individual components of awareness. The Sudeten Germans, united by a common destiny and characterized by a markedly idealistic political thought, have been able to make a valuable contribution to the German and European view of history. The historical experience of the Sudeten Germans, which is of European-wide significance, is above all an expression of both individuality and social interaction; it reflects their having lived together with other peoples and their encounter with them.

In the 19th and first half of the 20th century, the Czech view of history was focussed primarily on the idea of the national state and of a state-constituting nation. Under the concept of Bohemian *Staatsrecht*, the Germans of the Sudeten lands were also to be integrated. This historically-rooted Czech nationalism had the fortune of achieving its realization in 1918 and 1945. In the period in which Czechs and Germans lived side by side, the national language problem appeared to obscure all others. Only the new Czech generation, which no longer has had any direct experience of the period when Germans and Czechs were living side by side, has appeared capable of viewing its own national life within a larger European framework. The older Czech outlook on history has thereby undergone a realistic broadening of horizons, discarding the ideological ballast of old.

Just as the Sudeten Germans cast aside the narrow regional and national confines of their historical outlook after the expulsion, a similar phenomenon can be observed in the most recent development of the Czech view of history. In the case of both ethnic groups, an objective approach and

common traditions have moved into the foreground. This broader historical consciousness, which has, above all, been developed by the new generation of historians, is creating new foundations for Czechs and Germans to live and act together.

THE END OF THE MIGRATION OF NATIONS IN BOHEMIA AND THE ORIGIN OF THE BAVARIANS — A CRITICAL SURVEY OF THE PRESENT STATE OF RESEARCH

Ernst Schwarz

The establishing of connections between Germanic archaeological remains of the 6th century in Bohemia and those of the corresponding period in Bavaria is nothing new. Archeological literature has already dealt with this question in recent years.

While excavations on Lombardic sites have made it possible to trace the course of the expansion of Lombard settlements from southern Moravia to Pannonia and finally to Italy in 568, it has not proved possible — or at least only to a very limited extent — to establish similar links between the Germanic sites in Bohemia and Bavaria during this period. Whereas Werner is justified in his claim that the migration of Germanic tribes still living at that time in Bohemia to Rhaetia and Noricum can be established on the basis of the political situation existing during the years 531—535, Svoboda is of the opinion that Germanic tribes continued to reside in Bohemia up to at least the middle of the 6th century, and that they then united with the Lombardi. Werner demonstrates that the custom of burial in gallery-graves had established itself as an „east Merovingian area of gallery-graves“ in Thuringia, Bohemia and Moravia after the Huns had been forced to evacuate Hungary in 454. The area of gallery-graves was extended by the migration of the Germanic tribes from Bohemia and Pannonia to other regions. Both Werner and Svoboda warn against seeking Marcomanni in the Bohemian Germanic tribes of the 6th century.

The efforts of Eberl, Kaufmann, Beninger and Kloiber to clarify the situation are unsatisfactory. It emerges with increasing clarity that the Bavarians were a new tribal formation made up of the remnants of the Germanic tribes (Naristi, Juthungs and Alemanni) living in Noricum and Rhaetia as well as in the Upper Palatinate, romanized Celts, and additions from other groups, which, all together, formed the traditional nucleus of the Bavarians.

In Bohemia, at Priesen near Louny, a village has been excavated in which for the first time two different types of hut were found, one Germanic and the other Slavonic, the latter containing pottery of the 6th century Prague type. Whether this denotes that the two ethnic groups lived together over a longer period is still not clear.

JOHANNES VON IGLAU. AN INTERPRETATION OF THE TEN COMMANDMENTS

Christine Bauer

The author deals with two hitherto unpublished manuscripts from the National Library in Vienna — Cod.1646, Folio 2b—5b and Cod.2956, Folio 118r—123r. Both manuscripts are copies of an original, the whereabouts of which remain unknown.

A commentary on research methods to date is followed by a description of the manuscripts. It is pointed out that while only minor variations are to be found in the content, only Cod.1646 is complete. Cod.2956 breaks off suddenly in the course of the tenth commandment. Moreover, in the case of this manuscript the name of the author is missing.

The author of the commentary on the decalogue, Johannes von Iglau, was a typical product of his age, as is shown by his mention of witchcraft. Despite his apparent familiarity with the scholarship of his epoch, there is a striking discrepancy between the strictly formal structure, following the form of the scholastic commentaries, and the actual content which is not in the least intellectually demanding.

A study of the religious situation in Bohemia at the time of Emperor Charles IV — when these manuscripts were written — reveals that Johannes was influenced in his interpretation of the decalogue by the contemporary movement to introduce the Bible in the vernacular to the laity.

The language of the two manuscripts emphasizes their individuality and at the same time indicates that the original was probably written in Middle German.

The text given as an appendix is based on Cod.1646. This apparently accords more closely with the original than Cod.2956 and is also complete. A glossary of unusual words is also given.

THE COMPETITION BETWEEN BOHEMIAN AND IDRIAN MERCURY IN THE FIRST HALF OF THE 16TH CENTURY

Richard Klier

A study of new archival sources and a critical evaluation of familiar material reveals a detailed picture of the competition between Bohemian and Idrian mercury during the first half of the 16th century. About the year 1520 a group of wealthy merchants from Nürnberg opened the mercury mines at Oberschönbach in collaboration with Count Schlick. Hans Tegler, factor of the Mercury Monopoly Company of Hans Pflügel (Salzburg) and Wilhelm Neumann (Villach) took over, at Pflügel's request, the sale of mer-

cury from Oberschönbach. It was a binding term of the agreement that neither mercury nor cinnobar was to be supplied to Venice.

The firm of Hochstetter from Augsburg in 1525 took over the monopoly for the sale of mercury from Idria, and, like his predecessors, signed an agreement with Tegler for its sale and distribution. As the Augsburg firm did not keep to the prices agreed upon, Tegler ignored the prohibition against the delivery of mercury and cinnobar to Venice. As a result, Archduke Ferdinand at the request of the Hochstetters closed the passes of his hereditary lands against the transport of Bohemian mercury.

In 1534 Hans Steber (Staiber), a member of a rich Nürnberg merchant family, appears as the owner of the monopoly for the sale of mercury from Oberschönbach. In 1534 he contracted a three-year agreement with the mines at Oberschönbach for the sale of their mercury. In 1535 Hans Steber negotiated again with the Idria mines in Villach with the object of renewing his contract. Whether an agreement was signed is not known.

According to production figures (about a third of the output at Idria) the mercury mines at Oberschönbach could not compete with those of Idria and Almaden. „Bohemian Quicksilver“ however proved to be a troublesome competitor in the mercury market in the first half of the 16th century because it kept prices down.

HISTORY OF THE ARCHIVAL MATERIAL SEIZED BY THE SWEDES IN NIKOLSBURG IN 1645 AND IN PRAGUE IN 1648

Emil Schieche

The archival material seized by the Swedes in Nikolsburg in 1645 consists largely of the correspondence of Cardinal Prince Franz von Dietrichstein. In 1648 material was removed from the registries of the Imperial Court Chancellery, the Court Chamber and the old Bohemian Court Chancellery in Prague. *Kriegsrat* Alexander von Erskine took an active part in both these actions. Some of the archival material was lodged in the Imperial Archives in Stockholm in 1653. A further section was kept by Erskine in Schwinge, the small castle he had built near Stade.

In 1717 Johann Anton Count von Nostitz, Imperial Ambassador in Stockholm from 1685—90, acquired archival material from Bohemia in Sweden for 1,000 ducats. This was incorporated into the Bohemian Crown Archives as an independent body of documents (130 numbered files and 45 numbered books). When the Bohemian Crown Archives were transferred to the *Geheimes Hausarchiv* in Vienna in 1750, only 26 numbered files and a few numbered books were left in Prague. In 1920 28 numbered files, some numbered books, together with the Dietrichstein correspondence were returned to Prague.

In 1684 the archival material lodged at Schwinge was auctioned by the sons of Alexander von Erskine, who died as a prisoner in Poland in 1656. An attempt to sell the archival material from Prague and Nikolsburg to Vienna was unsuccessful. Some of the material was taken over by the government archives in Stade, a further section was sold off cheaply. The material in Stade was sorted in the 1860s and transferred to the State archives in Hannover in 1870. Documents relating to the Imperial house and the Austrian crown lands were separated and sent to the Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Vienna in exchange for other material in 1874. What remained of the Erskine collection in the State archives in Hannover was transferred to the Lower Saxony State archives in Stade in 1961.

The appendix lists the archival material from Prague still held in the Swedish National Archives in Stockholm.

THE PARISH CHURCH OF SS. PETER AND PAUL IN KRALOVICE NEAR PLASS

Klaus Merten

The church at Kralovice, built during the years 1575—81 as a Protestant parish church by Florian Griesbeck von Griesbach, a royal Bohemian councillor, was the work of an unknown architect, probably of Italian origin. The church was connected with the family burial-place; the chancel and tower of the former Gothic church were incorporated into the new building.

This church is remarkable in the history of Bohemian and Central European architecture. The nave is of unplastered brick and the building was the earliest example of a post-Gothic pilaster church with galleries in the Empire at that period. It was inspired by the pilaster churches of the late Gothic period as well as by the chapels built for castles during the decades prior to its inception. Massive columns were used on the façade, the earliest example of this feature in the sacred architecture of Central Europe. A contrast is provided by the tracery windows, Gothic in character, which dominate the side walls of the church from the outside. From the inside these windows are barely noticeable on account of the pilasters. A unique feature are the side-chapels below the galleries which are inaccessible from the interior, opening up toward the exterior.

The architect of the church may well have been Ulrich Austalis — scion of a family of architects from Lugano — who is said to have been patronized for a time by Florian Griesbeck von Griesbach. The church may also have been inspired by buildings in northern Italy.

No other churches have been modelled directly on the Kralovice parish church. Pilaster churches and the use of massive pillars for façades are only rarely found in the next decades. Nor do these isolated churches seem to have been inspired by Kralovice.

ST. SALVATOR'S IN THE CLEMENTINUM — FORMERLY THE BOHEMIAN JESUIT CHURCH — AND THE ITALIAN CHAPEL IN THE ALTSTADT IN PRAGUE

Klaus Merten

The first Jesuit college in Prague was founded in 1555. Work on the Jesuit church, one of the earliest in Central Europe, began in 1578, using the foundations of the ruined church of the Dominicans. The chancel, transept and towers were completed in 1582, when work stopped on the building. During the years 1590—97 the Marian Congregation of the Italian colony built on a large oval double-shelled oratory, known as the Italian Chapel, the oldest oval church north of the Alps. The nave of St. Salvator's was built from 1600—02. This completed the church except for the central cupola. In neither case is the name of the architect known.

In the late 17th and in the 18th century, St. Salvator's — and to a lesser extent the Italian Chapel — underwent so many radical alterations that reconstruction became imperative. A basilica Gothic in influence, was built in the form of a Latin cross, with two low towers over the chancel, a (planned) central cupola and a stately west front overlooking the Old Town bridge-tower of the Charles Bridge. This is the first church to display the typical features which later marked all Jesuit architecture.

It is not difficult to distinguish the connection between St. Salvator's, together with the Italian Chapel of the Ascension of Our Lady, and the lay-out of the Church of the Holy Sepulchre erected by Emperor Constantine, the same concept which was attempted in plans for the Lutheran counter-church of St. Salvator, which was built some years later.

TWO PORTRAITS BY JOHANNES KUPEZKY

Erich Bachmann

Johannes Kupezky, who left the Catholic city of Vienna mainly for religious reasons in 1723 and went to live in the Protestant free city of Nürnberg, where he died, occupies a singular place among the great court painters of the late Baroque era similar to that of the Genevan Calvinist and „peintre de la vérité“, Jean-Etienne Liotard, in the rococo period. Both were equally feared and esteemed for the deep psychological insight and inner veracity of their portraits. Both — sometimes to a quite astonishing degree — transcended the stylistic conventions of court portraiture of the age of absolutism and can in many respects be regarded as precursors of classicism and the 19th century.

Among Kupezky's portraits, there are many in which he seems to regard the princes and persons of quality whom he depicts not only with incorrup-

tible impartiality but also with downright distaste, not without inner reservations, even class resentment. He turns the required courtly attitude (Goethe calls „Tournure“ selfconscious dignity tempered by graciousness) into one of arrogance and cold indifference. These characteristics facilitate the identification of two portraits, one in the Wawel in Cracow and the other in the Residenz at Ansbach, as the work of Kupezky. The first depicts an unknown nobleman, the second Carl Wilhelm of Brandenburg-Ansbach, known as the „wild Markgrave“, before his accession. This last portrait, which was formerly believed to be a painting of the Margrave Alexander of Ansbach-Bayreuth by the court painter J. C. Sperling, is certainly one of Kupezky's best works, remarkable for the strength of the psychological characterization and the subtle composition.

THE MATHEMATICAL, PHYSICAL AND ASTRONOMICAL MANUSCRIPTS IN THE LIBRARIES OF SLOVAKIA

Karl Fischer

A history of astronomy in Slovakia must necessarily be based on the relevant manuscripts contained in Slovak libraries. The register prepared by the author shows that many manuscripts were lost to the libraries in 1918 and after the Second World War. Most of the manuscripts available today date from the 17th to 19th century.

The survey covers manuscripts in the following libraries:

University Library, Bratislava; Library of the Bratislava Chapter; Manuscript Department of the Slovakian National Library, Bratislava; Library of the Evangelical Lyceum, Bratislava; Bibliotheca Čaplovičiana Dolný Kubín; Library of the Evangelical Lyceum, Kesmark; Library of the Evangelical Lyceum, Eperjes; Library of the diocese of Nitra, and the National Library of Matice Slovenská.

THE BATTLE OF KÖNIGGRÄTZ AS A HISTORICAL TURNING POINT

Otto von Habsburg

The 19th century can well be called the age of the two dangerous „ersatz“ religions — nationalism and the class struggle — which largely came to take the place of the universal principle which holds that God is the centre of the universe. The Battle of Königgrätz not only led to the final eclipse of the Holy Roman Empire, but it also decided between two fundamental political concepts: the principle of nationality triumphed over the idea of the supra-national empire.

In the fifties of the last century federalistic ideas still played a considerable role in European politics. Königgrätz imposed the irrevocable decision that Central Europe in its new form would not follow the pattern of the Holy Roman Empire in a confederation of states stretching from the North Sea to the Balkans, but was to adopt the ‚kleindeutsch‘ concept of national states. This blocked the way to a federally united Europe for more than fifty years. With the „Little German“ solution, that pattern of small national sovereign states was stabilized which was to be the origin of both World Wars of the 20th century.

On the other hand a development in favour of the wider idea of larger territorial units can be observed in history. We find here the principle of „universal monarchy“ opposed to the principle of Empire. The concept of universal monarchy is based on a collective unit, which by reason of its superiority imposes its will upon others with the object of attaining unity and progress by centralism. The idea of the Empire, on the other hand, seeks to create larger territorial units, not by domination but on the basis of the principle of subsidiarity.

In the struggle for power in our own day it is significant that the two world powers tend towards universal monarchy. Between these two world powers is Europe, a Europe in which elements of the supra-national Empire predominate. This leads us to hope that by creating a Paneurope, Europe may attain primacy in the next age of humanity.

THE POLITICAL DEVELOPMENT OF EUROPE SINCE 1866

Otto von Habsburg

The Battle of Königgrätz not only meant the end of the Holy Roman Empire, but it also destroyed the balance of power in Europe.

The areas of German settlement had no natural frontiers. For this reason the function of a central power fell to the German nation. The alliance between it and the Danube Empire was of vital importance for both. Without German support the Danube countries could never have withstood the various attacks from the east, whereas on the other hand the countries of the Danube area covered Germany's south-eastern flank. Through the alliance of the Austrian Empire with the German Confederation a truly Great Power existed in the heart of Europe before Königgrätz, at the same time a bridge between East and West. Austria's expulsion from the German Confederation by Prussia deprived the Danube Empire of western support at the very moment when signs of a fresh attack from the east were immanent.

For the Germans in the Danube area the Battle of Königgrätz was the prelude to tragedy. The triumph of nationalism in Germany through Prussia was followed by the rise of nationalism in Bohemia and the Carpathian countries, so that the German speaking population soon found themselves a

minority with no rights. A straight line can be drawn from Königgrätz to Potsdam. But it was the inhabitants of Prussia who suffered most after Königgrätz, for as a result of Bismarck's 'kleindeutsch' policy many of them, like the Sudeten Germans, lost not only their homeland but also their liberty.

Today we find ourselves — on a different level, of course — facing a situation very similar to that before the Battle of Königgrätz. A century ago there was a Western Europe and an Eastern Europe, with Central Europe between them, weakened by conflict between the Great Powers. Viewed from the world standpoint, Europe is today the centre between the two world powers. The decisive problem is whether Europe is to survive as an independent and therefore balancing central unit, which can only be achieved by a united Europe.

WOODROW WILSON AND THE RIGHT OF SELF-DETERMINATION

James H. Wolfe

At the Paris Peace Conference of 1919, the dichotomy between the diplomacy and propaganda of the United States was most apparent in the settlement of frontier questions in Central Europe. Diplomatic historians have undoubtedly reflected widespread popular disenchantment with Wilsonian idealism in their castigation of the American President for his presumably unrealistic approach to the problems of Great Power diplomacy. The phrase „national self-determination“ appears to have been exploited successfully as a weapon of psychological warfare against the Austro-Hungarian Empire, but neglected as the basis for a just peace.

An analytical study presented within the scope of decision-theory places Wilson's effort to realize his ideal of self-determination for the peoples of the Danubian Monarchy in a perspective quite different from that of an historical narrative, which emphasizes the consequences of a decision more than its social and psychological origins. The policy-maker's perception of his institutional role and the information to which he is exposed are overriding considerations which lead to the adoption (sometimes by default) of a given course of action. Wilson's conception of his office encouraged him to act more as a Prime Minister backed by a disciplined parliamentary majority than a President faced with an often recalcitrant Congress. The „Inquiry“, a group of White House advisers organized by Colonel House, dominated the President's sources of information to the exclusion of area specialists from the Departments of State and War. As the negotiations progressed, Wilson grew suspicious even of the loyalty of the „Inquiry“ and dispensed with its services. In an atmosphere of personal and political isolation, he suffered a physical collapse which signaled the coming defeat of national self-determination.

KAREL ČAPEK'S „ŽIVOT A DILO SKLADATELE FOLTYNA“ AND THOMAS MANN'S „DOKTOR FAUSTUS“

Frank Boldt

The author endeavours to establish parallels between Thomas Mann's „Doktor Faustus“ and Karel Čapek's last novel, „Life and Work of the Composer Foltýn“.

The two books are related in their subject. Both novels react and respond, if in different ways, to the spiritual and intellectual situation of their period. Both in „Foltýn“ and in Thomas Mann's work the musician is used to personify his age. Both authors write in full consciousness of the collapse of Europe, politically and morally, immediately before and during World War II.

Although Čapek and Mann were friends, their books are certainly not the result of direct inspiration or influence. Both are independent works, the products of the artist's independent imagination. This is testified most impressively by the difference in the formal structure of the two books. On the one hand, the short unequivocal narrative by Čapek; on the other, Thomas Mann's complicated and ambiguous „Doktor Faustus“.

The fundamental difference in the conception of each of the two books must be attributed to the difference between the Czech and German literary and spiritual tradition, in all its subtle undertones. The work of Franz Kafka illustrates this interweaving of influences in Czech and German literature rooted in the Bohemian countries.

The result of the confrontation can be summarized as follows: While the Faustus novel is an aesthetically conceived and artistically successful work, Čapek's work is a response to his age, sustained by an ethical impulse — and at the same time comes perilously close to being unacceptable from the artistic point of view.

15TH MARCH 1939 — THE REACTION OF THE POWERS

Martin Broszat

The first section depicts the political situation resulting from the Munich Agreement. Far from appeasing or satisfying Hitler, Munich only served to release an intensified drive for action. Not content with exploiting the political hegemony he had achieved, Hitler sought further territorial expansion. In this way he could demonstrate to the Western powers the strength of Germany's „free hand in the east“. The coup de main which followed on 15th March 1939 was clearly improvised.

The second section describes the reaction of the Powers to Hitler's action, up to the guarantee to Poland on 31st March 1939. Both in France and in

England the governments, which had hitherto pursued a course of appeasement, found themselves after 15th March under heavy pressure and in the face of alarming rumours of further threatened moves for expansion by Hitler, diplomatic steps, initiated by Great Britain, were taken to gain the support of the countries which seemed most endangered for a mutual security pact. This pact was envisaged primarily as a deterrent and was concerned first and foremost with securing mutual guarantees; only in a secondary sense was it an effective military alliance. The door to a continued policy of appeasement still remained open. The Soviet plan for a Six Power conference was rejected. Little came of these diplomatic overtures and their lack of success led to renewed pressure of public opinion. It was this pressure which forced the British government's hasty guarantee to Poland.

This improvised answer to Hitler's improvised demonstration of power was to have more serious consequence than either of the originators could have foreseen.

IDEOLOGICAL ASPECTS OF EXPULSION

Friedrich Prinz

The author proves that the ideological arguments which were used during and after the Second World War to justify mass expulsions were already contained in embryo in the nationalism of the 19th and 20th centuries. Indeed they are partly rooted in ancient European traditions. This is demonstrated by the example of Edvard Beneš, who, as a consistent nationalist, regarded the „transfer“ of the Sudeten Germans as a necessary means to achieve his ideal of a purely Czech national state, a goal he pursued unswervingly. Like many other authoritarian politicians of the 20th century, he paid tribute to a „Chiliasm“ which favoured drastic „final solutions“. Compulsory expulsion is now viewed as a radical cure and the minority nation is degraded to a „source of infection“. This „state of sickness“ should necessitate and justify mass expulsion — a cruel operation but curative in the long run and therefore would be morally justifiable. The parallel between this sort of ideological construction and Hitler's „justification“ of the annihilation of the Jews is evident.

In addition the author examines the part played by the writers of national history in the formation of the expulsion concept and analyses the attempts of Radomír Luža to give an ex post facto justification for these expulsions on „democratic“ grounds.

DOCUMENTS CONCERNING THE EXPULSION OF THE SUDETEN GERMANS

Peter Burian

In 1951 Dr. Hans Lukaschek, at that time Federal German Minister for Expellees, appointed a commission to collect and examine all available sources of information concerning the expulsion of the German population from eastern central Europe after the end of World War II, and to prepare a documentation for publication. The commission — consisting of an archivist, a specialist in international law and four historians — worked under the chairmanship of Prof. Th. Schieder (Cologne).

The documents referring to the expulsion of the Sudeten Germans were published in 1957 as Volume IV of the documentation. They consist of 133 individual items, most of them accounts of personal experiences, since only few official documents are available. No document was accepted without evidence of its authenticity. The commission had to be convinced that the information given was strictly relevant to a given situation or a particular region, and that it was absolutely correct. Veracity was checked by comparison with parallel reports.

An analysis of these documents reveals several significant points: 1. Profound shock at the fact that a person could suddenly be robbed of all material, social and legal security; 2. The extent to which the Czechs observed their own laws and regulations; 3. The susceptibility of all strata of the Czech population to nationalist chauvinist slogans and the inhuman consequences of these and on the other hand, the very human attitude of many Czechs; 4. The inability of most of those who supplied information to see the connection between German politics before 1945 and the Czech reaction.

CZECH COMMENTARIES ON PROBLEMS OF TRANSFER AND THE FACTS OF TRANSFER

Oswald von Kostrba-Skalitzsky

An analysis of Czech commentaries on the problem of the transfer of the Sudeten German population reveals two fundamental aspects of the question: the small number of such commentaries and their defective historical interpretation.

This is inconsistent with the significance of the transfer of the German population for the Bohemian lands. The discrepancy between the transfer action and its effect upon the Czech people can be explained not only by a study of the modern Czech political consciousness but also by the formation of the transfer concept.

A study of the problem reveals that the principle of expulsion could only be conceived by Czech political groups representing social, political and historical views in direct contradiction to Bohemian political tradition.

The article examines the inception and development of the transfer idea, and defines the social and political milieu in which the principle of expulsion could be implemented as a measure in a mistaken Bohemian policy.

THE SUDETEN GERMANS IN CZECHOSLOVAKIA AFTER 1945

Margaretha Reindl-Mommesen

In her introduction the author outlines the number, demographic structure and geographical distribution of the Germans who were retained in Czechoslovakia during the expulsion period in 1945—46, and raises the question why they remained at all. She goes on to discuss the development of this German minority in the course of the past twenty years in the light of various factors governing its life.

Deprived of power and rights, the situation of the German population in Czechoslovakia in the post-war period only began to improve in 1949—50. The milder treatment of the remaining Germans in Czechoslovakia which then began can be attributed partly to the change of government in February 1948 and partly to the proclamation of the G.D.R. A study of the concessions made to the Germans from this juncture for the development of an independent cultural existence reveals that the basis for their establishment as a minority — German schools — is lacking. In comparison with the position of other minority groups in Czechoslovakia, Poles, Ukrainians, Hungarians, who have fully-developed minority school systems, the Germans are under-privileged. This fact must be viewed in the light of the articles of the Czechoslovak constitution of 1960 governing the rights of nationalities. Whereas the Poles, Ukrainians and Hungarians are granted the means whereby they can cultivate their nationality, the Germans, although far greater in number than the Poles and Ukrainians, are not even mentioned. In this way the Germans left in Czechoslovakia have become the object of a deliberate policy of assimilation.

RÉSUMÉS

EVOLUTION ET TRADITION ALLEMANDES ET TCHÈQUES DU POINT DE VUE HISTORIQUE

Karl Bosl

De nos jours l'attitude individuelle adoptée par les Sudètes allemands face à la situation politique se répercute, dans l'essentiel, sur les formes que revêt leur prise de conscience du point de vue historique. En outre le fait d'avoir pris conscience que le groupe a une histoire bien à lui n'est pas sans avoir une signification particulière. Ce n'est que vers le XXème siècle que les Sudètes allemands eurent, pour la plupart ce sentiment. Ce sentiment du groupe en tant qu'entité située dans l'histoire, qu'éprouvent les Sudètes allemands, s'épanouira ou s'étiolera, dans une large mesure, en fonction du degré d'assimilation des expulsés dans leur nouveau milieu. La tendance à vouloir tout niveler dont fait preuve la société moderne des grands nombres et les deux guerres perdues ont commencé tout d'abord par refouler chez les Allemands le sentiment qu'ils avaient d'appartenir à une histoire. D'un autre côté la société moderne complexe constitue un milieu favorable à l'épanouissement de chaque conscience. L'histoire de l'Allemagne et de l'Europe pourrait bénéficier d'un enrichissement appréciable que lui apporteraient les Sudètes allemands qui, liés par un sort commun, ont une façon de penser idéalisée et bien prononcée eu égard à la politique. Au cours des expériences vécues tout au long de l'histoire des Sudètes allemands, expériences qui ne manquent pas d'importance pour toute l'Europe, le caractère individualiste et en même temps étroitement lié à la société, la vie mêlée à celle des autres et les conflits qui les mirent aux prises avec d'autres peuples, tout cela reçoit une note particulière.

La conception de l'histoire des Tchèques fut forgée au XIXème siècle et au cours de la première moitié du XXème siècle en premier lieu en fonction d'un Etat pour une nation et d'une nation pour un Etat. Le droit constitutionnel de l'Etat de Bohême devait envisager d'intégrer aussi les Allemands des régions des Sudètes. Ce nationalisme tchèque, fondé du point de vue historique, eut en 1918 et 1945 la chance de s'affirmer. Ceci ne put avoir pour conséquence que d'aviver les sentiments à tendance nationaliste des Tchèques tant et si bien que les Sudètes allemands en furent les victimes. A l'époque où Tchèques et Allemands vivaient ensemble, le problème posé par la langue nationale semblait dominer tous les autres.

Seule la nouvelle génération tchèque qui s'annonce et qui ne peut plus connaître par des expériences personnelles la vie des Allemands et des Tchèques alors qu'ils vivaient ensemble, semble être capable de pouvoir envisager l'entité nationale qu'ils constituent dans le concert européen élargi. Ainsi l'ancienne conception que les Tchèques ont de l'histoire connaîtra un élargissement réaliste jetant par dessus bord ce boulet que représentent les anciennes idéologies. Il est possible de retrouver le même phénomène, c'est-à-dire la conception de l'histoire des Sudètes allemands dégagée des obstacles à caractère régional et national, au cours de l'évolution toute nouvelle de la conception de l'histoire qu'ont les Tchèques. Dans les deux groupes ethniques des considérations objectives et des traditions communes se rangent au premier plan. Cette prise de conscience de l'histoire que tout particulièrement une jeune génération d'historiens fait évoluer, offre de nouvelles conditions pour que Tchèques et Allemands puissent vivre et travailler côte à côte.

LA FIN DE L'ÉPOQUE DES MIGRATIONS EN BOHÈME ET LE PROBLÈME DE L'ORIGINE DES PREMIERS BAVAROIS UN APERÇU CRITIQUE DE LA SITUATION ACTUELLE DES RECHERCHES

Ernst Schwarz

Il n'est pas rare d'établir des relations entre l'héritage archéologique germanique du 6^{ème} siècle en Bohême et celui de la même époque en Bavière. Les publications de ces dernières années traitent avant tout de cette question.

En ce qui concerne les fouilles langobardes, il est très facile de suivre les déplacements des colonies langobardes de la Moravie du Sud en Pannonie et finalement en Italie vers 568. La situation est tout autre pour les fouilles germaniques de cette époque en Bavière et en Bohême. Werner croit, et avec raison, que l'on peut imputer la migration des Germains résidant encore en Bohême vers la Rhétie et la Norique à la situation politique des années 531—535. Par contre Svoboda estime que les Germains restèrent en Bohême au moins jusqu'à la moitié du 6^{ème} siècle et qu'ils se joignirent ensuite aux Langobards. Werner montre que la coutume des tombes en lignes s'installa aussi en Thuringe, Bohême et Moravie lorsque les Huns durent quitter la Hongrie en 454, sous le nom d'„Östlicher Merovingischer Reihengräberkreis“ (région orientale mérovingienne des tombes en lignes). Cette coutume mortuaire se perd ensuite lorsque les Germains quittent la Bohême et la Pannonie. Werner, tout comme Svoboda, estiment peu probable de rencontrer des Marcomans parmi les Germains de Bohême du 6^{ème} siècle.

Les essais d'explication d'Eberl, Kaufmann, Behinger et Kloiber restent insuffisants. Il devient de plus en plus évident que les Bavarois sont une nouvelle tribu, formée des restes des tribus germaniques de Norique, Rhétie et

du Haut Palatinat (Narisques, Juthunges, Alemans), des Celtes romanisés (Walchen) et de nouveaux immigrants. Ces tribus sont le noyau de l'histoire des Bavarois. On a mis à jour la première fois à Priesen, près de Laun, un village avec deux types de huttes, une d'origine germanique et l'autre d'origine slave. La dernière avec de la céramique du type de Prague, du 6ème siècle. La question d'une éventuelle vie commune des deux peuples n'est pas encore éclaircie.

JOHANNES VON IGLAU.

UNE INTERPRÉTATION DES DIX COMMANDEMENTS

Christine Bauer

L'auteur traite de deux manuscrits de la Bibliothèque Nationale de Vienne qui n'avaient jusqu'alors pas encore été publiés : le Cod. 1646, Bl. 2b—5b et le Cod. 2956, Bl. 118r—123r. Ces deux manuscrits sont des copies d'un original encore introuvable à l'heure actuelle.

La description des manuscrits fait suite aux difficultés rencontrées au cours des recherches actuelles. On attire l'attention sur le fait que seules quelques petites divergences du contenu ont été relevées, que le Cod. 1646 est au complet, alors que le Cod. 2956 ne mentionne pas le dixième commandement. En outre le nom de l'auteur de ce manuscrit manque.

Par exemple la mention d'objets magiques indique que l'auteur du commentaire du décalogue, Johannes von Iglau, était un enfant de son temps. Malgré une connaissance profonde et évidente de la science de son époque, le manque d'accord entre la stricte nomenclature de la forme, selon les commentaires scholastiques, et le contenu qui n'a aucune prétention intellectuelle, est particulièrement évident.

L'étude de la situation religieuse en Bohême au temps de l'empereur Charles Quint — c'est de cette époque que datent les manuscrits — montre que l'interprétation du décalogue par Johannes est de l'époque où l'on essayait de faire connaître la bible aux profanes en la transcrivant dans la langue du pays.

Une étude approfondie de la langue des deux manuscrits met à jour leurs particularités et laisse supposer que l'original est vraisemblablement écrit en allemand du moyen-âge.

Le texte édité en annexe se base sur le Cod. 1646. On pense que celui-ci se rapprocherait plus de l'original que le Cod. 2956 et en outre il est complet. Des explications de mots particuliers sont donnés dans un glossaire adjoint.

LA CONCURRENCE ACHARNÉE ENTRE LE MERCURE DE BOHÊME ET CELUI D'IDRIE PENDANT LA PREMIÈRE MOITIÉ DU SEIZIÈME SIÈCLE

Richard Klier

Un tableau détaillé de la concurrence acharnée entre le mercure de Bohême et celui d'Idrie pendant la première moitié du seizième siècle est dressé grâce aux nouveaux renseignements puisés dans les archives et à l'examen critique de ceux déjà connus. Vers 1520, un commerçant de Nuremberg au gros pouvoir financier, fondait avec le comte Schlick les mines de mercure d'Oberschönbach. Hans Tegler, le gérant de la société commerciale à monopole Hans Pflügel (Salzbourg) et Wilhelm Neumann (Villach), se chargea selon le désir de Pflügel de l'achat du mercure d'Oberschönbach. Il s'engagea à ne livrer ni mercure ni cinabre à la ville de Venise.

La firme d'Augsburg, Höchstetter, assumait en 1525 le monopole commercial du mercure d'Idrie et conclut, comme ses prédécesseurs le firent avec Tegler, une entente de prix et une union pour la commercialisation des produits sur le territoire. La firme d'Augsburg ne respectant pas l'entente des prix, Tegler passa outre à l'interdiction de livrer la ville de Venise en mercure et cinabre. Sur ce, l'archiduc Ferdinand, répondant aux désirs des Höchstetter, ferma les cols aux pays héritiers (Erbländer), rendant ainsi impossible l'exportation du mercure de Bohême.

C'est en 1534 qu'apparaît Hans Steber (Staiber), de riche famille bourgeoise, et propriétaire du monopole commercial d'Oberschönbach. Il passa un contrat d'achat du mercure pour trois ans avec les membres de l'exploitation minière d'Oberschönbach. En 1535 Hans Steber négociait à nouveau une entente avec les exploitations minières d'Idrie à Villach. On ne sait s'il y eut conclusion d'un contrat. Le niveau de la production d'Oberschönbach (un tiers de celle d'Idrie) ne pouvait se comparer à celui des mines d'Idrie et Almaden. Mais dans la première moitié du seizième siècle, le mercure de Bohême fut une concurrence gênante car elle fit baisser les prix des autres intéressés.

ÉTENDUE ET AVENIR DES ARCHIVES SAISIES PAR LES SUÉDOIS EN 1645 À NIKOLSBURG ET EN 1648 À PRAGUE

Emil Schieche

Les archives dont s'emparèrent les Suédois à Nikolsburg en 1645 contiennent principalement la correspondance du cardinal, Prince Franz von Dietrichstein. En 1648 ce sont surtout des actes d'enregistrement qui furent volés à la Chancellerie de la Cour Impériale, à la Chambre des Finances de la Cour et à l'ancienne Chancellerie de la Cour de Bohême. Le „Kriegsrat“

(conseiller de guerre) Alexander von Erskein prit largement part aux deux entreprises. Une partie des archives dérobées alla aux archives impériales de la ville de Stockholm. Erskein en garda une autre partie dans son petit château de Schwinge, érigé près de Stade.

En 1712 le comte Johann Anton von Nostitz, ambassadeur impérial à Stockholm de 1685 à 1690, acheta en Suède contre une somme de 1000 ducats les archives de Bohême. Cet ensemble complet d'archives vint enrichir le „Böhmischen Kronarchiv“ (130 dossiers et 45 ouvrages numérotés). Lors du transfert du „Böhmischen Kronarchivs“ aux „Wiener Geheime Hausarchiv“ en l'an 1750, seuls 26 dossiers et quelques ouvrages furent conservés à Prague. Les lots de 28 dossiers et de livres ainsi que la correspondance de Dietrichstein à Vienne à partir de 1750, retournèrent à Prague en 1920. Les fils d'Alexander von Erskein, mort prisonnier en Pologne en 1656, firent vendre aux enchères en 1684 le patrimoine de la bibliothèque et des archives de Schwinge. La ville de Vienne essaya d'acheter contre 3000 Reichstaler les archives en provenance de Prague et Nikolsburg, mais l'effort se termina par un échec. Une partie des archives trouva asile auprès des archives du gouvernement à Stade, une autre partie fut dilapidée. Les documents de Stade furent classés dans les années 1860 et acheminés aux archives de l'Etat de Hannover en 1870. Le patrimoine concernant la maison impériale et les pays héritiers (Erbländer) autrichiens fut partagé et en 1874 il fut envoyé en échange aux Haus-, Hof- et Staatsarchiv de Vienne. Le reste de la collection d'Erskein appartenant aux „Staatsarchiv“ de Hannover fut remis aux „Staatsarchiv“ de Basse-Saxe à Stade en 1961.

L'appendice donne une liste du reste des archives dérobées à Prague, demeuré aux „Reichsarchiv“ de Stockholm.

L'ÉGLISE PAROISSIALE DES SAINTS PIERRE ET PAUL À KRALOWITZ (KRALOVICE BEI PLASS)

Klaus Merten

L'église de Kralowitz, construite de 1575 à 1581 par le conseiller royal à la Chambre des Finances de Bohême, Florian Griesbeck von Griesbach, devait servir d'église paroissiale protestante. L'architecte, sûrement un Italien, est inconnu. Elle contenait une sépulture seigneuriale, le choeur et la tour de l'ancien édifice gothique furent incorporés dans la construction du nouvel édifice.

Cette église occupe une place particulière dans l'histoire de l'architecture de Bohême et d'Europe Centrale. La nef principale est uniquement bâtie en briques nues et représente la plus ancienne église à pilastres et galeries de l'après-gothique dans l'ancien empire à l'époque. On s'inspira d'une part des églises à pilastres du gothique moderne et d'autre part des chapelles de château construites quelques dizaines d'années tout juste avant. La façade re-

présente l'une des premières ordonnances gigantesques de l'architecture religieuse. Elle contraste avec les fenêtres à soufflets qui soulignent les bas-côtés du bâtiment extérieur. Les fenêtres passent presque inaperçues à l'intérieur à cause des pilastres. Les deux chapelles latérales sous les galeries, inaccessibles de l'intérieur, s'ouvrent à l'extérieur et offrent une solution presque unique en son genre.

L'architecte de l'église fut peut-être Ulri, enfant d'une famille d'architectes, originaire de Lugano, qui fut un certain temps au service de Florian Griesbeck von Griesbach. Il n'est pas exclu que l'Italie du Nord n'ait influencé directement cette oeuvre.

On ne connaît pas d'imitations de l'église paroissiale de Kralowitz. Des églises à pilastres et à ordonnance gigantesque ne réapparaissent dans les décennies qui suivent que comme des cas isolés. Elles ne trahissent aucune parenté avec Kralowitz.

ST. SALVATOR IM CLEMENTINUM- ANCIENNE ÉGLISE JÉSUIITE DE BOHÈME ET LA CHAPELLE WÄLSCH, DANS L'ALSTADT DE PRAGUE

Klaus Merten

Le premier collège de Jésuites fut fondé à Prague en 1555. On ne commença l'édification de l'église, l'une des plus anciennes en Europe Centrale, qu'en 1578 et on utilisa les fondations d'une église dominicaine en ruines. Lorsque le chœur, la nef transversale et les tours furent terminés en 1582, on arrêta les travaux. De 1590 à 1597 la congrégation mariale de la colonie italienne annexa le grand édifice ovale à double travée de la soi-disant chapelle Wälsch, la plus ancienne chapelle ovale au nord des Alpes. De 1600 à 1602 on érigea la nef de St. Salvator, terminant presque ainsi l'église. Il manquait encore la coupole de croisée. Le nom des architectes de ces deux édifices reste inconnu.

A la fin du 17^{ème} et au 18^{ème} siècle, St. Salvator subit à plusieurs reprises de sérieuses modifications. La chapelle Wälsch aussi, mais à un degré moindre. Aussi une reconstruction s'avéra-t-elle nécessaire. Sur les plans d'une croix latine s'éleva une basilique de la fin du gothique avec deux tours basses flanquées de part et d'autre du chœur, une coupole de croisée (prévue) et une façade imposante à l'ouest, faisant face à la tour du Karlsbrücke (Pont Charles) de l'Alstadt. C'est dans cette église jésuite qu'apparaissent pour la première fois les signes caractéristiques de l'architecture jésuite ultérieure.

La rotonde de l'Ascension de la Vierge de la chapelle Wälsch et l'église St-Salvator devaient rappeler l'église de Constantin sur le Mont Golgotha. Il est prouvé que son pendant, l'église St-Salvator luthérienne, érigée quelques années plus tard, essaya aussi de se rapprocher de l'église du Golgotha.

DEUX PORTRAITS DE JOHANNES KUPEZKY

Erich Bachmann

Des raisons religieuses forcèrent Johannes Kupezky à quitter la ville catholique de Vienne en 1723. Il s'établit ainsi à Nuremberg, ville libre d'empire protestante, où il mourut. Il occupa parmi les maîtres du portrait de cour de l'époque baroque en Europe Centrale une position particulière, comme le fit, une génération plus tard, le calviniste de Genève et „peintre de la vérité“ Jean-Etienne Liotard à l'époque du rococo. Tous deux furent à la fois craints et appréciés en raison du regard pénétrant et du naturel profond de leurs portraits. Tous deux négligèrent souvent et d'une façon très surprenante le style conventionnel des portraits de l'absolutisme et ils sont à certains égards les précurseurs de la peinture de portrait du classicisme et du 19ème siècle.

Certains princes et personnes de rang des portraits de Kupezky ont le regard non seulement incorruptible, mais même parfois presque hostile. Il semble qu'il les ait peints avec quelques réserves personnelles et ressentiments envers la société. La tournure exigée à la cour (d'après Goethe, la provocation tempérée par la grâce) devient arrogance ou froide indifférence. Ces traits de caractère nous laissent aisément attribuer deux portraits, l'un à la Résidence d'Ansbach, l'autre à Wawel (Krakau), à Kupezky. Le portrait de Wawel représente un noble inconnu, l'autre le soit-disant „Wilden Markgrafen“ Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Ansbach, en tant que prince. La peinture d'Ansbach, portrait du margrave Alexander von Ansbach-Bayreuth, était jusqu'alors attribuée au peintre de la cour J. C. Sperling. Mais l'art de donner une personnalité, tout à fait remarquable au point de vue psychologique et la composition nuancée en font sans aucun doute l'un des meilleurs portraits de Kupezky.

LES MANUSCRITS DE MATHÉMATIQUES, PHYSIQUE ET ASTRONOMIE DANS LES BIBLIOTHÈQUES DE SLOVAQUIE

Karl Fischer

L'étude de l'histoire de l'astronomie en Slovaquie exige la compulsions générale des manuscrits adéquats dans les bibliothèques de Slovaquie. L'inventaire exécuté par l'auteur montre que les effectifs des manuscrits slovaques ont subi de grosses pertes surtout en 1918 et après la seconde guerre mondiale. Les restes actuels se composent essentiellement de manuscrits du 17ème au 19ème siècle.

L'inventaire cite les bibliothèques suivantes:

La bibliothèque de l'université de Preßburg, la bibliothèque du Chapitre de

Preßburg, la section des archives de la bibliothèque nationale de Preßburg, la bibliothèque du lycée protestant de Preßburg, la bibliothèque Čaplovičiana Dolný Kubín, la bibliothèque du lycée protestant de Kesmark, la bibliothèque du lycée protestant d'Eperjes, la bibliothèque du diocèse Neutra et la bibliothèque nationale de Matica Slovenska.

LA BATAILLE DE KÖNIGGRÄTZ EN TANT QUE TOURNANT HISTORIQUE

Otto von Habsburg

Le 19^{ème} siècle peut être désigné comme l'époque des dangereuses religions de substitution- de nationalisme et de lutte des classes qui refoulèrent considérablement le principe universel qui place Dieu au centre de l'univers. La bataille de Königgrätz n'amena pas seulement le déclin inexorable du Saint Empire Romain, mais aussi le choix de deux conceptions fondamentales en matière de politique. Le principe des nationalités l'emportait sur l'idée d'empire.

Dans les années cinquante du siècle dernier les idées fédérales avaient encore joué un grand rôle dans la politique européenne. A Königgrätz il s'est irrévocablement décidé que la nouvelle structure du centre de l'Europe ne se ferait pas dans le sens d'un empire, n'aurait pas la forme d'une confédération d'états allant de la mer du Nord aux Balcons, mais celle voulue par les partisans de la petite Allemagne, celle des nations. En conséquence le chemin vers une Europe fédérale unie se trouva bloqué pendant plus d'un demi siècle. Avec la solution de la petite Allemagne, se stabilisèrent les solutions des petits pays, ce qui engendra les deux guerres mondiales.

En outre on peut constater dans l'histoire des tendances à la formation de grands pays. Ici s'oppose maintenant le concept de la „Monarchie Universelle“ aux idées d'empire. La conception de monarchie universelle est liée à un collectivisme, qui sur le fondement de sa supériorité assujettit les autres pour aboutir, au moyen de la centralisation, à l'unité et au progrès. Par contre l'idée d'un empire vise à l'expansion de son territoire non pas au moyen de sa supériorité mais en s'appuyant sur le principe d'annexion pacifique.

Dans la lutte de notre époque il est significatif que les deux puissances mondiales actuelles trahissent des tendances de monarchies universelles. Entre ces deux puissances mondiales se trouve maintenant l'Europe où les éléments du type empire sont prépondérants. C'est là que réside l'espoir que l'Europe arrivera par la création d'une Europe en expansion incessante à atteindre une primauté au cours de la prochaine époque de l'histoire de l'humanité.

LE DÉVELOPPEMENT POLITIQUE DE L'EUROPE DEPUIS 1866

Otto von Habsburg

La bataille de Königgrätz signifia non seulement la fin du Saint Empire Romain mais détruisit de plus l'équilibre entre les puissances européennes.

Les pays d'expression allemande n'avaient pas de frontières naturelles. C'est cette lacune qui conféra au peuple allemand son rôle de centre d'action. Les relations entre les pays danubiens et le peuple allemand étaient de grande importance pour les deux parties. La région du Danube n'aurait pu résister aux divers assauts de l'est sans le soutien de l'Allemagne, de même que les peuples de la région danubienne protégeaient le côté sud-oriental de l'Allemagne. Jusqu'à la bataille de Königgrätz il y eut, de par les relations de l'Etat Impérial Autrichien avec la Confédération Germanique, une véritable grosse puissance au coeur de l'Europe qui servait ainsi de lien entre l'est et l'ouest. L'expulsion de l'Autriche de la Confédération Germanique par la Prusse, brisa l'attache des pays danubiens avec l'ouest, à l'instant même où une nouvelle tempête s'amorçait à l'est.

La bataille de Königgrätz fut pour les Allemands des pays danubiens le début d'une tragédie. Après la victoire du nationalisme en Allemagne par l'entremise de la Prusse, les Allemands des pays danubiens devaient s'attendre à devenir une minorité sans droit, dès le développement du nationalisme en Bohême et dans le bassin des Carpates. C'est ainsi que Königgrätz et Potsdam ne font qu'un. Mais les habitants de la Prusse furent les principales victimes de la bataille de Königgrätz. La politique de la petite Allemagne leur fit perdre non seulement leur patrie, comme les Allemands des Sudètes, mais aussi la liberté.

Aujourd'hui, nous nous trouvons, à un autre niveau certes, dans une situation analogue à celle d'avant la bataille de Königgrätz. Il y a cent ans il y avait une Europe occidentale et une Europe orientale, au milieu se trouvait l'Europe centrale dont la faiblesse eut pour conséquence le heurt violent des grandes puissances. A l'échelle internationale, c'est l'Europe d'aujourd'hui qui est entre les deux puissances mondiales. Le problème décisif est de savoir si l'Europe indépendante, et par la même centre d'équilibre, peut subsister, ce que seule une Europe unie peut garantir.

WOODROW WILSON ET LE DROIT DES PEUPLES À DISPOSER D'EUX-MÊMES

James H. Wolfe

En 1919 à la conférence de paix de Paris, la discordance existant entre la diplomatie et la propagande des Etats-Unis se révéla de façon particulièrement claire lors du règlement des questions de frontières en Europe Cen-

trale. Les historiens spécialistes de la diplomatie ont sans aucun doute donné l'image de l'immense déception populaire, à l'égard de l'idéalisme Wilsonien, en désapprouvant le président américain pour son attitude notoirement irréaliste vis à vis des problèmes de diplomatie des grandes puissances. L'expression „droit des peuples à disposer d'eux-mêmes“ semble avoir été successivement exploitée comme une arme de combat psychologique contre l'Empire Austro-Hongrois, mais négligée en tant que base pour une paix équitable.

Une étude analytique présentée à l'intérieur de la théorie de détermination place les efforts de Wilson visant à réaliser son idéal du droit des peuples à disposer d'eux-mêmes, appliqué aux peuples de la monarchie du Danube, dans une perspective parfaitement différente de celle d'une décision plus que sur ses origines sociales et psychologiques. La ligne de conduite que lui dictait son rôle de promoteur et les renseignements dont il était tributaire sont des considérations abusives qui menèrent à l'adoption (quelquefois par leur insuffisance) d'un moyen d'action déterminé. La conception de sa charge encourageait plus Wilson à agir en premier ministre soutenu par une majorité parlementaire disciplinée, qu'en président confronté avec un congrès souvent récalcitrant. L'„Inquiry“, groupe de conseillers de la Maison Blanche organisé par le Colonel House, était à la tête des sources d'information du président excluant les spécialistes des services des ministères de l'intérieur et de la guerre. Tandis que les négociations se poursuivaient, la méfiance de Wilson s'accrut à l'égard même de la loyauté de l'Inquiry et il en vint à se passer de ses services. Dans une atmosphère d'isolement personnel et politique, son énergie physique l'abandonna, ce qui fut le signal de la défaite future du droit des peuples à disposer d'eux-mêmes.

LE „ŽIVOT A DÍLO SKADATELE FOLTYNA“ DE KAREL ČAPEK ET LE „DOKTOR FAUSTUS“ DE THOMAS MANN

Frank Boldt

L'auteur essaie d'exposer les relations entre la réalité politique et celle exprimée dans le roman „Doktor Faustus“ de Thomas Mann et le dernier roman de Karel Čapek: „Vie et oeuvre du compositeur Foltyn“.

C'est surtout par leur thème que les deux romans se rapprochent. Les deux ouvrages réagissent et répondent, d'une façon différente, certes, à la situation intellectuelle de leur époque. Comme dans „Foltyn“, Thomas Mann sert du musicien pour incarner son époque. Lorsque les deux auteurs rédigeaient leurs oeuvres, peu avant et pendant la deuxième guerre mondiale, ils étaient pleinement conscients de la chute politique et morale de l'Europe.

Čapek et Mann étaient amis. Mais on ne peut imputer les rapports communs aux deux romans à des initiatives, ou à des influences immédiates. Il s'agit d'oeuvres personnelles, à la création artistique indépendante. C'est la diversité de la forme des romans qui le démontre le mieux. La composition

claire et courte de Čapek s'oppose au roman de Faust, compliqué, riche d'idées.

Les diversités fondamentales dans la conception des deux oeuvres sont l'expression immédiate des nuances entre les traditions littéraires et culturelles tchèques et allemandes. Des études de l'oeuvre de Kafka le prouvent clairement. Elles mettent à jour les pénétrations complexes de la littérature allemande et tchèque des pays de Bohême.

Le résultat de la confrontation peut se résumer ainsi : la réussite esthétique et la conception esthétique du roman de Faust s'opposent à la réponse de Čapek à son époque, réponse allant jusqu'à la limite de l'impossible, réponse inspirée par un élan éthique.

LA RÉACTION DES PUISSANCES AU 15 MARS 1939

Martin Broszat

La première partie du travail traite de la situation politique après la Conférence de Munich. On constate que les entretiens de Munich n'ont ni apaisé ni saturé Hitler mais qu'au contraire ils ont encouragé ses intentions. Ce dernier ne s'en tient pas à la mise à profit politique de l'hégémonie à laquelle il était parvenu, au contraire il vise d'autres expansions territoriales. Il voulait par là même montrer aux puissances occidentales le libre pouvoir de l'Allemagne à l'est. Le coup de théâtre du 15 Mars 1939 ressemblait fortement à une décision prise de toute évidence à l'improviste.

La deuxième partie décrit la réaction des puissances de Munich à la garantie à la Pologne. En France et en Angleterre les gouvernements qui jusque là suivaient la politique de l'Appesement tombèrent sous l'influence de l'opinion publique et des parlements à la suite du 15 Mars 1939. Cette pression exercée par l'opinion publique ainsi que des bruits alarmants d'autres plans d'Hitler, nécessitèrent de rapides sondages diplomatiques de la part de la Grande-Bretagne. Ils avaient pour but de rallier les états menacés de toute apparence en vue d'une convention portant sur un accord de sécurité commune. En première ligne c'était une tactique d'intimidation, entraînant par là même des déclarations de garantie. La conclusion d'une alliance militaire et efficace n'était que secondaire. La continuation d'une politique de l'Appesement n'était pas sans espoir. Le plan soviétique d'une conférence des six fut refusé. Des sondages peu satisfaisants s'engagent dans une impasse et donnent naissance à une nouvelle pression publique qui force la Grande-Bretagne à accorder précipitamment la garantie à la Pologne.

Cette réponse improvisée à la politique de force improvisée d'Hitler se révéla par la suite plus chargée de conséquences que leurs auteurs ne l'avaient pensé.

LES ASPECTS IDÉOLOGIQUES DES EXPULSIONS

Friedrich Prinz

L'auteur apporte la preuve que les motivations idéologiques qui, au cours et à la suite de la deuxième guerre mondiale ont mené à des expulsions, étaient déjà à l'état latent dans l'évolution du nationalisme des 19ème et 20ème siècles. Elles ont même en partie pour fondement de très vieilles traditions de pensée européennes. Comme le montre l'exemple d'Edward Benes qui en nationaliste radical voyait dans le transfert des Allemands des Sudètes un moyen nécessaire pour réaliser son idéal d'une pure nation tchèque, idéal qu'il poursuivait sans se laisser jamais décencer. En cela il eut recours comme beaucoup d'hommes politiques des régimes autoritaires du 20ème siècle, à un „chiliarisme“ de solutions définitives et radicales. L'expulsion est en ce sens considérée comme un traitement radical, et la minorité nationale dégradée au rang de foyer générateur de maladies.

Cet „état de maladie“ fait de l'expulsion, opération bien sûr cruelle, mais en fin de compte salutaire, et par la-même positive du point de vue de l'éthique, une nécessité justifiée. La parenté d'une construction idéologique de cette sorte avec la „justification“ qui fut celle d'Hitler de l'anéantissement des juifs est absolument claire.

Plus loin sera examiné le rôle des écrits historiques nationaux pendant la naissance des idées d'interdiction de séjour puis seront analysés les essais de Radomir Luza pour donner rétrospectivement aux expulsions une justification „démocratique“.

DOCUMENTS RELATIFS A L'EXPULSION DES ALLEMANDS DES SUDÈTES

Peter Burian

En 1951, l'ancien ministre allemand des réfugiés, le Dr. Hans Lukaschek convoqua une commission à caractère scientifique. Cette délégation avait pour but de réunir les documents disponibles sur l'expulsion des Allemands de l'Europe Centrale et Orientale après la fin de la deuxième guerre mondiale et de les examiner en vue de les publier sous forme de documentation. La délégation composée d'un archiviste, d'un spécialiste du droit international et de trois historiens travailla sous la présidence du Prof. Dr. Th. Schieder de Cologne.

Les documents relatifs à l'expulsion des Allemands des Sudètes furent publiés en 1957, volume IV de la documentation. Ils sont composés de 183 pièces, dont la plupart sont des récits d'histoires vécues (Gedächtnisprotokolle) car on dispose de très peu de documents officiels relatifs à l'expulsion. Un document n'était accepté que lorsqu'on avait la conviction intime que les

faits racontés étaient importants pour une situation donnée ou un certain domaine, qu'on pouvait s'assurer de son authenticité indubitable et de l'exactitude des faits racontés. Des comparaisons par recoupements servaient à vérifier l'exactitude des faits.

L'étude de ces documents souligne plusieurs points de vue fondamentaux:

1. L'effroi de constater que l'on peut être soudain dépourvu de toute sécurité matérielle, sociale et juridique.

2. Dans quelles limites les Tchèques ont-ils tenu compte de leurs propres lois et décrets?

3. La propension de toutes les classes du peuple tchèque à succomber à des paroles chauvines et nationalistes et à leurs conséquences inhumaines et d'autre part la conduite humaine de nombreux Tchèques.

4. L'incapacité de la plupart des rapporteurs à saisir les rapports entre la politique allemande d'avant 1945 et les comportements tchèques.

PRISES DE POSITION TCHÈQUES QUANT AU PROBLÈME DU TRANSFERT ET AU FAIT DU TRANSFERT

Oswald von Kostrba-Skalitzky

Si l'on analyse les prises de position tchèques au sujet de l'évacuation de la population sudète on constate deux aspects différents du problème: le nombre restreint et la fausse interprétation historique des prises de position.

Ces points de vue sont contraires à la signification précise que les pays de Bohême ont du transfert. La discorde entre l'événement et sa répercussion s'explique non seulement par l'état actuel de la pensée politique tchèque, mais aussi par la naissance de l'idée de transfert.

Un examen démontre que le principe de l'évacuation n'a pu être conçu que par des groupements politiques tchèques, dont les vues historiques, sociales et politiques s'opposent à la tradition politique de la Bohême.

L'exposé essaie de suivre la conception et l'épanouissement de l'idée de transfert et de situer le milieu politico-social qui pratiquement appliqua le principe de l'expulsion, en y voyant un moyen de politique de Bohême mal interprété.

LES ALLEMANDS DES SUDETES EN TCHÉCOSLOVAQUIE APRÈS 1945

Margaretha Reindl-Mommensen

L'introduction dresse un tableau du nombre, de la composition et de la répartition géographique des Allemands non soumis à l'expulsion générale de 1945/46. La question a été soulevée pourquoi des Allemands pouvaient vrai-

ment rester en Tchécoslovaquie. Le développement des restes des groupes de race allemande pendant les deux dernières décennies est analysé, en tenant compte des facteurs déterminants de la vie de ces allemands.

L'état de déchéance morale et juridique des Allemands en Tchécoslovaquie dans les premières années d'après-guerre ne s'améliora que vers 1949—50. Le début d'une période plus douce pour les Allemands restés en Tchécoslovaquie peut en partie être imputé au changement de pouvoir en février 1948 et à la proclamation de la République Démocratique Allemande. Si l'on examine de plus près les concessions faites aux Allemands depuis cette période, pour l'épanouissement d'une vie culturelle propre, on s'aperçoit que les éléments fondamentaux en vue d'une position indépendante en tant que minorité — à savoir un système scolaire — sont inexistants. Le désavantage par principe des Allemands devient très évident lorsque l'on compare la situation des Allemands avec celle des autres minorités en Tchécoslovaquie, les Polonais, les Ukrainiens et les Hongrois qui disposent eux, d'un système scolaire complet. Cet état de choses correspond aux prescriptions juridiques et nationales de la constitution de la République Socialiste de Tchécoslovaquie de 1960. Alors que tous les moyens sont offerts aux Polonais, Ukrainiens et Hongrois pour continuer à cultiver leur patrimoine national, on ne mentionne absolument pas les Allemands qui sont cependant supérieurs en nombre aux Polonais et aux Ukrainiens. Les Allemands restés en Tchécoslovaquie sont ainsi l'objet d'une politique d'assimilation intentionnelle.

PERSONENREGISTER DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Adalbert (956—997), Bischof von Prag 159
Aetius Flavius (ca. 390—454), Feldherr
u. Staatsmann d. weström. Reiches 53
Agilulf († 615), König d. Langobarden
(ab 590) 35
Alboin († 572), König d. Langobarden
(ab 565) 34 f., 40, 42, 49, 55
Albrecht IV., der Weise, Herzog v. Bayern
(1460—1508) 88 Anm. 33
Alsterle von Astfeld, Franz Max, böhm.
Vizelandsschreiber (1716), Hofrat b. d.
böhm. Hofkanzlei in Wien (1717) 122
Amalaberga, Gattin d. Thüringerkönigs
Herminafrid 49
Antivari von, kaiserl. Resident in Stock-
holm (1761—1763) 125
Antonelli, Giacomo (1806—1876), Kardi-
nal, päpstl. Staatssekretär (1850—1876)
215 f.
Arciszewski, Tomasz (* 1877), poln. soz.
Politiker, Ministerpräsident d. Exilre-
gierung in London (1944—1947) 257
Ariovist, german. Heerführer (M. 1. Jh.
v. Chr.) 40, 54
Arnold, Emanuel (1801—1869), tschech.
Politiker u. Publizist 305
Arnulf († 937), Herzog von Bayern 332
Attila († 453), König d. Hunnen 28 f.,
39 f., 44, 46
Audoin († 565), König d. Langobarden
42, 49
August d. Starke (1670—1733), als Kö-
nig v. Polen A. II., als Kurfürst v.
Sachsen Friedrich A. I. 167
Augustinus, Aurelius (354—430), Kir-
chenlehrer 62
Austalis de Sala, Giovanni Battista
(† 1575), Baumeister 136 Anm. 13
Austalis de Sala, Ulrich († 1597), Bau-
meister 136 Anm. 13, 141—143, 159
Authari, König d. Langobarden (584—
590) 35
Ayrer, Hans (1470—1545), Nürnberger
Bürger 101, 102 Anm. 93, 103
Ayrer, Sebastian, Nürnberger Bürger (M.
16. Jh.) 101, 102 Anm. 93, 103
Ayrer, Ursula geb. Tegler (1501—1532)
103
Baer, J., Frankfurter Antiquitätenhändler
(Ende 19. Jh.) 131
Balbín, Bohuslav (1621—1688), tschech.
Schriftsteller 121
Barca, Giovanni Pietro di (16. Jh.), Bau-
meister 158 Anm. 80
Barchenter, Konrad, Nürnberger Bürger
(Anf. 16. Jh.) 101.
Bartenstein, Johann Christoph Frh. von
(1689—1767), österr. Staatsmann 351 f.,
356, 358, 360 f., 364—366
Bechyně, Rudolf (1881—1948), tschech.
Journalist u. Politiker 305
Beck-Rzikowsky, Friedrich Graf von
(1830—1920), k. k. General, Chef d.
Generalstabes 378
Beck, Józef (1894—1944), poln. Politiker,
Außenminister 257 f., 262 f., 274—279
Beethoven, Ludwig van (1770—1827),
Komponist 211
Behaim, Bernhard, ungar. Kammergraf
(um 1525) 96
Bendl, Georg, Bildhauer (Anf. 17. Jh.) 154
Benedek von Felső-Eör, Ludwig (1804—
1881), General 197
Beneš, Edvard (1884—1948), tschech.
Staatspräsident 17, 20, 221, 223 f., 261,
269, 282—284, 305—309, 312, 401
Bergson, Henri (1859—1941), frz. Philo-
soph 248 Anm. 74
Bernardoni, Jan Maria (1542—1605), Bau-
meister 158 Anm. 84
Besserer, Jorg, Faktor in Memmingen
(um 1500) 86
Beuer, Gustav (1893—1947), sudetendt.
Politiker 317 f.
Bismarck, Otto von (1815—1898), preuß.
Ministerpräsident (1862—1890) 190—
192, 199—201, 207—211, 215
Blum, Léon (1872—1950), frz. Politiker
306
Blumenthal, Frh. von, kaiserl. General-
kommissar in Prag (1648) 116

- Bonnet, Georges Étienne (* 1889), frz. Staatsmann 265, 267, 273—275
- Bonusus, Bischof von Naissus (Nisch), abgesetzt (391) 51
- Boothby, Lord Robert (* 1900), brit. Politiker 270, 276
- Bossi, Domenico († 1644), Architekt 151
- Brauer, Hermann, Verleger in Bremen (1683) 128
- Brauner, Georg, Mährisch-Trübauener Bürger (um 1700) 349 f.
- Brecht, Bert(olt) (1898—1956), dt. Dramatiker 285
- Britius, Baumeister (um 1600) 158 Anm. 84
- Brus von Müglitz, Anton (1518—1580), Erzbischof von Prag 141
- Bürckel, Joseph (1895—1944), Gauleiter i. d. Saarpfalz 261
- Bussow, Johann, schwed. Kriegskommissar (1645) 112
- Byron, George Gordon Noel, Lord (1788—1824), engl. Dichter 211
- Cadogan, Sir Alexander (* 1884), brit. Diplomat 267, 269
- Caesar, Gaius Julius (100—44 v. Chr.), röm. Feldherr u. Staatsmann 40
- Canisius, Petrus (1521—1597), Kirchenlehrer 144
- Čapek, Karel (1890—1938), tschech. Schriftsteller 227—251
- Čáplovič, Jan (* 1904), Literaturhistoriker, Direktor d. Preßburger UB 176
- Carol II. († 1953), König v. Rumänien (1930—1940) 259
- Chamberlain, Arthur Neville (1869—1940), brit. Staatsmann 254, 256, 265—269, 271 f., 274, 276, 279
- Chemnitz, Bogislaus Philipp von (1605—1678), Geschichtsschreiber 125
- Chlotar I. († 561), König d. Franken 35
- Christian Friedrich Carl Alexander († 1806), Prinz v. Ansbach-Bayreuth (1757—1791) 168—170
- Christiane Charlotte (1694—1729), Markgräfin v. Ansbach 165, 173
- Christine († 1689), Königin v. Schweden (1644—1654) 114, 119 Anm. 44, 129
- Churchill, Sir Winston Spencer (1874—1965), brit. Staatsmann 254, 258, 268, 276, 279 f.
- Chvalkovský, František (1885—1944), tschechosl. Außenminister (ab 1938) 260 f.
- Ciano, Galeazzo, Graf (1903—1944), ital. Politiker 271
- Cippingius, Bibliothekar in Schwinge (1667) 127
- Clemenceau, Georges (1841—1929), frz. Staatsmann 222, 225
- Clemens VI., Papst (1342—1352) 63
- Clementis, Vlado (1902—1952), tschech. Kulturschaffender u. Politiker 400 f.
- Codreanu, Corneliu Zelea (1899—1938), rumän. Politiker 259
- Comenius, Johann Amos (1592—1670), Pädagoge 125
- Conze, Werner (* 1910), Sozialwissenschaftler 293
- Coolidge, Archibald Cary, amerik. Diplomat (um 1920) 220, 224
- Cooper, Alfred Duff, Viscount Norwich (* 1890), brit. Politiker u. Schriftsteller 276
- Corbin, frz. Botschafter in London (1939) 267
- Cosmas von Prag (1045—1125), böhm. Chronist 330 f.
- Coudenrove-Kalergi, Richard Graf von (* 1894), Historiker 203, 215
- Coulondre, Robert (1885—1959), frz. Diplomat 269
- Csáky, Stephan Graf (1894—1941), ungar. Diplomat 263 Anm. 19
- Daczicky v. Heslow, Mikuláš (1555—1626), böhm. Adeliger 303
- Dahlerup, Hans Birch Frh. von (1790—1872), k. k. u. kgl. dän. Admiral 371
- Daladier, Edouard (* 1884), frz. Politiker 265, 270
- Daublebsky, Frhr. v. Sterneck zu Ehrenstein geb. v. Lewinsky, Anna († 1812) 369
- Daublebsky, Frhr. v. Sterneck zu Ehrenstein geb. Freiin v. Kaiserstein, Franziska (1790—1862) 369 f.
- Daublebsky, Georg (1520—1591), Stadtrat v. Budweis 367
- Daublebsky, Frhr. v. Sterneck zu Ehrenstein geb. Gräfin v. Walterskirchen, Ida (1867—1944) 370
- Daublebsky v. Sterneck, Jakob Ignaz Eusebius (1748—1826), k. k. Gubernialrat 368
- Daublebsky v. Sterneck, Johann Georg, Primator v. Budweis (1735) 367
- Daublebsky, Frhr. v. Sterneck zu Ehrenstein, Josef (1775—1848), k. k. Appella-

- tionsgerichtspräsident, Landeshauptmann v. Kärnten 369 f.
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck zu Ehrenstein, Karl (1777—1857), k. k. Hofrat 369
- Daublebsky v. Sterneck, Kaspar, Primator v. Budweis (1620) 367
- Daublebsky, Freifrau v. Sterneck zu Ehrenstein geb. Griswold, Lydia (1862—1921) 380
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck zu Ehrenstein, Max (1829—1897), k. u. k. Admiral u. Marinekommandant 367, 370—381
- Daublebsky v. Eichain, Max (1865—1939), k. u. k. Vizeadmiral 371 f.
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck zu Ehrenstein, Moritz (1827—1914), k. u. k. Kämmerer 371
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck, Moritz (1834—1917), k. u. k. Feldzeugmeister 367 f.
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck zu Ehrenstein, Otto (1821—1890), k. k. Kreisgerichtsrat 371
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck zu Ehrenstein, Otto (1902—1942), Herr auf Liemberg 369
- Daublebsky v. Sterneck, Robert (1839—1916), k. u. k. General 367 f.
- Daublebsky, Frh. v. Sterneck zu Ehrenstein, Walther (1852—1933), k. u. k. Sektionsrat 370
- David, Josef (*1884), tschech. Politiker 309
- De Gaulle s. Gaulle
- Dertinger, Georg (*1902), dt. Politiker u. Journalist 262
- Dervanus, Herzog d. Sorben (7. Jh.) 57
- Desmarées, Georges (1697—1776), Maler 163
- Deutz, Willem Gideon (†1757), Bürgermeister v. Amsterdam 360 Anm. 7
- Dichtel, Augustin, Münchner Patrizier (Anf. 16. Jh.) 84 Anm. 10
- Dichtel, Ursula geb. Wickel 84 Anm. 10
- Diestelkamp, Adolf, Archivar 293
- Dietrichstein, Adam Frh. von (1527—1590), Diplomat, Vertrauter Kaiser Maximilians II. 113, 122
- Dietrichstein, Franz Fürst von (1570—1636), Kardinal, Bischof v. Olmütz, Staatsmann 112 f., 122, 131
- Dingenauer, Georg (1571—1631), Jesuit 112
- Dintzik (M. 5. Jh.), Sohn Attilas 46
- Dirksen, Herbert von (*1882), dt. Diplomat 267
- Dobrovský, Josef (1753—1829), Slawist 125
- Dokoupil, V., Leiter d. Handschriftenabtlg. d. UB Brunn 177
- Domitius Ahenobarbus (†48 v. Chr), röm. Senator 53
- Droctulf, langobardischer Herzog 42
- Drozd, Stefan (*1907), Kanonikus in Neutra 185
- Dršina, Prokop (*1900), tschech. Politiker 308
- Dudík, Beda (1815—1890), OSB, Historiker 125
- Dulles, Allan Welsh (*1893), amerik. Politiker 224
- Eberhardine Christine (1671—1727), Gemahlin Augusts des Starken 167
- Eden, Robert Anthony (*1897), brit. Staatsmann 276
- Edika, König d. Skiren (5. Jh.) 28, 44—46
- Erskein, Alexander von (1598—1656), schwed. Kriegsrat (ab 1632) 112 f., 115—119, 123, 127 f., 130 f.
- Erskein, Alexander d. J. von (um 1680) 127 f.
- Erskein, Karl Gustav von, schwed. Kämmerer u. Oberstleutnant (1681) 127 Anm. 89, 130
- Erskein, Lucia Christina von, geb. von Wartensleben 127
- Eugen, Prinz v. Savoyen (1663—1736), österr. Feldherr u. Staatsmann 165
- Eustasius von Luxeuil (†629), Glaubensbote 53
- Ferdinand I., Kaiser (1556—1564), König v. Böhmen u. Ungarn (ab 1526) 97 f., 109, 134, 144, 344 Anm. 46, 360
- Ferdinand II., Kaiser (1619—1637) 126, 357
- Ferdinand III., Kaiser (1637—1657) 117, 131
- Ferdinand v. Tirol, Erzherzog, Sohn Kaiser Ferdinands I. (1529—1595) 144
- Fessel, Girg, Tuchmacher u. Chronist in Mährisch-Trübau (17. Jh.) 334, 338
- Feuerlein, J. P. (†1728), Ansbacher Hofmaler 172
- Forster, Albert (1902—1954), Gauleiter in Danzig 263

- Frantz, Konstantin (1817—1891), polit. Schriftsteller 207
- Franz I., Kaiser von Österreich (1804—1835), als Franz II. röm.-dt. Kaiser (1792—1804) 192 f., 200
- Franz Joseph I., Kaiser von Österreich (1848—1916) 192, 199, 203, 374, 377, 379 f.
- Frič, Josef Václav (1829—1891), tschech. Schriftsteller u. Politiker 305
- Friedjung, Heinrich (1851—1920), österr. Historiker u. Journalist 192, 197
- Friedrich II., Kaiser (1212—1250) 191
- Friedrich III., Kaiser (1440—1493) 200
- Friedrich II. d. Große, König von Preußen (1740—1786) 366 Anm. 12
- Friedrich III., Dt. Kaiser u. König v. Preußen (1888), als Kronprinz F. Wilhelm (1831—1888) 190 f.
- Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1840—1861) 210
- Friedrich, Markgraf v. Bayreuth (1735—1763) 173
- Fritigil, Königin d. Markomannen (um 400) 39
- Fröschelmoser, Salzburger Händler (um 1500) 87
- Fugger, Augsburger Handelsherren 90—92, 96, 99. Anm. 84, 106
- Fugger, Anton (1493—1560), Augsburger Handelsherr 93
- Gambrotius, Staffan, schwed. Sekretär (1648) 115
- Gamelin, Maurice-Gustave (1872—?), frz. General 270
- Garibald, Baiernherzog (um 550) 35, 53
- Garibaldi, Giuseppe (1807—1882), ital. Freiheitsheld 208
- Gaulle, Charles de (* 1890), frz. General u. Politiker 20
- Geiger, Stephan, Nürnberger Händler (um 1535) 96 Anm. 76
- Geissler, dt. marxist. Schriftsteller 401
- Georg I., griech. König (1863—1913) 380
- Gerlach, Ernst Ludwig von (1795—1877), preuß. Jurist u. Politiker 210
- Gerlach, Leopold von (1790—1861), preuß. General 210
- Gialdi, Georg († 1623), Baumeister 158 Anm. 83
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832), dt. Dichter 165
- Goldstücker, Eduard (* 1913), tschech. Germanist 399
- Goll, Jaroslav (1846—1929), tschech. Historiker 17, 19
- Gottwald, Klement (1896—1953), tschechosl. Staatsmann 319
- Graff, Anton (1736—1813), Bildnismaler 163
- Graus, František (* 1921), tschech. Historiker 17
- Griesbeck v. Griesbach, Florian, kgl. Kammerrat (16. Jh.) 134 f., 141 f.
- Gruben, Thurn-Taxischer Diplomat (19. Jh.) 211
- Gustav III., König von Schweden (1771—1792) 125
- Hácha, Emil (1872—1945), tschech. Staatspräsident (1938—1945) 266
- Hájek Jiří (* 1919/20), tschech. Journalist 401
- Halifax, Edward Frederick (1881—1959), brit. Staatsmann, Außenminister (1938—1940) 265—267, 269—271, 273 f., 279
- Harrach, Thomas Adam Graf (um 1710) 166
- Harsdorfer, Wolf, Nürnberger Händler (1528) 93
- Hašek, Jaroslav (1882—1923), tschech. Schriftsteller 234
- Havel, Václav (* 1936), tschech. Dramatiker 399
- Havlíček Borowský, Karel (1821—1856), tschech. Schriftsteller 303 f.
- Heger, Maria geb. Weiß 335
- Heger, Michael (1676—1725), Weber u. Chronist in Mährisch-Trübau 334—350
- Heinrich v. St. Gallen (1345/50—?), Prediger 63
- Hencke, Andor (* 1895), dt. Diplomat, Geschäftsträger in Prag (1938) 260
- Henderson, Sir Neville Meyrick (1882—1942), brit. Diplomat 266
- Hendrych, Jiří (* 1912), Parteifunktionär 397, 399
- Henlein, Konrad (1898—1945), sudetendt. Politiker 20
- Hermínafrid, König d. Thüringer (6. Jh.) 49
- Himmler, Heinrich (1900—1945), nat.-soz. Politiker 257 f., 285
- Hitler, Adolf (1889—1945), dt. Politiker u. Reichskanzler 20, 192, 211, 216, 229, 253—280, 282 f., 286, 289, 313
- Hlinka, Andrej (1864—1938), slowak. Politiker 256
- Hodža, Fedor (* 1912), slowak. Politiker 309

- Hodža, Milan (1878—1944), slowak. Politiker, tschechosl. Minister 305
- Höchstetter, Augsburger Handelsherren 89, 90—93, 106 f.
- Höchstetter, Ambrosius, Augsburger Handelsherr (Anf. 16. Jh.) 89, 93, 109
- Höchstetter, Hans, Augsburger Handelsherr (Anf. 16. Jh.) 89, 109
- Hohenlocher, Karl von, Antiquariat in Berlin (1925) 131
- Holl, Elias (1573—1646), Baumeister 159 Anm. 88
- Horthy, Nikolaus von (1868—1957), ungar. Reichsverweser 259
- House, Edward Mandell (1856—1938), amerik. Politiker 219 f., 225
- Hus, Johannes (ca. 1369—1415), böhm. Reformator 64
- Hutten, Ludwig von (um 1525), fürstl. ansbach. Amtmann v. Kitzingen 84 f. Anm. 14
- Imrédy, Béla von (1891—1946), ungar. Staatsmann 259
- Jaksch, Wenzel (1896—1966), sudetendt. soz.-dem. Politiker 282 f., 308
- Jesenská, Milena, Freundin Franz Kafkas 233
- Jörg, Josef Edmund (1819—1901), kath. Politiker 207
- Johann III. Sobieski, König v. Polen (1674—1696) 167
- Johann von Neumarkt (1315—1380), Kanzler Kaiser Karls IV. 62—64
- Johannes von Iglau (15. Jh.), theol. Schriftsteller 59—81
- Johann Christoph aus Graubünden, Baumeister (Anf. 17. Jh.) 159 Anm. 92
- Johann Philipp v. Schönborn, Erzbischof v. Mainz (1647—1673) 115, 116 Anm. 24
- Joseph I., röm.-dt. Kaiser (1705—1711) 339
- Joseph II., Kaiser (1765—1790) 125, 351 f., 358 Anm. 6
- Jünger, Ernst (* 1895), dt. Schriftsteller 203
- Juncker, Erhard, Egerer Patrizier (M. 16. Jh.) 104
- Jungbauer, Johann, sudetendt. Politiker i. d. CSSR 319
- Justinian I. (527—565), byzantin. Kaiser 27, 35
- Kafka, Franz (1883—1924), dt. Schriftsteller 227, 229, 231, 233—235, 244
- Karg, Michel, Prager Kaufmann (Anf. 16. Jh.) 86
- Karl I. d. Große, König von Franken (768—814), röm. Kaiser (ab 800) 30, 332
- Karl IV., Kaiser (1346—1378) 63 f., 354
- Karl V., Kaiser (1519—1556) 93, 105, 200
- Karl VI., Kaiser (1711—1740) 120—123, 165, 355 f.
- Karl X. Gustav, König v. Schweden (1654—1660) 114—116, 118, 119 Anm. 44
- Karl v. Steiermark, Erzherzog v. Österreich (1564—1590), 126, 145
- Karl Wilhelm Friedrich, Markgraf v. Brandenburg-Ansbach (1729—1757) 167 f., 170, 172 f.
- Karmasin, Franz (* 1901), karpatendt. Politiker 261
- Katwalda, König d. Markomannen (18 n. Chr.) 38 f., 41
- Kennard, Sir Howard William (* 1878), brit. Diplomat 274, 279
- Kennedy, Joseph Patrick (* 1888), amerik. Politiker 272
- Keppler, Wilhelm (1882—1960), dt. Staatssekretär z. b. V. 257, 261
- Kerner, Robert J. (* 1887), amerik. Professor 221
- Kimmel, Johann, Mährisch-Trübau-Bürger (um 1700) 349 f.
- Kirmair, Endres, Nürnberger Kaufmann († 1543) 102—104
- Kirmair (Kirchmair), Konrad, Augsburger Handelsherr (16. Jh.) 103 Anm. 100, 104
- Klausner, Hubert (1892—1939), österr. Politiker 313
- Kleihe, Schweder Dietrich, schwed. Etatspräsident in Stade (1667) 127
- Klíma, Ivan (* 1931), tschech. Schriftsteller 397
- Klofáč, Václav Jaroslav (1868—?), tschech. Journalist u. Politiker 305
- Knoll, Kurt (1889—1959), Hochschulprofessor 225
- Köhler, Bruno (* 1900), dt. Parteifunktionär in der ČSSR 322 f.
- Köler, Hieronymus (1507—?) 94, 95 Anm. 66
- Königsmarck, Hans Christoffer Graf von (1600—1663), schwed. Feldmarschall 113—115

- Könritz, Heinrich von, Hauptmann zu St. Joachimsthal (1518—1545) 102, 105, 107
- Kohout, Pavel (* 1928), tschech. Schriftsteller u. Dramatiker 399
- Kostroun, Karel (* 1927), tschech. Schriftsteller 401
- Kotvan, Imrich, Bibliothekar d. UB Preßburg 177
- Kramář, Karel (1860—1937), tschech. Politiker, tschechosl. Ministerpräsident 305
- Kramer, Jorg, Nürnberger Kaufmann (16. Jh.) 102, 104f.
- Kropff, Caspar, Antwerpener Kaufmann (16. Jh.) 105
- Kupecky (Kupetzky), Johann (1667—1740), Maler 163—175
- Kurtz, Ferdinand Sigismund Graf, Reichsvizekanzler (1648) 116 Anm. 7
- Kyrril (826/27—869), Slawenapostel 328
- La Marmora, Alfonso Ferrero Marchese (1804—1878), ital. General u. Staatsmann 208
- Lansing, Robert (1864—1928), amerik. Politiker 219f., 223—225
- Lassalle, Ferdinand (1825—1864), Philosoph u. Politiker 211
- Laun, Rudolf (* 1882), Jurist, Univ. Prof. 293
- Lautner, Christoph Alois († 1685), Dechant 340 Anm. 28
- Lavater, Johann Kaspar (1741—1801), philosoph.-theol. Schriftsteller 163, 165
- Lavergne, Bernard (* 1884), frz. Jurist 313
- Lebrun, Albert (1871—1950), frz. Staatsmann, 14. Präsident d. Französ. Republik (1932—1940) 273
- Leijonmarck, Sven, Archivsekretär in Stockholm (1695) 121
- Leijonstedt, Anders, Protokollsekretär in Stockholm (1695) 121
- Lengenfelder, Paulus, Nürnberger Händler (um 1535) 96 Anm. 76
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1870—1924), sowjet. Staatsmann 318, 322f.
- Leopold I., Kaiser (1658—1705) 121, 123, 130, 200
- Leopold v. Österreich († 1632), Bischof v. Passau u. Straßburg (1598—1625) 158
- Leopold Wilhelm, Erzherzog v. Österreich, Bischof v. Passau u. Straßburg (1625—1662) 111
- Lichtensteger, G. (1700—1781), Kupferstecher 168f.
- Liebbard, J. C. W., Ansbacher Hofmaler (18. Jh.) 172
- Liehm, Antonín J., tschech. Schriftsteller 397, 401
- Lindner, Christoph, Nürnberger Bürger (16. Jh.) 104
- Lindner, Magdalena geb. Kirmair 103f.
- Lipski Jozef, poln. Botschafter in Berlin (1938/39) 258, 276—278
- Litwinow, Maksim (1876—1951), sowjet. Politiker u. Diplomat 271
- Lloyd George, David (1863—1945), brit. Staatsmann 222, 225
- Lochinger, Hans († 1551), Nürnberger Bürger, Reichspfennigmeister 102, 105, 107
- Lodgman von Auen, Rudolf (1877—1963), sudetendt. Politiker 312
- Löw von Erlsfeld, Johann Joseph († 1716), Vizelandschreiber 121f.
- Ludwig XIV., König von Frankreich (1643—1715) 170, 191
- Lukaschek, Hans (1885—1960), dt. Politiker 293
- Luther, Martin (1483—1546), dt. Reformator 191
- Luža, Radomír, tschech. Publizist 284, 287, 289 Anm. 90, 305, 307, 312
- Machiavelli, Niccolo (1469—1527), ital. Politiker u. Geschichtsschreiber 221
- Maiski, Iwan (* 1884), sowjet. Diplomat 271
- Manfroni v. Manfort, österr. Vizeadmiral 374 Anm. 11
- Mann, Thomas (1875—1955), dt. Schriftsteller 227—230, 233—250
- Marbod, König d. Markomannen (Anf. 1. Jh.) 38—40
- Mareš Michal (* 1893), tschech. Publizist 310
- Margarete v. Österreich (1480—1530), Statthalterin i. d. Niederlanden 93
- Maria, Gemahlin Kaiser Maximilians II., 145
- Maria Theresia, Königin v. Ungarn u. Böhmen (1740—1780), Gemahlin Kaiser Franz' I. 123f., 351, 358 Anm. 6
- Marx, Karl (1818—1883), dt. Philosoph 192, 285
- Masaryk, Thomas Garrigue (1850—1937), tschech. Staatspräsident 17, 221, 223, 282, 306, 398, 401

- Maximilian II., Kaiser (1564—1576) 360
 Method, Slawenapostel, Erzbischof v. Sirmium (870—885) 328
 Metternich, Klemens Lothar Wenzel Fürst von (1773—1859), österr. Außenminister (1809), Staatskanzler (1821—1848) 193, 207
 Mňačko, Ladislav (* 1919), tschech. Schriftsteller 399
 Moimir I., Fürst d. Großmährischen Reiches (830—846) 332
 Molotow, Wjatscheslaw (* 1890), sowjet. Außenminister 271
 Moltke, Helmuth Graf von (1800—1891), preuß. General 197
 Moltke, Helmuth James Graf von (1907—1945), Jurist u. Politiker 276, 277 Anm. 45
 Mortaigne, schwed. Generalmajor (1645) 112
 Müller, Gabriel, Ansbacher Maler (18. Jh.) 172
 Müller, Rudolf (* 1910), dt. kommunist. Politiker d. ČSSR 319
 Mussolini, Benito (1883—1945), ital. Staatsmann 271 f.
 Nansen, Odd (* 1901), Philanthrop 313
 Napoleon I. Buonaparte (1769—1821), Kaiser d. Franzosen (1804—1815) 192
 Napoleon III. (1808—1873), Kaiser der Franzosen (1852—1870) 191, 196, 210 f.
 Narses († ca. 573), Feldherr Justinians I. 36
 Nečas Jaromír (1888—?) tschech. Politiker 306
 Němcová, Božena (1820—1862), tschech. Schriftstellerin 234
 Neumann, Ernst (* 1888), Führer d. Memeldeutschen Nationalsozialisten 256
 Neumann, Wilhelm (Anf. 16. Jh.), Villacher Handelsherr 87—89, 106
 Nietzsche, Friedrich Wilhelm (1844—1900), dt. Philosoph 201, 285
 Nikolaus I. Pawlowitsch, Zar (1825—1855) 370
 Noirot, Paul, frz. Publizist 401
 Nosek Václav (1892—1955), Bergmann u. Politiker, Gründungsmitglied der KPČ 315
 Nosseni, Giovanni Maria (1544—1620), Baumeister u. Bildhauer 150
 Nostitz-Rieneck, Johann Anton Graf von († 1736), kais. Gesandter in Schweden (1685—1690) 120—124, 130
 Novomeský, Ladislav (* 1904), slowak. Dichter 399
 Novotný, Antonín (* 1904), Präsident der ČSSR 321, 389, 396, 398
 Odoaker (433—493), germ. Heerführer 27 f., 40, 45 f., 48
 Onulf, germ. Heerführer (Ende 5. Jh.) 40, 44, 46
 Orlando, Vittorio Emanuele (1860—1952), ital. Jurist u. Staatsmann 225
 Oxenstierna, Axel Graf (1583—1654), schwed. Staatsmann 111 f., 126
 Oxenstierna, Gabriel Gabrielsson (1611—1673), Reichsrat, Reichsmarschall 111
 Pabst, Amalie geb. Freiin Matz v. Spiegelfeld (1831—1910) 371
 Palacký, František (1798—1876), tschech. Historiker u. Politiker 17, 19, 199, 282, 286, 288
 Palmskiöld, Erik Larsson Runell (1608—1686), Archivar in Stockholm 117 Anm. 8, 120
 Paul, Ernst (* 1897), dt. Politiker 308
 Paumgartner, Hans, Kaufmann (um 1540) 98
 Payer, Julius Ritter von (1841—1915), k. k. Oberleutnant, Forscher 376
 Pekař, Josef (1870—1937), tschech. Historiker 17, 19
 Pernstein, Vratislav (1530—1582), böhm. Adeliger 145
 Persano, Carlo Pellione Conte di (1806—1883), kgl. ital. Admiral 373
 Peška, Pavel (* 1926), tschech. Staatsrechtler u. Univ. Prof. 321
 Pesne, Antoine (1683—1757), frz. Maler 163
 Petz, von, Linienschiffskapitän 374 Anm. 11
 Pflügel, Hans († 1523), Salzburger Handelsherr 87—90, 92, 106
 Photinus, Bischof von Sirmium (345—351) 51
 Pipius, Leonhardt, Archivar d. Reichshofkanzlei (M. 17. Jh.) 115 f.
 Pless, Wenzeslaus, böhm. Adeliger (Ende 16. Jh.) 145
 Pöckh, Friedrich Frh. von (1825—1884), k. k. Vizeadmiral u. Marinekommandant 375, 377
 Pötzl, Josef (* 1904), Geigenbauer, dt. Partei- u. Gewerkschaftsfunktionär der ČSSR 319

- Praslav, slaw. Herzog (Anf. 10. Jh.) 332
 Praun, Hans (Anf. 16. Jh.) 102 Anm. 93, 103
 Praun, Niklas (Anf. 16. Jh.) 102 Anm. 93, 103
 Praun, Stephan I. († 1532), Nürnberger Händler 101, 102 Anm. 93
 Praun, Stephan II. (Anf. 16. Jh.) 102 Anm. 93, 103
 Probus, Marcus Aurelius (232—282), röm. Kaiser 44
 Procházka, Jan (* 1929), tschech. Schriftsteller 397—399
 Prowe, L., preuß. Staatsarchivrat in Thorn (1852) 125 Anm. 6
 Prunner, Clement, Egerer Patrizier (M. 16. Jh.) 104
 Raczynski, Eduard Graf (* 1891), poln. Diplomat 277
 Radetzky v. Radetz, Joseph Graf (1766—1858), österr. Feldmarschall 370
 Rákóczi, Franz II. (1676—1735), Führer d. ungar. Freiheitsbewegung gegen Habsburg 345
 Ranke, Leopold von (1795—1886), Historiker 20, 191, 287
 Rassow, Peter (* 1889), Historiker, Univ. Prof. 293
 Ravius, Christian (1613—1677), Orientalist 119, 127
 Rehulka, Jaroslav (* 1886), tschech. Politiker 309
 Reichenauer, Maximilian, Mährisch-Trübauer Dechant (1702—1715) 348—350
 Reinhold, Christof, Kanonikus in Prag (M. 17. Jh.) 115
 Rem, Matthias, Faktor d. Höchstetter in Lyon (1528) 93
 Rembrandt, eigtl. R. Harmensz van Rijn (1606—1669), holländ. Maler 163
 Ribbentrop, Joachim von (1893—1946), nat.-soz. Politiker 256, 258, 260 f., 264, 273, 276—278
 Ribeysen, Elisabeth geb. Thenn 92
 Ribeysen, Niklas, Salzburger Jurist (Anf. 16. Jh.) 87 Anm. 32, 92, 107
 Richter, Václav (* 1900), tschech. Historiker 153
 Rilke, Rainer Maria (1875—1926), dt. Dichter 235 Anm. 27
 Ripka, Hubert (1895—1958), tschech. Politiker 284, 308
 Robespierre, Maximilien de (1758—1794), frz. Revolutionär 285
 Rodulf, König d. Heruler (5. Jh.) 28
 Röhm, Ernst (1887—1934), nat.-soz. Politiker 301
 Rohzenal, tschech. Politiker 309
 Rondeck, Johann Dietrich von, kaiserl. Resident in Hamburg (1681) 128—130
 Roon, Albrecht Graf von (1803—1879), preuß. Generalfeldmarschall (1873) 211
 Roosevelt, Franklin Delano (1882—1945), amerik. Staatsmann, Präsident der USA (ab 1933) 272
 Rothe (Rüede), Michael, Händler (Anf. 16. Jh.) 95
 Rothfels, Hans (* 1891), Historiker u. Sozialwissenschaftler 293
 Rotlew, Martin, Finanzminister Karls IV. (1377—1383) 64
 Rudolf II., Kaiser (1576—1612) 114, 145
 Ruppelt, Miloš (1922—1967), Redakteur d. Kultúrný život 400
 Šalda, František Xaver (1867—1937), tschech. Kritiker u. Schriftsteller 249
 Samo († ca. 660), fränk. Kaufmann, Slawenkönig 57, 327
 Sartre, Jean-Paul (* 1905), frz. Philosoph u. Schriftsteller 401
 Schacherl, Bruno, ital. Publizist 401
 Scheidemann, Philipp (1865—1939), dt. Politiker 216
 Schieder, Theodor (* 1908), Historiker 293
 Schierendorf, Christian Julius von (um 1720), böhm. Adelige 123
 Schlick, Grafengeschlecht 83 f., 94, 106
 Schlick, Albrecht Graf (Anf. 16. Jh.) 83
 Schlick, Heinrich Graf (Anf. 16. Jh.) 85 Anm. 14
 Schmid, Hans, Egerer Fuhrmann (um 1545) 103
 Schnöb, Hans, Nürnberger Händler (Anf. 16. Jh.) 95
 Schönerer, Georg Ritter von (1842—1921), österr. Politiker 192
 Schülen, Johann von, Faktor d. Fugger in Almaden (um 1550) 99 Anm. 84
 Schütz, Gregor, Händler (Anf. 16. Jh.) 95
 Schütz, Ursula geb. Staiber 95
 Schultz, Daniel, Danziger Maler (18. Jh.) 164
 Schwarz, Christoph (1545—1592), Maler 150
 Schwarzenberg, Felix Fürst zu (1800—1852), österr. Staatsmann 207
 Seldner, Martin († 1535), Händler 96

- Seldner, Sigmund (1515—1541), Nürnberger Händler 97
- Seldner, Wolfgang († 1538), Händler 96
- Serlio, Sebastiano (1475—1554), ital. Baumeister 142
- Severin, († 482), Mönch, Apostel d. Glaubensfriedens in Noricum 28, 43, 48, 54
- Seymour, Charles (* 1885), amerik. Professor 220 f., 224
- Seyß-Inquart, Arthur (1892—1946), NS-Reichskommissar 261
- Shakespeare, William (ca. 1564—1616) engl. Dramatiker 211
- Sigibert I., König d. Franken (561—575) 56
- Skadegård, Povl, Generalsekretär d. Föderalist. Union europäischer Volksgruppen (1959) 320
- Sladkovský, Karel (1823—1880), tschech. Politiker 305
- Slánský, Rudolf (1901—1952), Generalparteisekretär d. KPdSch 400
- Šmeral, Bohumír (1880—1941), tschech. Politiker 305
- Sobieski, Alexander († 1714), Sohn Johanns III. v. Polen 167
- Sperling, Johann Christian (ca. 1690—1746), Ansbacher Hofmaler 167—175
- Spitz, Hirschel, Abgesandter am Kaiserhof (M. 18. Jh.) 360 Anm. 7
- Srbik, Heinrich Ritter von (1878—1951), Historiker 194, 200, 204
- Staiber, Hans († 1518), Nürnberger Händler 95
- Staiber (Steber, Stäber), Hans, Nürnberger Kaufmann (M. 16. Jh.) 94—98, 102, 106 f.
- Staiber, Lorenz, Nürnberger Kaufmann (Anf. 16. Jh.) 95
- Staiber, Sebald, Nürnberger Kaufmann (Anf. 16. Jh.) 95
- Staiber, Ursula geb. Schütz 95
- Staiber, Walburg geb. Seldner 95, 97
- Stalin, Josef (1879—1953), sowjet. Staatsmann 318, 323
- Stanley, Oliver (1896—1950), brit. Minister 267
- Stefánik, Milan Rastislav (1880—1919), tschech. Politiker u. Astronom 401
- Sternberg, Franz Philipp Graf (1708—1786), Diplomat 125
- Stifter, Adalbert (1805—1868), dt. Dichter 234
- Stoß, Veit (1440/50—1533), Bildhauer, Kupferstecher, Maler 101
- Stránský, Jaroslav (1884), tschech. Politiker 312
- Styffe, Carl (1817—1908), schwed. Historiker, Archivar 125
- Švehla, Antonín (1873—1933), tschechosl. Ministerpräsident 305
- Taulow von Rosenthal, Theodor Anton (1702—?) kaiserl. Geheimer Hausarchivar 123
- Tegetthoff, Wilhelm von (1827—1871), k. k. Vizeadmiral u. Marinekommandant 371 f., 374—376, 380
- Tegler, Fritz, Nürnberger Rotschmied († 1523/24) 85
- Tegler, Hans, Nürnberger Faktor d. idrian. Handelsmonopolges. (Anf. 16. Jh.) 85—87, 89—92, 94, 101—103, 106 f., 109
- Tegler, Hans jun. († 1529), Faktor 88
- Tegler, Margarete geb. Praun 103
- Teilhard de Chardin, Pierre (1881—1955), SJ, Geologe u. Paläontologe 197
- Thenn, Hans, Salzburger Münzmeister (um 1530) 92
- Theoderich d. Große, ostgot. König (471—526) 28, 36, 41—43, 45, 49
- Theudebald († 555), König d. Franken 35
- Theudebert, König d. Franken (534—548) 35 f.
- Thompson, S. Harrison, Historiker 313
- Tigrid, Pavel, Journalist 310
- Tilea, rumän. Botschafter in London (1939) 260, 269 f., 272
- Tiso, Jozef (1887—1947), slowak. Politiker u. Staatspräsident (1939—1945) 261 f.
- Torstenson, Lennart, Graf v. Ortala (1603—1651), schwed. Feldherr 111 f.
- Trevano, Baumeister (um 1600) 158 Anm. 84
- Tucher, Anton (um 1510) 87 Anm. 27
- Tudrus, König d. Quaden (um Chr. Geb.) 40 f.
- Tuka, Vojtěch (1880—1946), slowak. Politiker 261
- Turnwald, Wilhelm (* 1903), Kunsthistoriker 295
- Ulbricht, Walter (* 1893), kommunist. Politiker 209
- Ullmann, Hermann (1884—1958), Publizist u. Redakteur 203
- Urban VIII., Papst (1623—1644) 357

- Vaculík, Ludvík (* 1926), tschech. Schriftsteller 397
- Válek, Miroslav (* 1927), tschech. Schriftsteller 399
- Veesenmayer, Edmund (* 1904), nat.-soz. Funktionär 261
- Vega, portugies. Prediger in Prag (um 1590) 148
- Venantius Fortunatus, Honorius Clementianus (ca. 530 - nach 600), lat. Dichter 35
- Venier, Nicola, venezian. Kaufmann (um 1535) 97 f.
- Venizelos, Eleutherios (1864—1936), griech. Staatsmann 313
- Vibilius, König d. Hermunduren (1. Jh.) 39
- Vignola, Giacomo da (1507—1573), Baumeister 159 Anm. 89
- Wacho (auf 6. Jh.), König d. Langobarden 29, 30, 35, 40, 49
- Walderada, Gemahlin d. Frankenkönigs Theudebald 35
- Waldes, Peter († 1218), Stifter d. Waldenserbewegung 64
- Waldhauser, Konrad (1320—1369), Augustiner-Chorherr, Reformprediger 63
- Walther v. d. Vogelweide (ca. 1170—ca. 1230), ma. Lyriker 199
- Wamser, Christoph, Baumeister (Anf. 17. Jh.) 158 Anm. 87
- Weber, Max (1864—1920), Sozialökonom u. Soziologe 286
- Wedel, Karl Fürst von (1842—1919), kais. dt. Statthalter u. Botschafter, kgl. preuß. General 378
- Weidlich, Martin Johann, Stadtschreiber in Mährisch-Trübau (17. Jh.) 334, 337 f.
- Weiß, Hannes, Weber in Mährisch-Trübau (Ende 17. Jh.) 335
- Welczek, Johannes Graf (* 1878), dt. Diplomat 267
- Wenzel, dt. König (1378—1400), als Kg. v. Böhmen W. IV. (1378—1419) 64
- Weyprecht, Karl (1838—1881), Nordpolfahrer 376
- Wickel, Lienhard, Nürnberger Herrscher (16. Jh.) 83—85, 89, 92—94, 101, 106, 109
- Wickel, Niklas († 1523), Nürnberger Kaufmann 83, 84 Anm. 10 f., 100, 106
- Wiclif, John (ca. 1330—1384), Reformator 64
- Wilczek, Hans Graf (1837—1922), Mäzen 376
- Wilhelm I., Deutscher Kaiser (1871—1888), König v. Preußen (1858/61—1888) 197
- Wilhelm I., König d. Niederlande (1815—1840) 190 f.
- Wilson, Sir Horace (* 1882), brit. Politiker 265
- Wilson, Thomas Woodrow (1856—1924), amerik. Staatsmann, Präsident der USA (1913—1921) 217, 219—223, 225 f.
- Wittenberg, Arvid Graf (1606—1657), schwed. Feldmarschall 116
- Witteneben, Johann Erich, Archivar u. Bibliothekar (um 1680) 129
- Wolmut, Bonifaz, Hofbaumeister (M. 16. Jh.) 145
- Wrangel, Karl Gustav, Graf v. Salmis (1613—1676), schwed. Reichsadmiral u. -marschall 115
- Zelenka, Jan (* 1923), tschech. Journalist 398
- Zeman, Otakar, tschech. Journalist 321
- Zenkl, Petr (* 1884), tschech. Politiker 305

STICHWORTREGISTER

DER ABHANDLUNGEN UND MISZELLEN

- Absolutismus 163 f., 287
 Achsenmächte 256, 259
 Adelsherrschaften 290
 Annexion, nationalsozialistische 255, 263, 266, 268
 Architektur s. Baukunst
 Archive, Archivalien 111—133
 Astronomie 176 f., 185
 Ausfuhr s. Export
 Ausgrabungen, Ausgrabungstätigkeit 26, 55—57
 Aussiedlung 281—314, 316
 Austro-Slawismus 304
 Avarenkriege 326, 332
 -reich 332
 Balkan-Entente 270, 275
 Barock, Barockzeitalter 134, 143, 150, 157, 164, 288
 Bauindustrie 390, 393
 Baukunst 134—143, 145—160
 Bergbau, Bergwerke 41, 82—85, 89, 91, 95 f., 99 f., 103, 105, 107, 316, 359 f., 362
 Bettelorden 64
 Bibliotheken 176 f., 179, 181, 183
 Bodenfunde 24—26, 29, 31 f., 34, 37, 43, 57
 Bodenschätze 14
 Böhmisches Brüder 144
 Bolschewisierung 308
 Brauchtum 382—388
 Bürgertum 319
 Bulgarien 306, 313
 Bundesrepublik, deutsche 11 f., 190, 396
 Burgunderreich 52
 Calvinismus 144, 221
 Chemische Industrie 390, 394
 Coup d'État 17, 20, 309, 318
 Dekalog 59—81
 Demokratie 282 f.
 Deutscher Bund 206—209, 211 f.
 Dominikaner, Dominikanerorden 144 f.
 Dreißigjähriger Krieg 111—117, 125 f., 337
 Einfuhr s. Import
 Einwanderung, slawische 54—58
 Eisenbergwerke 41
 Emigration, tschechische 19
 England 261, 264—267, 269—277
 Entente, Kleine 259, 269
 Exilregierung, tschechoslowakische 300, 307 f., 312 f.
 Expansionspolitik, nationalsozialistische 262 f.
 Export 395 f.
 Faschismus 282 f.
 Februar-Putsch 17, 20, 309, 318
 Finanzpolitik 391—393
 Frankenreich 30, 205, 332
 Frankfurter Bundestag 210
 — Nationalversammlung 199
 — Reichstag 332
 Frankreich 264, 266, 269—271, 273—276, 278, 290
 Französische Revolution 164, 284, 369
 Friedensverhandlungen, Friedensvertrag, westfälische 113
 Frühklassizismus 163
 Gegenreformation 157, 337, 387
 Geistlichkeit 357 f., 364
 Geschichtsbewußtsein 9 f., 13—16, 20—22
 Geschichtsforschung, Geschichtsschreibung, Geschichtswissenschaft 17—19, 21 f., 24—26, 34, 37, 288 f., 291, 334—350
 Glasindustrie 316, 362
 Gleichberechtigung, nationale 320 f.
 Gotik 134, 137, 139—143, 155 f., 158
 Grabritus 24 f., 30—33, 37, 52, 55
 Gräber, Grabfelder, Grabfunde 23—27, 29—34, 37, 40, 47 f., 52, 54—56
 Grenzen, Grenzfrage, Grenzprobleme 218, 220 f., 224 f., 290
 Griechenland 280, 306, 313
 Großmährisches Reich 327, 333
 Handel 14, 37, 85—110, 259, 290, 359, 394
 Handschriften 60 f., 176—189

- Heiliges Römisches Reich 199f., 203f., 209
 Heimatrecht 12, 215, 217
 Heiratspolitik 36
 Herrenstand 357f., 364
 Herulerreich 27
 Holland 273
 Hunnenherrschaft 35
 Hussiten, Hussitenzeit, Hussitismus, Hussitenkriege 17, 145, 303

 Imperialismus 202, 217
 Import 390, 396
 Industrie, Industrieproduktion 286, 316, 390f., 393f.
 Inquisition 64
 Investiturstreit 287
 Italien 261, 270

 Jesuiten, Jesuitenorden 144—148, 152, 158, 160, 177, 185
 Jugoslawien 292f.

 Karolingerreich 327, 329
 Katholizismus 144, 208, 304
 Keramik 57
 Kirchenbau 134—143, 145—160
 Klöster 328
 Königgrätz, Schlacht bei 190—216
 Kolonisation, deutsche 205
 Konsumgüterindustrie 390, 393f.
 Konvention von Neuilly (1920) 306
 KPTsch (Kommunist. Partei d. Tschechoslowakei) 318f., 321f., 389—391
 Kreditpolitik 391—393
 Kriegsmarine, österr. 375, 377f., 380
 Krippen, mechanische 383, 386
 -spiel(e) 384f., 388
 -theater 384—388
 Kronarchiv, Böhmisches 114, 121—124
 Kunst 14, 134—143, 145—160, 163—175, 238, 241—243, 245—249
 Kupferbergbau, -handel 96

 Landesausbau 32, 288—290
 Landespatritismus s. Patriotismus
 Landnahme, bairische 46—49, 54, 56
 madjarische 332
 slawische 327
 Landtafel, Böhmisches 117, 121
 Landwirtschaft 390
 Langobardenreich 30, 34
 Leibeigenschaft 359
 Litauen 274
 Literatur 14, 227—251

 Lohnpolitik 393, 396
 Luthertum 144, 230, 250

 Malerei s. Porträtkunst
 Markomannenkriege 40, 51, 55
 Maschinenbau 390, 394
 Merowingerreich, -zeit 30, 329
 Minderheiten, Minderheitenpolitik 209, 255, 305, 313, 317f., 320, 322
 Mission, Missionstätigkeit 53, 328
 Münchner Abkommen 228, 254—257, 259f., 264, 267, 269, 276, 282, 310
 Münzfunde 32

 Namenkunde 37f., 42, 45—47, 51, 58, 325—333
 Nation, Nationalbewußtsein 17—19, 192, 229, 232, 286, 288, 318
 Nationalismus, Nationalstaat(en) 11f., 16f., 126, 192, 195f., 199, 202, 209, 215, 221, 230f., 281, 285—287, 289—292, 301, 318f.
 Nationalitäten, Nationalitätenpolitik, Nationalitätenproblem 20, 208, 224, 295, 318—322, 400
 Nationalsozialismus 255, 289, 313
 Nichtangriffspakt, deutschpolnischer 258

 Oder-Neiße-Linie 292
 Oktoberrevolution, russ. 398

 Pariser Friedenskonferenz 221, 226
 Pariser Reparationskonferenz (1945) 290
 Patriotismus 195, 215, 304
 Pittsburgh-Vertrag 223
 Polen 256f., 262f., 269—271, 273—280, 292, 313
 Porträtkunst 163—175
 Potsdamer Konferenz, — Abkommen 310, 313, 321
 Preispolitik 393, 395f.
 Proletariat 318, 323
 Protektorat Böhmen-Mähren 17, 126, 266, 308, 313
 Püchov-Kultur 44

 Quecksilberbergwerke, Quecksilberhandel 82—110

 Raffelstettener Zollurkunde 332
 Rechtsstaat 298
 Reformation 191, 230
 Reformen, religiöse 64
 Reichsarchiv, Stockholmer 117, 120, 123, 125f., 131

- Reichsidee 196, 198 f.
 Reichskristallnacht 265, 301
 Renaissance 137, 139, 142 f., 158
 Rest-Tschechoslowakei 254, 256, 260—265
 Revolution, hussitische 14
 Ritterstand 358, 364
 Rodung 288, 332
 Romantik 250
 Rugierreich 27
 Rumänien 269—271, 274 f., 279 f., 292 f.

 Schiffahrt 361
 Schmuckindustrie 316
 Schriftstellerkongreß, -verband, tschechosl. 367—401
 Schulwesen 318, 320
 Schweiz 273
 Schwerindustrie 393
 Selbstbestimmungsrecht 12, 217, 220 f., 223, 226, 300
 Siedlungsfunde 57
 Silberbergwerke 362
 Skirenreich 28, 44
 Slowakei 269, 274, 276
 Sowjetunion 202, 213 f., 257, 262 f., 269—271, 274 f., 309, 393
 Sprachgrenze 43
 Sprachinseln 42
 Sprachwissenschaft 37 f., 42 f., 45—49, 51, 58, 64—69, 325—333
 Staatsrecht, Böhmisches 16
 Stadtgeschichte 334—350
 Swebenreich 40

 Textilindustrie 316, 362, 366, 394
 Theologie 59—81
 Thüringerreich 33, 36, 52
 Türkei 271, 280, 306, 313
 Türkenkriege 205, 343

 Unabhängigkeit, Unabhängigkeitsbewegung, Unabhängigkeitserklärung 257, 260, 262, 273 f., 278

 Ungarn 269—271, 292 f.
 Universalmonarchie 198—202
 USA 13, 202, 213 f., 220, 222 f., 225, 269, 272
 Utraquismus 144

 Vereinigte Staaten von Amerika s. USA
 Verkehr 14, 290, 359
 Versailler Friedensvertrag 215, 218
 Vertreibung 9—13, 20, 215, 217, 281—314, 317
 Völkerbund, Völkerbundsgarantie 222, 258
 Völkerrecht 12
 Völkerwanderung, Völkerwanderungszeit 23—58, 332
 Volksabstimmung 224
 Volkskunde 382—388
 Volkstum, Volkstumsgedanke 12 f., 15 f., 20, 323

 Waldenser 64
 Weihnachtsspiel(e) 384
 Weimarer Republik 11
 Weinbau 362
 Weißen Berg, Schlacht am 152
 Weltkrieg, Erster 192, 203, 215, 286, 305, 368, 381
 Zweiter 21, 54 f., 176, 185, 217, 253 f., 292, 295, 300, 307
 Westmächte 256, 261, 264 f., 268, 271—273, 275
 Wiener Kongreß 206
 Wirtschaft, Wirtschaftsbeziehungen, Wirtschaftsinteressen, Wirtschaftspolitik 257, 259, 286, 351—366, 389—396
 Wirtschaftsverhandlungen, deutsch-rumänische 259 f.

 Zentralismus, Wiener 17
 Zentralkomitee d. KPTsch 389—391, 394—396
 Zinnerhandel 98 f., 106
 Zollverein, Deutscher 207